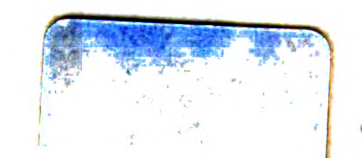






Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit Franz Dörr und Karl Kühn
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und Theodor Zeiger

XXX. Band
(der Phonetischen Studien XXXVI. Band)

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1922

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXX. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

Seite

II. VERMISCHTES.

III. ANZEIGER.

Mitarbeiter:

A. G. = Alfred Günther in Menden i. Westf.
A. H. = Adalbert Hämel in Würzburg
A. S. = Albert Streuber in Darmstadt
E. L. = Eugen Lerch in Pasing vor München
E. W. = Ernst Werner in Kulmbach
F. D. = Franz Dörr in Mühlhofen a. Bodensee
F. K. = Fritz Karpf in Bruck a. Mur
F. Kr. = F. Krüger in Hamburg
F. R. = Franz Rauhut in Würzburg
G. H. = Georg Herzfeld in Berlin
Go. H. = Gottfried Herzfeld in Frankfurt a. M.
G. R. = Georg Rohlfs in Berlin-Steglitz
G. V. A. = Giovanni Vittorio Amoretti in Bonn
H. E. = Heinrich Endres in Würzburg
H. P. = Hellmut Petriconi in Würzburg
J. M. = J. Matl in Graz
J. V. = Joseph Vernay in Würzburg
K. E. = Karl Ettmayer in Wien
K. G. = Kurt Glaser in Marburg i. H.
K. H. = Konrad Hentrich in Köln a. Rh.
L. B. = Ludwig Barthel in München
L. S. = Leo Spitzer in Bonn

Seite

O. L. J. = Otto Luitpold Jiriczek in Würzburg
O. W. = Otto Weidenmüller in Frankfurt a. M.
R. R. = Richard Riegler in Klagenfurt
W. F. = Wilhelm Friedmann in Leipzig
W. H. = Wilhelm Havers in Würzburg
W. K. = Walther Küchler in Wien
W. F. Sch. = Walther F. Schirmer in Freiburg i. Br.

1. *Sprachwissenschaft, Phonetik, Pädagogik, Allg. Kultur- und Literaturgeschichte, Bücherwesen, Deutschland und das Ausland. Deutsche Sprache und Literatur.*

2. *Englisch.*

3. *Französisch.*

4. *Italienisch.*

5. *Spanisch.*

6. *Andere Sprachen.*

Erweiterung der Neueren Sprachen.

Dem 30. Jahrgang zum Geleit!

Mit dem vorliegenden Heft leitet die Zeitschrift *Die Neueren Sprachen* ihren *30. Jahrgang* ein.

Trotz der für die wissenschaftliche Arbeit so ungünstigen Verhältnisse hat sich der Verlag entschlossen, den Umfang der Zeitschrift von 26 Bogen Umfang im abgelaufenen Jahrgang auf 33 Bogen für den 30. Jahrgang zu erhöhen. Von dieser Zahl will er nur abweichen, wenn etwa eine unvorhergesehene und über Erwarten hohe Steigerung der Herstellungskosten eintreten sollte.

Verlag und Herausgeber der Neueren Sprachen glauben der Zustimmung ihrer Leser gewiß zu sein, wenn sie heute ankündigen, daß sie nicht nur den Umfang, sondern auch den *Inhalt* der Zeitschrift erweitern wollen. Und zwar derart, daß künftighin neben den in der alten Weise weiter zu pflegenden Fächern des *Englischen* und *Französischen* auch das *Spanische* und *Italienische* in reicherem Maß als bisher Aufnahme finden sollen.

Wir hoffen, durch diese Erweiterung einem überall in Deutschland sich regenden Verlangen nach stärkerem kulturellen Austausch mit dem uns freundlich gesinnten spanischen Volke Rechnung zu tragen und mitzuhelfen, die alten, durch den Krieg vorübergehend unterbrochenen Beziehungen zu Italien wieder anzuknüpfen.

Die Neueren Sprachen wollen mit allem Ernst und Nachdruck der geistigen Bildung unseres Vaterlandes dienen. Auf ihre Weise: Durch Pflege der wissenschaftlichen Auslandskunde, durch Wahrung und Befestigung des geistigen Zusammenhangs der Völker, überzeugt von der Wahrheit, daß der Verlust dieses Zusammenhangs das Ende der menschlichen Kultur bedeuten würde.

Zur Unterstützung dieser Arbeit erbitten wir die tätige Mitwirkung aller Fachgenossen, indem wir sie einladen, die Zeitschrift weiter oder neu zu beziehen und geeignete Beiträge an einen der beiden Herausgeber einzusenden.

Zum Schluß sei mitgeteilt, daß beabsichtigt ist, wertvolle Untersuchungen, deren Umfang einen Abdruck in der Zeitschrift verbietet, in der Form von *Beiheften* herauszugeben und den Lesern der *Neueren Sprachen* zu ermäßigtem Preise anzubieten. Als erstes dieser Beihefte soll in Kürze erscheinen eine Arbeit von Privatdozent Dr. *Friedrich Schürr*, Freiburg i. Br.: „Sprachwissenschaft und Zeitgeist“.

Verlag und Herausgeber der Neueren Sprachen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

BAND XXX. JANUAR-FEBRUAR 1922. HEFT 1/2.

DER BILDUNGSWERT DES FRANZÖSISCHEN FÜR DIE DEUTSCHE SCHULE UND DEN DEUTSCHEN GEIST[1]).

Immer vernehmlicher werden die Stimmen, welche die Entfernung des Französischen von unseren Schulen oder doch eine Einschränkung zu Gunsten des Englischen fordern. Tatsächlich ist in diesem und jenem deutschen Staat, so kürzlich in Württemberg, in einer und der andern Stadt und Schule, das Französische bereits aus einem *Pflichtfach* zum *Wahlfach* herabgedrückt worden. Damit wird der Entscheidung der Kinder und ihrer Eltern überlassen, ob sie die Sprache eines Feindes lernen wollen, dessen unerbittliche Gewalt uns zu ersticken droht. Man kann vermuten, und man hat der Proben schon genug, daß von dem Wahlfach Französisch bald nicht viel übrig bleiben wird. Fernhaltung der fremden Sprache und des fremden Geistes aus der Schule scheint vielen bei uns die beste Abwehr schwerlastender Bedrückung.

Auch in unsern Privatlehranstalten geht das Französische erstaunlich zurück. Die größte derartige Anstalt in Berlin macht bekannt, daß von 1500 Schülern 1000 Englisch, 300 Spanisch und Portugiesisch und nur 200 Französisch lernen. Andere melden, daß diese Sprache „fast gar nicht verlangt" werde. Rein wirtschaftliche Rücksicht und der Sinn des bloßen Nutzens, so scheint es, trifft hier zusammen mit vaterländischem Widerwillen, um das Französische in einen Nebenraum zurückzudrängen.

---

[1]) Das Nachfolgende ist ein Bericht, den der Verfasser auf Veranlassung der Neuphilologischen Arbeitsgemeinschaft vor einem großen Teil der Berliner Oberlehrerschaft und Mitgliedern des Ministeriums am 12. Januar d. J. im Deutschen Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht gehalten hat.

Man kann die beiderlei Beweggründe menschlich verstehen und muß dabei doch fragen, ob solche folgenschwere Entscheidung zum wahren Besten unseres deutschen Volkes ist. Wer die wohlgemeinten Ergießungen und schnellgefaßten Entschließungen gegen das Französische liest, bekommt den Eindruck, daß ihre Verfasser und Urheber von zwei Voraussetzungen ausgehen, die erst klar ausgesprochen und gründlich geprüft werden sollten, ehe die Schulbehörden den geforderten Umbau unseres neusprachlichen Unterrichts zu Ende führen. Werden lebende Fremdsprachen aus reiner Liebe und Neigung zum Nachbarvolk erlernt oder aus sachlicher Notwendigkeit und innerer Zweckmäßigkeit? Und weiter: Dürfen wir uns, nachdem wir aus der Reihe der politisch führenden Mächte ausgeschieden sind, uns ohne die Gefahr schwerer Schädigung gestatten, künftig in der vorbildlichen Oberschule die Zahl der lebenden Fremdsprachen einzuschränken? Das Gegenteil sollte uns näher liegen. Dürfen wir, nachdem uns von allen Waffen nur die des Geistes, das sind unsere Schulen, verblieben sind, deren Lehrplan und Aufbau voreiligen Versuchen unterwerfen, statt mit deutscher Sachlichkeit und Gründlichkeit erst zu erwägen, wie das Vorhandene der Rettung unseres Volkes am besten dienen kann?

Diese Frage ist Angelegenheit nicht nur der deutschen Schule, vielmehr der deutschen Bildung: ein *Kulturproblem* im reinsten und reichsten Sinn des Wortes: *Was hat die Kenntnis französischer Sprache und Kultur uns im Vergangenen geleistet? Und was verspricht sie uns fürs Künftige?* So und nicht anders muß die Frage lauten.

Es trifft sich seltsam, daß eben jetzt in Frankreich drüben das Deutsche mehr und gründlicher und, wie ich zu wissen glaube, erfolgreicher denn jemals an den Schulen unterrichtet wird. Prüfungsarbeiten werden dort gegeben über Stefan George und seinen Kreis, über Franz Werfel und Karl Spitteler[1]); Thesen erscheinen über Walther Rathenau; im vorigen Winter war, wie die «Nouvelle Revue française» berichtet, Albert Einstein, in

---

[1]) *Agrégation d'Allemand:* I. Intérêt et valeur des correspondances. Henri de Régnier, Figures et Caractères. II. Version — Apollo et Artemis von *Carl Spitteler* (Olympischer Frühling). III. Dissertation française, caractériser l'œuvre de *Stefan George* et de son cycle. IV. Inwiefern kann man von einer *Demokratisierung Deutschlands* in den Jahren 1848—1920 sprechen?

diesem ist Sigmund Freuds Psychoanalyse die große Neuigkeit der Pariser Salons. Mit größtem Eifer verfolgt man drüben alles, was im geistigen Deutschland vor sich geht[1]). Noch kürzlich hat Maurice Barrès, dessen geläuterter Geschmack uns sonst in Tageszeitungen mit dem Schimpfwort Boches belegt, in seiner Rede im französischen Abgeordnetenhause Goethe die Ehre gegeben. Und André Gide, einer der vornehmsten Geister des heutigen Frankreich, hat es in der oben genannten Zeitschrift nachdrücklich im Namen vieler ausgesprochen, daß es Zeit werde, die Beziehungen zu dem geistigen Deutschland wieder aufzunehmen; sonst könnte nicht Deutschland, sondern Frankreich den Schaden daran haben[2]). Daß dieses alles nicht aus Liebe zu

---

[1]) «Je suis d'accord avec vous sur l'importance pédagogique des langues vivantes et particulièrement sur la nécessité où nous sommes tous de *ne pas laisser amoindrir la langue allemande*. Sous prétexte que l'Allemagne nous a donné des ennemis, nous ne voudrions plus connaître sa langue? Ce serait là *une erreur fondamentale. Ce serait une véritable hérésie*, car mieux avisés que nos pères, nous savons que nous devrons toujours regarder du côté du Rhin, que nous devons toujours savoir ce qui s'y passe, ce qui s'y dit, ce qui s'y prépare, ce qui s'y fait, et que, pour arriver à cette notion exacte des choses qui se passent en Allemagne, nous devons d'abord apprendre la langue de ce pays. Je présiderai dans quelques jours la distribution des prix du lycée de Tulle. Le sujet du discours — discours d'usage — est précisément *la nécessité d'apprendre l'allemand, et j'aurai l'occasion à cette circonstance, d'exposer exactement mes vues et mes sentiments . . .*»
Discours du Recteur de l'Académie de Clermont-Ferrand aux professeurs de langues vivantes (Assemblée générale), 23 juin 19 1.

[2]) A. Gide, N. R. Fr., 1er novembre 1921, S. 513: (Anfangsätze) Nombre d'sprits, et des meilleurs – je veux dire: des plus français — commencent à envisager d'un autre œil la question des relations intellectuelles avec l'Allemagne. Ils commencent à admettre que ces relations puissent être reprises; et de là à penser qu'elles doivent être reprises, il n'y a qu'un pas; que certains ont déjà franchi (et ce que je vais dire ici ne paraît déjà plus bien hardi à personne); certains ont même pensé qu'il ne pouvait y avoir qu'avantage pour la France à les reprendre et à les reprendre au plus tôt . . . Il paraît à ceux-ci (qui ont pensé . . . reprendre au plus tôt les relations intellectuelles avec l'Allemagne) que l'ignorance est toujours une cause d'erreur, et que de toutes les ignorances, celle de l'ennemi est la pire; que cet isolement où l'on prétend parfois maintenir l'Allemagne pourrait bien en fin de compte se retourner contre

aus geschieht, sondern aus kühler sachlicher Erwägung, bedarf der Worte nicht. Und dabei herrscht drüben, wenn wir von hochdenkenden engeren Kreisen wie dem um Gide absehen, ein fremdenfeindlicher Klassizismus. Daß sogar dieser es nicht verschmäht, aufmerksam bei uns zu hören und zu lernen, sollte doch jedem bei uns zu denken geben, der denken will und denken kann.

Was immer zwischen den beiden Völkern liegen, was irgend uns heute und künftig trennen mag, älteste Kulturgemeinschaft hält unser geistiges Leben nahe zusammen. Und gegenwärtig strömt, ungehemmt und ungeprüft, durch die weitgeöffneten Grenzlande des Westens französische Kultur und Unkultur ins deutsche Land. Ob wir die Augen öffnen oder nicht, die fremden Mächte sind überall am Werk und wirken zielbewußt mit allen Mitteln. Kann es uns retten, daß wir die Augen schließen und das Französische in unseren Schulen verkürzen wollen? Nein, Augen auf! Und klaren Blicks des Feindes Art erkennen und durchschauen: nur das gibt Stärke, das allein gibt Sicherheit und Rettung!

Drum noch einmal die Frage: was soll französische Sprache und Geistesart an deutschen Schulen? Und angenommen, jene hätten Recht, die einzig nur die *wirtschaftliche Nützlichkeit* ins Auge fassen:

Da finden wir, daß die Kenntnis der französischen Sprache dem deutschen Kaufmann und Techniker, Arzt oder Lehrer immer noch die halbe Welt eröffnet. Nicht nur, daß sie in allen Ländern romanischer Zunge, auch in Rußland, Polen, Bulgarien, in der Türkei und der ganzen Levante eine Art höherer Umgangssprache darstellt, der gegenwärtig überall neue von Franzosen geleitete Schulen bereitgestellt werden. Wer das Französische kennt, erlernt von da aus ohne allzu viele Mühe auch die übrigen romanischen Sprachen und versteht jedenfalls auch leichter die Kultur dieser Länder, die, wie schon im Mittelalter, so wieder seit dem 18. Jahrhundert unter stärkster französischer Einwirkung leben. Auch kommt hier in Betracht, daß der deutsche Auswanderer sehr viel mehr auf die romanischen als auf die angelsächsischen Kolonialgebiete angewiesen ist, in welchen letzteren der englische und amerikanische Kaufmann

---

nous; que ne pas regarder n'a jamais empêché d'être vu et que ce jeu d'autruche était un jeu de dupe, qui conférait à l'Allemagne tout l'avantage dont nous nous départions du même coup.»

und Händler durch größeres Geschick und stärksten politischen und industriellen Rückhalt dem deutschen Wettbewerb mit größerem Erfolg entgegentreten. Aus diesem allem ergibt sich, daß das Französische in dieser ersten, meist bemerkten Hinsicht dem Englischen nur wenig nachsteht, vielleicht es übertrifft.

Unmittelbar fällt für die Schule und ihre Zwecke gedanklicher Erziehung der eigentliche *Sprachcharakter* des Französischen schwer ins Gewicht. Vielhundertjährige, nie unterbrochene Schulung hat aus den Mitteln spätrömischer Volkssprache ein Organ geschaffen, das durch übersichtliche Klarheit und scharfe, knappe Bestimmtheit jede andere Sprache, sogar das Latein, unbestreitbar aber das Englische, weit übertrifft. Wie dort im gleichmäßigen *staccato* die Reihen der Laute, der Worte, der Sätze, der Gedanken sich ordnen und gliedern, wie dort in Wortstellung und Gedankenaufbau das verwickeltste Erlebnis auseinandergelegt und das gefühlsmäßige Ineinander und Durcheinander in ein logisches Nacheinander und Nebeneinander aufgelöst wird: dieses einzigartige Erzeugnis formalen sprachlichen Scharfsinns ist geradezu unentbehrlich, um unseren deutschen Schwer- und Tiefsinn zum klaren Ausdruck zu erziehen. Eben darum bevorzugen erfahrene und bewährte Schulmänner, die gleichzeitig in Französisch und Englisch unterrichten, gerade für den Anfangsunterricht mit Entschiedenheit das erstere.

Hoch über wirtschaftlicher Nützlichkeit und sprachlicher Gedankenfügung steht *Kultur und Geist*, stehen die heiligen Mächte, die ein Volk in tiefster Seele verehrt und glaubt. Die altererbten, die eingeborenen Heiligtümer sind es, die Gottheiten der Nation, deren geheimnisvolle Kraft durch Sprache und durch Umgang einfließt und einwirkt auch in Herz und Kopf der Nachbarn. Gottheiten sind es, denen in unverminderter Hingabe das alte und das neue Frankreich dient und opfert wie einst die Bürger von Athen der Athena Promachos.

Es ist das Schicksal jeder Religion, und einer streng nationalen und abgeschlossenen besonders, daß dem unreinen Diener heiliger Wert unheiliger Unwert wird, daß Selbstsucht und Eigenwillen dem Pantheon ein Pandaimonion zur Seite stellen. Wenn «l'intérêt» und «l'utilité» regieren, kann es geschehen, daß der Einzelne und daß die Mehrheit der Glaubensgemeinde statt des Gottes den Götzen anbetet, daß sie vors Urbild ein Zerrbild schiebt, daß dort wo ein erhabenes Heiligenbild gestanden hat, die Fratze grinst.

Im Kuppelbau des französischen Pantheon steht mitten drin das Kultbild der *Civilitas und Civitas*. Gemeinschaftswille und Gesellschaftswille schufen dem Franzosen das Meiste, was ihn zum Leben schmückt und bildet: Weltstadt und Königshof als «monde» und «salon», den «honnête homme» als Kavalier, mit allem was an Kunst und Dichtung und Beiwerk seinem Dasein dient.

Daneben im Pandaimonion ragt der Götze Gesellschaftszwang, der Sitte und Sittlichkeit, Wissenschaft und Eigenrecht des Einzelnen in Ketten schlägt und jeden Bürger noch heute in die Schablone des königlichen Höflings zwingt.

Und weiter steht im Pantheon das Heiligenbild der einheitlichen *großen Nation*, die alle Kräfte, alle Schätze des Landes auch Unterricht, Verwaltung, geistigen und Geldverkehr, Gericht und öffentliche Meinung in einem Mittelpunkt Paris vereinigt und versammelt; drüben im Pandaimonion der Popanz, der den Provinzen Saft und Kraft entzieht und ihre schöpferische Eigenart lähmt und zerstört.

Dort ragt verehrungs- und bewunderungswürdig das Götterbild des Vaterlands, «*la République*». Kraft dieses Glaubens sind alle Franzosen von der ewigen Sendung ihres erwählten und unersetzlichen Volkes überzeugt und finden Trost und Stärke auch in der schwersten Not. Diese Göttin erweckt dann wohl in ihrem Volk unbeugsam harte und kluge Lenker. Zeitweilig aber kniet drüben unreiner Sinn vor unreinem Götzenbild: was Chauvinismus in solchen Herzen vermag, wir haben es erlebt und fürchten es noch oft aufs Neue zu erfahren.

Als Gottheit, die begnadet, wird von jedem echten Franzosen hoch verehrt das *Gleichgewicht der Seelenkräfte:* «l'équilibre, l'harmonie de l'âme»: gegen «la passion» soll «la raison», gegen «l'imagination», «l'intelligence», gegen die Neigung zum Typus der Sinn für feine Unterschiede («la nuance»), gegen «la nature» soll «la logique», hinwiederum gegen «la perversité» «la simplicité» ihm helfen.. Werden aber die Mächte, die regeln und zügeln sollen, allmächtig, dann herrscht «la sécheresse du cœur», Kaltherzigkeit, und «le calcul», worin schon Goethe den Götzen des Franzosentums entdeckt und aufgewiesen hat. Und umgekehrt, wo Leidenschaft sein Denken unterjocht, wird Begeisterung fanatisch und Grausamkeit Sadismus.

An die *μεσότης* der Hellenen erinnert im Pantheon Frankreichs «la mesure»: maßvolle Erscheinungsform in Haltung und

Gebärde, Mienenspiel und Sprache; maßvolle Ordnung in Kunst und Rede, sogar in Mahlzeit und Gelage. Wo aber nicht der Geist die Grenzen setzt und die Glieder ordnet, wo Seltenheit erlesener und gesuchter Form sich selbst ein Schauspiel geben will, da grinst auch hier ein hohler Totenschädel.

Ein höchstes und heiligstes Gut, an dem sich ungestraft niemand vergreift, ist ihm *die Sprache seiner Nation*. Der höchste Name, und über den des Dichters und Philosophen noch erhaben, ist der des «écrivain». Freilich, wie eben hier die wissenschaftliche Erkenntnis und poetische Einbildungskraft notleiden und oftmals unter Zwang und Vorschrift zu ersticken drohen, dafür ist jeder Franzose Zeuge, der neuen Gedankengehalt und neue Phantasiegebilde durch eine Sprache mitteilen muß, die mit altüberliefertem Kulturbestand nun einmal leben und sterben will.

In einer anderen Seitenkapelle des französischen Pantheon gebietet der Gott des *guten Geschmacks* über alles Geschaffene und alles Gebahren, das gefallen will. Kraft seiner Hilfe glaubte Ronsard die Alten und Petrarca, Corneille die Spanier, Racine die Griechen, Voltaire sogar den Tasso und Bojardo, Maffei und Seneka besiegt zu haben. Gefällige Leichtigkeit und Anmut fordert dieser Gott von jedermann. «La littérature moyenne» ist sein Verdienst, und fremder Völker und Geister Großtat wird auf Frankreichs Boden in klar vernünftige Fassung umgegossen. Trotz allem ists eine Willkürherrschaft und kostet das Land so viele eigenwüchsig schöpferische Geister, so viele trostlos abgeschnittene Naturkraft, daß immer wieder eine neue Jugend den alten Gott als Götzenbild verflucht.

Kein anderes Wissen steht ihm so hoch und heilig wie *Menschenkunde:* von Seele, Sitte und Gesetz. Dieser Göttin Priester will jeder sein: als Psychologe, als Moralist, als Rechtserfahrener. Nicht zünftige Fachgelehrsamkeit will und soll das sein. Der Mann, die Frau von Welt und Geist, setzt ihrem Ehrgeiz kein höheres Ziel. Die meisten Denker Frankreichs verwirklichen diesen Typ. Und dicht daneben droht auch hier die falsche Göttin, aufdringlich, schwatzhaft, ohne Scheu und Scham vor dem Geheimnis, und ohne eigene schöpferische Kraft.

Die meisten dieser Götter bewahren und erhalten Altererbtes. Dagegen reißt zu immer neuem Vorwärtsdringen die Göttin der *Beweglichkeit* empor, die als «révolution» oder «progrès» kampflustige Jugend anfeuert und beseelt. Als «le risque, l'aventure, la croisade» äußert sich der tiefeingeborene Drang nach neuem

Erlebnis und neuer Tat. Wo aber in schnellem Wechsel und Verlieren wertvolles Geistiges der Mode unterworfen wurde, wird Heiliges mißbraucht; und was der Nation ein Segen werden konnte, wird Fluch und Unheil.

Kein anderes Idol ward als erbeigenes, bodenständiges Palladium im Lauf der Jahre so stolz uns vorgehalten wie *die Hochherzigkeit: «la générosité»*. Doch diese altadlige Gottheit tut seit Richelieus und Napoleons Volkserziehung dort keine Wunder mehr. Der ritterliche König Heinrich IV., so scheint es, hat sie in sein Grab genommen, als ihn Ravaillac der Mörder traf. Hochherzigkeit, so scheint es, ward ausgetrieben, als die Bürger von Paris die hugenottischen Edelleute, einige Tausend, die auf Treu und Glauben als ihres Königs Gäste gekommen waren, meuchlings ermordeten und ihre Leichen auf die Gassen warfen. Hochherzigkeit ward ausgetrieben, als der vierzehnte Ludwig durch Dragonaden, ein altes Mittel französischer Regierungskunst, die Bürger der Sevennen gefügig machen wollte. Hochherzigkeit wurde geköpft in den Septembermorden als Kinder und Jungfrauen das Schaffot bestiegen. Sie lebt und wirkt verborgen in wenigen edlen Herzen.

Götter und Götzen des Franzosentums haben seit Anbeginn zu uns herübergewirkt. An den Göttern haben sich unsere besten Deutschen gebildet: schon Walther und Wolfram, Goethe neben Herder in Straßburg, als er dort zum eingeborenen Deutschtum, mit Volkslied, Götz und Faust erwachte; so rang ein Lessing mit Voltaire; Schiller reifte zum politischen Dichter, indem er Corneille und Racine überwand; der Reichsfreiherr vom Stein setzte sich mit den Ideen der französischen Revolution, Bismarck in Paris mit der dortigen Diplomatie auseinander; Feuerbach und Leibl, ja Spitzweg entdeckten in Paris durch Überwindung der Franzosen ihr bestes Selbst; Leibnitz und Hegel, der seine ersten Versuche französisch schrieb, Schopenhauer und Nietzsche schulten sich an französischem Formensinn und Ausdruckskunst. Richard Wagner entdeckte sein Deutschtum zuerst in Paris; Wilhelm von Humboldt, Karl Hillebrand und viele andere Gelehrte gelangten dort zur Selbsterkenntnis. So haben auch Adolf Tobler und Heinrich Morf ihre Alemannenart am Franzosentum geklärt und in immer neuem Ringen mannhaft behauptet.

Zwar haben schwächere Geschlechter und minder eigenwüchsige Geister sich selbst und ihre Zeit den übermächtigen fremden Göttern ausgeliefert: so Opitz und Gottsched, oft auch

Wieland; so hat noch heute Heinrich Mann sich fremdem Vorbild allzu nahe gehalten. Gewiß bedarf es bodenständiger, wurzelhafter Art und einiger Durchschnittshöhe der eigenen Umwelt, wenn sich dabei das deutsche Wesen durchsetzen soll. Doch nicht minder ist auch dies gewiß, daß eben unsere angestammte Eigenart, die mit heißer Liebessehnsucht sich an unendliche Aufgaben wagt und im Tiefsinn sich zu verlieren vor allem andern fürchten muß, nirgends in der weiten Geisteswelt eine bessere *Gedankenschule* finden kann, wie dort im französischen Pantheon. Keinen besseren Prüfstein gibt es, keinen besseren Ansporn für den echten Deutschen, als mit edlem Franzosengeist zu ringen bis zur Überwindung.

Freilich weiß nur geübter Blick die heiligen Götter neben den heillosen Götzen herauszufinden. Was über die französische Grenze strömte nach Belgien, Elsaß, Deutsch-Lothringen, und jetzt nach Pfalz und Rheinland, das ist die dortige Foire sur la Place, wie Romain Rolland verächtlich diese Jahrmarktsware bezeichnet hat. Französische Filme im Kino, Schwankfabrikate auf der Bühne, Ministerreden und Leitartikel in der Tageszeitung: das ist es, was zusammen mit noch geringerer Geistesware durch die weitgeöffneten Grenzen, der Sturmflut gleich, heranströmt und bei ahnungslosen und arglosen deutschen Frauen, Männern und Kindern, Propaganda macht für des Nachbarlandes geschminkte Götzen und schmeichlerische Fratzen.

Wenn es so weiter geht wie hier in Berlin, wo französische Schwänke allabendlich in vielfacher Zahl bejubelt werden, dann ist kein Halten mehr. Was dann uns droht, diese geistige und künstlerische Versklavung, wir sehen sie vollzogen am belgischen Francillon, den alle Welt in Frankreich verspottet und verlacht. Wir haben es schon vor dem Kriege an einem Teil der elsässischen Alemannen reichlich erlebt.

Und da sollen wir, in dieser schweren Not der Stunde, den Unterricht in französischer Sprache und Kultur nicht selbst in die Hand nehmen? Sollen nicht durch tiefgebildete und wurzelechte Oberlehrer den deutschen Kindern Achtung vor den Göttern des französischen Geistes, Liebe zu den eigenen Heiligtümern, und Abscheu und Spott für die Götzen des eigenen und des fremden Landes vortragen und vorleben lassen?

Wenn wir den Unterricht im Französischen nicht selber in der Hand behalten, wird Frankreich durch die Alliance française für französischen Unterricht Sorge tragen, und es weiß, wie man

Französlinge erziehen kann. Maurice Barrès versendet deutschgeschriebene Propagandaschriften in die deutschen Rheinlande. Eine École de droit mit französischer Vortragssprache ist in Koblenz begründet worden. Allenthalben besuchen im besetzten Gebiet deutsche Kinder und Erwachsene französische Schulen. Sollen wir der Regierung von Raymond Poincaré freiwillig das Feld räumen? Sollen wir die Seelen unserer Landsleute und Mitbürger wehrlos, schutzlos dieser Entfremdung ausliefern?

Aber freilich, damit das Ziel, das wir vor uns sehen, das Ziel, das zahllose Deutsche erreicht haben und immer noch erreichen, verwirklicht werde, bedarf es sorgfältigster Auswahl des Lesestoffs. Wie die klassischen Philologen ihren Homer und Thukydides, Vergil und Tacitus lesen, so müssen auch wir in unseren Schulen statt Souvestre, Feuillet, Coppée, Scribe, statt Thierry, Michaud, Duruy und Ségur die großen typischen Franzosen lesen, an denen wir auf jeder Seite französische Wesenszüge und Heiligtümer aufzeigen können.

Man sei nicht allzu ängstlich wegen der Schwierigkeiten, die bei den Alten noch weit größer sind, oder gar wegen der moralischen Bedenken, und lese unverzagt die echtesten Franzosen: Montaigne und La Bruyère, Corneille und Racine (nicht nur die unvermeidlichen Cid und Athalie), Molière und Lafontaine, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Marivaux, Chamfort und Rivarol, Sieyès und Mirabeau, Chateaubriand, Michelet, Hugo und Balzac, Stendhal und Mérimée, Baudelaire, Flaubert, die Goncourts, France und Maupassant, Taine und Renan, Rémy de Gourmont und Henri de Régnier, Péguy und André Gide, Romains und Duhamel.

Man lese in zweiter Reihe solche Franzosen, die innerlich dem germanischen Denken nahe stehen und sich kritisch mit dem Franzosentum in ihnen selber auseinandersetzten: Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre, Frau von Staël und Benjamin Constant, Lamartine und Vigny, Verlaine und Mæterlinck Loti, Claudel und Rolland; auch Bergson nicht zu vergessen.

Man lese selten oder nie die Literatur zweiten und dritten Rangs: die beiden Dumas, Paul Bourget und Marcel Prévost, Augier und Malot, Erckmann-Chatrian und noch Geringere.

Man wird, wenn man nur zu lesen versteht, auf jeder Seite jener gehaltvollen Autoren die geheiligten Worte des Franzosentums finden wie société, honnête-homme, nation, patrie, raison, intelligence, penser, logique, ordre, progrès, révolution und der-

gleichen mehr. Überall wird der verständnisvolle Lehrer Gelegenheit haben, aus dem Text jene alten Lebensbegriffe zu entwickeln. Denn allerdings nur so, nicht aber durch eine äußerlich erlernte „Kulturkunde", wird man sich und die Lernenden in das lebendige Wesen des Franzosentums einführen können.[1])

Und diesen Unterricht erteile man in einem Schulraum, wo Bildnisse deutscher Männer von Kranach, Dürer und Holbein, Runge und Lenbach, Thoma und Leibl, von den Wänden herabschauen.

Dann weise man auf ihre Züge und erkläre die tiefen Unterschiede französischer und deutscher Wesensart.

Am Franzosentum zum Deutschtum erziehen, am Geist des fremden Volkes die alteinheimischen Heiligtümer wecken: das ist ein Ziel, des edlen Strebens wert, ein Ziel, das unserer Schule und unsern Lehrern neue Würde verleihen kann.

Und noch ein anderes Höchstes, was wir erstreben, wäre damit gewonnen: daß um das Deutsche, um *Deutschkunde*, die andern Sprachen zusammengeschlossen, und mit diesem als dem mit sachlicher Notwendigkeit gegebenen Mittelpunkt, auf dasselbe Ziel gerichtet werden.

„Das ist zu schwer" hör' ich den Kleinmut sprechen. Und freilich, wer von Anfang an verzagt, wird wenig leisten. Doch mache jeder nur einmal den Versuch, und er wird Kinderaugen aufleuchten sehen. Kein totes Bücherwissen soll er pflanzen, nein, wecken soll er, was in jungen Herzen nur schlummert und sich sehnt, geweckt zu werden. Die deutschen Götter soll er wecken. Unser Lehrer soll Führer sein zu unserem Heiligen.

Nur nicht die Hände in den Schoß gelegt und über „Standesfragen" nachgedacht! Das wäre Götzendienst, Verehrung deutscher Götzen. Sich ganz erfüllen mit dem, was echtester Franzosengeist uns bietet, und mit der reichen Lebensfülle darauf erwidern, die in unserer deutschen Brust zu Licht und Klarheit will: der Klang wird gut! Ernsthafte Achtung vor fremden Göttern, freudige Liebe zu denen der Heimat, Verachtung für allen Götzenzauber hier und dort!

---

[1]) In zwei kleinen Büchlein „Der Neuphilologe zu Felde in Frankreich", Marburg, Elwert, 1918 und „Deutsche und französische Kultur", ebenda, habe ich einiges Grundsätzliche zusammengestellt. Ein knappes Handbuch über „die Heiligtümer des Deutschen und des französischen Geistes" wird vorbereitet.



Wir stehen in schwerem Kampf. Der Krieg geht fort. Französischer Chauvinismus will uns nicht zur Ruhe kommen lassen. Doch keine Seele läßt sich knechten, wenn sie frei geboren ist. Die Freiheit aber will errungen sein: im inneren Ringen mit dem Feind und mit uns selber. Gleich schwer ist beides. Doch verloren ist nur, wer sich selbst verliert! „Nimm die Gottheit auf in Deinen Willen, Und sie steigt von ihrem Weltenthron — Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, Wenn der Schwächling untersinkt!"

Berlin-Nikolassee. EDUARD WECHSSLER.

INFINITIV UND GERUNDIUM.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat nachgewiesen, daß die Infinitive der indogermanischen Einzelsprachen auf alte erstarrte oblique Kasus von Verbalabstrakten zurückzuführen sind; besonders häufig sind der Dativ und Akkusativ einer solchen Erstarrung unterlegen. Unter den Verbalabstrakten treten besonders die Akkusative auf -tum (vgl. lat. *piscatum ire*) hervor; dem germanischen Infinitiv liegt ebenfalls ein alter Akkusativ eines Verbalabstraktums auf *-onom* zugrunde, z. B. *bher-on-om das Tragen.*

Fragt sich nur, wie diese Erstarrung sich vollzogen hat; und hier ist es das Neuenglische gewesen, das mir folgende Erklärung an die Hand gegeben hat:

Unter der Gruppe der intransitiven Verben nehmen die Verba der *Bewegung* insofern eine Sonderstellung ein, als sie notwendigerweise für unser Bewußtsein eine Ergänzung verlangen. Jeder Vorgang nämlich erfordert ein *Ziel* — sei es räumlicher oder zeitlicher Natur — oder einen *Zweck*, den wir als ein geistiges Ziel bezeichnen können. Denn eine Bewegung ohne Ziel und Zweck erscheint unserem beobachtenden Verstand als sinnlos.

Ehe wir die gewonnenen Erkenntnisse weiter verwenden, wollen wir feststellen, daß, wenn das Subjekt sein Ziel oder seinen Zweck *erreicht*, beziehentlich die letzteren beiden in die Sphäre des Subjekts fallen, der Akkusativ steht und zwar als *Acc. resultativus*, z. B. *er griff nach meiner Hand,* aber: *er ergriff meine Hand.* Die intransitiven Verben werden also durch Per-

fektivierung zu transitiven, wie denn die perfektive Aktionsart im Germanischen durch die Praefixe *ga-*, *ir-* usw. gebildet wird.

Eine Zwischenstufe zwischen dem erreichten (Akkusativ) und dem bloß vorgestellten Ziel (Dativ) ergibt sich in den Fällen, wo die Bewegung auf das Ziel und auf den Zweck hin eine *regelmäßig wiederkehrende oder eine besonders intensive ist.* Bei den Verben der sinnlichen Bewegung (*sie geht nähen*, *er geht arbeiten*) wird dann das Ziel der Bewegung zu einem dauernden oder intensiven. Es wird das Ziel sozusagen zu einem Beruf gemacht; das Ziel wird zu einer Tätigkeit, die den Inhalt des Lebens der fraglichen Person ausmacht.

Das Ziel fällt somit in den Bereich des Subjekts; Bewegung und Ziel verschmelzen zu einer Einheit: Der ursprüngliche Dativ wird zu einem Akkusativ des Inhaltes beziehentlich zu einem adverbiellen Akkusativ; vgl. deutsch: *Walzer tanzen*, *Schach spielen!*

Auch Brugmann (*Vgl. Grammatik*, 2. Aufl., II, 3, 916) weist darauf hin, daß man im Deutschen sagen kann: *er geht* (*um*) *zu baden*, *er geht baden*; aber nur: *er geht diesen Sommer schwimmen* (*[um] zu schwimmen* ist unmöglich).

Das lateinische Supinum auf *-tum* repräsentiert diese Stufe, also den Akkusativ des Inhalts sehr gut: *piscatum ire* = *fischen gehen*.

Bei weiterer Entwicklung verliert das Verb der Bewegung an selbständiger, sinnlicher Bedeutung und wird abstrakter, da das ursprüngliche Ziel als Tätigkeit immer stärker im Bewußtsein hervortritt; das Verb der Bewegung drückt nur noch eine Richtung aus, ohne jeden qualitativen Bedeutungsinhalt; wenn ich z. B. im Deutschen sage: *sie geht nähen*, so schließt das nicht aus, daß die Näherin zur Arbeitsstätte fährt. Das ursprüngliche Verb der Bewegung wird zum Hilfsverb, das mit dem Akkusativ des Inhalts ein Kompositum bildet. Das Gehen drückt nur noch die Art und Weise aus, in der das Nähen vollzogen wird; vgl. auch Strohmeyer, *Französische Grammatik*, S. 97: *il courut s'engager* = *er ließ sich eiligst anwerben.*

Wir können also drei Stufen unterscheiden. I. *Er geht zur Arbeit, zum Arbeiten* (*geht* = Vollverb; *Arbeit* = Dativ eines Verbalabstraktums).

II. *Er geht arbeiten* (*geht* = Vollverb; *arbeiten* = Akkusativ des Inhalts).

III. *Er geht arbeiten* (*geht* = Hilfsverb; *arbeiten* = verbaler Infinitiv).[1])

Ähnlich ist der Entwicklungsgang bei den Verben, die eine *geistige* Bewegung ausdrücken, besonders eine *Gemütsbewegung*. Hier drückt zunächst der Dativ des Verbalabstraktums beziehentlich des an seine Stelle tretenden Infinitivs aus, daß es sich um das Ziel der Gemütsbewegung handelt, also daß meine Lust, mein Begehren, mein Wille auf etwas gerichtet ist; z. B. *heute hätte ich Lust zur Arbeit, zum Arbeiten.*

Wird aber das Ziel der Gemütsbewegung ein dauerndes oder wiederholtes, oder ist diese (die Gemütsbewegung) sehr intensiv, so steht das Ziel nicht mehr außerhalb der Gemütsbewegung, wird vielmehr von dieser erfaßt und wird so ein Teil, ja zum Inhalt der Gemütsbewegung, was wir etwa durch die Formel zum Ausdruck bringen können: *Ich liebe zu arbeiten*, oder wenn die Gemütsbewegung intensiv ist: *Ich wünsche zu arbeiten.*

Es würde sich dann um den Akkusativ des Inhalts handeln, ähnlich wie bei den Verben der sinnlichen Bewegung.

Aber darüber hinaus ist noch ein Schritt möglich. Der Inhalt der Gemütsbewegung kann die betreffende Person so stark und intensiv beherrschen, daß sein Bewußtsein völlig damit ausgefüllt ist, daß er sozusagen im Gedanken, in abstracto die Handlung vollzieht, wie z. B. ein Feldherr derart intensiv mit der Eroberung einer Stadt beschäftigt sein kann, daß er sie in seinen Gedanken ununterbrochen vollzieht.

Es wird dann der ursprüngliche Inhalt der Gemütsbewegung zu der eigentlichen Tätigkeit des Bewußtseins, während die Gemütsbewegung, die ursprünglich die eigentliche Trägerin des Bewußtseinsvorgangs war, zurücktritt. Wir können diesen Prozeß etwa durch die Formel ausdrücken: *Der Feldherr wünscht die Stadt zu erobern* > *der Feldherr will die Stadt erobern.*

Damit aber verliert der Infinitiv, der nach den Verben der Gemütsbewegung steht, auch jeden Charakter als Kasus, da eben das Moment der im Infinitiv ausgedrückten Tätigkeit, so stark

[1]) Im Neuenglischen deutet das vulgäre und archaische *to go a-hunting, a-shooting* auf die Stufe I; das gebildete *to go hunting, shooting* auf die Stufe II. Hingegen zeigt die Formel *Don't go saying I never knew a mother* (Poutsma I, 706) schon die Entwicklung zu Stufe III an; *go* ist hier fast Hilfsverb und dient zur Verstärkung des Imperativs.

in den Vordergrund tritt, daß der Infinitiv jeden substanziellen Charakter verliert. Umgekehrt büßt auch das Verbum der Gemütsbewegung jede qualitative Bedeutung ein; es drückt nur noch die Richtung aus, in der die im Infinitiv ausgedrückte Tätigkeit sich bewegt. In dem obigen Beispiele: *Der Feldherr will die Stadt erobern* drückt das Wollen nur die Art und Weise aus, in der sich das Erobern vollzieht, nämlich nicht in der Tat, sondern nur im Bewußtsein. Das Hilfsverb drückt nur aus die Art und Weise, den Modus, wie die Realisierung der im Infinitiv ausgesprochenen Tätigkeit sich vollzieht, d. h. das ursprüngliche Verb der Gemütsbewegung wird zum Hilfsverb und bildet zusammen mit dem Infinitiv ein Kompositum; das Hilfsverb selbst hat dabei nur eine modale Funktion.

Wir können also auch hier drei Stufen der Entwicklung unterscheiden. I. *Infinitiv in der Funktion eines Dativs eines Nomen actionis.*

II. *Infinitiv in der Funktion eines Akkusativs des Inhalts.*

III. *Infinitiv ohne jeden kasuellen, aber mit ausgesprochenem verbalen Charakter*; (er bildet mit dem ursprünglichen Verb der geistigen Bewegung eine Einheit).

Die Verbindung von Infinitiv und Verb wird immer enger; schon in II ist sie enger als in I und in III enger als in II.

In der lebendigen Sprache vollzieht sich nun ununterbrochen diese Entwicklung und führt notwendigerweise zu Neubildungen, zum Teil aber auch zu Rückbildungen.

Das Neuenglische hat durch die neben dem Infinitiv sich einstellende Gerundialbildung eine Möglichkeit gewonnen, eine besondere Form für die Stufe II zu schaffen (z. B. *I like hunting*), während der Infinitiv mit *to* die Stufe I *(I like to hunt)*, der Infinitiv ohne *to* die Stufe III repräsentiert *(I will hunt)*.

Ähnlich im Französischen, wo der Infinitiv mit *à* die Stufe I respräsentiert, der Infinitiv mit *de* die Stufe II, der präpositionslose Infinitiv aber die Stufe III. Im Französischen jedoch liegen die Dinge komplizierter infolge der vielfachen Analogiewirkungen und Ausgleichungen, die diese Sprache überhaupt aufweist. Eine weitere Schwierigkeit entsteht dadurch, daß der Infinitiv mit *de* seine ablativische Herkunft zuweilen nicht verleugnet. Aber Haas hat in seiner *Neufranzösischen Syntax* hervorgehoben, daß der Infinitiv mit *de* mit dem vorangehenden Verb eine engere Verbindung eingehe als der Infinitiv mit *à*; bei dem präpositionslosen Infinitiv läge eine direkte Verschmelzung von Infinitiv und Verb vor.

Diese Erklärung der Entstehung des Infinitivs wirft nun neues Licht auf die Konstruktion des sog. *Acc. c. Inf.* Wir müssen natürlich von den einfachsten Formen ausgehen, wie z. B. *ich höre ein Kind schreien.* Wie die Konstruktion vorliegt, handelt es sich um eine *ἀπὸ-κοινοῦ* Konstruktion, indem sowohl das Akkusativobjekt als auch der Infinitiv auf *„ich höre"* bezogen sind, also:

ich höre ein Kind
ich höre schreien
ich höre ein Kind schreien.

Aber ursprünglich muß auch hier ein Verb der Bewegung zugrunde liegen, und zwar in unserem Falle ein Verb der sinnlichen Wahrnehmung; also liegt ursprünglich die Vorstellung des *Hinhorchens* zugrunde, und der Infinitiv gibt ursprünglich das Ziel und die Richtung des Hinhorchens an; daher: *ich horche auf das Schreien hin.* Der Infinitiv ist also ursprünglich ein alter Dativ-Lokativ eines Nomen actionis.

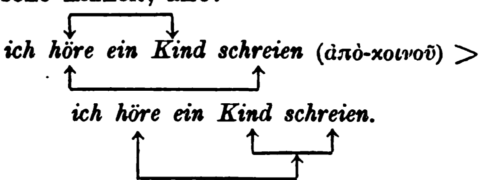
Ist aber das Hinhören ein intensives oder von längerer Dauer, so wird das Ziel des Hörens zum Inhalt des Hörens, es fällt in das Bereich des Hinhorchenden; es wird so der Dativ des Nomen actionis zu einem Akkusativ des Inhalts. Aber gleichzeitig wird bei diesem intensiven, länger dauernden Hinhorchen auch der Träger des Geräusches in das Bewußtsein aufgenommen: *ich höre (deutlich) ein Kind schreien.* Der formalen *ἀπὸ-κοινοῦ* Konstruktion entspricht also psychologisch die Simultanität des Inhaltes der Wahrnehmung mit dem Träger des wahrgenommenen Vorgangs; der eine Akkusativ ist also ein *Acc. resultativus*, der andere (der Infinitiv) ein *Akkusativ des Inhaltes.*

Bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung tritt nun eine ähnliche Abschwächung ein wie bei den Verben der sinnlichen Bewegung und der Gemütsbewegung, indem das aktive Tätigkeitsmoment in der Bewegung zurücktritt, ja mehr ein passives Verhalten des Wahrnehmenden eintritt und der apperzipierte Vorgang, z. B. das Geräusch, das Bewußtsein fast ausschließlich erfüllt, so daß der Wahrnehmende mit dem Wahrnehmen selbst keine bewußte Handlung mehr vollzieht und das Bewußtsein einseitig auf die Veranlassung der sinnlichen Wahrnehmung konzentriert ist; *etwas hören* ist gleich *etwas gewahr werden durch die Ohren.*

Das Verbum der sinnlichen Wahrnehmung wird also *modal*, d. h. wir können von einem Modus der sinnlichen Wahrnehmung

oder Anschauung ebenso gut sprechen, wie von einem Modus des Denkens (Indikativ usw.) oder von einem Modus des Wollens. Der Inhalt des Bewußtseins kann ebenso gut ein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden, genau so wie er zum Gegenstand des Denkens werden kann *(das Kind schreit)* oder zum Gegenstand des Wollens *(das Kind soll nicht schreien).*

Mit der Drückung des Verbs der sinnlichen Wahrnehmung zu einem bloßen modalen Verbum hängt zusammen[1]), daß der Infinitiv auf der anderen Seite an verbaler Kraft gewinnt; da nun jeder Vorgang, jede Tätigkeit eines Trägers bedarf, lehnt sich nunmehr der Infinitiv an das im Akkusativ stehende vorangehende Nomen an, und dieser tritt somit in eine engere Verbindung mit dem Infinitiv; beide, Akkusativ und Infinitiv, bilden eine geschlosseue Einheit; also:



So entsteht daraus die Konstruktion des Akkusativ mit dem Infinitiv.

Marburg (Lahn). M. DEUTSCHBEIN.

RACINE UND EURIPIDES.

Von den Dramen, in denen Jean Racine antike Stoffe behandelt, ist mehrfach behauptet worden, er habe sie mit christlichem Geist erfüllt. Wenn von einer Christianisierung nur dann geredet werden darf, falls die Neubearbeitung eines antiken Vorbilds in absichtlicher oder jedenfalls bewußter Weise vom christlichen Standpunkt aus geschieht, so erscheint dies bei Racine erst an einer ganz bestimmten Stelle, deren Bedeutung eingehender beleuchtet werden soll.

In der „Andromaque" (1667) bricht die Individualität Racines zum erstenmal selbständig durch; zugleich sind die Stoffelemente direkt aus der Antike übernommen, und so bietet sich diese Tragödie dar als Ansatzpunkt der Untersuchung, welche sich auf diejenigen Werke Racines beschränkt, zu denen sich

[1]) Daher im Neuenglischen hier der Infinitiv ohne *to* steht.

Dichtungen des Euripides als Vergleichsobjekte heranziehen lassen.

Die Racinesche Andromache unterscheidet sich von ihrem griechischen Vorbild vor allem durch zwei Voraussetzungen: erstens ist hier der Sohn Andromaches (Astyanax) der gerettete Nachkomme Hektors, nicht wie bei Euripides der Sohn des Phythierkönigs Neoptolemos, dem Andromache bei der trojanischen Beuteteilung durchs Los als Sklavin zugefallen ist; zweitens ist, im Gegensatz zu Euripides, wo Neoptolemos überhaupt nicht auftritt, diese Figur, aus welcher Racine den Epiroten Pyrrhus gemacht hat, eine wichtige Person der Verwicklung. Die erste Änderung geschah aus dramaturgischen Erwägungen, es sei denn, daß Racine seine Heldin nicht in die grausame Lage versetzt wissen wollte, dem Besieger ihrer Vaterstadt wider Willen Kinder gebären zu müssen. Bei Euripides ist ihre Stellung durchaus die einer Leibeigenen; Racine aber schildert eine gefangene Königin, um welche sich der siegreiche König in galantester Weise bemüht. Diese Frauenverehrung freilich hatte keinen Raum in der klassischen Tragödie; wenn aber Racine überhaupt eine Liebesbeziehung zwischen der Gefangenen und ihrem Herrn haben wollte, so gab sich diese Art der Behandlung von selbst, weil seine Bühne mit dem Begriff der Liebe notwendig den der Courtoisie verknüpft. Daß dies eine Frucht christlicher Kultur ist, kann nicht bezweifelt werden[1]), aber dem französischen Dichter lag damit dieses Bewußtsein keineswegs nahe; es ist einfach der Ton, der modernisiert ist, und Racine hätte dies nur unterlassen, wenn er absichtlich die kulturhistorische Glaubwürdigkeit seines Dramas über den künstlerischen Gesichtspunkt gestellt hätte. Namen und Geschichte seiner Personen suchte er zwar aus den Quellen zu belegen und ängstlich genau herübernehmen, aber er blieb souverän in der dichterischen Aufgabe, sie mit lebendigem Geist zu erfüllen. — Nachdem also Andromache keinen Nachkömmling des griechischen Siegers mehr besaß, war es auch nicht mehr unerläßlich, daß dieser vom Schauplatz entfernt sein mußte, wie bei Euripides, wo die Tragödie dadurch erst ihre äußere Möglichkeit erhält; denn allein die Tatsache, daß Neoptolemos sich in Delphi befindet, versetzt Hermione und ihren Vater in die Lage, gegen Andro-

[1]) Grégoire M. De l'influence du christianisme sur la condition des femmes, Paris 1826.

mache vorzugehen. Wenn aber dieser König an Ort und Stelle bleibt, so entsteht damit erst das neue Drama, welches Racine schuf. Die Liebe des Siegers zu der schönen Beute behielt er nach dem Vorbild des Euripides bei, aber, da er ihm nicht wie der griechische Dichter das brutale Verfügungsrecht über die Gefangene zuerkennen konnte, so mußten ihm zwischen den beiden Gestalten Probleme entstehen, welche Euripides noch nicht kennt; der Leidenschaft des Königs steht die Gattentreue der Gefangenen gegenüber. Dieses Motiv ist der Antike keineswegs unbekannt, aber da für sie der Gedanke einer Heirat völlig ausgeschlossen ist, beschränkt sich die Qual, welche man der Gattin Hektors antut, darauf, daß man die Reliquien ihres Gemahls schändet. Erst Racine, dem der antike Stoff nicht mehr wie den alten Dramatikern mit der umgebenden Welt enger zusammenhängt, gegen deren Sitten sie nicht brüsk verstoßen konnten, erst Racine, dem der Stoff als fremde Sage vorlag, mit welcher er willkürlicher als sein Vorgänger Garnier verfuhr, ließ Andromache nicht mehr auf der Stufe eines verfügbaren Kebsweibes stehen, sondern erhob sie trotz ihrer Gefangenschaft in die Willensfreiheit einer fürstlichen Frau, womit erst ein Konflikt zwischen der Liebe des Pyrrhus und ihrer Witwentreue möglich wird. Auch dies ist eine Änderung, welche im Rahmen der Antike nicht gedacht werden kann, aber was Racine dazu bewog, war nicht die Absicht, der Gewalttätigkeit des Altertums eine verbesserte Moral gegenüberzustellen, sondern die ästhetische Intuition, die eine tragische Verwicklung in dem vorliegenden Stoff erblickt, der durch seine sagenhafte Ferne ohne weiteres Änderungen gestattet; und so sehr man geneigt sein könnte, diese auf Rechnung einer christlichen Kultur zu schreiben, als in ihr allein möglich, so ist dies bei einem Dichter von der Hand zu weisen, dessen Änderungen so deutlich den Stempel der rein dichterischen Absicht auf der Stirne tragen. Bei Euripides handelt es sich einfach um eine Gefangene, welcher man den eigenen Tod androht, wenn sie nicht den versteckten Bastardsohn ausliefert; Racine aber schafft durch seine kühne Änderung eine Witwe, die von demselben Manne, der sie liebt, vor die Wahl gestellt wird, entweder den Sohn des verstorbenen Gatten zu verlieren oder ihm die Hand zu reichen. Das Wesentliche dieser Neuerung liegt weniger in der stillschweigenden Voraussetzung einer menschlicheren Kultur, in der eine Kriegsgefangene überhaupt gefragt wird, sondern in der Einführung der Liebe, freilich wiederum einer Liebe,

die sich nicht mit dem Recht des Siegers Befriedigung ihrer Begierde verschafft, sondern durch die Heirat. Racine hat die sakramentale Auffassung der Ehe, und eben damit war eine neue Abweichung von der alten Tragödie gegeben: Hermione ist nicht wie bei Euripides das Weib des Pyrrhus, sondern hält sich vorläufig als Kandidatin an dessen Hofe auf. Indessen bleibt immer noch die Frage offen, ob Racine hier von dem antiken Muster abgewichen ist in der kirchlichen Scheu, einen verheirateten Mann um die Liebe einer andern Frau werben zu lassen, zumal seine Andromache sich am Ende doch des Mittels der Heirat bedient, um so wenigstens durch ein formales Zugeständnis den königlichen Schutz ihres Sohnes sicherzustellen. Dadurch daß Pyrrhus nicht verheiratet ist, gewinnt Racine vielmehr an erster Stelle dramatisch wirksame Verknüpfungen: Das Schicksal der sehnsüchtig wartenden Hermione wird durch eben dieses hilflose Harren auf die Entscheidung des Pyrrhus, durch dieses qualvolle Hin und Her zwischen Hoffnung und Enttäuschung viel poetischer und dramatischer, indem das so getäuschte Mädchen endlich ein rachedürstendes Weib wird. Was die Gattentreue betrifft, so kann es einem antiken Dichter gar nicht in den Sinn gekommen sein, diese von einer Kriegsgefangenen aufrecht erhalten zu lassen; wenn es aber Racine tut, so geschieht es nur auf Grund der Entscheidungsfreiheit, mit welcher er Andromache vorführt, und er hat mit der Aufstellung dieser Tugend schon deshalb keinen Vorsprung vor dem Altertum, weil dies die Treue der Frau noch rigoroser und einseitiger forderte. Das Unerhörte des Christentums war, daß es dieselbe Forderung an den Mann stellte; aber schon bei Euripides zeigen sich Bedenken gegen die Doppelehe des Neoptolemos, welche vom Chor ausgesprochen werden; sie fließen indessen weniger aus ethischen als aus praktisch-eudämonologischen Betrachtungen. Wenn aber Racine seinen Pyrrhus überhaupt ehelos sein läßt, so haben dabei andere Motive den Vortritt vor der bloßen Scheu, den Helden in eine von strengem Gesichtspunkt anfechtbare Situation zu bringen; denn erstens war es äußerlich nicht mehr nötig, Andromache sein Kebsweib sein zu lassen, nachdem Racine ihren Sohn zu einem Nachkommen Hektors gemacht hatte, und zweitens erzielte er damit wirkungsvollere Situationen, sowohl in bezug auf Hermione (s. oben) als auch auf Pyrrhus, dessen Schwanken gerade zur Spannung im Drama beiträgt. Seine schließliche Entscheidung

für Andromache führt die Katastrophe herbei. Außerdem aber ist die Ehelosigkeit des Königs eine wesentliche Voraussetzung, da ja der tragische Konflikt Andromaches in der schmerzlichen Wahl besteht, entweder Pyrrhus die Hand zu reichen oder den Sohn ihres geliebten Gatten zu verlieren, ein Konflikt, der ungleich straffer ist als der des Euripides, bei welchem die Entscheidung Andromaches eine einfache ist[1]), oder gar der des Seneca, welcher ein Publikum nicht mehr zu ergreifen vermag, dem die Pietätsempfindungen der Antike fremd sind. Die Ehelosigkeit des Pyrrhus hatte eine weitere wichtige Änderung zur Folge: Die beiden Frauengestalten treffen bei Racine überhaupt nicht mehr direkt zusammen, während die Tragödie des Euripides gerade auf der Rivalität der beiden beruht, und der Hauptanstoß durch ihr Aufeinanderprallen gegeben ist. Nicht allein, daß für das feindliche Vorgehen Hermiones der Verdacht durch Andromaches Zauberei unfruchtbar geworden zu sein, von vornherein wegfällt, auch das gebliebene Motiv der Eifersucht kann sie nicht mehr zu einer offenen Befehdung der unglücklichen Troerin hinreißen, denn als bloßer Anwärterin auf die Liebe des Königs fehlt ihr dazu sowohl das Recht als auch die Macht. Folglich kann sie es auch nicht mehr sein, welche Andromache vor die harte Wahl stellt, sondern, — und das ist die anziehendste Situation Racines — dies tut Pyrrhus, derselbe Pyrrhus, der die Gefangene mit aller Leidenschaft liebt, und er begeht diese Grausamkeit, eben um das Ziel seiner Liebe zu erreichen. In s e i n e r *blinden* Leidenschaft also wurzelt bei Racine die ganze Dichtung, und aus der glühenden Seele des Pyrrhus springen die Funken, die Mord und Wahnsinn entzünden. Wohl trifft ihn der tödliche Stahl, eben als er die Begehrte zum Altar führt, aber er wird geführt von einer Hand, welche nicht im Dienst einer höheren Gerechtigkeit handelt; es ist kein Akt der Billigkeit, keine ausgleichende Abrechnung, wenn der Beschwörer aller Verwicklungen und Leiden endlich fällt, denn Orest, der ihn durchbohrt, vollbringt seine Tat in der gleichen blinden Leidenschaft, die ihn selbst zum Verbrechen trieb, nur um die begehrte Hermione sein nennen zu können. Und wenn Hermione, deren wunde Seele den Racheschrei ausgestoßen hat, sich an der Leiche des dennoch geliebten Mannes entleibt, so ist dies keine Tat, die ihr das

---

[1]) Sie hat zu wählen zwischen ihrem eigenen Tod oder dem des Kindes.

Gewissen, sondern die übermächtige Leidenschaft ihres Herzens befiehlt. In einem grausigen Finale zerschmettert die Liebesleidenschaft alle, welche von ihr besessen waren, nur Andromache gelangt unversehrt aus dem Zusammenbruch, wie ein Spielball, der, auf wilden Wellen hin und her geschleudert, endlich an die Küste geworfen wird. Die furchtbar schöne Leidenschaft ist es, die am Ende des Racineschen Dramas wie eine blutig zerstörende Flamme lodert, und alles Fragen nach Schuld und Sühne schweigt neben ihrer ergreifenden Majestät.

Es ist bezeichnend, daß Racine eine Figur des griechischen Dramas hat fallen lassen, die völlig aus humanen und ethischen Beweggründen handelt, nämlich die des Peleus. Er ist es, der Andromache beschützt, obwohl ihr Bruder seinen Sohn Achill getötet hat und obwohl sie eine Kriegsgefangene ist, bloß aus dem Gefühl des Rechts heraus, bloß in einer tiefen Regung des Mitleids, das sich der leidenden Sklavin erbarmt. Und noch bezeichnender ist es, daß in dieser Person und in ihrem Handeln der Knoten- und Wendepunkt des antiken Dramas liegt. Die Quäler lassen von Andromache ab, Hermione verfällt in Angst vor der Strafe ihres Gemahls und weiß sich nicht anders zu helfen, als indem sie ihren Vernichtungswillen, nachdem er an der Troerin gescheitert, auf den fernen Neoptolemos lenkt, ein Nachspiel, welches locker genug an die Haupthandlung angeknüpft ist; aber inmitten des attischen Trauerspiels ragt die Gestalt dieses menschlichen Greises: seine Güte zerstreut die Wolken, die sich um Andromache gesammelt haben. Freilich hatte Racine diese Figur deshalb nicht nötig, weil ja zwischen dem Vernichtungswillen der Griechen und der Mutterangst Andromaches schon Pyrrhus stand, und so zum Schutz der Sklavin keine andere Gestalt nötig war, aber mit der Person ist auch ihre ethische Bedeutung verschwunden. Eine Gestalt des Friedens, die dem Bösen mächtig entgegentritt, so erscheint der edle Greis bei Euripides, eine Inkarnation des Guten, welche die Unschuld rettet und menschliche Schlechtigkeiten verhindert; er entscheidet in der Sache Andromaches, und aus dem Gewölk der Verwicklungen bricht siegreich und beglückend die Sonne der Menschlichkeit. Euripides zeichnet scharf Recht und Unrecht. Aber die Tragödie Racines steht gewissermaßen „jenseits von Gut und Böse“. Sie baut in kühnen Linien menschliche Schicksale auf, aber ohne sie jemals unter dem Gesichtswinkel einer sittlichen Bewertung zu betrachten, und nachdem sie dies unterläßt, ist

jede Frage nach deren Art hinfällig. Die „Andromaque“ ist das Kunstwerk eines Dichters, der irrende Menschen zeichnet, ohne deren Irrtümer auch nur einen Schritt über das souveräne Gebiet ihrer künstlerischen Behandlung hinaus zu verfolgen.

Der nächste Stoff, den Racine aus den Dichtungen des Euripides aufgriff, war das Opfer Iphigenies in der Bucht von Aulis. Seine „Iphigénie“ erschien im Jahre 1674. Eine Tragödie, welche wie diese so sehr in religiösen Legenden und im altertümlichen Götterglauben eines entlegenen Volks begründet ist, auf die moderne Bühne zu bringen, war ein Unternehmen, welches sich von vornherein über religiöse Bedenken hinwegsetzen mußte, und die Ausschließlichkeit künstlerischer Erwägungen zeigt sich schon in der Wahl gerade dieser Fabel deutlich genug. Nur die ästhetischen Möglichkeiten, die sie bot, können Racine bewogen haben, sie zu bearbeiten; dabei hat er sich redlich bemüht, die für seine Zuhörer absurde Voraussetzung des Werks wahrscheinlicher zu machen; allein sie mußte eben doch gerade in ihrer Absurdität bestehen bleiben, weil in ihr allein die Keime der Tragik liegen, und diese Fabel christianisieren zu wollen, hieße sie streichen. Was dem christlichen Gemüt an der Iphigenienfabel widerstrebt, ist weniger das Eingreifen der Götter, als die grausame Forderung des Kalchas und der gehorsame Aberglaube Agamemnons und seiner Griechen; dies gerade hat aber Racine beibehalten, (während er das erstere umging), und da es die Grundlage der Tragödie überhaupt bildet, so ist bemerkenswert, daß er einen Stoff aufgriff, der jedem christlichen Empfinden durchaus ferne lag und nicht nur den Erfolg seiner Arbeit von Anfang an in Frage stellen konnte, sondern auch der dichterischen Aufgabe des Glaubhaftmachens und Naherückens die größten Schwierigkeiten entgegenstellte. Freilich vermochte eben dies auch zu reizen, zumal Euripides herrlich genug erwiesen hatte, welch große Situationen sich aus dem Stoff herausschlagen lassen.

Durch zwei konsequente Änderungen hat Racine vermocht, sich die alte Fabel dienstbar zu machen: Zunächst setzt er ein Liebesverhältnis zwischen Achilles und Iphigenie voraus, eine Änderung, welche für ihn, auch ohne Rotrous Vorgang, ebenso nahe lag, als sie dem Euripides ferne war. Racine fügte indessen dieses Motiv nicht deshalb so vorstechend in sein Werk ein, nur um wirkungsvolle lyrische Partien zu gewinnen; wir werden sehen, daß es von entscheidender Bedeutung für die Entwick-

lung des Stückes ist. — Die zweite durchaus selbständige Änderung ist die Einführung der Eriphilegestalt. Die dramatische Aufgabe dieser Person ist keine andere, als an Stelle Iphigenies geopfert zu werden, deren endliche Rettung so den Zuschauer auch ohne Eingreifen der Götter befriedigen soll, nachdem der Dichter durch das ganze Stück hin Sympathien für die Königstochter in ihm erweckt hat, und die außerdem Racine gestattet, seinem Werk anstatt des unwahrscheinlichen Schlusses des griechischen Originals einen rationaleren zu geben, der aber hier wie dort die Rettung der bemitleidenswerten Jungfrau zum Sinne hat. Um dies alles indessen zu ermöglichen, mußte Racine, wenn er nicht die antike Voraussetzung des Stückes stören wollte, das bei Euripides eindeutige Orakel in ein doppeldeutiges verwandeln, welches, anfangs auf Iphigenie gedeutet, das alte Trauerspiel des Griechen zuläßt, dann aber auf Eriphile bezogen, jene plausiblere Lösung erlaubt. So wird der Orakelspruch nicht nur für die Eröffnung, sondern auch für die Auflösung von größter Bedeutung. Die Tragik des ganzen Stücks aber beruht somit auf einem mißverstandenen Seherspruch und die Lösung einzig und allein auf dessen Berichtigung. Bei Euripides dagegen, wo die eindeutige Forderung des Propheten unzweifelhaft ist, gibt es aus der furchtbaren Verwicklung keine andere Lösung als den Eingriff der Götter. Racine aber, der trotz engster Anlehnung an die Antike das ganze Orakelwesen nicht anders fassen kann denn als Aberglauben, verankert es ganz in der Person des Kalchas. Nur dadurch, daß dieser schließlich seinen Spruch auf Eriphile deutet, erreicht Racine die Lösung und den Abschluß seiner Tragödie, genau wie er sie durch die ursprüngliche Auslegung erst entstehen läßt. Hinter der Stirn des Priesters also laufen die Fäden der Dichtung zusammen; er hat, obgleich im Hintergrund stehend, das Schicksal aller in der Hand. Ist es nun wirklich auch bloß wieder eine divinatorische Erleuchtung, welche die plötzliche Auflösung des Knotens veranlaßt, auch nur im Grunde bloß wieder das Hereingreifen überirdischer Mächte? Sollte Racine die wohldurchdachte Architektur seiner Tragödie wirklich auf den zwei gleichsam in der Luft hängenden Ecksteinen der beiden Spruchdeutungen aufgebaut haben? Hätte er die Entscheidung bloß durch den billigen Zufall einer Seherinspiration bewirkt, die mit dem Drama selbst nicht in der geringsten Wechselbeziehung steht oder was ist es, das seinen Kalchas zu der schicksalsvollen Umdeutung

veranlaßt? — Er sieht, wie sich das griechische Heer untereinander und in der Heimat schon um eines Weibes willen zu zerstören im Begriff ist; denn der liebende Achilles erst — und hier liegt die dramatische Bedeutung dieser Liebe — muß infolge der furchtbaren Gefahr Iphigenies anders als der des Euripides entflammt werden, sich mit seinen Anhängern für die Geliebte dem eigenen Volke entgegenzuwerfen[1]). Kalchas sieht, welche katastrophale Wirkung sein Orakel für die Allgemeinheit anzunehmen droht, und da der Spruch nicht kassiert werden kann, schiebt er an Stelle der Iphigenie die Waise Eriphile vor, deren Elternlosigkeit gleicherweise geeignet ist, unverhindert und ohne wieder den bewaffneten Widerstand empörter Verwandten fürchten zu müssen, ihren Mord zu vollziehen und zugleich dem Dunkel ihrer Herkunft eine Enthüllung zu geben, welche dem Orakelspruch genügte. Zu erkennen freilich, daß Eriphile in der Tat das durch den Spruch geforderte „Blut Helenas" ist, scheint immer noch eine plötzliche Eingebung zu sein, aber Racine bereitet diese Überraschung mit soviel Andeutungen und soviel Deutlichkeit vor[2]), daß das scheinbar Incommensurable der Enthüllung doch in den Bereich menschlicher Erkenntnismöglichkeit fällt, und man sich wundert, daß das Geheimnis der Eriphile bei soviel Anspielungen nicht auch von andern erraten worden ist. — So erscheint Kalchas als ein Priester, der eine weise Opportunitätspolitik verfolgt, als ein kluger Drahtzieher, der die Menschen nach den Forderungen des Augenblicks hin- und herleitet, indem er dies unter dem Mantel göttlicher Prophezeiung verhüllt. Was bei Euripides wirklich von der Gottheit eingeflüstert wird, entsteht bei Racine selbständig im Kopfe des Sehers; dort ist Kalchas die Vermittlung zwischen Himmel und Erde, hier ist er der überlegene Weise, der seine Umgebung in der Hand hat, kurz, Racine hat ihn seiner Heiligkeit entkleidet, die ihm ein antiker Aberglaube verlieh, und ihn als Mensch unter Menschen gestellt. Das Orakel aber, welches bei Euripides noch ein eindeutiger und unerschütterlicher Gotteswille ist, wird bei ihm zu einer

---

[1]) Auch hier zeigt sich die Richtigkeit der Beobachtung Julevilles, daß nämlich die Liebe bei Racine nie um ihrer selbst willen da ist, sondern eine Art Ferment bildet, welches das psychologische Experiment der Tragödie beschleunigt.

[2]) Vgl. folg. Stellen: I, 1 155; ganz deutlich I, 2 237ff; II, 1 442 II, 5 710; III, 4 858; IV, 4 1282.

schillernden Sentenz, deren Ausdeutung sich menschlicher Rationalismus bemächtigt.

Die Eriphilegestalt ist lediglich da, um eine Korrektur des Orakelspruchs möglich zu machen und ausführen zu lassen. Wenn Racine bekennt, wie wichtig ihm diese Gestalt gewesen sei, so geht daraus hervor, daß er alles Überirdische, welches der antiken Iphigenienfabel ihre Eigentümlichkeit verleiht, durchaus vermeiden und seine Tragödie auf den Boden des Menschlichen und Wahrscheinlichen stellen wollte. Wenn er sich so bemüht, alles Religiöse und Übersinnliche abzustreifen, so geschieht es allein infolge ästhetischer Erwägungen, denn er mußte leicht einsehen, daß das Unterfangen Rotrous, die Tragödie des Euripides mit dem ganzen legendarischen Apparat auf die moderne Bühne Frankreichs zu bringen, mißglückt war. Dabei ist es ebenso unwichtig wie unwahrscheinlich, ob der Christ Racine bei dieser Entgötterung irgend etwas mitgesprochen habe, um so mehr als es durchaus nicht eine Frucht des Christentums war, wenn sich die dramatische Kunst aus dem Nebel der Mirakel befreit hatte, ebenso wie es nicht etwa christliche Abneigung sein konnte, was ihn bestimmte, die antike Götterwelt und ihren Kultus zu entfernen; vielmehr besaß diese seit ihrer Wiedergeburt einen größeren Reiz als das Altgewohnte. Alle Änderungen kommen auf Rechnung des wägenden Künstlers, der da weiß, daß uns die Dinge mehr ergreifen, deren Anfang und Ende ein Menschenherz umfassen kann, als die, welche unbegreiflich sind und mehr geeignet, uns unsere Ohnmacht als unsere Größe zu zeigen.

Es ist zweifellos, daß der religiöse Rahmen der Iphigenientragödie bei den Alten die Wirkung erhöhte, welche er bei uns vermindert. Wenn schon ein Sinn in der alten Legende ruht, so kann es nur der sein, daß sich die Gottheit derer erbarmt, welche zum unschuldigen Opfer menschlicher Irrungen werden; jedenfalls aber siegt doch die Güte des Himmels über die Leiden, welche die Menschheit um seinetwillen über sich bringt, und es ist eine beglückende Empfindung, wenn sich den ergriffenen Zuhörern des Euripides endlich die Wolken öffnen, aus denen eine mitleidige Götterhand den scheinbar unlöslichen Qualen der Menschen ein versöhnendes Ende macht. Der deus ex machina ist hier keine Verlegenheitsausflucht, und mag sich Euripides zu den Göttern seines Volkes gestellt haben wie er will, es ist „bewundernswürdig, wie Euripides das große und ganze in der Religion seines Volkes nachempfand, trotzdem er

sich ihr innerlich abgewandt hatte.“ Im Iphigenienmythus lebt der uralte sehnsüchtige Glaube der Menschheit, der immer wieder den Himmel aufreißt, um eine leidende Seele nicht am schauerlichen Opferstein verbluten zu lassen. Die Tragödie des Griechen hebt den menschlichen Schmerz hinauf aus der irdischen Dumpfheit in eine reine Höhe, und es ist ein Künstler und ein Priester zugleich, der hier zu seinem Volke redet.

Diesen religiösen Kern hat Racine entfernt, nicht in der Erwägung, als ob er etwa dem Gemüt seiner Zeit völlig ungenießbar gewesen wäre, sondern weil er eben den vorliegenden Stoff überhaupt nur mit den Augen des Dramatikers allein prüfte; so riß er gleichsam die griechische Tragödie vom Himmel weg, in welchen sie hineinragte, und baute sie in neuer Schönheit, aber fest und einzig in der Erde ruhend. Kurz, seine Iphigenie unterscheidet sich von der antiken vor allem durch die einseitige Verwertung des menschlichen Teils der Fabel; diese ist selbst die Hauptsache geworden. Die Problemstellung ist eine andere: Es handelt sich nicht mehr um einen Konflikt zwischen Gottes- und Menschenwille, — ein Spiel menschlicher Leidenschaften eröffnet sich, zu welchem der Götterspruch nichts weiter als die Voraussetzung gibt. Wenn aber eben das religiöse Wesen der Iphigenienfabel abgestreift ist, so ist damit die Frage, ob es etwa ein christlicher Kopf sei, durch den sie gegangen, abgetan. Racine erkennt vor allem ihre poetische Ergiebigkeit, folglich tritt er ihr nur mit künstlerischen Erwägungen näher und schafft eine Dichtung, die sich jeder moralischen oder religiösen Bewertung entzieht, weil sie eben mit diesen Elementen gar nichts zu tun hat.

Mit der Tragödie „Phèdre“ taucht nun zum erstenmal die Tatsache auf, daß Racine für die Ausarbeitung seines Werks noch einen andern Gesichtspunkt außer dem rein ästhetischen annahm. Er weist selbst in seiner Vorrede darauf hin: «je puis assurer que je n'en (des tragédies) ai point fait où la vertu soit plus mise en jour que dans celle-ci etc.» Zum erstenmal also stellt Racine die Moral nicht nur als kompetenten Faktor der Tragödie auf, sondern er erkennt sie geradezu als ihren Zweck an, eine Anschauung, die seinen bisherigen Kunstprinzipien widerspricht und sie sogar verurteilt. Diese Kursänderung ist zu tiefgreifend, als daß sie ihm lediglich auf das Gebiet der künstlerischen Arbeit hätte beschränkt sein können; sie wird nicht das Produkt einer bloßen intellektuellen Neu-

einsicht über Wesen und Bedeutung der Tragödie sein, vielmehr ist man genötigt, diesen Wechsel seiner Kunstanschauung als die Wirkung einer allgemein seelischen Verwandlung aufzufassen.

Racines Künstlerdrang, der ihn aus der zurückgezogenen Stille von Port-Royal hinausgetrieben und mitten in die literarische Welt seiner Zeit hineingestellt hatte, war gedämpft, seitdem er den Glanz und auch den Schatten des Ruhmes kennen gelernt hatte. Diese Abkehr vom bunten Spiel der Welt zu dem religiösen Ernst seiner jansenistischen Heimat, zeigt sich in dem letzten Trauerspiel, mit dem er Abschied von der Komödie nahm, um deretwillen er einst die Väter beleidigt hatte, und so spricht in der „Phèdre“ zum erstenmal in der Tat der Christ, und zwar der jansenistische Christ aus Racine.

Es ist zunächst ein äußerlicher Unterschied, wenn Racine im Gegensatz zu seinem Vorbild den Grundgedanken eines Kampfes zwischen Aphrodite und Artemis fallen ließ; dieser Ausscheidung lag nichts weiter zugrunde, als das einseitige Interesse, das der Dichter der Phädranovelle entgegenbrachte, denn es handelte sich nicht darum, eine attische Tragödie zu übersetzen, sondern einen dankbaren Stoff zu finden. Auch hätte ein Publikum des Barock die Rivalität der Göttinnen nur als mythologisches Beiwerk empfunden, allenfalls gut genug, um zu einem brauchbaren Ballet verarbeitet zu werden, nicht aber als jene personifizierten Gedankengegensätze, als welche sie bei Euripides den großen, symbolischen Hintergrund der Tragödie bilden. Wenn aber dieser Rahmen wegfiel, so verblaßte damit auch der prinzipielle Konflikt, der auf ihm beruht und den Sinn des griechischen Dramas ausmacht, der Gegensatz der Begierde und der Askese; und es blieb nur eine gute Intriguenfabel übrig. Es ist klar, daß so gerade der ethische Kern des Originals zerstört wurde, und es ist bemerkenswert, daß Racine dies getan hat, obwohl er seinem moralischen Programm entsprechend den größtmöglichen ethischen Gehalt einer Vorlage hätte beibehalten sollen. Besonders die Gestalt des Hippolytos ist bei Racine in ihrem urspünglichen Gehalt vollständig verschwunden, und ein französischer Liebhaber ist an seine Stelle getreten. Im Original lag das geistige Schwergewicht auf Hippolytos, bei Racine wird es auf Phädra übertragen, nur weil dem ersteren sein wesentlicher Gedanke unter den Füßen weggezogen ist, der ihn bei Euripides wie auf einem zentralen Postament über alle anderen Gestalten

hinaushob, — seine Keuschheit! Wenn Wilamowitz[1]) sagt, daß, wenn Racine diese Keuschheit nicht begriff und sie durch eine andere Liebschaft ersetze, dies ein Zeichen sei, wieviel näher dem echtem Christentum Euripides stehe als die triumphierende Gegenreformation, so fragt es sich doch, ob für Racine seine allerdings wahrscheinliche Verständnislosigkeit der einzige Beweggrund war, die alte Bedeutung der Hippolytgestalt zu unterschlagen. «La muse de Racine était la galanterie», sagt A. W. Schlegel, und genau so, wie es dem französischen Dichter unmöglich war, einen Achilles ohne die obligate Verliebtheit auf die Bühne zu bringen, ebenso mußte er von vornherein einen Hippolyt ablehnen, dessen Jungfräulichkeit eine schroffe Ablehnung alles Weiblichen notwendig bedingte. Außerdem konnte Racine die Beschimpfungen und Beleidigungen des entrüsteten Hippolyt nicht beibehalten, die bei Euripides eine nicht unwesentliche Motivierung der Rache und Verleumdung Phädras darstellen.[2]) Da er dies aber doch irgendwie zu motivieren genötigt war, so mußte er etwas anderes erfinden, wodurch Hippolyt den Zorn Phädras auf sich zieht, und was bot sich da Geschickteres, als die Rache Phädras an dem einst Geliebten durch Eifersucht zu erklären? Somit wäre freilich Aricia bloß eingeführt, um dieses Motiv möglich zu machen, ihre Bedeutung wäre lediglich die eines dramaturgischen Ferments, aber nachdem ihre Aufstellung einmal nötig erschien, machte sie sich Racine auch weiter dienstbar, indem er Hippolyt infolge seiner Liebe zu ihr eine mäßige Schuld aufbürdet, «quelque faiblesse qui le rendrait un peu coupable envers son père.»[3]) Daß freilich ein Mann im Trauerspiel, welcher bereits eine Frau liebt, kein moralisches Musterstück liefert, wenn er die Anträge einer zweiten zurückweist, dürfte auch ein französischer Kavalier kaum in Zweifel ziehen. Und indem überdies der Hippolyt des Racine auf das furchtbare Geständnis seiner Stiefmutter eine zwar deutliche, aber sehr höfliche Ablehnung hat, schrumpft das Ethos, welches den griechischen Hippolytos in seinem tiefsten Wesen erfüllt, zu

---

[1]) U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Griech. Tragödien, Berlin 1899, Bd. I, Heft II, S. 6.

[2]) Vgl. darüber A. W. Schlegel, Œuvres écrites en français hggb. v. Ed. Böcking, Leipzig 1846, Bd. II: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide; S. 351.

[3]) s. Préface.

einer bloßen Anständigkeit zusammen, die von der wahren Tugend nur die äußere Geste hat. Somit ist mit der Hippolytgestalt unter den Händen Racines eine Änderung vorgegangen, die aus dem dramatischen Instinkt entsprang, mit dem er die völlige Ungeeignetheit der ursprünglichen Hippolytfigur für seine Bühne erkannte. Freilich hindert dies nicht, daß der griechische Hippolytos den französischen an moralischem Pathos weit überragt, so daß sich Racine das ethische Kapital, welches ihm Euripides bot, nicht zinsbar gemacht hat, und er trotz seiner moralischen Tendenz zu sehr Künstler war, um nicht vor allem den Gesetzen seiner Bühne zu gehorchen, selbst wenn damit eine Seite des Originals verloren ging, die ihm als Christ wertvoll genug hätte sein müssen.

Besonders anstößig scheint es Racine gewesen zu sein, wenn Phädra, — eine hellenische Frau Potiphar, — den Mann ihrer Liebe verleumdet, nachdem er sie verschmäht. Er sagt: «J'ai cru que cette calomnie avait quelque chose de trop bas et de trop noir etc.» (préface). Indessen ist es bloß scheinbar, wenn nun Oenone die Schuld an der Schlechtigkeit der Verleumdung tragen soll, denn sagt mit Recht Schlegel (S. 355): «Je ne m'arrête pas à cette manière de courtisan de rejeter les bassesses dont on peut avoir besoin dans une tragédie, sur les personnages d'un rang inférieur: mais Racine avait-il donc oublié cette maxime triviale du droit et de la morale que chacun est censé avoir fait lui-même ce qu'il a fait faire par un autre?» Es ist bedenklich genug, daß die ganze Moralität, welche Racine seiner Heldin bewahren wollte, indem er die Verleumdungstat einer Kammerfrau aufbürdete, eine recht kasuistische ist. Oenone sowohl wie die Amme im griechischen Trauerspiel sprechen mit ihren frivolen Einflüsterungen nur zu sehr die Wünsche der Herrin aus, so daß diese Kammerfrau jedesmal wie die Verkörperung des bösen Elements in Phädra erscheint. Bei Euripides ist ihre Rolle geendigt, als ihr Verkupplungsplan gescheitert ist, bei Racine, als Phädra von Reue erfaßt wird und in dieser Regung gleichsam allen schlimmen Neigungen entsagt, indem sie die cynische Beraterin von sich verbannt. Dieses Motiv der Reue ist neu; Euripides der griechische Fatalist kennt sie nicht, sie ist aus einer Weltbetrachtung erwachsen, die zwar wie Euripides von der Macht des Bösen weiß, aber auch an eine Erlösung von ihr glaubt, kurz, hier ist das erste und einzigemal, wo Racine im Gegensatz zu seinem attischen Vorgänger einen rein christlichen

Gedanken in seine Dichtung einschließt. Daraus folgt, daß jene Phädra, welche im griechischen Drama mit einer teuflischen Verleumdung stolz aus dem verspielten Leben scheidet, hingeht, und indem ihr Gewissen den Sieg über die Leidenschaft davon trägt, bekennt, um so zu sühnen, was sie als Mensch sühnen kann und dann erst das Urteil an sich vollstreckt. Die griechische Phädra begeht ihre Untat, um ihre gesellschaftliche Ehre und die ihrer Kinder zu retten; darüber gibt es für sie keine Frage, ob Recht oder Unrecht; Racines Phädra aber zerbricht endlich unter der Last ihres Gewissens und scheidet erst aus dem Leben, nachdem sie ihre moralische Ehre durch ein reuiges und demütiges Bekenntnis wiederhergestellt hat. Schlegel trifft zweifellos den attischen Standtpunkt sehr nahe, wenn er sagt[1]): «Qu'y a-t-il de plus pis que d'être audacieux pour le crime et pusillanime pour ses suites? C'est bien au repentir de Phèdre que l'on peut appliquer les vers de Dryden: Repentance is the virtue of weak souls». Augustin räumte der Reue eine andere Bedeutung ein, und sein Christentum ist es, welches hier aus Racine spricht, das jansenistische Christentum, wie es in Port-Royal seine Seele erfüllt hatte.

Aber es ist seltsam, wie sich zwei Seelen des Dichters in seiner Tragödie streiten. Dasselbe Weib, welches so bußfertig endet, läßt er selbstsicher genug beginnen. Im Gegensatz zu Euripides ist sie es nämlich, die sich selbst ihrem Stiefsohn anträgt, eine Eigentümlichkeit, die um so beachtenswerter ist, als sie Euripides in der ersten Fassung der Phädrafabel selbst aufgestellt hatte. Aber das athenische Publikum lehnte dies Stück ab, weil es unschicklich fand, daß auf einer tragischen Bühne eine Königin von Athen sich ihrem Stiefsohn antrug; zwar wäre das leider geschehen, aber so etwas stelle man eben nicht dar.[2]) Seneca war es, der diesen Zug aus dem älteren Euripidesstück übernahm, um es an Racine weiterzugeben. Wilamowitz bemerkt: „Es ist für die Emanzipation des weiblichen Fleisches vielleicht mehr bezeichnend als für den Wechsel der Anstandsbegriffe, daß der Vertraute Agrippinas und der Höfling Ludwigs XIV. diese Phaidra wieder hervorgesucht haben." Freilich suchte Racine diesen faux pas seiner Phädra zu motivieren durch das Eintreffen der falschen Todesbotschaft des Theseus, eine Er-

[1]) Schlegel, Comparaison S. 353.

[2]) Vgl. Wilamowitz, a. a. O. über den Aigeus.

findung, die gar keine andere Aufgabe hat, als das Geständnis der Phädra zu ermöglichen und somit die Tragödie zu exponieren. Daß aber Racine durch diese Botschaft das Geständnis ermöglicht scheint, läßt einen Ausblick auf die Moral zu, welche er seinen Zuhörern als genügend ansetzen zu dürfen glaubte. Es ist eine bedenkliche Kasuistik, die aus den Worten Oenones spricht: «Votre flamme devient une flamme ordinaire . . . Thésée en expirant vient de rompre les nœuds qui faisaient tout le crime et l'horreur de vos feux.» — «Je pense pourtant», sagt Schlegel[1]), «toutes les âmes bien nées sentent des remords, quand une personne à qui elles étaient attachées par des liens sacrés et envers laquelle elles ont eu des torts, vient à mourir, parce qu'alors les torts sont irréparables.» «Votre flamme devient une flamme ordinaire». «Tant mieux pour Phèdre si c'était vrai, et mille fois tant pis pour le poète.» Um aber Racine gerecht zu werden, muß man auch in Betracht ziehen, welche Gewalt er der Leidenschaft beimaß. Seine Phädra ist so durchglüht von Begierde nach Hippolyth, daß sie alle Bedenken und alle Gewissenseinwürfe vergißt, als plötzlich die Scheidewand fällt, welche sie von dem begehrten Mann getrennt hielt. Und je mehr sie ihre Leidenschaft all die Zeit her in ihrem Herzen verborgen halten mußte, desto elementarer bricht sie sich nun Bahn, da das äußere Hindernis nicht mehr vorhanden ist.

Die prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Liebesleidenschaft und Keuschheit, Begierde und Enthaltsamkeit, welche im Mittelpunkt der attischen Tragödie stand, ist wie gesagt bei Racine aufgegeben. Phädra und Hippolyt stehen sich nicht mehr als feindliche und unversöhnliche Ideenträger gegenüber; sie machen sich vielmehr Anstandsbesuche, und nur das äußere Gewand der Novelle ist geblieben. Der moralische Akzent, der gerade im Kampf der beiden Hauptgestalten lag, ist beseitigt und die sittliche Teilnahme richtet sich fast ausschließlich auf die Gestalt der Königin. In der Darstellung ihrer Schuld aber zeigen beide Dichter eine grundlegende Ähnlichkeit; denn beide zeichnen die Leidenschaft, welche Phädra überfällt, als eine Schicksalsmacht, für welche der Mensch zwar die Konsequenzen tragen muß, gegen die er aber nicht aufzukommen vermag. Euripides indessen bleibt nun auf diesem pessimistischen Boden stehen: Als ein Opfer geht seine Phädra unter, in Fehltritte verstrickt, die sie

---

[1]) A. a. O., S. 345.

zwar nicht aus eigener Böswilligkeit getan, die sie aber auch nicht zu sühnen vermocht hat, und so ist ihr Ende eine herbe Dissonanz, welche dem ethischen Bedürfnis keine Befriedigung gibt, sondern nur die Resignation über die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur übrig läßt. Dieser bangen Erkenntnis aber stellte das Christentum sein Erlösungsevangelium gegenüber: So leistet die Racinesche Phädra eine Sühne in der Reue, eine Reinigung ihrer unschuldigen Verschuldungen durch die Buße. Für die christliche Seele, welche von dem „Hang zur Sünde" weiß, ist mit der demütigen Erkenntnis der eigenen Schwäche jeder Fehler gebüßt, soweit er es von Menschen überhaupt werden kann. Das ist die Christianisierung, welche die hellenische Phädra unter den Händen Racines erlebt hat. Freilich, die Erlösung, welche im christlichen Glauben an die Gnade Gottes Ereignis geworden ist, sie wird auch in der Tragödie des Euripides gesucht, wenn er Artemis, die jungfräuliche Göttin, zu ihrem sterbenden Liebling gnädig herabsteigen läßt. Mag Euripides an sie geglaubt oder, was wahrscheinlicher ist, nicht geglaubt haben, so ist es doch die große Sehnsucht eines edlen Menschen, der tief genug von der menschlichen Mangelhaftigkeit durchdrungen ist, wenn er eine Erfüllung und Erlösung im Himmel sucht. Aber beglückendes Ereignis ist dieser dumpfe Drang der Menschenbrust erst im Christentum geworden, und indem sie dies wirklich in sich aufnimmt, ist in der «Phèdre» des Racine eine Tragödie entstanden, die ein antikes Gefäß in der Tat mit christlichem Geist erfüllt. Freilich ist diese Tatsache dahin einzuschränken, daß Racine eben jene besondere Form des Christentums *gibt*, in welcher er erzogen war. Deren Strenge scheint dem eigenen Wesen Racines nicht zu entsprechen, und es mag in der Tat nur das Bedürfnis gewesen sein «de se rapprocher de ses premiers maîtres qui le faisait ainsi parler dans sa préface».[1]) So war es nicht eine moralische Anschauung, die er in seiner Phädra demonstrieren wollte, es war nicht ein Bekenntnis seiner christlichen Überzeugung, sondern ein Opfer der Sehnsucht und der Anhänglichkeit, das er, selbst ein Reuiger, Port-Royal darbrachte.

Stuttgart. Walther Baerwolff.

---

[1]) L. Racine, mémoires S. 57.

DAS MALERISCHE BEI GUY DE MAUPASSANT.

In der künstlerischen Individualität Maupassants sind von früh an zwei verschiedene Wesensformen nebeneinander wirksam: der harmlos-naive, naturhafte Sinnenmensch, der in einer Art „Welterotik“ unmittelbar freudig, aber auch schmerzlich alles umfaßt und genießt, was ihm die Umwelt entgegenbringt, und der raffinierte, gesellschaftliche, künstlerische Mensch, der in den mondänen Kreisen der Großstadt, in ihren äußerlich geachteten und in ihren anrüchigen Sphären seine angeborene Kompliziertheit entwickelt und dauernd mit sich herumträgt. Beide Wesensarten verschlingen sich früh, verbinden sich aber nicht harmonisch, sondern kontrastieren beständig in tragischer Weise. Beim Werben um das Mädchen aus dem Volke stört ihn immer wieder seine innere Differenziertheit, und im Salon, angesichts der traditionellen Gemessenheit der Aristokratin, verliert er nie ganz die lauernde Sinnlichkeit des brutalen Naturmenschen. Es ist auffallend, daß diese unharmonische Bindung innerhalb seines Wesens in der künstlerischen Produktivität nicht stärkere Unausgeglichenheiten hervorgerufen hat; allerdings liegen Momente höchster künstlerischer Anspannung neben zeitweisem Erlahmen der Gestaltungskraft und innerlich toten Strecken, tiefste Erfassung des weit über alles Genießen hinausgehenden transzendenten Wesens der Liebe (Miss Harriet) neben seichtem erotischen Geschwätz (La Moustache).

Geleitet von feinster Witterung für das künstlerisch wirksame Moment in den Eindrücken des Lebens, greift Maupassant mit ausgesprochener Vorliebe zu gewissen peripheren Gebieten des inneren und äußeren Lebensprozesses. Nicht das Reguläre im seelischen Charakter wie in der Situation des täglichen Geschehens lockt ihn — hierin ist seine Einstellung in der Erfassung der Umwelt durchaus romantisch. Die bürgerliche Ehrbarkeit der braven Hausfrau, des schaffenden Handwerkers, des forschenden Gelehrten zieht ihn nicht an, auch nicht die stumme Tragik des Alltags reizt ihn, sofern sie nicht auf einer von der komischen Seite erfaßbaren Linie liegt. Daß auch jenen Inhalten künstlerisch greifbare Seiten abzugewinnen sind, liegt auf der Hand; wir denken an Félicité, an Bouvard et Pécuchet, an Eugénie Grandet, und allein aus der Nichtbeachtung dieser Seiten des Lebens bei der dichterischen Gestaltung dürfen wir

bei Maupassant keinesfalls eine geringere künstlerische Potenz etwa im Gegensatze zu Flaubert u. a. ableiten. Überall aber lockt ihn das Anormale, das Irrationale, wo es auch sei, die kontrastierenden Momente des Erlebens in allen Abstufungen, mit ihrem zu satirischer Behandlung einladenden Reize, die Geheimnisse und Abwege des Seelenlebens und vor allem der Inbegriff alles Rätselhaften und Unbegreiflichen der natürlichen Schöpfung, das Weib. Aus dieser Ecke, aus der irrationalen inneren Verfassung und der widerspruchsvollen äußeren sozialen Stellung interessiert ihn auch die Cocotte so stark; es sind also nicht die weiteren oder engeren Inhalte ihrer Gefühlswelt — in deren Ablehnung, was die künstlerische Verwertung anbetrifft, man dem guten Sarcey[1]) ohne weiteres Recht geben wird, sondern das prinzipiell Ausnahmemäßige ihrer ganzen Situation. Wie es nun in der Gesamtkomplexion von Maupassants Wesen steht, so auch auf den einzelnen Gebieten seines künstlerischen Erlebens.

Bei der übermächtigen Stellung, die in seinem Seelenleben der sinnliche Reiz einnimmt, bei seiner ausgeprägten Begabung für stilistische Harmonie, für formellen Schwung wäre es nicht wunderbar, wenn sich bei Maupassant ein gleichmäßig entwickeltes Verständnis für alle Künste überhaupt zeigte. Das ist nicht der Fall. Es ist den Schilderern seiner künstlerischen Individualität nicht entgangen, daß sein Verhältnis zur Musik nicht zu so intensivem Erfassen des spezifisch Musikalischen geführt hat. Gewiß tritt auch diese Kunst ihm sinnlich nahe: «l'invisible et irrésistible mystère de la musique qui s'épand à travers les corps, affole les nerfs et les âmes d'une fièvre poétique et matérielle, en mêlant à l'air limpide qu'on respire une onde sonore qu'on écoute» (5, 320)[2]). Aber die Musik bleibt lediglich Stimmungswecker, die Klänge rühren wohl die Wunden des Herzens, so daß sie von neuem bluten, aber über den Gehalt der Musik hören wir nirgends wirklich Originelles; fast scheint es, als ob der Dichter dieses Fehlen selbst empfunden habe; denn er gerät bei Erörterungen über musikalische Dinge in bedenklicher

[1]) Vgl. die tadelnden Bemerkungen Sarceys (10, 272): «Ces âmes dépravées ne sont plus capables que d'un petit nombre de sentiments, qui tiennent tous de l'animalité»; (von M. in der Replik übrigens nicht ganz wörtlich wiederholt).

[2]) Wir zitieren nach der Conardschen Gesamtausgabe.

Weise in das kahle Terrain nachempfundener Gemeinplätze. Nur ei Moment erscheint uns in der Erfassung der Musik charakteristisc die Eindrücke der Töne projizieren sich bei ihm ins ,Zeichnerische »La musique enragée, boitillante, courait, sous les arbres . . et dans l'air calme de la nuit où dansaient toujours les refrair affaiblis et obstinés du bastringue . . . (3, 225, 227), des voi couraient dans l'ombre de tous côtés« (3, 220); er hat für d Struktur der Musik Verständnis, für Massenwirkung und Einze stimme, für Kompaktes und Lineares: «Le chant tumultueux de paysans couvrait entièrement parfois la chanson des instruments et la frêle musique déchirée par les voix déchaînées sembla tomber du ciel en lambeaux, en petits fragments d quelques notes éparpillées» (2, 80). Auch stilistisch ist Maupassan Grazie wenig musikalisch, sondern durchgehend linear; Klang valeurs sind selten; Sätze wie «une œuvre dont tous les pe sonnages seraient sages comme des images» (10, 282) wird ma nicht viele finden. Damit hängt zusammen, daß auch die klang liche Form des Humors, der «calembourg», bei diesem echter Gallier so selten erscheint.

Woran eigentlich in künstlerischen Naturen die gan ungleichartige Zugänglichkeit zu den einzelnen Kunstgebiete seinen innersten psychologischen Gründen nach liege, ist heut noch wenig erforscht. Im allgemeinen ist das Divergieren ganze schriftstellerischer Epochen nach bestimmten Kunstgebieten hi noch leichter zu erfassen als das einzelner Künstlerpersönlicl keiten. Das literarische Malertum der realistischen und natura listischen Periode ist sowohl in seinem Herauswachsen aus de Naturgefühl der Romantik, also in seinen historischen Quelle ebenso wie in seiner inneren Bedingtheit noch viel zu wen untersucht. Daß Maupassant in dieser Richtung besonder Interesse wecken muß, ist aus seinem ganzen Künstlertum v ständlich. Äußerlich ist sein Zusammenhang mit der Male zwar nicht so unmittelbar gewesen[1]), wie bei Hugo o Gautier, aber stark war deshalb doch die innere Verknüpfu Daß ihn Blutsverwandtschaft mit den Malern verbinde, betont gern. «Je parle, bien entendu, du peintre de marine Eugène Poittevin mort aussi, et non du paysagiste bien vivant et pl

[1]) Es wäre interessant zu erfahren, ob M. selbst gezeichnet ob er als Sammler von Gemälden hervorgetreten ist. Ich ke dafür keine Zeugnisse.

de talent» (10, 226). In dem Werden seiner künstlerischen Persönlichkeit begleiten ihn stets Entwicklungserscheinungen, die analogen auf der malerischen Seite entsprechen; das zeigt uns vor allem sein Olivier Bertin[1]). Mit Bedacht schildert er in den seelischen Kämpfen des alternden Malers das Suchen und Drängen des eigenen Herzens. Die Kümmernisse des «inquiet dont l'inspiration indécise hésitait sans cesse entre toutes les manifestations de l'art», des Schaffenden, der gegen Ende seines Lebens noch immer nicht den sicheren Weg gefunden hat. Von seinem äußeren Zusammenhang mit der Malerei seiner Zeit erzählt er oft; in «la Vie d'un paysagiste», das gewiß eigene Erinnerungen darstellt, berichtet er von seinem Zusammentreffen mit Claude Monet, mit dem greisen Corot, mit Courbet, dessen schwerfälligen, brutalen Humor, dessen bäuerlichen Akzent er charakteristisch beleuchtet (29, 83); die «jours de vernissage» hat er offenbar regelmäßig und mit heftiger Parteinahme besucht; er liebt strategische Übersichten mit hervorhebender Einzelcharakterisierung, mit Nennung der Namen und der Bilder[2]); «Le Voleur» spielt in einem Maleratelier von Barbizon u. ä. Er steht den Modernen, den «artistes indépendants» nahe; es gilt die Augen öffnen „vor den Werken, die Neues versuchen, vor den Künstlern, die unentdeckte Seiten der Natur aufsuchen wollen, die mit aufrichtigem Künstlerwillen arbeiten, abseits von der alten Straße der Routine" (29, 83). In seinem malerischen Empfinden ist Maupassant durch und durch Kolorist und zwar impressionistischer Prägung.

Mit „Impressionismus" bezeichnet man die Stilrichtung, die das Kunstwerk aus „Impressionen" erwachsen läßt, d. h. aus subjektiven, als Sinnesempfindung existierenden Bildern, die nicht durch Korrekturen des Gedächtnisses zu dem, was wir Wirklichkeit oder gegenständlich-objektiv erkennbar nennen, umgeformt wird[3]). Zum Wesen des Impressionismus gehört also die Basierung auf sinnlich durchaus souveräne Eindrücke, die in eigenartiger Weise aufgenommen und reproduziert werden,

---

[1]) Sein Name scheint dem des Akademikers Victor Bertin, Corots Lehrer, entlehnt.

[2]) 5, 147; 28, 197—199, wo Bonnat, Carolus Duran, Puvis de Chavannes, Roll, Gervex, Bastien-Lepage, Bouguereau u. a. genannt werden.

[3]) R. Hamann. Der Impressionismus in Leben und Kunst. Köln 1907. S. 33.

so daß höchste Sensibilität in der Aufnahme und höchste persönliche Formung in der Ausgabe die Grundbedingungen des Schaffens bedeuten. Abgelehnt wird dabei die Wertlegung auf das Gegenständliche, Spekulative, d. h. „Handlungen, Anekdoten zu malen, also Auszüge aus einem Vorgang, den die Phantasie durch Ergänzung des Vorausgegangenen und Nachfolgenden erst kombinierend oder gar durch ein Wissen um die Geschichte verstehen muß“ [1]); das Maßgebende im impressionistischen Bilde ist die „Stimmung“, die im Wesentlichen durch koloristische Faktoren vermittelt wird. Nun trägt jede verfeinerte Kunst hoher Kulturepochen impressionistische Elemente in sich [2]), aber erst einer bestimmten Periode des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, die Forderung der Erweckung von Stimmungen durch räumliche Anordnung koloristischer Reize zum Losungswort für eine ganze Stilrichtung zu erheben.

In der zweckmäßigen Verteilung und der Auswahl der Stärkegrade der einzelnen Farbentöne ist der schaffende Künstler besonders auf eine rationelle Kombinationsgabe angewiesen, er darf sich nicht wahllos, seinem Instinkte überlassen, sondern benutzt zart gewisse Zweckmäßigkeiten, freilich so, daß ihre Bewußtheit völlig hinter dem Stimmungseffekte zurücktritt; hieraus wird sichtbar, daß gerade die Struktur des französischen Geistes dauernd innere Bedingungen geschaffen hat, die dem Aufblühen impressionistischer Regungen förderlich sind. Ohne damit eine bestimmte Einheit des Volkscharakters anzunehmen, sind wir geneigt, in der Temperamentsmischung, die wir als „gallisch“ bezeichnen, das Vorherrschen „impressionistischer“ Elemente für gegeben zu halten. Der Franzose als der farbenfreudige Plauderer, der Frèund der Antithese, dem es eine Lust ist, Pointe neben Pointe zu setzen, dem ein leiser Wink, die Andeutung einer Zweideutigkeit genügt, erscheint als der Impressionist par excellence. Fortwährende Spannung und Entspannung des Redestiles ist ihm Lebenselement. Während er nun in der Causerie sich dem Augenblick überläßt, waltet in literarischer, gewählter Sprache ein zweites Moment: die ordnende Bedachtsamkeit eines ruhigen Verstandes, der die aufwallenden Sprachmassen nach seinen Zwecken lenkt. Aus den beiden kontrastierenden Tendenzen ergibt sich der wohltuende Reiz französischer Diktion.

---

[1]) R. Hamann, a. a. O., S. 34.

[2]) Max Dessoir, Ästhetik, S. 120 verweist u. a. auf Watteau u. Turner.

Diese Richtung des formenden Redestiles beruht aber auf entsprechender Veranlagung der Aufnahmeorgane. Der Franzose hat zu allen Zeiten eine Neigung impressionistisch zu apperzipieren; wir finden sie schon bei den Naturdichtern des beginnenden 17. Jahrhunderts, bei Théophile de Viau u. a., und das, was im Grunde diese von den Modernen unterscheidet, ist nicht die Art und Weise der Apperzeption, sondern ihre innere seelische Gesamtverfassung.

In Maupassants persönlicher Eigenart sind, auch wenn wir von allen traditionellen Kräften absehen, die auf ihn wirken, seelische Elemente vorhanden, die durchaus auf die Wege impressionistischen Künstlertums weisen. Eine unendlich lebhafte, spezifisch weibliche Reizbarkeit, die immer mehr ins Pathologische sich steigert, eine Fähigkeit, sich dieser Reize bewußt zu werden und das, was mit heißen Sinnen aufgefaßt wurde, mit kühlen Organen zu ordnen. Es scheint, als ob gerade im letzten Punkte sein größtes Verdienst liege, denn koloristische Sensationen haben viele. Hier liegt für ihn die Gefahr der stilisierenden Manier. Gerade die Pinselführung der Impressionisten, die durch die Synthese kleinster Teileindrücke die Illusion zu erreichen trachtet — also auf ganz anderem Wege, als die Natur — die von Stilkünstlern stammt, die durch kosmisches Geschick und Häufung der Einzelwerte zu wirken suchen, gerät leicht in die gefährlichen Zonen der Stilisierung und Manier.

Wir sehen, daß Maupassant uns die Vorstellungsbilder vor allem in zweierlei Weise vermittelt. Einmal, indem er unter Verzicht auf langausgesponnene malerische Beschreibungen das Bild der einzelnen Objekte oder Situationen in großen Strichen mit sicherem Schmiß einfach hinsetzt oder andrerseits zur Erzielung komischer Wirkung irgend eine bizarre bildhafte Kombination ergreift und damit Karrikaturen schafft. Er liebt solche Zeichnung; erinnern wir uns u. a. an das Bild jenes hypochondrischen Bureaukraten, der aus Furcht vor einem Schlaganfall mit einem Turban von nassen Tüchern um den Kopf über der Arbeit sitzt, während die Tropfen ihm auf die Scripta fallen (29, 7); denken wir an den Landomnibus, auf dessem Verdecke zahlreiche Angler mit ihren langen Rohren Platz genommen haben, der wie ein riesiges Stachelschwein aussieht (29, 29); an den Major, dessen fächerartiger Vollbart den Eindruck erweckt, als habe ein Pfau an seinem Kinne den Schwanz

entfaltet (10, 4). In solchen Fällen ist das Bild, das vorgeführt wird, so packend, daß man an Karrikaturen Oberländers gemahnt wird. Wie weit eigentlich Maupassant aus der zeitgenössischen Karrikatur (um 1880), die er natürlich kannte, Anregungen erhalten hat, wie weit Gavarni u. a. bei ihm wirksam waren, ist noch nicht untersucht. Für jenes andere Verfahren, in prägnanter Art, eindrucksvolle Farbenmomente geschickt zu gruppieren, sei statt vieler Beispiele nur eines angeführt: die Schilderung des bunten Strandes von Trouville, die uns wie ein Aquarell von Sisley anmutet:

Es war herrliches Wetter, einer jener gelb und blauen Julitage, wo man meint, es regne Hitze. Der weite Strand, bedeckt mit Menschen, machte mit den farbigen Toiletten der Damen den Eindruck eines Gartens, in dem sich die Leute drängen; und es schien als ob die Fischerbarken mit ihren braunen Segeln, auf dem blauen Wasser, das sie kopfüber wieder abspiegelte, fast unbewegt ruhten und in der hellen Vormittagssonne schliefen. Sie lagen da, gegenüber dem Hafendamm, einzelne dicht beieinander, andere bald näher, bald ferner, wie niedergeschlagen von der Sommertagsträgheit, zu schlaff, um seewärts zu steuern oder vollends in den Hafen einzukommen. Und dort unten dämmerte durch den Nebel die Küste von Havre herüber, gekrönt von zwei weißen Punkten, den beiden Leuchttürmen von Sainte-Adresse. (6, 107, 108.)

Die Farbeneindrücke, das Gelb der sonnenbeschienenen Häuser, des gelben Strandes, das Blau des Meeres und des Himmels werden nur angedeutet. Andrerseits häuft der Dichter gern seine Farbenbezeichnungen: «A gauche la mer, pas la mer bleue, la mer d'ardoise, mais la mer de jade, verdâtre, laiteuse et dure aussi sous le ciel foncé» (7, 15); ja er baut direkte Farbenakkorde übereinander, weiß auf blau, braun auf grün: «regardant tantôt la fuite lente et arrondie d'une mouette promenant sur le ciel bleu la courbe blanche de ses ailes, tantôt, sur la mer verte, la voile brune d'une barque de pêche» (7, 7). Charakteristisch ist dabei, daß wir nirgends einer unbestimmten Farbenseligkeit, nirgends fließenden Konturen, sondern überall Eindrücken mit sehr bestimmten Tönen begegnen, deren Intensität gewöhnlich durch Beimischung eines Geruchselementes gesteigert erscheint:

Sein Fenster schaute auf einen engen, dunklen Hof, eine Art von Schlot, in dem in einem fort alle üblen Dünste der Armeleutewohnungen emporschwebten. Er blickte nach oben zu dem kleinen Himmelsviereck, das da zwischen den Dächern sich auftat und bemerkte ein Endchen tiefes Blau, schon sonnendurchleuchtet, das

in einem fort von Schwalben durchkreuzt wurde, denen man nur eine Sekunde nachschauen konnte. (29, 11.)

Die Erfassung von Farbeneindrücken erfolgt bei Maupassant im allgemeinen in Fragmenten, in Flecken und darin befindet er sich ja durchaus im Einklang mit der zeitgenössischen Malerei. Von den «îles de Lérins» heißt es: «elles avaient l'air . . . de deux taches vertes dans l'eau toute bleue» (28, 261); der von der Abendsonne beleuchtete Spiegel erscheint als Blutfleck: «Une ombre colorée, un commencement de nuit qui gardait des lueurs de brasier mourant entrait dans la chambre, semblait teindre les meubles . . . avec des tons mêlés d'encre et de pourpre. La glace de la cheminée, reflétant l'horizon, avait l'air d'une plaque de sang» (28, 264). Wenn auch diese Art zu sehen der Pleinairmalerei, dem Pointillismus nahe steht, so ist sie natürlich auch historisch abzuleiten. Flaubertsches Erbe allein ist diese Art des Sehens nicht. Bei ihm erscheinen nur selten Schilderungen, die auf rein malerische Wirkungen ausgehen. So etwa heißt es in «Un cœur simple» von Félicité:

Schon an der Schwelle erblickte sie (die tote) Virginie lang hingestreckt, die Hände gefaltet, den Mund geöffnet und den Kopf hinten übergeneigt unter einem schwarzen Kreuze, das sich von der Wand auf sie herabbeugte, zwischen unbeweglichen Vorhängen, die noch bleicher waren als ihr Totenangesicht — . . . Drei Leuchter auf der Kommode wirkten wie rote Flecke, und der Nebel bleichte die Fenster. (VI, 31.)

Es ist keine Frage, daß hier eine koloristische Wirkung beabsichtigt ist. Das Ebenholzkreuz, der Gegensatz der hellweißen Vorhänge gegen das gelblichblasse Totengesicht, die roten Lichter, der blasse Nebel. Aber solche vereinzelte Stellen werden kaum auf die Anschauungen Maupassants gewirkt haben. Die Koloristik Maupassants geht vielmehr letzten Endes auf Bernardin de St. Pierre zurück, dessen Sinn für Farbenpracht und Nuancen geradezu maßgebend geworden ist für den späteren Roman[1]. Darin, daß Maupassant die Farben durch die Einwirkungen von Lichtstrahlen eigentümlich nuanciert werden läßt, wird seine Nähe zur Zeitmalerei besonders fühlbar. Es sind eigentümlich *matte* und auch milde Farben, die er empfindet: «les grands arbres de la berge dont le tronc se détachait en gris pâle, et les feuilles en vert laiteux, sur le noir profond des champs et du

[1] Vgl. die trefflichen Ausführungen von Haas (Zt. f. fr. Sp. u. Lit. Bd. 26, 22—28).

ciel» (3, 221). Auffallend ist, wie ihn der gebrochene Glanz des Blattes, sobald es von Lampions beschienen wird, interessiert. Diese milchgrünen oder grünspanfarbenen (2,79) Nuancen entstammen gewiß der Palette der impressionistischen Maler. Überall steht die Bedingtheit, die Beweglichkeit der Farbe im Vordergrunde, nicht die absolute Farbe als solche. Ihre Beziehung zu den Lichtreizen behält der Dichter fortwährend im Auge; er ist ein literarischer Enlumineur erster Ordnung. Deshalb fesselt ihn so stark Rembrandts Lichtgebung, demgegenüber sogar Rubens leuchtendes Inkarnat in den Hintergrund tritt. Das Auf- und Abwogen von Lichteindrücken auf nächtlichen Bootsfahrten, das Tanzen der bunten Lampions wird meisterhaft geschildert. (3, 220 u. ö.)

Bei der Bedeutung, die Lichtwirkungen für visionäre Eindrücke haben, ist es nun auch verständlich, daß er sich immer wieder zu Daumiers echter Dämonistik, ja sogar zu Gustave Dorés Beleuchtungseffekten hingezogen fühlt. Aus solcher malerischen Einstellung geht wohl auch seine Vorliebe für Millet hervor, dem er unter den zeitgenössischen Malern die Palme erteilt. Er schreibt im Frühjahr 1884 an Marie Baschkirtseff: «Sie wollen wissen, welchen Maler ich unter den Modernen bevorzuge — Millet[1])». Diese Vorliebe, durchaus nicht zufällig, ist aus verschiedenen Motiven erwachsen. Vor allem fühlt er sich in heimatlichem Empfinden dem Bauernsohne der Normandie nahe; und der Erdgeruch, der von ihm ausströmt, der «cri de la terre» ist ihm sympathisch. Überall scheint bei Millet der Mensch naturhaft mit dem Boden verwachsen; seine Menschen ringen mit der Scholle in treuer Hingabe. Denken wir an den fast sklavenhaft tierischen Ausdruck des von der Arbeit erschlafften «Vigneron au repos», an die in brutaler Natürlichkeit, man möchte sagen schicksalsmäßig an ihren Beruf gebundenen «tueurs de cochon», so können wir verstehen, daß Maupassant sich ihm verwandt fühlte. Millet geht aber weit über das rein Darstellerische des Arbeitsprozesses hinaus, er offenbart das innere Ethos, das im Zusammenstoß mit der Fronarbeit sich einstellt oder als innerer Akkord die äußere Bewegung begleitet. Und dieses Moment der Frömmigkeit und Treue, das den Beschauer vor dem Eindruck niederdrückenden Stumpfsinnes bewahrt, reiht die Gestalten ein in das große Erlebnis der zweckvoll schaffenden

[1]) M. B.'s Tagebuch und Briefwechsel mit G. d. M. ed. Julia Virginia, Berlin 1906, S. 204.

Menschheit. Es ist nicht nur die naturalistische Echtheit, die «verité» (von der die Baschkirtseff in einem begeisterten Briefe an Zola schrieb), nicht nur der absolute Verzicht auf Idealisierung, die Maupassant in Millet anzog, offenbar fühlt er sich der ernsten Schwermut des Weltbildes, die in düsteren Lichttönen über der Landschaft ausgegossen erscheint – wir denken an die „Novembernacht", an die „Schäfer im nächtlichen Hirtenpark" — verwandt. Und endlich strebt Maupassants Kunst in dem Besten, was er gegeben hat, (Pierre et Jean, Miss Harriet) von einer lebhaften Eindrucksmalerei einer grandiosen, „religiösen" Konzeption des Weltalls zu, die zwar selten ungebrochen zum Ausdruck gelangt, doch als Ideal im Innersten lebt. Solch eine ideelle Unterströmung hat auch bei der Bewunderung Millets mitgewirkt. Endlich mag das sehr stark persönliche Moment in der künstlerischen Auswertung der Arbeitsgeste dem Dichter zugesagt haben; Millet individualisiert stark; er sucht die Menschheit in typischen Persönlichkeiten malerisch zu erfassen: «le vanneur, le berger», so wie der Dichter literarische Typen von persönlichem Reiz formt. Aber sie werden in ihrem seelichen Gerüst nicht, wie bei den Dichtern des psychologischen Romans, in aller Umständlichkeit methodisch aufgebaut, sie werden mit einem sicheren Griff auf den charakteristischen Ausdruck flott hingehauen in wundervoller Frische und Lebenswahrheit. Maupassants Art persönlich zu zeichnen ist durchaus sinnlich malerisch, durchaus nicht philosophisch spekulativ, ihre ganze innere Fläche erscheint vor uns sozusagen „tupfenweise". Und nun — sehen wir uns seine gesamte „Psychologie" an, sie ist durchaus malerisch orientiert. Das Thema, durch einen sinnlichen Reiz plötzlich angeregt, spinnt sich fort, steigert sich zur Krise und wird dann durch einen neuen sinnlichen Eindrucksakzent wieder hinweggefegt. So das nicht eben neue Thema der „Eifersucht auf die Vergangenheit der Geliebten" in «Bel-ami». Georges hat die Witwe seines Freundes Forestier, die schon zu dessen Lebzeiten seine Maîtresse war, geheiratet; es plagt ihn die Gier, alles aus ihrer vergangenen Ehe zu erfahren, und er setzt ihr mit taktlosen, grobschlächtigen Fragen zu, die sie würdevoll klug abweist. Auf einer Fahrt ins Bois hat Madeleine ihm von den dunklen Wäldern seiner Heimat gesprochen; er greift das Thema auf, spricht von den Jagdtieren und von den einsam liegenden «maisons de forestiers». Damit fällt das Stichwort, das an den toten Freund erinnert, die Eifersucht setzt ein, Angst steigt auf,

niedriger Verdacht, Haß, Bitterkeit; die dynamischen Akzente schwellen an und schwingen wieder ab; aber erst ein günstiger, sinnlicher Eindruck, ein Beleuchtungsmoment, glättet alles wieder: «Il la regarda de coin. Son fin profil blond lui apparut sous l'éclat vif d'une guirlande de gaz qui annonçait un café-chantant. Il pensa: Elle est jolie. Eh! tant mieux. A bon chat bon rat, ma camarade».

Die Betrachtung der malerischen Momente in Maupassants Schriftstellerei hat uns überall persönlich Eigentümliches, wenn auch nicht immer Neues gezeigt; was aber die Inhalte des malerisch Dargestellten anbetrifft, so ist wenigstens die Erwerbung eines Gebietes Maupassants Verdienst. Es ist nicht das Bild der Cocotte in ihren verschiedenen ästhetisch erträglichen wie abstoßenden Formen, sondern der große wandernde, schimmernde — stinkende Fluß, die Seine, mit all dem Leben, das auf ihm und an den Ufern sich abspielt: «Ma grande, ma seule, mon absorbante passion pendant dix ans, ce fut la Seine!» (12, 100). Die blumenbesäten Uferabhänge, die schwankenden zarten Wasserlilien, über denen hin der Eisvogel wie ein blaues Flämmchen entflieht — «un feuillet d'album japonais», Sonnenaufgänge über dem Fluß in dämmernden Morgenwolken, auf- und abschwebende Ufernebel, weiß wie Totengeister, vor der Morgenröte aufleuchtend beim ersten Sonnenstrahl, und dann die silbernen Mondnächte mit den zitternd enteilenden Gewässern. Und das Leben der wimmelnden Boote, die wie rote oder gelbe Fische dahinschießen, wo die braune Haut der Ruderer gegen die Wasserfarbe absticht und die aufgespannten Sonnenschirme der Damen am Steuer in ihrem roten, grünen, blauen und gelben Leuchten wie Wunderblumen erscheinen, die den Strom hinabschwimmen (3, 203). Lesen wir diese meisterlichen Schilderungen in «La femme de Paul»; sie wirkt wie ein Farbenrausch.

Das Bedeutsame aber ist, daß dem Dichter all der farbige Abglanz zum Symbol des Lebens wird, daß die äußere Form, das äußere Farbenspiel ein Gleichnis und Abbild einer inneren Natur ist, die sich verbirgt und den neugierigen Blicken entschlüpft, ein Bild des Alls, das sich in den Formen und Lichtern nur spiegelt. Auch den Fluß liebt er in sinnlicher Erotik, so wie er das ganze Universum liebt: «Je l'ai tant aimée, je crois, parce qu'elle m'a donné, semble-t-il, le sens de la vie». So ist alle Schönheit des großen Flusses, der doch auf seinem Grunde all den Großstadtschlamm zum Meere trägt, ihm immer wieder

ein Spiel der Sinne, ein «symbole de l'éternelle illusion», in dem wir das Wesen der Dinge erfassen.

Bewegung ist dem Dichter alles, ist Lebensprinzip, ohne das ihm die Welt nicht denkbar ist. Nirgends auch in den farbigen Flächen ist Ruhe; auch die afrikanische Wüste scheint wohl platt und nackt, wie ein Fußboden und ist doch durchfurcht von zahllosen Wellenbergen, wie ein Meer nach dem Sturm; die weißen arabischen Häuser von Algier, die sich übereinandertürmen am Abhang, erscheinen dem Auge des Dichters als ein schäumender Wasserfall, der sich vom Gebirge hinab ins Meer stürzt, «on dirait une écume de torrent, une écume d'une blancheur folle . . . (8, 84, 14).

All das mag die Phantasie noch erreichen, Wüste, Pyramiden und Sphinxe, „aber was sie nicht einholt, ist das Bild eines türkischen Barbiers, der vor seiner Türe sitzt". Und Maupassant, der dieses Wort Flauberts zitiert (8, 7) fügt bezeichnender Weise hinzu: «Ne serait-il pas encore plus curieux de connaître ce qui se passe dans cette tête? —»

Hamburg. HERMANN URTEL.

VERMISCHTES.

HUGO SCHUCHARDT ALS LEHRER.
(Zu seinem 80. Geburtstage.)

Des unvergleichlichen Meisters achtzigste Geburtsfeier wird manche Gelehrtenfeder in Bewegung setzen, des Jubilars Verdienste um die Sprachwissenschaft zu würdigen. In folgenden Zeilen soll zur Ergänzung des Bildes von einem begeisterten Schüler des großen Mannes der bescheidene Versuch gemacht werden, den Altmeister der Romanistik als *Lehrer* zu schildern.

Es sei gleich zu Anfang gesagt: der Forscher Schuchardt, der aus seiner Abneigung gegen die Pädagogik niemals ein Hehl machte, war ein ausgezeichneter Lehrer: «le maître malgré lui». Eines war er freilich nie: Einpauker für Lehramtskandidaten, die in der Wissenschaft die künftige Melkkuh suchen. Schon das Wort „Prüfung" machte ihn nervös. Oft war er schwerer zu einem Examen zu bringen als der Kandidat. Inquisitorische Daumschrauben anzulegen, durch Kreuz- und Querfragen den armen Sünder zu Tode zu hetzen, davon wollte er nichts wissen. Ich kann es nicht mit voller Bestimmtheit sagen, aber ich glaube, Schuchardt, der Aristokrat des Herzens, ließ nie einen Kandidaten durchs Examen fallen. Er, der den höchsten Problemen der Sprachwissenschaft nachging, fand nicht immer Zeit zu langwierigen Prüfungsvorbereitungen. Da konnte es nun wohl geschehen, daß er in der Eile zu schwere Prüfungsthemen

gab. Einem Kandidaten, der sich nachträglich darüber beklagte, sagte er mit feinem Lächeln: „Sie mögen recht haben; doch gestehe ich Ihnen offen, ich selbst hätte nie eine Lehramtsprüfung machen mögen."

Hatte er für Prüfungsstreber wenig übrig, so taute er sofort auf, wenn er bei seinen Hörern ein rein wissenschaftliches Interesse vorfand. Vorliebe für eine Sprache, die nicht Prüfungsgegenstand war, wie z. B. das Spanische oder Rumänische, war der sicherste Weg zu seinem Herzen.

Der typische philologische Hochschulbetrieb mit seinen systematischen Vorlesungen, den vollgepfropften Hörsälen, dem atemlos mitstenographierenden Auditorium, dieser ganze akademische Mechanismus behagte ihm nicht. Seine stark angegriffenen Nerven sehnten sich nach Ruhe. Darum wohl verließ der große Gelehrte Deutschland nicht ungern und folgte einem Ruf in das damals so stille Graz, wo die romanistischen Hörer dünn gesät waren. Bald gab er den nüchternen Hörsaal ganz auf und lud seine Getreuen zu sich in seine behagliche Wohnung, wo die hoch aufgestapelten Bücherschätze das zage Füchslein zunächst in eine weihevoll-bange Stimmung versetzten. Wie bald aber wurde man warm, wenn man in köstlicher Intimität um den verehrten Meister herumsaß, der niemals doktrinär dozierend, vielmehr im anmutigen Plauderton eines liebenswürdigen Causeurs die fesselndsten Probleme der romanischen Sprachwissenschaft erörterte, wobei es gleichgültig war, ob er einen alten oder neuen Text, ob er Französisch oder Italienisch vor sich hatte. Immer überflog er das *ganze* Gebiet der Romania, ja oft ging er weit darüber hinaus, wozu ihn seine unvergleichliche Vertrautheit mit allen möglichen Sprachgebieten befähigte. Welche weiten Ausblicke taten sich auf von der hohen Warte seines unermeßlichen Wissens! Immer suchte er seine Hörer zur Mitarbeit heranzuziehen. Hierbei liebte er den Widerspruch, ein blindes iurare in verba magistri verlangte er nie und nimmer.

Was es hieß, einen solchen Mann zum Lehrer zu haben, fühlte der Studierende erst recht, wenn er im Auslande weilte. Der Name Schuchardt war die Zauberformel, die ihm Tür und Tor öffnete.

Bei all seiner Berühmtheit schlug der Meister im Umgang mit seinen Hörern nie den würdevoll-zurückhaltenden Gelehrtenton an, sondern sprach stets als Mensch zum Menschen. Dem scheidenden Schüler bewahrte er sein Wohlwollen und blieb ihm fürs Leben ein treuer Freund und Berater. Trotz eigener intensivster Tätigkeit fand er noch immer Zeit, eine Anfrage zu beantworten, einen Fingerzeig zu geben.

Es erfüllt uns Schüler mit aufrichtigem Schmerze, daß der Lebensabend unseres geliebten Lehrers durch die Kriegsfolgen verdüstert wurde. Möge bald eine gütige Sonne das Gewölke über dem teuren Haupte zerstreuen und dem Meister noch viele lichte Stunden eines beruhigten Daseins gewähren.

Klagenfurt. R. RIEGLER.

BEMERKUNGEN EINES NEUPHILOLOGEN ZU EINER NEUEN GESCHICHTE DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA.

In den Leitsätzen, die auf der vorjährigen Hallischen Tagung des Deutschen Neuphilologenverbandes zur Besprechung und Annahme gelangt sind, ist mit Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß das Studium der fremden Sprachen die Kenntnis des Seelenlebens fremder Völker fördern und damit das Verständnis der eigenen Kulturentwicklung und der eigenen völkischen Wesensart erhöhen müsse; daher sei es für die deutsche Neuphilologie ein Gebot, sich in Zukunft mehr kulturhistorisch einzustellen und mit Hilfe der Geschichte die geistige und wirtschaftliche Entwicklung des Auslands mit größerem Nachdruck zu betrachten als bisher. Der Weltkrieg hat vor allem die Wichtigkeit des anglo-amerikanischen Kulturkreises für uns erwiesen. Bei der politisch-wirtschaftlichen Überlegenheit dieses schon von Tennyson und Austin geforderten und besungenen angelsächsischen Bundes sind die Vereinigten Staaten als der stärkere Partner anzusehen, und so muß die neue Philologie mehr als gewohnt die Vereinigten Staaten in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen. So hat schon Hartmann in der von ihm besorgten 4. Auflage von Glaunings „Methodik und Didaktik des englischen Unterrichts" mit Recht die Notwendigkeit einer stärkeren Einbeziehung der Literatur und Kultur der Vereinigten Staaten in den englischen Unterricht betont. Die mangelnde Kenntnis des geistigen und politischen Lebens der Vereinigten Staaten hat uns vor 1914 und während des Krieges die Stimmung des amerikanischen Volkes Deutschland gegenüber verkennen lassen, so daß unsere amtliche Politik die Gefahr einer offenen Unterstützung der Entente durch Amerika unterschätzte und sich dadurch die wirtschaftlich kräftigste Macht zum Feinde machte, der dann durch seine unverbrauchte Kraft unsere Niederlage herbeiführte. Wie wichtig für uns die richtige Einstellung Amerika gegenüber ist, zeigt die Durchführung wichtiger Punkte des Friedensvertrags, zeigt der neuerliche Hinweis des amerikanischen Botschafters Harvey in London auf die Einheit und Übereinstimmung anglo-amerikanischer politischer Ideen. Eine Erhöhung der Kenntnisse über Amerika ist demnach auch weiter vonnöten. An Hilfsmitteln zum Studium amerikanischer Geschichte und Verhältnisse fehlt es nicht: Es sei nur aus der Reihe jüngerer Bücher erinnert an die Werke von Hoetzsch[1], Daenell[2], Darmstädter[3], Meyer[4], nicht zu vergessen Rambeaus anregende Aufsätze „Aus und über Amerika" (N. Spr. 1912, auch als Buch bei Elwert, Marburg). An Umfang

---

[1] Otto Hoetzsch, Die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1904, Velhagen & Klasings Monographien Band 20.

[2] Ernst Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten, Teubner, Aus Natur und Geisteswelt Band 147, 2. A.

[3] Paul Darmstädter, Die Vereinigten Staaten von Amerika (Bibl. der Geschichtswissenschaft, Quelle & Meyer, Leipzig).

[4] Eduard Meyer, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Geschichte, Kultur, Verfassung, Politik (Frankfurt a. M. 1920).

werden diese Schriften übertroffen durch die kürzlich erschienene zweibändige „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" von Friedrich Luckwaldt (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin 1920). Der 1. Band führt den Untertitel: Die Werdezeit 1607—1848, der 2. Band: Der Kampf um Einheit und Weltgeltung 1848—1920.

Im ersten der zehn Kapitel des 1. Bandes sucht Luckwaldt die Entstehung der englischen Kolonien in Nordamerika zu veranschaulichen. Er beginnt mit den Plänen Raleighs, die zur Gründung Virginias führten; es lag anscheinend nicht in der Absicht des Verfassers, die schon in der Kopenhagener mittelalterlichen Flatey-Handschrift berichteten Fahrten der Nordmänner, die Reisen John Cabots oder die den Kanadiern geläufigen Züge Jacques Cartiers nach Quebec und Montreal zu erwähnen. Gewisse bestimmende Wesenszüge des heutigen amerikanischen Volkes sehen wir schon in den Pilgervätern, den Gründern der Neuengland-Staaten, verkörpert. Die religiösen und politischen Überzeugungen, die die Reisenden der unsterblichen „Mayflower" und der „Speedwell" aus der Heimat mitbrachten, bilden die Grundlage der amerikanischen Staatsauffassung. Das Wesen und der Einfluß der Quäker und ihres idealistischen Führers William Penn wird anschaulich dargestellt. Die Verdienste seines Vaters hätte ein Hinweis auf seine erfolgreichen Kämpfe gegen die Holländer und auf seine Eroberung Jamaicas erläutert. Die Entwicklung der südlichen Kolonien und das Vordringen der Zivilisation nach Westen, wie es J. F. Coopers Lederstrumpferzählungen packend schildern, finden naturgemäß eine gedrängte Darstellung im Vergleich zu der Betrachtung der Neuenglandkolonien, deren Anschauungen über Politik, Religion, Rechtspflege, Staat und Gesellschaft, Literatur bestimmend gewesen sind für die Bildung der neuen amerikanischen Nation. Diese hat im Lauf der Jahrhunderte die Einwanderer der verschiedensten Völkerstämme in sich vereinigt, im Grunde aber stets die neuenglische Führung gezeigt. Den alttestamentlichen und kalvinistischen Geist der puritanischen Theokratie vom Ende des 17. Jahrhunderts gibt uns vielleicht am besten eins der Meisterwerke der amerikanischen Literatur wieder, Nathaniel Hawthornes Roman "The Scarlet Letter" Einer seiner eigenen Vorfahren, John Hathorne, war der Familienüberlieferung nach strenger Richter bei den Hexenprozessen, die auch Luckwaldt als üble Wechselwirkung zwischen kirchlichem und staatlichem Leben in Massachusetts erwähnt und deren trübe Zeiten Longfellow in seinen beiden "New England Tragedies" auf die Bühne gebracht hat. Die Trennung von Staat und Kirche, die erst 1833 durchgeführt wurde, verlangte übrigens als erster der wegen dieser staatsgefährlichen Gedanken aus Massachusetts verbannte edle Roger Williams, der Gründer des Staates Rhode Island, der in musterhafter Prosa gegen die puritanische Geistesknechtung kämpfte, gegen die kirchliche Unduldsamkeit, zu der sich die Heuchelei gesellt, gegen den Cant, der in Amerika ebenso die öffentliche Meinung beherrscht wie in England. Der Staat greift auch in den „freien" Kolonien in das Gebiet des Glaubens ein, alle Schriften stehen unter

der scharfen Zensur des Präsidenten der Harvard-Universität, deren Gründung in das Jahr 1636 fällt (nicht 1639 wie bei Luckwaldt). Für einen Neusprachler ist besonders interessant die Rolle, die die Philosophen Locke und Shaftesbury in dem jungen Staatswesen spielen: In seiner Stellung als Sekretär erhielt Locke von Shaftesbury den Auftrag, für die Kolonie Carolina eine Verfassung zu schaffen; die von ihm ersonnene eigentümliche Lehnsverfassung mußte an inneren und äußeren Mängeln scheitern. Später kamen die Gedanken Lockes in den großen Reden des Bostoner Kronanwalts Otis wieder zum Vorschein, als erste Vorzeichen der Revolution, wie denn Lockes politische Ideen in Amerika überhaupt einflußreicher waren als in seiner Heimat. Nicht nur die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 ist teilweise eine wörtliche Entlehnung aus Lockes zwei Abhandlungen über den Staat; auch die späteren Einzelstaatsverfassungen machen sich seine Staatsideen mehr oder minder wörtlich nutzbar. Neben ihm verleugnen Montesquieus Geist der Gesetze, seine Kommentare zu den Gesetzen Englands und Rousseaus Gesellschaftsvertrag, ihre Einwirkung nicht. In der weiteren Schilderung der neuen Kolonien findet auch der Spenerschüler Franz Daniel Pastorius Erwähnung, der später von John Greenleaf Whittier verherrlichte "Pennsylvania Pilgrim", von dem schon 1688 der erste Einspruch gegen die Negersklaverei ausging. Der holländisch-deutsche Einschlag vor allem in New-York hat bekanntlich seinen Ausdruck in Washington Irvings mythischen Knickerbocker-Geschichten gefunden, die selbst die zünftigen Historiker nicht zu verdrängen vermochten. Aus einer Urkunde führt Luckwaldt eine philologische Kuriosität an: "a Palatine from Holstein", ein Zeichen dafür, daß der Name der infolge der Raubkriege Ludwigs XIV. in Scharen nach Amerika ausgewanderten Pfälzer einfach dasselbe wie Deutscher bedeutete.

Das 2. Kapitel behandelt die Indianer- und Franzosenkriege. Geschickt ist die Eigenart der Indianer und ihrer unterschiedlichen Behandlung durch Engländer und Franzosen dargelegt. Bei diesen verstand es besonders der Gouverneur Graf Frontenac, an den noch das hochragende Wahrzeichen Quebecs, das Château Frontenac erinnert, die Indianer auf die französische Seite zu ziehen. Die Übergabe des Forts William Henry an Montcalm und die Niedermetzelung der abziehenden englischen Besatzung durch die Indianer haben J. F. Cooper den Rahmen zu seinem Roman „Der Letzte der Mohikaner" geliefert. Bei der Erzählung der französisch-englischen Kämpfe denken wir auch an Longfellows Meisterwerk "Evangeline", die Geschichte des arkadischen Paares, dessen Glück während des vierten Kolonialkrieges durch die unerbittlichen Engländer zerstört wird. Whittiers Ballade "Marguerite", die Geschichte der Verbannten aus Neuschottland, spielt in derselben Zeit. Ebenso geben diese Zeiten den Hintergrund ab zu Whittiers „Neuengland-Legenden", in Prosa und Versen.

Das 3. Kapitel führt zu dem ersten Höhepunkt amerikanischer Geschichte, der Unabhängigkeitserklärung. Luckwaldts fast durchweg zu beobachtendes Streben nach Sachlichkeit und Unparteilichkeit läßt die Rechte Englands in dem Streit um das Besteuerungs-

recht mehr als in anderen, besonders amerikanischen Geschichtsdarstellungen zur Geltung kommen. Die ersten Freiheitskämpfe an der Straße Boston — Lexington — Concord erinnern uns an das Weimar der amerikanischen Literatur, die Heimat von Hawthorne, von Prescott, von Emerson, dessen Urgroßvater von dem Giebelfenster des alten Pfarrhauses ("The Old Manse") dem Gefecht zugesehen hat; zur hundertsten Wiederkehr dieses Treffens hielt der Weise von Concord seine letzte Rede, J. R. Lowell besang es in einer Gedächtnisode. Von dem (in Faneuil Hall in Boston zusammentretenden) Kongreß von Massachusetts führt eine gerade Linie bis zu der Unabhängigkeitserklärung, deren Ort, die jedem Amerikaner verehrungswürdige Independence Hall in Philadelphia, vom Verfasser eigentümlicherweise erst bei späterem Anlaß genannt wird. Diese von Thomas Jefferson staatsmännisch verfaßte erste große Urkunde der neuen Republik stimmt in Anfang und Schluß wörtlich mit der von 27 Deutschen in Carolina veröffentlichten sogenannten Mecklenburg-Erklärung überein, wenn Jefferson später auch ausdrücklich erklärt hat, es hätten ihm weder Bücher, wie Lockes Traktat über die Regierung, noch Flugschriften vorgelegen, während er schrieb. Der gegen ihn erhobene Vorwurf der mangelnden Originalität entkräftet sich zweifellos dadurch, daß der große Virginier zu dem volkstümlichsten Stück des amerikanischen Schrifttums Gedankengänge und Worte verwandte, die aller Herzen erfüllten. Ebenso stolz wie auf die Abfassung der Unabhängigkeitserklärung war Jefferson übrigens auf die Gründung der Universität von Virginien, an der er als erster das Studium des Angelsächsischen befürwortete.

Der im folgenden Kapitel erzählte Unabhängigkeitskrieg, vor dessen Idealisierung Luckwaldt ausdrücklich warnt, hatte dieselben Übelstände im Gefolge, wie wir sie heute in Deutschland sehen, Papiergeldwirtschaft, politisches und wirtschaftliches Schiebertum, so daß selbst der unbeugsame Washington. dem hohes Lob gespendet wird, schier am Erfolge verzagte. Bei der Erwähnung der deutschen Söldnertruppen hätte Luckwaldt J. G. Seume nicht zu übergehen brauchen. Der Krieg wurde durch die tätige Mithilfe Frankreichs entschieden; die engen Beziehungen, die damals zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich hauptsächlich durch das Eingreifen von Lafayette und Rochambeau entstanden, lassen die amerikanische Unterstützung Frankreichs im Weltkriege als durchaus erklärlich erscheinen; diese Imponderabilien sind von uns nicht genügend in Anschlag gebracht worden. Im Vergleich zu den französischen Einflüssen spielt die Erinnerung an die Tätigkeit Steubens und Kalbs keine wesentliche Rolle, weniger noch die baldige Anerkennung der Unabhängigkeit durch Friedrich den Großen, dessen in Annapolis vor der Marineakademie aufgestelltes Standbild, ein Geschenk des Kaisers, den Amerikanern im Grunde nur aufgezwungen wurde und daher nach der Einschmelzung in Gestalt von Kugeln und Granaten den Weg zu uns zurückgefunden hat. Für Neusprachler bemerkenswert ist die Beteiligung des Allerweltsmannes Beaumarchais an Waffen- und Geldsendungen nach Amerika und der Bruderkuß, den Voltaire in der Akademie Benjamin Franklin gab, dessen staatsmännische

Begabung und Volkstümlichkeit das Bündnis mit Frankreich schloß. Seinen politischen Scharfsinn konnte Franklin schon in dem (von Luckwaldt nicht berücksichtigten) Kreuzverhör zeigen, das er 1766 als Gesandter von Pennsylvania vor dem englischen Unterhaus zu bestehen hatte und das zur Aufhebung der Stempelakte beitrug. Franklins eigene Aufzeichnungen darüber haben wegen ihres klaren Stils auch literarische Bedeutung.

Die nächsten Abschnitte beschäftigen sich mit der Entstehung und der Art der Bundesverfassung und der Regierung der Föderalisten. Welche diktatorische Macht die demokratische Unionsverfassung in Kriegszeiten in den Händen der Präsidenten vereinigte, haben später die Beispiele Lincolns und Wilsons gezeigt. Bei der Besprechung der Bildung des Obersten Bundesgerichts wäre besonders zu betonen, daß dieses Gericht entgegen dem deutschen Reichsgericht keine Strafgerichtsbarkeit besitzt, sondern nur die Verfassung und die Gesetze auszulegen hat Die Regierung der Föderalisten führt von George Washington bis zur Gründung der republikanischen Partei uud dem Amtsantritt Jeffersons. In seinem „Vermächtnis" hatte Washington schon 1783 den Oberbefehl über das Heer abgegeben; seine beiden Inaugurationsreden 1789 und 1793 geben in würdiger und weitblickender Weise seine politischen Grundsätze wieder, doch ein Kernstück amerikanischer Redekunst bildet seine „Abschiedsrede" vom Jahre 1796, jedem Schulkind wohlbekannt. Seinem genialen Helfer Alexander Hamilton wird Luckwaldt wohl nicht ganz gerecht. Bei seiner gewissermaßen preußisch-konservativen Staatsauffassung zog er sich viele Gegner zu, doch steht die Bedeutung seines antidemokratischen innerpolitischen Wirkens weit zurück hinter derjenigen seiner klugen Finanzpolitik. Die „Republikaner" der Jahre bis etwa 1825 sind nicht als Vorläufer der heutigen Partei gleichen Namens anzusehen, vielmehr stehen sie auf dem Boden demokratischer antiföderalistischer Staatsauffassung. Die Zeit der ersten Präsidenten aus ihren Reihen kennzeichnet die große Wanderung nach Westen und der zweite Krieg gegen England. Dabei erinnern wir uns, daß später gegen den Abbruch der 1812 gegen die Engländer siegreich fechtenden Fregatte "Constitution" Oliver Wendell Holmes in seinem berühmten Gedicht "Old Ironsides" erfolgreich Einspruch erhob. Die weiteren Hauptpunkte sind die Stellungnahme der Union gegen die Gelüste der Heiligen Allianz, sich in die Verhältnisse des lateinischen Südamerikas einzumischen, die Formulierung der Monroe-Doktrin, einer der Grundlagen der amerikanischen Außenpolitik; die letzten Jahre haben allerdings erwiesen, wie sich die Unionsregierung über die Erklärung Jeffersons und Monroes, die Vereinigten Staaten würden sich nie in die Angelegenheiten Europas einmischen, hinweggesetzt hat. Kalifornien und Neumexiko werden in einem reinen Eroberungskriege gewonnen, in dem die Sklavenfrage eine bedeutende Rolle spielte und gegen den sich das Gerechtigkeitsgefühl zahlreicher Amerikaner aufbäumte; zu ihrem Sprecher machte sich James Russell Lowell in den scharfen "Biglow Papers", der ersten nationalen amerikanischen Satire Auf die Grundlagen des Sklavenproblems, dessen kommende Entschei-

dung ihre Schatten vorauswirft, geht Luckwaldt noch im letzten Kapitel des ersten Bandes genauer ein.

Die einleitenden Kapitel 11 und 12 des zweiten Bandes handeln von der Freibodenbewegung und der Lösung dieser Frage durch den Bürgerkrieg. Die Goldfunde in Kalifornien, deren „Pioniertage" bekanntlich Bret Harte mitgemacht und in den "Condensed Novels", den "Tales of the Argonauts", wie auch in seinem lyrischen Gedicht "Dickens in Camp" künstlerisch verarbeitet hat, machten die staatsrechtlichen Fragen, die sich an die Bildung des neuen Staats knüpften, nur noch verwickelter. Nun trat die Sklavenfrage in ihr entscheidendes Stadium. Nächst Pastorius war als einer der ersten schon Franklin gegen die Sklaverei aufgetreten, was seine Schriften „Über die Lage der freien Neger", die „Adresse der Pennsylvania-Gesellschaft zur Aufhebung der Sklaverei an das Publikum", wie auch eine vor dem Kongreß gehaltene ironische Rede zugunsten der Sklaverei erweisen. Auch Jeffersons in der Unabhängigkeitserklärung zum Ausdruck gebrachten sittlichen Grundsätze haben zur endgültigen Lösung der Sklavenfrage den Boden bereitet. Als Wortführer der 1831 mit Wucht einsetzenden Abolitionsbewegung erwähnt Luckwaldt auch den Namen des Dichters John Greenleaf Whittier. In der Tat ist dieser Quäkerdichter sein Leben lang die Hauptstütze seines Vorkämpfers W. L. Garrison gewesen. Schriften wie "Justice and Expedience", "Letters on the Abolitionists", "Anti-Slavery Poems", wie die bekannte Ballade "Toussaint l'Ouverture" oder "The Sentence of John L. Brown", dessen Held der unglückliche Fanatiker von Harper's Ferry ist, greifen mit ebenso großer dichterischer Kraft wie sittlichem Zorn die Sklaverei an; andere, wie "Barbara Fritchie" führen uns mitten in die Kriegsereignisse. Das Eintreten des machtvollen Redners Daniel Webster für das Gesetz über die Sklavenflüchtlinge in seiner Rede vom 7. März 1850, die jedem amerikanischen Schüler geläufig ist, stürzte ihn in den Nordstaaten von der Höhe der Bewunderung und gab Whittier sein wirkungsvollstes Gedicht "Ichabod" ein. Unter den literarischen Abolitionisten müssen auch Emerson, Longfellow und Lowell genannt werden. Emerson hielt seine erste große politische Rede 1851 vor den ihn auspfeifenden Studenten von Harvard zugunsten der flüchtigen Sklaven aus dem Süden, die das von Webster verfochtene harte Gesetz ihren Besitzern zurückgeben mußte. Diesem ersten öffentlichen Auftreten für eine unbeliebte Forderung folgte bis in die Jahre des Bürgerkriegs hinein eine Reihe von weiteren zündenden Reden und patriotischen Gedichten Emersons, die mit dazu beitrugen, das Gewissen des Nordens zu schärfen und die Emanzipation der Sklaven zu fördern. Die sieben „Gedichte über die Sklaverei" Longfellows (darunter das bekannte "The Slave's Dream") übertra[f] an Wirkung die zweite Reihe der "Biglow Papers" von Lowel[l] (hierin das Gedicht "The Prophecy of Concord Bridge" in Yankee-mundart). Die eindrucksvollste literarische Hilfe bei der Lösung de[r] Sklavenfrage brachte dann bekanntlich der Welterfolg des Roman[s] der Harriet Beecher-Stowe: „Onkel Toms Hütte" (1851—2), von de[m] Kingsley sagte, er habe ihn so übermannt, daß er ihn nicht hab[e]

zu Ende lesen können. Ihr zweiter Abolitionsroman "Dred" (1863) nahm den auch von Luckwaldt erwähnten furchtbaren Sklavenaufstand des Nat Turner in Virginia und Carolina zum Vorwurf. Das waren die größten literarischen Wegbereiter für die Entscheidung der Negerfrage durch den Bürgerkrieg, dessen Zeiten Luckwaldt eindrucksvoll und spannend darstellt, nachdem er uns auch den Standpunkt der Südstaaten unparteiisch klargemacht hat. Die 1854 neugegründete nationalrepublikanische Partei, aus der die heutigen Republikaner hervorgegangen sind, verfocht in Zukunft die Belange des Nordens gegenüber der hauptsächlich im Süden heimischen Partei der Demokraten, der Partei des einzelstaatlichen Partikularismus. Mit Recht betont Luckwaldt, welche Unehre es für den Norden bedeutete, daß in seinen Reihen an die 180000 Neger gegen die Weißen des Südens kämpften (vgl. darüber das Buch des ursprünglichen Geistlichen und späteren Obersten Th. W. Higginson: "Army Life in a Black Regiment", 1869). Die grausame Blockade, die der Norden über die Südstaaten verhängte, erinnert in ihren Wirkungen bis in die Einzelheiten hinein an die Aushungerung Deutschlands. Auch die unerhörten Grausamkeiten, besonders der Nordtruppen, gegen die Bewohner und die Plünderungen, die offen von den Heerführern angeordnet wurden, können den heutigen Amerikanern kaum Berechtigung zu sittlicher Entrüstung über die "Belgian atrocities" und den "Lusitania murder" geben. Daß die Leipziger Gerichtsverhandlungen gegen die sogenannten Kriegsverbrecher schon ein amerikanisches Vorbild haben, zeigt Luckwaldts Bericht über die Verurteilung und Hinrichtung des Befehlshabers eines Gefangenenlagers. Die Gestalt des unsterblichen Abraham Lincoln vermag Luckwaldt ins rechte Licht zu setzen. Dem Schmerz über den tragischen Tod dieses Mannes, der nach Lowell „den reinsten Adel des neuen Weltreichs" darstellte, dessen klassische Reden wie z. B. die gegen Douglas noch heute den ständigen Lehrstoff amerikanischer höherer Schulen bilden, hat vielleicht am ergreifendsten Walt Whitman in seinem "Song on Lincoln's Death" und in dem Gedicht "O Captain! My Captain!" Ausdruck verliehen, wie überhaupt Whitman, dem einst Lafayette die Hände auf das Knabenhaupt gelegt hatte, vielleicht der gewaltigste Sänger des Bürgerkrieges gewesen ist. Seine „Trommelschläge" ("Drum Taps", z. B. "Beat, beat, drums!" und "A Letter from Camp") sind durch Freiligrath zum Teil bald nach dem Kriege auch in Deutschland bekannt geworden. Seine Beobachtungen beim Besuch der Feldlazarette, seine Erfahrungen als Pfleger der Verwundeten hat er an der Hand seiner Merkbücher in seinen "Specimen Days" niedergelegt, die eine eindrucksvolle Quelle jener Zeiten sind und genau wie die "Personal Memoirs" des Siegers U. S. Grant, des späteren zweimaligen Präsidenten, auch literarische Bedeutung haben.

Die nächsten Kapitel sind „Rekonstruktion und der neue Süden" und „Wirtschaftskämpfe" überschrieben. Diese Wiederherstellung des Südens, der Emerson 1865 einen vielbesprochenen Essay widmete, ist ein trüber Abschnitt amerikanischer Geschichte. Die scharf umstrittenen Fragen der Silber- oder Goldwährung, die Schutzzollfrage

mit der Tarifreform leiten uns über die Zeit des Demokraten Grover Cleveland zu dem mit der neuen republikanischen Ära unter Mac Kinley einsetzenden Imperialismus. Die Erwerbung Alaskas, Hawaiis, der Panamerikanismus Blaines, des „amerikanischen Bismarck", der Krieg mit Spanien und damit der Eintritt in die Weltpolitik sind die Hauptmerkmale des neuen Imperialismus, der sich nach englischem Vorbild durchaus pazifistisch gebärdet. Der später so schnöde gebrochene Vorfriedensvertrag mit Spanien ist ein Vorläufer der vierzehn Punkte Wilsons, bei deren Erfüllung später auch weniger das Recht als die Gewalt sprach. Nachdrücklicher hätte Luckwaldt darauf hinweisen sollen, wie unklug es von der deutschen Regierung war, gerade in dem Augenblick ein Geschwader unter Diederichs nach Manila zu senden, als Dewey sich anschickte, die spanische Flotte bei Cavite anzugreifen. Amerikanische Darstellungen dieses Krieges erzählen mit Behagen, wie die Deutschen vor den Drohungen Deweys zurückgewichen seien. Jedenfalls nutzten die englischen Zeitungen mit Erfolg die deutsche Ungeschicklichkeit damit aus, Amerika auf die Gefahren des deutschen Imperialismus hinzuweisen, die amerikanische Politik der englischen anzunähern und den Gedanken Emersons von der Untrennbarkeit des englischen und amerikanischen Geistes wieder aufzufrischen. Ähnliches Unbehagen erregte 1902 die deutsche Flottenkundgebung vor Caracas. Dieser angebliche Eingriff in den Bereich der Monroelehre hat das Mißtrauen der Vereinigten Staaten gegen Deutschland weiter schüren helfen. Nach der Kennzeichnung Roosevelts, dessen vielseitige und anregende Persönlichkeit Luckwaldt einigermaßen trifft, wendet er sich zu dem letzten und längsten Abschnitt seines Werkes: Wilson und der Weltkrieg Wenn schon manche Teile der Darstellung der Präsidentschaft Roosevelts anfechtbar sind, so wird die Schwierigkeit für den Verfasser erst recht groß, wenn es gilt, die Person und die Taten Wilsons festzuhalten, dessen Charakterbild in der Geschichte schwankt wie das kaum eines anderen Mannes. Die im Anschluß an den Bericht von seiner ersten Wahl gegebene Charakteristik ist etwas post festum. In der Wahlkampfzeit 1912 galt Wilson allgemein als in jeder Beziehung untadeliger Charakter, seine Eigenheiten sind erst später offenbar geworden. Jedenfalls wurde damals kaum ein Zweifel an der Lauterkeit seines Wesens geäußert, ebensowenig wie über Taft, während über Roosevelt manche begründete Bedenken laut wurden. Luckwaldt vermag den amerikanischen Standpunkt Deutschland gegenüber einleuchtend zu machen; er macht sogar den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Kriegserklärung begreiflich. Allerdings schimmert zwischen den Zeilen bei der bisher vollkommenen Sachlichkeit des Verfassers seine innerpolitische Einstellung besonders bei der Erwähnung Ludendorffs und der Reichstagsmehrheit durch, so daß es erklärlich wird, daß er persönlich an Wilsons ehrliche Friedensvermittelung geglaubt hat. Darüber wird freilich die öffentliche Meinung gegensätzlich bleiben und ein abschließendes Urteil in absehbarer Zeit unmöglich sein. Dieses letzte Kapitel beschäftigt sich — wenn man von den Beziehungen zu Mexiko absieht — ausschließlich mit dem deutsch-

amerikanischen Zwiespalt; der Verfasser verzichtet gänzlich darauf, näher auf die Amerika neuerdings mehr und mehr berührenden Probleme einzugehen, wie z. B. das Verhältnis zu Kanada, zu dem die Union schon vor zehn Jahren engere Bande zu knüpfen begonnen hatte, die Einwanderung aus Europa mit seinen unerwünschter werdenden verschiedenen Volkselementen, die die Sorge der Bundesregierung geworden sind, endlich die japanische Einwanderung, wie überhaupt das Verhältnis zu Japan, um welche Auseinandersetzung die Vereinigten Staaten nicht herumkommen werden.

An die Geschichtsdarstellung schließt sich ein Literaturverzeichnis, das zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, immerhin, aber, da weit geringere Namen genannt sind, einen Geschichtsschreiber nicht hätte auslassen dürfen, dessen Werke auch literarisch wertvoll sind: John Fiske ("The Beginning of New England", "The American Revolution", "A Critical Period of American History"). Das sehr lehrreiche Buch von C. A. Bratter heißt: „Amerika, Von Washington bis Wilson". Das Werk von Keynes ist in diesem Jahre auch deutsch unter dem Titel „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages" erschienen. Ein genaues und ausführliches Register beschließt das Werk Luckwaldts. Bei einer Neuauflage würden den Wert des Buches sehr erhöhen eine Übersichtskarte mit einigen Nebenkarten, deren Fehlen sich besonders für die Zeiten des Bürgerkrieges unangenehm bemerkbar macht, und ein Anhang, in den aufgenommen werden könnten: einige wichtige Quellenstücke wie Auszüge aus der Verfassung der Vereinigten Staaten, eine Liste der Präsidenten und Vizepräsidenten samt Partei und Amtsjahrzahlen, eine Liste der 48 Staaten mit Angabe der Jahre ihrer Aufnahme in die Union und ihrer Bevölkerungsziffern, endlich eine Übersicht der Einwanderung nach Jahren und Herkunft.

Auch ohne diese letztgeäußerten Wünsche ist Luckwaldts „Geschichte der Vereinigten Staaten" als ein sehr erfreulicher Beitrag zur Vermehrung unserer Amerikakunde zu bezeichnen, und es ist dem Werke, dessen unbefangene Sachlichkeit und ruhige Darstellung angenehm wirken, bei Fachleuten und Laien weite Verbreitung zu wünschen.

Berlin-Zehlendorf (*Wsb.*) Wilhelm Kopas.

REMARQUES SUR LES PROPOSITIONS INTERROGATIVES DIRECTES DANS LE FRANÇAIS PARLÉ ET POPULAIRE

Ton frère est-il malade?

L'usage de rappeler un substantif sujet par le pronom personnel correspondant se trouve déjà en ancien français. M. Schulze en cite un exemple dans la Chanson de Roland 643: l'aveirs Carlun est il appareillez? Autres exemples: — Iceste guerre dura ele toudis (Raoul de Cambrai)? — Et li rois, feit Brians, est il reperiez (Pr. P. 265)? (Voir Schulze, Die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatz, Herrigs Archiv 71 B, 1884 p. 305).

En analysant les phrases: — Et disoient: ce que puet estre? — Filz, ce comment puet avenir? — tu que quiers? Adolph Tobler

dit fort bien que „solche Gestaltung des Gedankens . . . in glücklichster Weise den Umfang des fraglichen abgrenze gegen das, worüber zwischen dem Redenden und dem Angeredeten Gemeinsamkeit des Wissens bestehe; das materiell vorausgestellte sei das dem Gedanken nach als Grundlage, auf welche die Frage sich erhebt, Vorausgesetzte, und erst mit dem Verbum (in Bestimmungsfragen mit dem Frageworte) beginne die Frage selbst“ (Verm. Beitr. I p. 55).

Cette remarque serait tout aussi juste pour la forme interrogative — Ton frère est-il malade? vis-à-vis de la forme périphrastique: — Est-ce que ton frère est malade? Le langage populaire a une tendance très marquée à accentuer le sujet en le plaçant au commencement de la phrase: — Et l'gosse, où qu'est l'gosse? (Benjamin, Gaspard, Fayard & Cie 1915 p. 244.) — Et Fouillade, où c'qu'il est? (Barbusse, Le Feu (Flammarion 1917 p. 51). De même pour le sujet logique: — Ta femme à toi ça l'a retourné d'te voir partir? (ib.)

A la forme correcte et soignée — Ton frère est-il malade? le langage populaire substitue une autre sans l'inversion du pronom personnel: — Ah, les Alboches, *ils* veulent la guerre? Eh bien, on va la leur fair voir la guerre! (Barb. Le Feu p. 17). Cette construction ne se rencontre pas moins souvent dans les propositions affirmatives: — Dès que les Français *ils* deviennent soldats, ils se conduisent comme des dégoûtants! (Benj Gasp. p. 12). — Encore un qui s'doute pas qu' les Alboches *ils* arrivent! (ib. p. 28). — Pasque Gaspard, *il* a fait du boulot, pendant que toi tu r'gardais les hirondelles (ib. p. 37). Comme on le voit ici, cet *il* se rapporte à Gaspard comme *tu* à *toi*, et il y a tout lieu de croire que l'emploi des pronoms accentués et atones a contribué à faire prévaloir dans le langage populaire cette habitude de rappeler le substantif sujet par le pronom personnel.

Avec un substantif ou un pronom autre que personnel régime direct au commencement de la phrase l'emploi du pronom correspondant est de rigueur: — Quand les autres on *les* tue? (ib. p. 200). — Les curés j' *les* connais (ib. p. 62). L'usage pléonastique des pronoms personnels est ancien dans la langue; M. Brunot en cite des exemples: — L'ewe de Sebre *el* lur est de devant (Rol. 2465). — Cels qu'il unt mort, ben *les* poet homme preisier (ib. 1683, cf. Hist. de la l. fr. I p. 227). Cela tendrait donc à faire croire que, dans une phrase telle que: — Ton père *il* est malade? nous avons affaire à l'influence exercée par les propositions affirmatives plutôt qu' à un changement conscient ou inconscient de la forme traditionelle: — Ton père *est-il* malade?

Nous avous vu plus haut qu'on met en relief le sujet de la question en le plaçant au commencement de la phrase. Que si, par contre, c'est l'action du verbe qu'on veut accentuer, celui-ci précède le substantif sujet: — Où qu'il s' cache c' fourneau-là? (Benj. Gasp. p. 11). — Où qu'ils sont nos tabliers? (Lavedan, les beaux Dimanches, Nouv. Coll. ill. p. 33). — Ça va-t-il le métro? (Léon Frapié, la Maternelle, Nouv. Coll. ill. p. 77). — Est-ce qu'il vient souvent ce délégué

(ib. p. 15). — Qu'est-ce qu'il dit Moreau? (Benj. Gasp. p. 222). — Ça t'plaît, toi, c't existence? (ib. p. 225).

ti

Sur l'origine de ce *ti* Gaston Paris a écrit un petit article admirable (Romania VI p. 438); *veut-i(l)* crée *je veux-ti*? puis *i veu ti*? (Dauzat, La Langue fr. d'aujourd'hui p. 46). Selon Oudin «ne voilà-t-il pas» existait déjà au XVII[e] siècle. Il semble que cette expression ait été formée par analogie avec «n'y a-t-il pas» et «n'est-il pas». Oudin la trouvait mauvaise, ce qui ne l'a pas empêchée d'obtenir le droit de cité dans la langue littéraire. On la rencontre aussi très souvent dans le langage populaire avec l'omission de *ne*: — Mais *v'là-t-i pas* qu'en arrivant au pays, on était plusieurs (Barb. Le Feu p. 101). — *Voilà-t-i' pas* qu'un jour, on nous avait servi à la caserne de la soupe an suif (ib. p. 240). — Et *voilà-t-il pas* qu'on s'fait des protestations et des petits saluts les uns devant les autres! (ib. p. 106). Cette locution s'emploie le plus souvent comme une exclamation énergique appelant l'attention sur ce qui suit. On la trouve aussi quelquefois toute seule: — *Voilà-t-il pas*! Eh bien, après? (Lavedan, A Table! Sélect-Coll. p. 20). Mais elle peut toujours servir à amener une question: — *Ne voilà-t-il pas* Lisbeth qui parle de me quitter? (Balzac, La Cousine Bette, Conrad 1914 p. 291). Dans l'exemple suivant le cas est un autre; *vous voilà-t-il* ne fait que répéter, sous forme d'interrogation, la réplique qui précède: — Berengère. — Eh bien, me voilà fraîche! — Albert. — Pourquoi *vous voilà-t-il* fraîche? B. — Parce que je vais être la risée de tout Paris (Tristan Bernard, Théâtre II, Calmann-Lévy, p. 235). Dans les livres cette particule interrogative s'écrit de manières différentes: *t'il*, *t'y*, *t'i*, *t'i'* et *ti* (ou bien *t-il*, *t-y*, *t-i)*.

Le *ti* interrogatif se rencontre, cela va sans dire, le plus souvent à la 3[e] personne, surtout il s'ajoute à *c'est*; *c'est-il* (c'est-y, c'est-i) tend à remplacer complètement, dans le langage populaire, la forme périphrastique *est-ce que* (est-ce que c'est). Exemples:

— Si l'un des deux quitte l'autre, il faudra qu'il paie un dédit. *C'est-il* juste? Albert. — C'est très juste. (Bern. Théâtre II p. 243.) — *C'est-y* qu'il veut me fiche à la porte? (ib. p. 241). — *C'est-il* qu'elle découcherait? (Benj. Gasp. p. 303). — *C'est-il* que je rêve? (ib. p. 29). — *C'est-i'* qu' tu déménages, mon pauv' vieux? (Barb. Le Feu p. 284). — *C'est-y* vrai? (Rosny aîné, Vague rouge 1910, p. 439). — *C'est-il* oui, *c'est-il* non? (Guitry, Risquetou, 1918, p. 67.) — *C'est-il* en costume, ça? (ib. p. 66).

La forme négative est toujours *c'est-il pas* (sans *ne*): — *C'est-il pas* des pelles et pincettes? (Lav. les beaux Dim. p. 49.) — *C'est-i pas* «alerte» qu'on crie? (Barb. Le Feu p. 241). Un exemple très drôle chez Lavedan (le vieux Marcheur) — *C'est-i* vrai? ou *ti-pas* vrai?

D'autres verbes:

Dans un exemple tel que: — Ça y *fait-il* plaisi(r)? (Guitry, Risquetou p. 31) on peut dire que *il* se rattache à ça; les gens cultivés diraient: Cela lui fait-il plaisir? Mais il me semble plus naturel de voir ici la particule interrogative toute simple.

1re personne:

— j'te l' *disais-t'y* pas? (Risqueton p. 23). — Oh! J'en *sais-t'y* moi! (ib. p. 141). — *J'ai-t'y pas* été partout? (ib. p. 150). — J'en *ai-t'il pas* dans la fesse! (Benj. Gasp. p. 130). — J'ai fauté! *J'suis-ti* la seule? (Maupassant, la Roque, s. 248). On trouve aussi ce que Gaston Paris appelle «l'accumulation maladroite de deux procédés:» — Ah! songeait le déserteur . . . *reverrai-je-t'y* jamais la grande Rose? (Rosny aîné, Vague rouge p. 481).

Dans l'article de la Romania, à laquelle j'ai fait allusion, Gaston Paris dit.: «Parmi ceux-ci (c'est-à-dire les verbes) la 2e personne s'y soustrait généralement; cependant j'ai déjà entendu dire plus d'une fois: *T'as-ti bu? vous passerez-ti par là?* On entend aussi, bien que rarement: *as-tu-ti bu? viendrez-vous-ti me voir?*»

Il semble, cependant, que l'emploi de la particule *ti* soit en voie de devenir général même à la 2e personne: — Ben quoi? tu joues ou tu *n' joues-t'i pas*, face de ver? (Barb. Le Feu p. 240). — *T'as-t'il* peur, si t'y retournes, d'être tué? (Benj. Gasp. p. 247). — *T'as-t'il eu* du sucre? — *T'as-t'il eu* du vin? (ib. p. 144). — *Vous v'nez-t-il* du Dépôt? (ib. p. 265). — *Savez-vous-ti point* une chose, mam'zelle Victoire? (Lav. les beau Dim. p. 50).

Propositions commençant par un adverbe ou un pronom interrogatifs.

Le langage populaire se déshabitue de plus en plus de l'interrogation par renversement. En employant la périphrase *est-ce que, où est-ce que, qui est-ce qui*, etc. on réduit la forme interrogative à des formules presque figées amenant une question avec l'ordre des mots de la proposition affirmative. Par suite de l'abréviation de la formule interrogative le langage du peuple entraîne la création de propositions interrogatives directes sous forme de propositions dépendantes. Nous étudierons ce phénomène avec quelque détail, en groupant les propositions, pour des raisons pratiques, d'après l'adverbe ou le pronom interrogatifs par lequel l'interrogation est introduite.

Où.

La forme *où est-ce que tu vas?* devient *où's que tu vas?* et enfin *où que tu vas?*

La *forme complète:* Mademoiselle Kermagnan. — Le substitut? Déa. — Oui. *Où est-ce donc* qu'il est? (Bernard, Théâtre II p. 202).

La *forme intermédiaire:* — *Où c'qu'il est* maintenant le cuisinier qui trouvait toujours du feu? (Barb. Le Feu p. 31). Aussi dans une proposition subordonnée: — Vous voulez savoir *ous'qu'est* le patron (Bernard, Théâtre II p. 217). On trouve très souvent *où c'est qu*[e] avec le sujet précédant le verbe: — *Où c'est qu'on* va? (Benj. Gasp. p. 68). — *Où c'est que* tu es blessé? (La Fouchardière, Bicard dit le Bouif, Coll. «In Extenso» p. 68). — *Où c'est qu'il* est? (Bernard, Amants et Voleurs, Nouv. Coll. ill. p. 55). Dans une subordonnée: — Voilà vot'petit panier, *où c'est qu'ils* sont écrits . . (Bern. Théâtre II p. 111). La forme peut être renforcée par *ti*: — Oui, *où c'est-il que* t'as vu ça (id. ib. p. 262). — *Où c'est-y qu'on* dénonce les espions boches? (La Fouch. Bic. dit. le Bouif. p. 12). — Par *où c'est-y* qu'ils sont passées

(ib. p. 16). Déjà au XVIe siècle on rencontre *où c'est que* dans une proposition dépendante: — L'homme Qui bas et haut de baston et mains taste *Où c'est qu'il* est (Marg. de Nav. Dern. poésies 207, Brunot II p. 319).

Dans les exemples suivants *est-ce* est tombé sans laisser de trace: *Où qu'il* s'cache i'fourneau-là? (Benj. Gasp. p. 11). — *Où qu'* t'as pêché c'nom-là? (ib. p. 23). — *Où qu'on* nous mène? (ib. p. 48). — *Où qu'on* est? (ib. p. 57). — Metz ou pas Metz, dit Gaspard, *où que* j'vais faire mon frichti? (Frühstück) (ib. p. 62). — *Où qu'on* ira? (Rosny aîné, Vague rouge p. 342). — L'adverbe *donc* se place souvent entre *où* et *que*: — *Où donc que* vous étiez? (Guitry, Risquetou p. 107). Avec *ça*: — Et *où ça*, sans indiscrétion, *que* vous étiez? (ib. p. 34). Même *que* peut tomber: — *Où* ça couche? Dans un panier? (ib. p. 34).

Comment.

On dit *comment t'appelles-tu?* ou plus familièrement: *comment est-ce que tu t'appelles?* cf. Comment est-ce que c'est possible? (Bern. Théâtre II p. 476). Avec un substantif sujet: *Comment va ton père?* Au lieu de *comment était ce monsieur?* la langue courante préfère: *comment était-il, ce monsieur?* (Bern. Théâtre II p. 379). Avec *ça: comment ça va-t-il?* ou plus couramment: *comment ça va?* et même *comment va?* Avec *être: — Comment est madame?* Calmard: — Toujours patraque de ses rhumatismes (ib. II p. 460). A l'expression de la langue soignée le langage populaire substitue celle-ci: — *Comment que* vous allez, mon capitaine? (Benj. Gasp. p. 15). — *Comment qu'* tu t'appelles? (ib. p. 23). — *Comment que* tu signes, toi, dans les journaux? (ib. p. 41). — *Comment qu' tu t'sens?* (ib. p. 197). — *Comment qu'on* fait? (Frapié, la Maternelle p. 114). — *Et comment qu'* ilse nomme? — André (Lav. Leur Cœur, Nouv. Coll. ill. p. 55). *Comment* et *que* sont séparés par *donc*: — *Comment donc, madame, qu'* vous m'avez appelée? (Guitry, Risquetou p. 141). La formule *comment que c'est que* se rencontre aussi: — Mais . . . *comment qu' c'est qu'elle* était? (Benj. Gasp. p. 33). Avec un substantif après, la particule *ti* s'ajoute au verbe: — *Comment qu' c'est-il* son nom? (ib. p. 32). — *Comment que c'est-il* votre nom? (ib. p. 24).

Comment que peut se réduire à *comment*, sans que l'ordre des mots change: — De qui ça te vient? *Comment* t'as eu chaque? (Lav. les beaux Dim. p. 35).

Combien.

La langue soignée s'exprime ainsi: — *Combien d'enfants a-t-il?* ou *Combien a-t-il, d'enfants?* — *Combien coûte ce chapeau?* ou plus souvent: — *Combien ce chapeau? Combien* ça? *Combien?* Le langage vulgaire a recours à *combien que* (abréviation de *combien est-ce que*): — *Combien que* ça coûte, par là, la graine d'innocents? (Benj. Gasp. p. 52). — *Combien que* t'as pris d'obligations? (Geffroy, L'Apprentie, Nouv. Coll. ill. p. 71). — *Combien qu'* il en faut, d'cuillères, Monsieur Boudier? (Guitry, Risquetou p. 59). — *Combien qu'* on vous doit pour les cafés? (Barb. Le Feu p. 106). La phrase peut commencer par *c'est: — C'est combien qu'* on vous doit? (Guitry, Risquetou p. 24).

Ça indique très souvent le substantif sujet qui suit: — Alors comme ça, *combien ça sera*, la location de la table et aussi pour faire chauffer quelque chose sur le fourneau? (Barb. Le Feu p. 68). *Combien* se trouve à la fin de la phrase: — Donnez-m'en un litre. *Ce s'ra combien?* De même: — Ada Menken. — *Ça fait combien* d'à présent? Alexandre le Grand: Ça fait 70000 francs (Gyp. les petits Amis, Coll. In. Extenso p. 20).

Pourquoi.

Les gens cultivés disent: — *pourquoi viens-tu?* et avec un substantif sujet: *pourquoi ton père vient-il?* La forme périphrastique se rencontre déjà au XVI[e] siècle — *pourquoi est ce que* ie me desconforte ainsi? et dans une proposition dépendante — tu ne penses pas *pourquoy c'est que* l'on t'eniuroit (Brunot, Hist. d. l. langue fr. II p. 319). Voici quelques exemples modernes: — *Pourquoi est-ce que* tu ne me tutoies pas? (Bern. Théâtre II p. 226). *Pourquoi est-ce que* tu le sais? (ib. II p. 225). — *Pourquoi est-ce que* vous n'êtes pas venu retenir une table comme je vous avais dit? (ib. II p. 280).

Dans le langage du peuple *pourquoi est-ce que* devient *pourquoi que:* — *Pourquoi qu'* tu gueules, p'tit gars? (Benj. Gasp. p. 78). — *Pourquoi qu'on* reste ici? (ib. p. 109). — *Pourquoi que* j'me tairais? (ib. p. 130). — *Pourquoi qu'* t'es là, toi? (ib. p. 183). — *Pourquoi qu'* vous courez? j'dis: *Pourquoi que* j'cours? Pasque j'suis pressé (ib. p. 257). — *Pourquoi qu'on* aurait plus de chance avec un homme qu'avec dix? (Rosny aîné, Vague rouge p. 329). Sans *que*: *Pourquoi* tu t'es pas défaussé, bec de moule? (Barb. Le Feu p. 289). — *Pourquoi* c'est faire? demanda le Bouif, sincèrement étonné. (La Fouch. Bic. dit le Bouif p. 9). Une autre forme de cette dernière expression: — Dis, mon petit gars, *c'était pourquoi faire*, tes quatre sous que tu m'as donnés? (Guitry, Risquetou p. 27). Remarquez aussi: — Et *qu'est-ce que c'était pour faire* que vous achetiez ce lopin? Pour y semer quoi? (Lav. A Table! p. 18).

Pourquoi que prend souvent la forme allongée *pourquoi que c'est que:*

— *Pourquoi que c'est qu'*ils m'attendent? (Benj. Gasp. p. 13). — *Pourquoi que c'était que* tu m'as donné quatre sous? (Guitry, Risquetou p. 27).

Que, Quoi.

Que et *quoi* réclament l'inversion: — *Que dites-vous?* — *A quoi penses-tu?*, moins souvent, si le sujet est un substantif: — *Que fait le roi?* La langue courante dit plutôt: *Le roi, qu'est-ce qu'il fait?* ou bien *Qu'est-ce qu'il fait, le roi?* — *Qu'est-ce qu'elle t'a appris, ta maîtresse?* (Bern. Théâtre II p. 233). A *Qu'est-ce?* on préfère *Qu'est-ce que c'est?* ou bien *Qu'est-ce que c'est que ça?* On rencontre cette forme même dans une proposition indirecte: Albert. — Mais qu'est-ce que c'est? Le Plongeur. — Tu demandes *qu'est-ce que c'est?* (Bern. Théâtre II p. 348). La langue courante remplace, naturellement, des phrases telles que: *Qu'aperçois-je?* *Qu'entends-je?* par *Qu'est-ce que j'aperçois?* — *Qu'est-ce que j'entends?* Dans le Maître Pathelin déjà on constate la périphrase: — *Qu'est-ce qu'il* dit de drap? (399.) —

Qu'est-ce qu'il a? (344). La langue familière se sert par préférence des formes périphrastiques: — *Qu'est-ce qu'il y a?* — *Qu'est-ce que tu as?* (pour *Qu'y 'a-t-il?* — *Qu'as-tu?)* Dans le langage vulgaire il y a une *n* mouillée dans: *Qu'est-ce qu'il n'y a?*; M. Brunot écrit: — *Qu'est-ce qui n'y a?* Pour *qu'est-ce que* on rencontre *qué que*, *qui que*, et, le plus souvent, *quoi que:*

— *Qué que* vous fichez par ici? (Rosny aîné, Vague rouge p. 326). — *Qu'é qu'* tu paries? (Bern. Théâtre II p. 514). — *Quéque* vous dites? (Lav. les beaux Dim. p. 50). — *Qué donc que* ces Messieurs demandent? (Guitry, Risquetou p. 19). — *Qué donc qu'y a?* (ib. p. 60). — *Qui qu'* tu fais, Bouquet? (Bern. Am. et Vol. p. 41). — *Quoi donc qu'y a?* (Risquetou p. 74). Sans *que:* — *Quoi n'y a donc*, hé? (Lav. Leur beau phys. p. 63). — *Quoi qu'il fait? Quoi qu'il vend*, ce pierrot d'malheur? (id. les beaux Dim. p. 49). — *Quoi qu'* tu dis, mon gars, quoi? (Barb. Le Feu p. 99). — *Quoi qu'on* voit? (Benj. Gasp. p. 267). — *Quoi qu'i t'ont fait?* (Barb. Le Feu p. 107). — *Quoi qu'* ça veut dire? qu'on disait (ib. p. 154). — *Dans quoi que* vous allez le mettre? (Guitry, Risquetou p. 21). — *A quoi que* l'caporal pense de nous faire claquer du bec? Le v'là. (Barb. le Feu p. 234) — *d'quoi qu'on* a l'air! (Benj. Gasp. p. 101). *Que* est quelquefois supprimé: — *Quoi* vous lui faites donc? l'empaillez? (Lav. Leur beau phys. p. 8). — *Quoi* vous dites? (Barb. Le Feu p. 103). — *Avec quoi* on fait le coco, dis? (Lav. A. Table! p. 36). Même devant *c'est* la forme accentuée se trouve: — *Quoi c'est qu'on* bouffe? (Benj. Gasp. p. 23).

Dans la langue familière *quoi faire?* alterne avec *que faire?*, forme plus soignée. Le pronom relatif tombe quelquefois dans *qu'est-ce que*: — *Qu'est-ce* t'attends pour aller faire risette aux Boches? (Benj. Gasp. p. 184). — Ben, *qu'est-ce* t'as? (ib. p. 124).

Qui.

Avec *qui*, sujet, on se sert de la construction régulière: — *Qui m'appelle? Qui est-venu?* Avec *qui*, régime direct ou prédicat, la langue a recours à l'inversion: — *Qui dois-je annoncer?* — *Qui est ce monsieur?* Au lieu de *Qui a fait cela?* on dit plutôt. *Qui est-ce qui a fait cela* (*ça*)*?* Le langage populaire évite l'inversion en disant *qui c'est qui*: — *Qui c'est qui* bouffe, là-nedans? (Benj. Gasp. p. 100). — *Qui c'est qu'a* été fait prisonnier? (La Fouch., Le Bouif tient p. 10). De même dans les propositions subordonnées, d'où vient l'usage de ce procédé dans les phrases directes: — Il a demandé *qui c'est qui* voulait aller enlever le képi de là-haut (La Fouch. Bic. dit le Bouif p. 68). — Elle voit mon gosse étendu mort par terre. Elle demande *qui c'est que c'est* (Bern. Am. et Vol. p. 77). — Je me demánde un peu *par qui c'est que* vous avez entendu parler de „jus“ et de „gniolle“ (Le Bouif tient p. 5). *M. Brunot* en cite des exemples correspondants du XVI[e] siècle: — quant Alison ouyt monter, demanda *qui c'estoit qui* monstoit (Hist. de la l. fr. II p. 319).

Pour *Qui est-ce?* le langage vulgaire emploie *Qui que c'est-il?* (Benj. Gasp. p. 11). — *Qui c'est-il* que cette dame-là? (Bern. Théâtre II p. 516). — *Qui c'est-il* que tu as salué? (Lav. les beaux Dim. p. 43).

Le peuple ne dit guère *Qui a attaqué?*, mais ou *Qui est-ce (c'est) qui a attaqué?* ou bien il intercale *ça:* — Qui ça? *Qui ça a* attaqué, les Boches? (Barb. Le Feu p. 7). — *Qui ça qui* ose? Carquefou: — Tout le monde. (Lav. A Table! p. 20).

Dans la conversation soignée il faut dire: — D'abord *à quoi ça servirait-il?* (Bern. Théâtre II p. 442). — *A quoi ça nous sert-il* de le troubler dans son plaisir? (id. ib. p. 281). Le langage populaire évite cette construction en employant: — *A quoi que ça* r' ssembe de patouiller comme ça? (Benj. Gasp. p. 69). — *A qui que ça profiterait* qu'il soye bien mort? (ib. p. 316). Sans *que:* — Alors, *à quoi ça sert* la guerre? (ib. p. 248).

Qui donc qui: Qui donc qui est insupportable? (Guitry, Risquetou p. 53). Mais *qui est-ce qui* peut se réduire à *qui-qui* sans aucun adverbe d'appui: — Et là d'dans, *qui qui* veut d'la teinturiotte? (Barb. Le Feu p. 177).

Quel.

Les gens cultivés disent; *Quel est son nom?* — *Quelle est sa profession?* — *Quel homme est-ce?* *Quelle heure est-il?* Au lieu de *Quel âge me donnez-vous?* ou dira plutôt, dans la langue familière: — *Quel âge est-ce que vous me donnez?* (Bern. Théâtre II p. 481). Le langage populaire évite ici, comme ailleurs, l'inversion en intercalant le *que* usuel: — *Quelle heure qu'il est?* disait Gaspard (Benj. Gasp. p. 239). — *Quelle heure qu'il est,* Grangé? (Bern. Am. et Vol. p. 55). — *A quelle distance qu'il* est, par derrière? (id. ib. p. 55). — *Quel âge que vous aviez?* — Dix-neuf ans. (Lav. A Table! p. 17). — *D'quel patelin qu'* t'es? dit Gaspard (Benj. Gasp. p. 52).

Nous avons vu plus haut que *qu'est-ce (que)* devient *qué* (que); mais *qué* peut aussi remonter à *quel:* — *Qué* prix qu' vous voudriez y mettre? (id. ib. p. 78) Si *que* n'y est pas, nous avons affaire à la construction de la proposition indirecte (dépendante): — hier j'avais vingt-six ans. Et maintenant *quel âge j'ai?* (Barb. Le Feu p. 284). — *Quels chapeaux on met?* (Lav. les beaux Dim. p. 7).

Il résulte clairement de ce qui précède que le français parlé est en voie de perdre la construction interrogative par renversement. Même dans la langue des gens cultivés cette tendance est très marquée: *tu viens?* tend à remplacer *viens-tu?* Mais c'est surtout pour le peuple que l'inversion du sujet semble devenir un trop grand effort. Et c'est là le point capital.

M. Albert *Dauzat* dit fort bien: «Le peuple est notre souverain maître de langage: ses arrêts sont sans appel, et l'usage justifie tout, — solécismes et barbarismes.» (La Langue française d'aujourd'hui p. 15).

Kristiania. TRYGVE TRANÅAS.



ERNEST RENAN[1])

Dichter und Künstler! Überschaut man das Lebenswerk Renans, so findet man ein großes Buch über die Geschichte und das System der semitischen Sprachen, Studien zur Religionsgeschichte, vor allem in acht Bänden *Les Origines du Christianisme* und die fünfbändige *Histoire du peuple d'Israël*. Renan ist Gelehrter, Philologe und Historiker: M. Bréal hat in *R. et la philologie indoeuropéenne* (1893) dargetan, was er für die Sprachwissenschaft geleistet hat; G. Sorel hat des Geschichtsschreibers Eigenart in der Studie *Le système historique de Renan* (1905) aufzuweisen und sich mit ihr auseinanderzusetzen gesucht. Und auch der Denker Renan hat einst und auf eine ganze Generation so bestimmend gewirkt, daß *la philosophie de Renan* Gegenstand zahlreicher Aufsätze und Bücher von Freund und Feind geworden ist und er nicht fehlen kann, wenn Rod *Les idées morales de notre temps* (1891) behandelt oder Bourdeau in *Les maîtres de la pensée contemporaine* (1904) die Führer im geistigen Leben der Zeit festzustellen und zu würdigen versucht.

Läßt Küchler dieses bedeutende Stück aus dem Werke Renans absichtlich beiseite, etwa, weil es die Literaturgeschichte nicht angeht, die Leistungen des Philologen dem Orientalisten, die religionsgeschichtlichen Forschungen dem Theologen überlassen bleiben sollen? Soll Renan nur geschildert werden, soweit er als Dichter, als Künstler hervortritt? Ja und nein. Ja; denn die streng wissenschaftlichen Leistungen nehmen verhältnismäßig geringen Raum in K.'s Buche ein. *La Vie de Jésus, Magdala, Paulus, Nero, Marc-Aurel* sind die Überschriften der beiden, verhältnismäßig kurzen Kapitel, die die *Origines* behandeln. Aus dem, wie anerkannt wird, „mit größtem Fleiß aus umfassendster, gelehrter Belesenheit heraus geschriebenen großen Werk" Renans treten nur die Stücke hervor, die als Ausdruck bestimmter seelischer Stimmungen, als Proben des künstlerischen Vermögens des Verfassers charakteristisch sind. Nach der Dichtung vom Leben Jesu die Dichtung, die uns erzählt, wie der Glaube an den Auferstandenen entsteht und Besitz von der Welt ergreift. Aber, verspricht K. in seinem Buche auch nicht, wie die französischen Biographen es tun, *Renan, la vie et l'œuvre* zu behandeln, er hat uns doch beides gegeben, das Leben, soweit es den geistigen Werdegang des Mannes verstehen zu machen imstande ist, und das Werk, da dies ihm in der Schöpfung des Dichters und Künstlers beschlossen erscheint. Die Gelehrsamkeit, wie Renan sie auffaßt, ist nur in ihren Anfängen und Vorstufen Sammeln und Sichten des Materials. Dieses, allerdings mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragenen Materials bemächtigt sich der Dichter, der Mann nicht so sehr des philosophischen Erkennens, wie des poetischen und des künstlerischen Schauens, der mit Hilfe der Einbildungskraft die Wirklichkeit gestaltet, sich dabei sein Hassen und Hoffen, sein Lieben und Leiden von der Seele schreibt. Renans Schaffen ist Formen. Nicht die objektive Wahrheit

[1]) WALTHER KÜCHLER, *Ernest Renan*. Der Dichter und der Künstler. Brücken V, Verlag Perthes, Gotha 1921. II und 213 S. Preis 20 M.

— wer fände diese! — ist die Hauptsache. Renans historisches und psychologisches Wahrheitsverlangen ist befriedigt, wenn der künstlerische Gestaltungsdrang das subjektiv wahre, formvollendete Kunstwerk geschaffen hat. Die vollkommene Wahrheit ist gleichbedeutend mit der vollkommenen Schönheit.

Dichter und Künstler. Damit hat Verfasser, um mit Taine zu sprechen, die dominierenden Züge in der geistigen Eigenart Renans erkannt, und aus diesen Fähigkeiten sucht er das Schaffen des Schriftstellers zu begreifen und verstehen zu machen (Kap. IX u. X).

Die Jugendbriefe Renans wie seine Erinnerungen zeigen uns, welchen großen Einfluß neben dem verstandesmäßig Erkannten Gemüt und Phantasie auf die für das Leben maßgebenden Entschlüsse des jungen Bretonen übten, der nach dem ersten Unterricht in seiner Geburtsstadt, dem „Nest von Priestern und Mönchen", und auf der unbedeutenden geistlichen Vorschule Saint-Nicolas du Chardonnet im Priesterseminar von Saint-Sulpice zwischen Glauben und Zweifel den Kampf ausfocht. Was ihn vorwärtsbrachte, das war nicht der nach scholastischer Methode gelehrte Cartesianismus der Anstalt, sondern seine ausgedehnte Privatlektüre, sein Hunger nach Erkennen, die innere Welt, die er selbst sich schuf. Wenn er den geistlichen Beruf ertragen zu können glaubt, so ist es in dem Gedanken, als Priester wie nirgends sonst ein von Frömmigkeit durchglühtes geistiges Leben führen zu können in Hingabe an die Wahrheit und Hingabe an Gott. Daß ihm der letzte entscheidende Schritt nicht möglich wurde, an seiner Abkehr vom Glauben und von der Kirche ist nach seiner Darstellung die deutsche Wissenschaft, Philologie und Bibelkritik schuld. Mit Unrecht, darin stimmen wir K. zu, will Séailles auch in dieser Darstellung ein Spiel der dichterischen Phantasie Renans oder, unfreundlicher ausgedrückt, ein späteres Ausschmücken seines Lebensganges sehen. Renan glaubte nur mit der Orthodoxie zu brechen, und dazu hat den entscheidenden Anstoß Deutschland gegeben, nicht mit der Religion, denn wieder in Deutschland glaubte er diese in wahrer Geistesfreiheit vereinigt mit Wissenschaft, Moral und Poesie zu sehen

Renans Verhältnis zu Deutschland (s. Kap. VIII), die erste große Begeisterung, der schmerzliche Umschwung nach den Ereignissen von 1870, die kühle Zurückhaltung im Alter, das alles zu verfolgen hat sein Interesse. Nicht, worin Lerch (Litbl. 1921 Sp. 113) mit Recht mangelndes Nationalbewußtsein sehen würde, weil wir den wechselnden Meinungen eines Einzelnen über uns besondere Wichtigkeit beimessen. Sondern weil dies Verhältnis dasjenige zwischen den beiden benachbarten Völkern im 19. Jahrhundert spiegelt. Mit der im Geiste Renans erzogenen Generation war ein friedliches Verhältnis und gegenseitiger Austausch von Kulturgütern möglich; der in bewußter Abkehr von seinem Geiste erzogenen Jugend haben wir im letzten Kriege gegenübergestanden.

Renan gehört Deutschland anfangs, und vielleicht immer, mehr mit dem Gemüt als mit dem Verstande an. Es ist allerdings, was man heute *une blague* nennen würde, wenn er noch 1846 einmal behauptet, Deutschland fast nur erst aus dem Buche der Mme

de Staël zu kennen. Und „wer mich damals über Deutschland hätte sprechen hören, mußte glauben, daß ich mindestens fünfzig Bände deutscher Kritik gelesen hätte“. Das dichterische Einfühlen mag vorausgegangen sein, es hat sich aber bereits bei dem Studium eindringender und umfassender Werke als richtig herausgestellt: *J'ai étudié l'Allemagne et j'ai cru entrer dans un temple.* Er kennt bereits Goethe, Herder, Kant, den letzteren besonders als Ethiker; was er bei ihnen und durch sie in Deutschland zu finden glaubte, war die Vereinigung tief religiösen Geistes mit dem kritischen Geiste. Die Entscheidung Renans, dem Priesterberuf zu entsagen (1845), steht bereits wesentlich unter dem Moral- und Pflichtenbegriff Kants.

Renan selbst hat einmal seine geistige Eigenart, wohl Goethes Beispiel folgend, aus einer sonderbaren Mischung väterlichen und mütterlichen Erbteiles zu erklären versucht: alles Poetische stamme vom Vater, die Fähigkeit, sich in der Welt zurechtzufinden und der Dinge leicht Herr zu werden, von der klugen und praktischen Familie der Mutter (S. 156). Ist dies mehr als ein glücklicher Einfall und ein geistreiches Spiel, dann hätte der Vater des Dichters, der innerlich veranlagte Bretone, mehr den jungen, die weltkluge Mutter den alternden Renan, den Weltmann und klugen Lebenskünstler bestimmt.

Die auf die Flucht aus dem Seminar folgende Zeit ist Begeisterung, Empörung, Kampf, wenn alles sich auch meist nur in die Briefe und die Tagebücher und das der Welt noch lange vorenthaltene [1]) Erstlingswerk *L'Avenir de la Science* ergießt. *Je ne suis que feu, espérance, vie et avenir.* Es ist Fichte jetzt, der ihn begeistert, und es ist dessen Forderung: „klar sehen und echt moralisch handeln“, die uns aus dem Bekenntniswerk des jungen Mannes entgegenschlägt. Das Buch von der Zukunft der Wissenschaft ist das heiße Bemühen des einstigen Priesterzöglings, sein Bedürfnis, fromm und vollkommen zu sein, mit dem ebenso mächtigen Drange in ihm nach Wahrheit vor aller Welt in Einklang zu bringen.

Renan fühlte sich ganz als Mann der Wissenschaft; auch er war in den Bann der positivistischen Weltanschauung geraten. Aber sein Geist war durchtränkt von französischer und deutscher Romantik, Dichtung, Geschichtschreibung, Philosophie, Sprach- und Altertumsforschung. Das Losringen von der Metaphysik ist ihm nicht weniger schmerzlich als das vom religiösen Glauben. Er kann sich von der Verstrickung nur frei machen durch die Überzeugung, daß sich über Welt und Menschheit Aufschluß gewinnen läßt allein durch das Studium der Gesetze, die den Gang der Entwicklung bedingen. *L'histoire est la vraie philosophie du 19e siècle.* So wird Renan Historiker, und so wird er Philologe. Unter dem Einfluß Herders, dessen „Ideen zur Kulturphilosophie“ er studiert, der Hegel, Bopp, Grimm, Humboldt, Schlegel wendet er seinen Fleiß, seinen kritikgeübten Verstand wie seine dichterische Phantasie den Anfängen des geistigen Lebens der Menschheit zu. Renan schreibt an dem Buche *l'Avenir de la Science*, während die Februarrevolution Frankreich erschüttert,

[1]) Diese *Pensées de 1848* sind erst 1890 veröffentlicht.

Die Politik ergreift ihn wenig, und wenn sie ihn ergriffen hat, so ernüchtert ihn der Ausgang der Bewegung. Er ist weder Demokrat noch Sozialist. Seine Träume gehen höher: die Wissenschaft soll die Menschen der Zukunft schaffen, *les vraies mœurs démocratiques seraient . . . les mœurs des poèmes et des romans idéaux, où les sentiments humains se feraient jour dans toute leur naïveté première, sans air bourgeois ni raffiné.*

So ist das Buch über die Zukunft der Wissenschaft ein „einziges großes Gedicht", weit mehr Gedicht als die gewollt dichterischen Schöpfungen, zu denen sein übervolles Herz ihn trieb, der Romanentwurf *Ernest et Béatrix* oder die nach der italienischen Reise entstandene Umarbeitung desselben, *Patrice*. Renan zahlt damit den Romantikern, vor allen Lamartine seinen Tribut. Die gärenden Gedanken, die im Dichtwerk nicht zum Ausgleich kamen, sollten nach der Rückkehr aus Rom durch Versenken in anstrengende wissenschaftliche Arbeit gebändigt werden. Die Studie über Averrhoës, die Geschichte der semitischen Sprachen erschienen; er erhält (1862) den Lehrstuhl für diese Philologie am Collège de France und wird gleich nach der Antrittsvorlesung suspendiert, denn er spricht von Jesus als dem *homme incomparable — si grand que, bien qu'ici tout doive être jugé au point de vue de la science positive, je ne voudrais pas contredire ceux qui, frappés du caractère exceptionnel de son œuvre, l'appellent Dieu . . .*

Das Wort gibt den Auftakt zu dem »europäischen Ereignis«, das — 1863 — das Erscheinen des Werkes *La Vie de Jésus* darstellte.

In Küchlers Buch sind meines Erachtens neben den zusammenfassenden Kapiteln am Schluß, die den Dichter und den Künstler behandeln, diese beiden, nicht langen Abschnitte IV und V, die den *Origines* als Dichtwerk gewidmet sind, die glänzendsten Teile der Darstellung in der Wärme des Tones, dem feinen gemütvollen und künstlerischen Nachfühlen, der psychologischen Ergründung von Ziel, Seelenzustand, Mitteln des schaffenden Künstlers. „In Renans *Vie de Jésus* ist alles, was gut, schön, wahr, sehnsüchtig in seiner Jugend war, was nach Vollendung und Charakter rang, der Ernst und die Frömmigkeit seines Anfangs durch die Zauberkraft seines Talents zum Kunstwerk gestaltet worden. Zum ersten und zum letzten Male" (84). In den späteren Bänden — der Anfang des II., *Marie Magdala,* der den Schlußhymnus vom Schluß des I. aufnimmt, allein ausgenommen — in den späteren Teilen lebt der Renan der 60er und folgenden Jahre, der „berühmte Renan, wie ihn die Welt kennen gelernt und auf den Tummelplatz ihrer Liebhabereien, Streitigkeiten und Sensationen gezogen hat". Die „Philosophischen Dialoge", die „Philosophischen Dramen" sind kühne Gedanken, oft tiefschürfende Spekulationen, auch schöngeschliffener Sätze voll, aber märchenhafte Philosophie, geistreiche Paradoxen des mit dem Leser in glänzender Überlegenheit spielenden Allwissers. Und die Philosophie dieser köstlichen, schweifenden Phantasie, dieses resignierten Geplauders eines mondänen Literaten ist die eigentliche Philosophie seines Alters geworden.

Diesem lächelnden, das Leben in heiterer Gemütlichkeit genießenden, seines Ruhms sich freuenden, dem Publikum nicht selten zu nachgiebigen Alten versucht Küchler am Schluß seines Buches manch hartes Wort zu sagen. Es gelingt ihm nicht recht. Immer bricht die Sympathie, die der junge Renan, der Stürmer und Dränger, der Forscher und Dichter, der zukunftfrohe Enthusiast sich erworben hat, wieder durch. Hat Verfasser vielleicht nach den ersten, in mancher Beziehung ausführlicheren Studien, die in den *Neueren Sprachen* (XXIV—XXVII) und Z. f. frz. Spr. u. Lit. (XLVI) zu dem Gegenstande erschienen sind, von mehr als einem das „Landgraf, werde hart!" gehört, das Lerch (a. a. O.) ihm zuruft? Wenn K. auch dem alten Renan vorwerfen muß, am Abend seines Lebens in schwächlicher Eitelkeit die heilige Flamme seiner Jugend nicht treu genug gehütet, sondern in reizvoll sprühende Flämmchen verspritzt zu haben, er hat sich doch mit ihm liebevoll genug beschäftigt, um zu begreifen und begreifend zu entschuldigen: Man ist nicht umsonst Idol des tausendköpfigen Publikums, des Publikums vor allem, das sich Renans bemächtigte, als Bessere ihn ausstießen.

Ein Schlußkapitel behandelt den angeblichen Dilettantismus Renans. Renan selbst ist nicht unschuldig an diesem seinem Rufe, denn, wahrer Franzose, hat er sich sein Leben lang bemüht, nicht als pédant — im französischen Sinne, des Gelehrten um der Gelehrsamkeit willen, und des Gelehrten, der seine Gelehrsamkeit zur Schau trägt — zu erscheinen. Und auch solche Ausdrücke sind ihm entschlüpft, wie ich sie schon einmal mit dem familiären Worte blague charakterisiert habe: *Nous* (d. h. Bretonen) *n'avons rien épuisé; car jamais nous n'allons jusqu'au fond de la coupe* Ich weiß nicht, ob das die Bretonen charakterisiert; Renan hat bis in die Tiefe zu steigen versucht, wenn dichterische Neigung, die übermächtige Phantasie sich häufig auch als hindernd für den bohrenden Gelehrten erwiesen Aber er hat von Anfang an den Kreis seiner Interessen so weit ausgedehnt, und er hat alle Dinge von so verschiedenen Seiten anzuschauen die Gewohnheit gehabt. daß er, und zwar je älter desto weniger, der Mann der positiven, starren, einseitigen Behauptungen, Neigungen und Abneigungen nicht sein konnte. Dies vor allem hat eine spätere Generation ihm abwendig gemacht, die wissen, anbeten. verdammen wollte.

Jeder, der die Vorarbeiten K.'s, die oben erwähnt wurden, kannte, hat dem Erscheinen dieses Buches mit großen Erwartungen entgegengesehen, und diese Erwartungen sind voll erfüllt worden. Wir haben ein Buch erhalten. das aus weitgehender Beherrschung des Materials, wahrhaft kritischem Geist heraus geschrieben wurde, aber auch aus warmer Liebe für den Gegenstand, von einem dem französischen Philosophen in seinem liebenswertesten Zuge, dem Alles-Verstehen, kongenialen Manne verfaßt wurde. Der Dichter und Künstler fand zudem einen Dichter und Künstler als seinen Interpreten: es ist ein Werk klarer Erkenntnis, warmen Gefühls und glänzender Darstellung

Das Buch zeigt im Vergleich zu den obenerwähnten Aufsätzen Kürzungen, und Kürzungen hat der zu Verfügung stehende Raum



auch sonst, das zeigt die komprimierte Darstellung, wohl vielfach nötig gemacht. Aber vielleicht nicht zum Schaden des Ganzen. Die Streichungen scheinen vor allem den Tatsachenteil getroffen zu haben; die psychologische Studie hat, ein lückenloses geschlossenes Ganzes, nicht darunter gelitten.

Sollte K. auch den Teil folgen lassen, den uns die Vorrede erhoffen läßt, Renan und die Mit- und Nachwelt, so bekämen wir ein Stück Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, das nicht bloß Frankreich, das auch sein Verhältnis zu Deutschland behandeln würde und uns viel von dem, was später geschehn, besser begreifen ließe.

Berlin-Wilmersdorf. TH. ENGWER.

EIN STUDIENAUFENTHALT IN MADRID[1]).

Als ich im Februar 1921 meine Studienfahrt nach Spanien antrat, hatte ich es vor allem darauf abgesehen, einen Überblick über die allgemeinen Verhältnisse des spanischen Volkes zu gewinnen. Ich hatte spanischen Boden noch nie betreten, und da mir diesmal nicht mehr als 3½ Monate Auslandsaufenthalt zur Verfügung standen, ließ ich alle literaturhistorischen Interessen an zweite Stelle treten. Nur etwa die Hälfte jedes Tages habe ich darauf verwendet, in der Handschriftenabteilung oder im Lesesaal der Biblioteca Nacional zu arbeiten, bzw. im Centro de Estudios históricos. Von der Handschrift des spanischen Prosa*lanzarote* — der Angabe nach einem zweiten und dritten Buche des Lanzelotromans, am Mittwoch den 24. Oktober des Jahres 1414 vom letzten Schreiber zu Ende geführt — habe ich mir Kenntnis verschafft. Ich kopierte mir besonders jene Teile, in denen Gralszenen oberflächlich nachgeahmt sind, vorher hatte ich mir eine Übersicht über die Zusammensetzung des sehr ausgedehnten Werkes zu verschaffen gesucht, indem ich die vielen hunderte von Kapitelüberschriften ausschrieb. Es zeigte sich, daß die wichtigsten Figuren der ganzen Matière de Bretagne auftreten und daß neben Artus, Ganièvre, der Fee Morgaine, Gauvain, Lanzelot und einigen aus Crestiens Lanzelot bekannten Gestalten auch Ivain und schließlich Merlin und Tristan erscheinen. Literarisch ist der Wert dieses spanischen Prosaromans, der mich wegen meiner Interessen für das Werden des Amadis beschäftigte, außerordentlich gering. Ich werde noch in einer Fachzeitschrift später diese Lanzelotstudien der allgemeinen Verwendung zugänglich machen.

Eine wichtige Aufgabe für den deutschen Philologen im Auslande ist es heutzutage, an Ort und Stelle Bücher und Zeitschriften fachwissenschaftlicher Art zu lesen und zu exzerpieren — und auch der neuen literarischen Produktion von Wert seine Aufmerksamkeit zuzuwenden — Dingen, die in Deutschland sehr selten oder völlig unerreichbar sind und vorläufig bleiben werden. Auch daran mußte ich denken und hatte bei dem Aufblühen der hispanologischen Studien,

---

[1]) Hauptteil eines Vortrages, der über das Thema „Absichten und Ergebnisse einer dreimonatigen Studienfahrt nach Spanien" in der romanistischen Sektion der Allgemeinen Philologenversammlung in Jena am 29. September 1921 gehalten wurde.

namentlich in Spanien und Südamerika, damit eine mächtige Arbeit vor mir, die etwas beinahe Aufreibendes an sich hat. Auch hier hieß es: sich bescheiden — in Anbetracht der kurzen zur Verfügung stehenden Monate, der Größe des Materials und der allgemeineren Absichten meiner Fahrt.

Mein Augenmerk konnte ich, mich in die Idiotismen der Hauptstadt versenkend, vor allem den Lebensverhältnissen der modernen spanischen Großstadt zuwenden, wie denn mein bei weitem längster Aufenthalt aus allerlei zum Teil äußeren, mit der Valuta zusammenhängenden Gründen auf die Hauptstadt des Landes, auf Madrid entfiel. Zwar habe ich eine ganze Anzahl der ältesten und schönsten kastilischen Städte und die bekanntesten Punkte Andalusiens besucht. Aber zu tieferem Versenken in die Physiognomie dieser verschiedenen Kulturzentren und ihrer Bewohner hatte ich nicht die nötige Zeit. Sie bilden daher nur die Umrahmung, aus der sich mir mit größerer Deutlichkeit die Hauptstadt des Landes hervorhebt. Natürlich ist auch in Spanien jene moderne Großstadtzivilisation im Gegensatz zu der alten Provinzkultur aufgetreten, wie dies eine gemein-abendländische Erscheinung am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts ist. Das reine, typische National- und Provinzialkolorit kommt in ihr nicht mehr in klarer Weise zum Vorschein, wie Reisende schon lange übereinstimmend bekundet haben. Der Gesamteindruck ist darum, jedenfalls von der nördlichen Arbeitervorstadt Cuatro Caminos aus, in der ich wohnte, für mein Empfinden nicht weniger fesselnd.

Die Stadt Madrid von heute, in der gerade, als ich dort war, eine Volkszählung veranstaltet wurde, als deren Ergebnis man eine Zahl von mehr denn eine Million Seelen voraussah, hat eine stattliche räumliche Ausdehnung und besitzt dabei nur einen kleinen alten Stadtteil. Gotische und romanische Kirchen findet man garnicht, nur die Plaza Mayor, die in der Geschichte der Stadt und zugleich der ganzen Nation mannigfache Bedeutung gehabt hat, erinnert an ältere Zeiten, aber über das *siglo de oro* führen nur sehr wenige Dinge in den Straßen der Stadt zurück. Das Leben der Menschen, welche das unabsehbare Häusermeer von heute füllen, hat aber trotz dieses Mangels an altertümlichen Bauten vieles Altmodische an sich, welches, ohne geradezu mittelalterlich zu sein, den, der sich mit dem Studium des Mittelalters und der älteren Jahrhunderte der Neuzeit abgegeben hat, an vergangene Epochen gemahnt und in anderen Kapitalen des westlichen Abendlandes nicht leicht zu finden ist.

In der Stadt der Beamten des modernen demokratischen Staates, in der Stadt der vergnügungssüchtigen Lebewelt — dies die beiden Kategorien, in welche, wie die Leute nicht mit Unrecht sagen, der wichtigste Teil der Bevölkerung sich scheidet — sieht man bis auf den heutigen Tag die mächtige Wirksamkeit der alten Kirche. Was tut es, daß viele Liberale und Freigeister ihren Geschäften in ihr nachgehen? Noch immer gibt es unzählige Festtage im Jahr, so viele, daß es praktisch für den Durchschnittsmenschen keinen eigentlichen Festtag mehr gibt. Vergeblich sucht man nach dem

arbeitsfreien Sonn- und Feiertag, die nordische, wesentlich protestantische Festtags- und Sonntagsstimmung kennt der Madrider wie der Spanier überhaupt so gut wie nicht. Bis Mittag wird im allgemeinen Geld verdient, nur der Sonntagnachmittag ist arbeitsfrei. Freilich kennen diese Südländer ja auch nicht die strenge Arbeit, ihr ganzes Leben hat ständig etwas Festliches und Freies.

Ein außerordentlich wohltuendes Gefühl von Altertümlichkeit empfindet man, wenn man die großen Volksfeste dieser Menschen sich abspielen sieht. Noch lassen die ihre Verankerung im Glauben, im System der allumspannenden katholischen Kirche erkennen. Die vierzehntägige Romeria am Manzanares, alljährlich von Mitte Mai ab zu Ehren des Stadtheiligen von Madrid, des Heiligen Isidro gefeiert, ist ein ungeheures Volksvergnügen, zu dem halb Madrid herauspilgert, und viele Stadtfremde aus allen Teilen Spaniens herbeikommen. Da verehrt man den Hl. Isidro in der kleinen Kapelle unterhalb der alten Friedhöfe, das Großstadtpublikum küßt seine Reliquie und läßt sich sein heilendes Wasser verabreichen. Im übrigen aber kauft man das irdene Geschirr für die eben anbrechende heiße Jahreszeit, man tanzt im Freien, ißt Süßigkeiten und lagert oder ergeht sich zu vielen Zehntausenden auf den weiten Terrassen, die einen eigenartigen Blick auf das jenseits des Manzanares sich dehnende Madrid gewähren. Goyas Bild von der Isidrowiese wird manchem ja bekannt sein. Und wie zur Isidromesse in Madrid treffen sich die Fremden und Einheimischen in vielen anderen Städten zu großen und berühmten Jahrmärkten und Messen, bei denen alte verdiente Heilige und Stadtpatrone im Mittelpunkt stehen, deren „Knochen" das Süßigkeitsgierige Volk in Gestalt von Zuckerübergossenem Backwerk in den *pastelerias* zu kaufen bekommt. Dazu gesellen sich im Alltagsleben Terzette oder Quartette von Straßenmusikanten — eine gewöhnliche Erscheinung selbst in einer so regen modischen Geschäftsstraße wie der Carrera de San Jerónimo —, jene einzelnen blinden Sänger und Fiedeler an den Straßenrändern und an den Hauseingängen, jene trotz allen Elends und ihrer ekelhaften Krankheiten malerischen Bettler beiderlei Geschlechts, die überall, vor allem an den Kirchen, aufdringlich ihr Wesen treiben, nicht zu vergessen die Charlatane aller Art, die ihre wunderkräftigen Heilmittel usw. anbieten — sie alle Erben einer langen, langen Ahnenreihe. Manches Altnationale sieht man noch immer in der Tracht der Bevölkerung, so die Mantillas der Frauen bei besonderen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und in der Karwoche, während am Alltage statt der Mantilla und des modernen Frauenhutes ein kleiner, sehr charakteristischer und kleidsamer Ersatz, der schwarze Schleier, getragen wird, der bis zur Mitte des Gesichts herabreicht. Von der Kleidung der Männer fällt als eigenartig-altertümlich der lange Umhang auf (das *sagum* der Römer), in dessen praktisch zugeschnittenem Kragen der Kastilier Mund und Nase gegen den eisigen Wind, der oft plötzlich von der Sierra her weht, verstecken kann. Alter Sitte entspricht sicher die Art, wie die Mutter in Kastilien oft noch ihr Kind in einer Gewandfalte festknüpft, ferner das auf alter kirchlicher Vorschrift beruhende Bedecken des Kopfes mit dem Taschentuch, das die Frauen und Mäd-

chen üben, wenn sie ohne sonstige Kopfbedeckung ein Gotteshaus betreten. Und so berührt vieles andere mehr mitten in der Großstadt traditionell, das Tragen irdener auf einer der Hüften aufgesetzter Wasserkrüge, welches schöne drehende Körperbewegungen von Frauen und Mädchen zeigt, oder das noch allgemein beliebte Befördern von Lasten auf dem Kopfe, oder die Bespannungsweise der zweiräderigen Lastkarren mit ihren Ochsen, Eseln und Maultieren, wobei nicht selten die Tiere einzeln nacheinander, nicht nur nebeneinander, gehen. Der *botijo*, das eigentümliche Trinkgefäß, wie die *bota*, die ziegenlederne Weinflasche, werden noch immer in und bei Madrid viel gebraucht, und sie sprudeln in stärkerem oder feinerem Strahl die Flüssigkeit, Wasser bzw. Wein in den Mund des Trinkenden. Noch gelten in mancher alten Familie, die etwas auf sich hält, die strengen Formen der Verlobung, und nach wie vor hat der Nachtwächter mit seiner Laterne alle Schlüssel der Häuser seines Bezirkes, öffnet den Heimkehrenden die Haustüren und kündet rufend die Stunden der Nacht. Etwas von der Ritterlichkeit des Turnieres lebt im Stierkampfe trotz allem, was gegen ihn gesagt werden mag, entschieden fort, und vor aller Augen deutlich äußert sich altes ritterliches Wesen in der bekannten Gastfreundlichkeit, Freigebigkeit und Courtoisie, die den Sprachgebrauch des Alltagslebens und den Briefstil auch in der Großstadt beherrschen.

Daneben denkt man immer wieder von neuem an den Orient oder an arabische Ahnen, vor allem bei der ungeheuren Üppigkeit der weiblichen Gestalten, die stark semitisch aussehen, bei dem Volksleben auf dem *Rastro*, dem großen Althändlermarkte mit seinem Gemisch von wertvollen Antiquitäten und wertlosem Gerümpel, bei einer gewissen Manier, die Häuser zu verputzen, wodurch verzierungen entstehen, die kufischen Schriftzeichen ähneln — und gewiß bei manchem anderen mehr. Die klimatischen Verhältnisse und die Breitenlage zeitigen natürlich auch gewisse hervorstechende Eigentümlichkeiten der Lebens- und Kulturphänomene, die vielfach *denen Afrikas* und Palästinas gleichen.

*Aus der M*enge nationaler, althergebrachter Züge ragen einige heraus, die mit den vielen zivilisatorischen Neuerungen sich schlecht vertragen und ihnen im Grunde widersprechen. Die Zeit, so ungefähr lautet ein spanisches Sprichwort, ist der billigste Artikel, und dies ist auch Axiom noch im Leben der meisten Madrider Großstädter. Instanzenwege sind in keinem westeuropäischen Lande so beschwerlich wie bei den Madrider Regierungsbehörden, wie sachverständige Kenner mir versicherten. Merkwürdig unbeholfen und langsam sind Polizei, Tramwagenführer und Droschkenkutscher, wenn es wie beinahe täglich zu Verkehrshemmnissen kommt. Davon habe ich viel Beispiele gesehen. Das lustigste war eine völlige Verkehrsverstopfung am Isodrosonntage auf der Toledobrücke, deren Entwirrung beinahe eine Stunde dauerte. Die Geduld des Publikums bei diesen großen Ereignissen, während derer viel gestikuliert und geredet, aber wenig gehandelt wird, ist fast immer musterhaft. Das Staunen und empörte Kopfschütteln eines nordamerikanischen Kollegen, der mit mir dem Vorgange zusah, als wenn er auf dem Monde oder im Toll-

hause wäre, werde ich nie vergessen. Ich denke ferner an einige markante Unfälle bei Bauten — und wie kräftig setzt die Bautätigkeit jetzt in Spanien wieder ein! —, an den regelmäßig verspätend beginnenden Betrieb in öffentlichen Ämtern — alles Gestaltungsformen eines behäbigen, für uns altväterischen Lebensgefühles, das sich an die moderne Genauigkeit, Pünktlichkeit und Schnelligkeit des Großstadtgetriebes noch nicht angeglichen hat. Man sieht derartige Eigenheiten des Nationalcharakters nicht ungern, weil sie viel Sympathisches an sich tragen. Wie genießen diese *caballeros* beneidenswert ihr Leben, wie berauschen sie sich am schönen Augenblick und an ein paar klangvollen Worten!

Ein ehrlicher und unbestechlicher Beobachter sieht natürlich auch unter dem Alten, Überkommenen manches, das schlechterdings nur schwach, morsch und häßlich ist. Davon nur kurz: beklagenswert ist in vieler Hinsicht der Mangel an Hygiene, gegen dessen schlimmste Wirkungen, wie man sagt, nur das Klima mit seiner exzessiven, trockenen Glut Schutz gewährt, und im Zusammenhang damit möchte ich auf die hohe Kindersterblichkeit hinweisen, die vielfach, freilich nicht bloß in der Hauptstadt, eine Folge übermäßiger und unverständiger Ernährung der Kinder durch die Eltern ist. Unerfreulich wirkt auf den Germanen auch die Nichtachtung des Tieres, die grausame Behandlung der Haustiere, des Zugviehs. Auch die Kinder prügeln sich viel unbarmherziger oder werfen sich mit Steinen, ohne daß sich die Eltern dem mit der gebührenden Energie und so allgemein und streng wie bei uns widersetzten. Das Versicherungswesen ist noch in den Kinderschuhen, der während meiner Anwesenheit in Madrid im Frühjahr ermordete Dato hatte in dieser Hinsicht manche Verdienste, die der Kranz der Madrider Tabakarbeiterinnen an seinem Sarge lohnen sollte. Im großen und ganzen wird trotz der Ansätze zu sozialer Fürsorge der Pauperismus noch im Sinne der alten Kirche als eine heilige Institution gehegt und gepflegt.

Alles, was ich anführte, waren aber nur gleichsam Überbleibsel der Vergangenheit. Das neue Madrid, mit schönen Bauwerken, mit den modernsten Gebäuden wie der stolzen Hauptpost, die auf den ziemlich seltenen Postkongreßbriefmarken prangt, mit üppigen Bankhäusern und Geschäftslokalen, mit den eifrig gesprengten *paseos*, mit den feinen Cafés und Welthotels, mit den gelben Trambahnen, den roträderigen Droschken, den hocheleganten Privatgeschirren, mit den besten Automobilen neuester Konstruktion, mit den bei uns wenig bekannten *Side-cars*, Motorrädern mit Seitensitz, den riesigen Theatern, Lichtspielhäusern und Spielkasinos, mit der Lichtreklame abends und den Reklameläufern tagsüber — dies neue Madrid läßt mitunter ganz vergessen, daß man sich im Süden der Pyrenäen, schon fern von den eigentlichen Zentren der westlichen Zivilisation befindet. Es ist eine Freude, sich an einem Frühlings-Sonntagvormittag bei einem Konzert der berühmten *banda municipal* im Retiropark unter der gut angezogenen, parfümduftenden Menge, den Stutzern und den Damen der Gesellschaft zu bewegen, oder die hochfein angezogenen und gepflegten Kutscher und Diener auf den herrschaft-

lichen Wagen oder die Portiers bei ihrem gemütlichen Tagewerk vor und in den Häusern zu beobachten. Es existiert nach wie vor in Madrid wenig Industrie, ein paar Parfümeriefabriken, Schokoladefabriken, vor allem sieht man viele Autoreparaturwerkstätten. Und die sind für die vielen *acaparadores*, die Kriegsgewinnler, wie wir sagen, auch nötig. Anfertigung elektrischer Bedarfsartikel ist vielfach in den Händen schweizerischer und deutscher Fachleute, wie auch gewisse technische Beamte fast ausschließlich Ausländer, überwiegend Deutsche sind.

Ich hatte, indem ich im Hause einer hochgebildeten Pastorenfamilie wohnte, eine unvergleichliche erste Einführung in die wichtigsten Verhältnisse und habe mich dadurch nicht im mindesten stören lassen, den Katholizismus der spanischen Großstadt bei den verschiedensten Gelegenheiten mit der nötigen Sympathie zu beobachten — wie er sich in der semana santa, in der Karwoche, bei Prozessionen, bei Beerdigungen, und bei den Gottesdiensten der verschiedensten Art äußert. Ich bin in die Gerichtsverhandlungen hineingegangen, habe das Marktleben in einer Seitenstraße der Toledo und anderwärts mitgemacht, und habe mich häufig darüber gewundert, welche Massen Seefisch aus La Coruña auf den Markt geworfen werden, wieviele Taschenkrebse man gesotten auf den Straßen kauft usw.

Die Universität, das *Centro de Estudios históricos*, die Nationalbibliothek und die Madrider Schulen, von denen ich wenigstens einige gesehen habe, zeigen den entschlossenen Willen des spanischen Volkes, auch auf Gebieten, die lange im Argen gelegen, nach Kräften zu bessern. Welch wundervolles Retiro für den, der historisch-philologisch arbeiten will, ist das neue Haus des *Centro de los Estudios históricos* in der *Almagro*! Von den reichen Anregungen durch die zahllosen Kunstschätze Madrids sei gar nicht gesprochen. Ich habe es für meine Zwecke für sehr nützlich gehalten, die wichtigsten Zeitungen in ihrer Eigenart genau kennen zu lernen, wodurch man in das vielfältige und so liebevoll kultivierte parlamentarische und politische Leben des Landes, insbesondere der Hauptstadt, genugsam Einblick erhält. Gerade die Zeit nach Datos Tode gab Anlaß zu vielen politischen Debatten. Interessant waren schon damals lange vor der Niederlage die Privat- und Zeitungsnachrichten über den Stand der Marokkokämpfe, die Diskussion über das Problem der Militarisierung der Telegraphenbeamten, das man erwog, um bei Generalstreik sichere Nachrichtenübermittlung zu behalten, das beginnende Wiedererwachen der liberalen Parteien und anderes mehr. Auch über die schwere wirtschaftliche Krise, die auf Spanien lastet und sich in Teuerung und Attentaten kundgibt, muß man sich informieren. Die Zusammenhänge zwischen der regionalistischen Bewegung und den Folgen der Teuerung, den Streiks und Aussperrungen sind sehr verwickelte. Der Fabrikant und Unternehmer kann beim Stande der Peseta den Wettbewerb mit dem Auslande nur aufnehmen, wenn die Löhne niedrig bleiben. Jetzt ist man dabei, durch ein neues *arancel*, d. h. einen neuen Zolltarif, die Auslandswaren erheblich zu verteuern, um der schweren Wirtschaftskrise im Lande abzuhelfen. Keinen schlechten Eindruck machten die Truppen der

Hauptstadt, die zwar noch phantastisch-bunte Uniformen haben, die man aber jetzt zum Teil nach englischem Muster zu uniformieren anfängt.

Von den öffentlichen Einrichtungen Madrids ist eine einzige, die ja nicht gerade überwältigende Bedeutung hat, auch für andere europäische Großstädte vorbildlich: die Ausstattung von Trambahnen mit Briefkästen, die für die rasche Beförderung der Briefpost zu den Postanstalten und Bahnhöfen sorgen. Wie ich sehe, hat jetzt in Deutschland Hamburg etwas Ähnliches für Eilbriefe und Telegramme eingeführt. Im übrigen sucht Madrider Energie und Geschäftsgeist es den neusten Errungenschaften Europas gleichzutun. Ich brauche nur zwei Namen zu nennen, die Metro-Gesellschaft, die Untergrundbahn, welche seit 1918 ihre ersten Strecken im Betrieb hat, fabelhaften Zuspruch besitzt, auf das Madrider Leben durch ihre Schnelligkeit geradezu revoltierend wirkt und für die Verkehrsentlastung auf der Puerta del Sol unschätzbare Dienste leistet — und die *Compañía anónima de Librería, Publicaciones y Ediciones*, mit Schlagwort Calpe benannt. Es gibt viele hoffnungsreiche Verlegerunternehmen in Madrid und Barcelona, viele, die mehr innere Kultur verraten, aber Calpe ist das erste Massenverlagshaus mit amerikanischen Geschäftsmaximen, es ist der Teil eines mächtigen spanischen Papiertrusts, zu dem auch der anglophile „*Sol*“ und die neue Abendzeitung, die „*Voz*“ gehören — beides die bestinformierten Blätter in Auslandsdingen. Mit richtigem Blick hat sich Calpe die in den Metrostationen eingebauten Läden für seine Bücher reserviert, mit denen er den Wissensdrang nach Weltliteratur und nach politischer Bildung, das technische Belehrungsbedürfnis, den Geschmack an abenteuerlicher Lektüre usw. zu befriedigen sucht. Endlich verdient Erwähnung, daß mitten im Herzen der Hauptstadt gewaltige Vorbereitungen getroffen werden, um eine lange ganz neue Geschäftsstraße, die *Gran Via*, anzulegen, an deren beiden Seiten große Firmen, wie es scheint, in erster Linie Banken und Warenhäuser ihre Bauten aufführen.

Aus meinen Ausführungen ist, hoffe ich, leicht zu ersehen, wie anziehend allein schon Madrid ist, jene *villa y corte*, die in der Schilderung des Reisenden, wenn er auf der Suche nach dem romantischen Spanien sie berührt, nicht gerade immer günstig abzuschneiden pflegt. Reiche Erkenntnisse hat das schöne und kulturell höchst eigenartige Land uns allenthalben noch zu bieten. Es ist daher dringend erwünscht, daß enger und zahlreicher als bisher sich persönliche Beziehungen nach dem europäischen Südwesten anknüpfen und daß spanischer Sprache und Literatur auf Hochschule und Schule in Zukunft ein größerer und ein ihrer Bedeutung angemessener Platz zufallen möge.

Halle (Saale). WERNER MULERTT.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXX. JANUAR/FEBRUAR 1922. HEFT 1/2.

PHILIPP WITKOP, *Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche.* I. Bd. *Von Luther bis Hölderlin.* 271 S. 2. Auflage. M. 16.— u. T.-Z. II Bd. *Von Novalis bis Nietzsche.* 2. unveränderte Auflage, Leipzig 1921, B. G. Teubner, 302 S., 38.— M.

EMIL ERMATINGER, *Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart.* VI, 444 u. 310 S. M. 18.— u. 15.— u. T.-Z. Beide bei B. G. Teubner, Leipzig 1921.

Daß man nicht früher schon die Geschichte des deutschen Geisteslebens vom Schaffen der großen Lyriker aus angriff, ist wohl ebenso wenig zufällig, als daß jetzt fast zur selben Zeit gleich zwei Forscher großangelegte Versuche dieser Art vorlegen. Denn erst genaueste Einzelforschung und ein Eindringen in das Persönlichste der Dichter ermöglichte eine solche Zusammenfassung; und gerade der Schmetterling Lyrik muß besonders behutsam angefaßt werden, um seinen Schmelz nicht zu verlieren. Zudem bieten Roman und Drama (wofür Gesamtdarstellungen schon seit längerer Zeit vorhanden sind) näherliegende Beziehungen zum Leben der Nation: sie erörtern im Zusammenprall der Gedanken Zeit- und Menschheitsfragen, sie ringen um eine neue Weltanschauung, sie spiegeln Welt und Gesellschaft. Doch auch die Lyrik ist nicht zeitlos, so engbegrenzt und stets verwandt ihr Stoffgebiet auch ist. Die „fünf oder sechs Lufttöne" genügen nach Kellers hübschem Wort an Storm eben nicht, wir „brauchen auch noch etwas Ballast, sonst verfliegen und verwehen jene sofort". Und dieser „Ballast" ist es gerade, der die deutschen Lyriker zu so scharf voneinander geschiedenen Gestalten macht.

Vor sechs Jahren verwirklichte Witkop zum ersten Male den glücklichen Gedanken, die Entwicklung des deutschen Geistes an den großen deutschen Lyrikern zu zeigen. Jetzt liegt der I. Band in 2. Auflage vor. Außer einigen Erweiterungen ist ein neuer Abschnitt (Hebel) hinzugekommen. Die Vorzüge des Werkes (das zwei großen Stilisten, Thomas Mann und Ernst Bertram, dem begeisterten Biographen Nietzsches, gewidmet ist) sind geblieben: die an Dilthey geschulte feinsinnige ästhetisch-philosophische Betrachtung von Dichter und Werk, die geschmackvolle, von philologischem Kleinkram völlig freie, zurückhaltend vornehme Charakterisierungskunst, die glänzende Einfühlungskraft in so verschieden geartete Geister. Mancherlei Mittel müssen ihm dazu dienen: die Etikettierung, (Angelus Silesius, der Innenmensch; Brockes, der Sinnenmensch) Anekdotisches (Haller stirbt, seinen Puls zählend; Hagedorn, ein Buch in der Hand) u. dergl. Witkop sucht — und das ist sehr schätzenswert — in die Entwicklung der deutschen Lyrik einen einheitlichen Zug zu bringen, sieht er es doch (S. 4/5) als seine Aufgabe an, „das Erwachen, Reifen und Sichwandeln der freien, selbstbestimmten Persönlichkeit in Deutschland darzustellen". Ob er bei der hierzu nötigen Auswahl nicht die Gefahr einer gewissen Schematisierung streift, sei dahin-

gestellt; seine Bemerkung (S. 130) über die „schwer zugängliche“ Persönlichkeit Bürgers machte mich wenigstens stutzig. Kabinettstücke sind besonders einige der kürzeren Abschnitte, so über Günther, Brockes, Schubart; in dem längsten (60 S.) über Goethe nimmt der Lebensbericht nach meiner Ansicht zu viel Raum weg.

Darin ist Ermatinger glücklicher. Sein Werk ist von vornherein breiter angelegt. Es will (S. VI) „auf Grund verschiedenster Kennzeichen des geschichtlichen Lebens, vor allem auch solcher der Philosophie, die wesentliche Richtung finden, nach der der Geist im lyrischen Schaffen der letzten anderthalb Jahrhunderte sich entfaltete, und zeigen, wie die einzelne Persönlichkeit durch sie nach Anlage, Gehalt und Form ihrer Äußerungen bestimmt ist.“

Es umfaßt also einen engeren Zeitraum und kann darum mehr ins einzelne gehen. Obwohl nämlich Ermatinger an die Spitze jedes seiner Abschnitte eine sehr eingehende und vielseitige Schilderung der geistigen Entwicklungszustände Deutschlands stellt, leistet er zugleich eine Fülle philologisch-ästhetischer Kleinarbeit, Erklärung, sprachlicher und rhythmischer Erläuterung. Es ergibt sich da manchmal ein Zusammenstoß beider Bestrebungen, und des Guten ist hier und da (z. B I, 128 und 133: Goethe; II, 182: Plagiathetze in Geibels „Nun die Schatten dunkeln“) etwas zu viel getan, so glänzend auch etwa Goethes „König von Thule“ oder seine Sturm- und Drangdichtung ausgelegt ist. Auch er liebt es, wie Witkop, einzelne Dichter oder ganze Gruppen zu etikettieren oder durch ein Schlagwort zu kennzeichnen (die „forcierten Talente“ Rückert, Platen, Heine, Lenau; der „erste Bürger in der Geschichte der deutschen Lyrik“ Chamisso; Lenau „der Heimatlose“ [aber die Silber*wölklein* der Maiennacht haben mit der „verhängenden *Wolken*decke“ (II, 51) in Lenaus Landschaft nichts zu tun!]; Hoffmann v. F. „der commis voyageur der politischen Poesie“; „Scheffels Trinkwitz ist der Galgenhumor des Schopenhauerschen Pessimismus“). Meist hat er darin eine glückliche Hand und vor allem, er weiß seine zuweilen scharfen und vom üblichen abweichenden Urteile (Droste! Hebbel!) vortrefflich zu begründen durch geschickt ausgewählte Anekdoten, Briefstellen, Aussprüche. Findet er aber einen Dichter unecht (Heine, Herwegh, Conradi), so gießt er doch wohl eine allzuvolle Schale der Kritik über ihn aus. Indes, wie gesagt, wenn mans so liest möchts leidlich scheinen, er urteilt nicht ohne Gründe, mögen sie auch manchmal (II, 91 z. B.) nach der Philologenlampe riechen. Aber manche Kapitel, so das schöne über Mörike, das vortreffliche VI. Buch „Im Zeichen des Realismus“ mit seiner zutreffenden Einreihung von Storm und Keller, das sehr wohl gelungene über Goethe (160 S.!), den er indessen (I, 99 u. 128) nicht immer richtig zitiert und einmal sonderbar auslegt (129; Rettungsdank ist doch Objekt zu glühtest!) liest man mit reinem Wohlgefallen. Bei Claudius und Hebbel fand ich Witkops Charakterisierung tiefer schürfend. Überhaupt überraschte mich bei Ermatinger neben seinem feinen Gefühl für die Einflüsse von Zeitströmungen auf die lyrischen Erzeugnisse zuweilen eine gewisse derbe Nüchternheit des Ausdrucks, wo ein zarterer Ton besser veranschaulicht hätte.

Neben den Feinheiten von Reim, Rhythmus und Wortklang (der aber bei Liliencron und Hebbel nicht genügend berücksichtigt, bzw. getadelt wird), kommen auch die Fragen nach der Quelle, nach Beziehungen und Einflüssen zu ihrem Recht. Gewandte, schlagkräftige Charakterisierung, gewaltige Belesenheit (das geschickt ausgewertete Literaturverzeichnis am Schluß beweist es), eindringende Nachempfindung, kluge, wohlbegründete Darstellung machen die Lektüre des umfänglichen, gediegenen Werkes zu einem wahren Genuß.

Der 2. Band von Witkops Werk ist ein würdiger Gefährte des oben besprochenen ersten — und nach meiner Ansicht die bessere Hälfte. Witkops Fähigkeit, verschiedenartigsten Geistern gerecht zu werden, indem er das Besondere jedes Lebensgangs[1]), das dauernd Bedeutsame *einer* Eigenschaft für Leben und Dichtung der einzelnen Gestalten mit feiner Hand herausarbeitet (der volksverbundene Uhland, der empfindungszarte Mörike, der Kämpfer Hebbel), gelangt in den anziehenden, ja spannenden Kapiteln über Brentano, Eichendorff, Mörike, Lenau, Platen, Keller (um nur die schönsten zu nennen!) zu einer Tiefe der Auffassung, die den Stempel der Endgiltigkeit trägt. Weniger gelungen ist das Nietzsche-Kapitel, auf das man besonders gespannt ist. Es holt doch wohl zu weit aus und bringt nicht den zusammenfassenden Abschluß, den man erwartet hätte. Auch die Einstellung auf Meyer und Leuthold scheint mir nicht ganz geglückt. Aber es findet sich überall so viel an feinen Bemerkungen (etwa über Heines soziales Bekenntnis; über Hebbels Stellung zum Sonnet), an Beziehungen zur Gesamtrichtung der Zeit, an allgemeinen Betrachtungen, daß man das schöne Buch dankbar genießt und miterlebt. Denn es ist ein Buch der Leiden, der Opfer, der Entsagungen, die ein Leben in Kunst ihren Priestern auferlegt. Nur leise, wenn auch hörbar, wird kritisiert (Heine, Hebbel); wichtiger erscheint es dem Verfasser mit Recht, von innen heraus den Lebens- und Leidensgang der einzelnen Dichtergestalten vor uns erstehen zu lassen und uns Ehrfurcht für ihre Äußerungen einzuflößen. Ist demnach Witkop als Kritiker zurückhaltend, so liegt doch in der Auswahl selbst schon eine Kritik; und wenn man schon die gesamte lyrische Produktion des 19. Jahrhunderts mit Feinmehl vergleichen will, so darf man wohl diese 16 Haupt- und 12 Nebengestalten von Witkops Buch als Kaiserauszug bezeichnen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Horn, Wilhelm, *Sprachkörper und Sprachfunktion*. Berlin, Mayer & Müller, 1921 = Palaestra 135. VIII und 144 S. M. 21,—.

Mit dieser bereits Engl. Stud. 54 (1920) S. 74 angekündigten Monographie, die in die innersten Fragen des Sprachlebens eingreift, wendet sich der bekannte Gießener Anglist über den Kreis der Fachgenossen hinaus an die Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft, die ihm für seine anregenden Untersuchungen wärmsten Dank schulden. Es handelt sich um den Nachweis, daß eine innere

[1]) Druckfehler: S. 78: Rolands; S. 236: 1899; S. 288: Meysenburg.

Beziehung besteht zwischen Sprachkörper und Sprachfunktion, insofern solche Teile der Rede, die funktionslos, d. h. bedeutungslos geworden sind, deren Hervorbringung keinen Zweck mehr hat, tatsächlich unterdrückt werden können. Auf einem solchen Standpunkte hatte die ältere Sprachwissenschaft vielfach gestanden, vgl. z. B. *Whitney*, Leben und Wachstum der Sprache, übersetzt von *A. Leskien* (Leipzig 1876) S. 50, wo gesprochen wird von „der Neigung, solche Teile der Worte, die ohne Schaden für das Verständnis entbehrt werden können, aufzugeben". Als aber mit dem Aufkommen der Lehre von den ausnahmslos wirkenden Lautgesetzen eine strengere Methode der sprachwissenschaftlichen Forschung Platz griff, mußte jene Ansicht der älteren Sprachforscher in den Hintergrund treten. Jetzt hieß es: die Lautgesetze wirken rein mechanisch, und die Wörter erleiden ihre lautliche Veränderung ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Außerhalb der Wirkung der Lautgesetze stehen aber, auch nach der Lehre der neuen Sprachforschung, alle Wörter, die eine besondere Aussprache haben, wie Höflichkeitsausdrücke, Grußformeln, Anreden usw. Das gleiche gilt für alle Wörter, bei denen eine bloße Andeutung zum Verständnis genügt, so daß man sich bald nicht mehr die Mühe nimmt, sie vollständig auszusprechen: ahd. *hiutu* (nhd. *heute*) ist keine regelrechte Ableitung aus *hiu tagu* „an diesem Tag" (Meillet-Printz. Einführung in die Grammatik der indog. Sprachen 9). *Horn* hat nun das Verdienst, im Anschluß an *Behaghel*, Wiss. Beihefte z. Ztschr. d. Allgem. Dtsch. Sprachvereins V. Reihe S. 172ff. und Geschichte der deutschen Spr. 4. S. 190ff. in erschöpfender Weise nachgewiesen zu haben, welche große Rolle die Kürzung im gesamten Gebiet der Grammatik spielt, vor allem auch in der Formenlehre. S. 1—21 werden behandelt Kürzungen in Wortzusammensetzungen (*Kiefer* = *Kienföhre*), in Ableitungen (*welcher* < **hwalîk*), in Personen-, Verwandtschafts- und Ortsnamen (frz. *cousin* = *consobrinu*, *Oxford* = me. *Ox*[*en*]*ford*), in Wörtern aus Standes- und Berufssprachen (*Vize*[*feldwebel*] *Auto*[*mobil*]), in Fremdwörtern (*Pfarre* < *parochia*), in Grußformeln (ne. *good-bye* aus *God be with ye*), Anreden (it. *monna* < *madonna*), Höflichkeitsformeln (ne. *please* aus *if it please you*) und bedeutungslosen Einschaltungen. Es folgt eine eingehende Untersuchung über die Beziehung zwischen Funktion und Wortkörper bei den einzelnen Redeteilen: S. 21 ff. *Verbum* Personalendungen im Altenglischen. — Zum Formenbau des lateinischen Verbums. S. 32ff: Kürzungen im *Imperativ* (Romanisch, Englisch, Deutsch, Griechisch, Lateinisch). S. 40ff.: Germ. *gān* „gehen" und frz. *aller*. S. 46ff.: *Hilfsverb* + *Vollverb* (beide können Abschwächungen erleiden). S. 51ff.: *Nomen* (z. B. endungslose Dative im Ae., Ahd., As.). S. 55ff.: *Pronomen* (mit einem lehrreichen Abschnitt über das altenglische Relativpronomen). S. 74ff.: *Adverb* — *Verneinung* (S. 89ff.), *Präposition* (S. 96ff.) — *Konjunktion* (99ff). *Zahlwort* (S. 105ff.) und *Interjektion* (S. 116). In dem Kapitel „*Flexion und Umschreibung*" (S. 117ff.) wird als wichtigster Grund für den Untergang der Flexion beim Nomen und Verbum das Aufkommen von Umschreibungen erkannt. Es folgt eine *Übersicht der sprachwissenschaftlichen Literatur* über Kürzungen, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden ist

(S. 124ff.), und ein lehrreicher Rückblick und Ausblick (S. 135ff.). Ein *Index* beschließt die inhaltsreiche Schrift, aus der die Vertreter der neueren Sprachen natürlich den größten Gewinn ziehen werden, die aber auch für die Altphilologen und besonders für die Indogermanisten eine Quelle reicher Belehrung und Anregung bildet. Die Erkenntnis vom Zusammenhang zwischen Sprachkörper und Sprachfunktion ist, wie der Verfasser mit Recht betont (S. 140), von besonderer Wichtigkeit für die *Methode der sprachwissenschaftlichen Forschung.* In den Kampf um die Lautgesetze haben die Vertreter der neueren Sprachen verschiedentlich eingegriffen, ich brauche nur hinzuweisen auf Namen wie *O. Jespersen, E. Herzog, H. Schuchardt, K. Vossler, E. Wechßler;* ihnen reiht sich jetzt der Anglist *Horn* an mit dem Nachweis, daß in großem Umfange ein Zusammenhang von Sprachkörper und Sprachfunktion besteht, daß also die lautliche Entwicklung der Wörter und Wortgruppen abhängig ist von ihrer Funktion, so daß man mit ihm den Satz aufstellen kann: „Die Funktion beherrscht das Lautgesetz" (S. 131). Es wird Aufgabe zukünftiger Forschung sein, diesen Satz vor allem an Hand des von den lebenden Mundarten gebotenen Materials weiter zu erhärten und dabei als Gegeninstanz zum Schwund bedeutungsloser Elemente auch darauf zu achten, ob bedeutungswichtige Teile erhalten bleiben trotz den Lautgesetzen. Über diesen und jenen Punkt in *Horns* Darstellung mag man immerhin anderer Meinung sein; so bezweifle ich z. B. seine Herleitung von lat. *quam, tam* (§ 81), vgl. unten S. 3 und finde es auch gewagt, die Darstellung des so komplizierten Problems des Flexionsschwundes S. 122 so apodiktisch zu formulieren. Aber das von Horn in den Vordergrund gerückte Prinzip wird sich jedenfalls als brauchbar erweisen; viele Schwierigkeiten, die mit „Lautgesetz" und „Analogie" nicht zu meistern waren, werden bei Verwertung der in Horns Schrift angewandten Methode ihrer Lösung entgegengeführt werden Das gilt besonders von den germanischen Auslautsgesetzen, wo, wie der Verfasser S. 105 mit Recht betont, eine individualisierende Behandlungsweise an Stelle der allzu starren Methode treten muß.

Als Einzelheiten füge ich an: Bei der Behandlung der Kürzung in *Ortsnamen* (S. 97) ist dem Verfasser entgangen, daß schon *P. Kretschmer* KZ. 38 (1905) S. 133 Anm. 1 sowie in dem Aufsatze: „Das Kürzungsprinzip in Ortsnamen" Jagić-Festschrift (Berlin 1908) S. 553ff. (vgl. den Auszug in „Glotta" II 346f.) diesen Punkt mit Beispielen belegt hat. — S. 16: Zur Kürzung im Altirischen vgl. auch *K. Meyers* Aufsatz „Zur keltischen Wortkunde", Sitz.-Ber. preuß. Akad. der Wiss, 1914, S. 939, Nr. 102 über air. *cet* „es ist erlaubt" aus lat. *licet.* Über die Agglutination des -t von *saint* vgl. B. Fehr in „Festschrift zum 14. Neuphilologentag in Zürich" (1910) S. 303ff. — S. 18: Zur Kürzung bei *Anrede* vgl. auch die „Indogerman. Jahrbuch" V S. 277 Nr. 120 genannten interessanten Kurzformen des polnischen *Twoja Miłość* und *Wasza Miłość* (Euer Gnaden). — S. 20: vgl. noch aus *O. Weise,* Syntax der Altenburger Mundart (1900) S. 93 u. 100: *meech* = „mein ich". — S. 25: Für das Verblassen anfänglich affektischer Ausdrucksweise vgl. jetzt *H. Sperber,* „Über den Affekt als Ursache der Sprach-

veränderung" Halle 1914. — S. 30, § 26: Eine neue Deutung, des lat. Imperfektums jetzt bei *O. Hoffmann*, Rhein. Mus. 73 (1920) S. 222ff. — S. 51 f., § 45: ist bei der Erklärung der endungslosen Dative wie ae. *tō hām, at hām* etc., ahd. bei *hûs, dorf, holz* auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß eine vom neutralen Nom.-Acc. ausgegangene Uniformierung der Paradigmas vorliegt. — S. 53, Anm. 2: Für nominativisch gebrauchte Vokative vgl. auch den interessanten Aufsatz von *Enno Littmann*, „Anreden in erweiterter Bedeutung" Nachr. Gött. Ges. Wiss. phil. hist. Cl., Jahrg. 1916, S. 94ff. Im Kriege hinzugekommen ist „*der Panje*" als Bezeichnung des Gegners auf dem russischen Kriegsschauplatz, eine hypostasierte Umformung des poln. Vokativs *panje* „o Herr", der den in Polen einrückenden Truppen überall entgegenklang. — S. 54, § 49 macht Horn zu dem irischen *dā druith ægeptacdi* „zwei ägyptische Zauberer", wo das Subst. Dual-, das Adj. Pluralform hat, die richtige Bemerkung: „Es genügte eben, den Dual am Substantiv zu charakterisieren". Ähnliches läßt sich auch sonst beobachten vgl. z. B. den aus idg. Urzeit überkommenen Typus Ζεῦ πάτερ . . . ἠέλιός τε Γ 277 (Brugmann-Thumb, Griech. Gramm. S. 431), der m. E. auch so zu erklären ist: auch hier genügte es, den Vokativ bei einem der Götternamen zu setzen, der andere kommt in den geläufigeren Nominativ, eine Art von Herstellung der syntakt. Ruhelage, um diesen von Behaghel JF. 14, 438 treffend geprägten Ausdruck zu gebrauchen. — S. 78, § 76 vgl. für die Verwendung von Partikeln positiver Bedeutung auch in negativem Sinne *van Ginneken*, Principes de Linguist. psych. S. 206f, wo aber auf die Entstehung aus der ironischen Situation keine Rücksicht genommen ist. — S. 83, § 80 war für die Kürzung von ganzen Sätzen zu verweisen auf *J. Wackernagel*, Vermischte Beiträge z. griech. Sprachkunde (1897) S. 21ff, — S. 84 sagt Horn daß die lat. Adverbia *quam, tam, nam, jam* bisher als Acc. Sing. Femin. aufgefaßt worden seien, ohne daß dabei angegeben werde, wie das zu denken ist. Dieser z. B. bei Walde Lat. Etym. Wtb.[2] s. v. *tam* zu Tage tretende Mangel ist aber schon von *Max Niedermann* JFAnz. 29, 37 behoben worden durch Hinweis auf Stellen wie Plaut. Capt. 308f: *tam mihi quam illi libertatem eripuit hostilis manus, tam ille* (sc. *servitutem*) *apud nos servit quam ego nunc hic apud te servio.* Horns Annahme, daß *quam, tam, nam, jam* aus **quamente, *tamente, *nā mente, *i̯ā mente* gekürzt seien, wird schwerlich überzeugen. — S. 99, § 97 cf. auch *A. Meillet* «Le renouvellement des conjonctions» in École Pratique des Hautes Études Annaire 1915/16 (Section des sciences histor. et philol.) Paris 1915. — S. 112, § 108: Im Anschluß an Loewe gibt jetzt auch E. Fraenkel GRM. IX S. 54 weitere interessante Beispiele für „unlautgesetzliche" Verkürzungen, besonders auch in seiner neuesten Schrift: *Baltoslavica*, Göttingen 1921, (vgl. Index unter „Verstümmelungen" und „Kurzformen".) — S. 116, § 111 vgl. für die Interjektionen, „deren lautliche Behandlung außerhalb der eigentlich gesetzmäßigen Entwicklung steht" jetzt auch *W. Schulze* in Festschrift E. Kuhn S. 193ff. — S. 130: *R. Loewe* hat schon vor Abfassung seines Aufsatzes in IF. 4, 374 auf Wortkürzungen aufmerksam gemacht in „Zeitschr. d Ver. f. Volkskunde" I (1891) S. 64ff. An sonstiger Literatur ist in diesem

Abschnitt noch nachzutragen die bei *Wechssler* „Gibt es Lautgesetze?" S. 519 genannte Schrift von *P. Passy*, Changements etc. S. 141 f und *Bally*, «Le Langage et la vie» (1913) p. 59. *F. Sommers* schöner Aufsatz „Stimmung und Laut" GRM. VIII 129ff u. 193ff, der z. B. S. 197 „affekt-emphatische Allegroformen" wie *'tjöh* = *adieu* erwähnt, konnte vom Verfasser noch in den Nachträgen genannt werden.[1])

Vermißt habe ich bei Horn einen Hinweis darauf, daß sich in der *geschriebenen* Sprache derselbe Kürzungsprozeß beobachten läßt, wie in der *gesprochenen* Sprache. Sobald die Situation es gestattet, verfällt man unwillkürlich in eine Schreibweise mit flüchtigeren Buchstaben. Der Anfang des Wortes wird z B. meist deutlich geschrieben, gewisse stereotype Endungen am Schluß (z. B. Inf.-Endung -en) werden nur angedeutet, weil der Zusammenhang ein Mißverständnis ausschließt; vgl. darüber *Schuchardt* „Über die Lautgesetze" (1885) S. 26f, *O. Jespersen*, Progress in Language (1874) S. 55 Anm. 1, *Meringer*, Versprechen und Verlesen (1895) S. 7f.

Als *Druckfehler* sind mir aufgefallen: S. 32, Anm 3 l. § 9 (= S. 11, Anm. 2) st. § 10; S. 38, Z. 20 oben l. Imperativ st. Imperatif; S. 52, Z. 7 oben l. 1905 st. 1895; ib. Z. 10 l. 488 st. 542; S. 126, Anm. 1 l, „Phonetische Grundfragen" st. „Grundfragen des Sprachlebens". Bei „*Nachträge*" zu S. 117ff l. in letzter Zeile 1921 st. 1920.

Würzburg. WILHELM HAVERS.

Englische Lehrbücher.

KOCH, PROF. DR. JOHN, *Praktisches Englisch.* 1. Teil, 46. u. 47. Aufl. 172 S. Wilhelm Gronau, Jena und Leipzig 1920, dazu 2 Bogen Verbesserungen; 2. Teil, 6. Auflage, 287 Seiten, ebenda, 1920.

BOERNER-THIERGEN, *Englisches Unterrichtswerk. Oberstufe zum Lehrbuch der englischen Sprache.* Gekürzte Ausgabe C bearbeitet von Prof Dr. Otto Schöpke. 268 S., Teubner 1920, Preis gebunden M. 6,—. *Grammatik der englischen Sprache,* Ausgabe C. 162 S., Teubner 1918, Preis M. 2,80,—. Beide Werke in 6. Auflage.

HANNAUER, DR. LEO, *Handbuch zum Studium der englischen Sprache* 138 S., Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1921. Preis K. 90 = M. 15,—.

BRUNNER, DR. KARL, Übungsstücke zur Einführung in *die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen. Mit einer kurzen Grammatik.* Im selben Verlag 1920. 108 S. Preis K. 48 = M. 15,—.

MAX HENRY FERRARS, B. A., *Curiosities of English Pronunciation and Accidence for the Use of Teachers and Students.* 50. S., Freiburg. J. Bielefeld 1919. Preis M. 2,50.

All den vorstehenden Büchern bis auf Brunners Werk ist eine peinlich berührende Vernachlässigung gerade jenes Gebietes eigen, dem heute angesichts der äußeren Verhältnisse erhöhte Bedeutung zukommt, der Einführung in die Aussprache. Denn ohne irgendwen an Hoch- oder höherer Schule mit einer Schuld zu belasten,

[1]) Erst während der Korrektur werde ich aufmerksam auf die umfangreiche Arbeit von *Hilding Kjellman*, Mots abrégés et tendances d' abréviation en Français. Uppsala Universitets Årsskrift 1920, phil. hist. cl. Abhandlung Nr. 2.

kann wohl gesagt werden, daß zu einer Zeit, da seinerzeit zu
Handapparate des Studenten gehörende phonetische Werke une
schwinglich sind und Hochschulprofessoren phonetische Übungstext
durch Abschreiben vervielfältigen müssen, diesem Kapitel ein be
sonderes Augenmerk zugewendet werden muß, wenn wir nicht di
ohnehin schon wieder auflebenden Klagen über die greuliche Schulaus
sprache des Englischen verewigt sehen wollen. Bei Koch zeigen sic
diese Mängel nur in der Einleitung, die er viel zu knapp und nicht kla
genug hielt. So ist es z. B. für einen großen Teil des deutsche
Sprachgebietes irreführend, darauf aufmerksam zu machen, da
b d g im Auslaut ihren „Laut" (richtiger Stimmton) verlieren, we
das bei b und d doch auch im Anlaut geschieht; und auch die Stell
über die Mitwirkung der Stimmbänder im Kehlkopf hätte eine Ver
breiterung zu einer genaueren Schilderung (und Angabe der Kon
trollen) des Vorganges ertragen. Auch der Abschnitt über die Vokal
leidet an häufigen Unklarheiten. Doch hat Koch, dessen Buch in
übrigen mir für seine Bestimmung ganz vortrefflich geeignet er
scheint, wenigstens sich an den Grundsatz gehalten, vom Laut un
nicht vom Buchstaben auszugehen und der Angabe der Aussprach
im weiteren gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Die Miß
achtung dieses Grundsatzes wirkt äußerst unangenehm in der von
Schöpke bearbeiteten Grammatik, welche doch wohl neben den
Übungsbuche gebraucht wird, das die Umschrift der A Ph I verwendet
Die überflüssige Unterscheidung des Lautes in "father" und "class"
die Erläuterung des [ə:] als „kurz, gedrückt", die Behauptung, daß
in "word" „ö lang, getrübt durch leisen Anklang an a, *fast* wie er in
'servant'" vorliege, das [ju:] in 'music' „geschliffen, dunkel" sei, da
r eine vierfache Aussprache habe usw., veranlassen mich z
dem dringenden Rate an den Verfasser, bei der Umarbeitung, di
ja schon wegen der Vereinheitlichung des ganzen Lehrganges in de
Aussprachebezeichnung notwendig sein wird, jene einfache Bestimm
heit anzuwenden, die bei Jones und Klinghardt, Kruisinga und West
für die Darstellung der englischen Aussprache sich auch als hinlän
lich wissenschaftlich erwies. Hannauer geht aus von der Auffassu
daß „die vom Schriftdeutschen abweichenden Lautqualitäten
Englischen zum Teil direkte Entsprechungen in der deutsc
Umgangssprache, besonders in der bayrisch-österreichischen Mu
art" haben. Ich kann diese Beobachtung am eigenen Herde ve
zieren; wenn meine Frau, die offenbar nach derselben Anschau
unterrichtet wurde und die aus dem Herzen Oberösterreichs stam
englisch spricht, so klingt das täuschend wie Stelzhamer oder Kalt
brunner, höfliche Engländer raten manchmal auf Burns oder
Border Ballads. — Zu der Angabe „dieses stimmhafte [sch] ist
Englischen ‚sehr weich' zu sprechen", fehlt nur die Bemerkung,
man das mit einer sogenannten Eieruhr oder nach der Mohss
Härteskala bestimmt oder ob das nur wie in der Musik so als
gemeines Vortragszeichen zu nehmen sei. Es ist bezeichnend
die Planlosigkeit dieser Lautlehre, daß der Stimmton zwar all
halben erwähnt, aber nirgends erklärt wird und man sich angesi
der Behandlung des l im vorletzten Absatze S. 7 überhaupt fra

muß, ob der Verfasser selbst die richtige Vorstellung davon hat. Was das wüste Durcheinander S. 9 „Allgemeine Ausspracheregel für betonte Vokale" dem Anfänger wie dem Vorgeschrittenen nützen soll, ist mir unerklärlich.

Störend empfinde ich auch, daß über Akzentverhältnisse, Tonfall und dergleichen bei Schöpke sich gar nichts, bei Hannauer sehr wenig findet. Denn ich meine, daß sich z. B. aus Klinghardt-Klemms Werk „Übungen im englischen Tonfall", das natürlich vor allem dem Lehrer als praktischem Phonetiker unentbehrliches Handbuch werden muß, doch eine ganze Reihe von einfachen Regeln gewinnen läßt, die bei einiger Folgerichtigkeit des Lehrers auch den Schülern im Laufe der Unterrichtsjahre in Fleisch und Blut übergehen können. Dazu muß aber das Lehrbuch auch etwas beitragen, wie es ja nicht wenige schon tun.

Bei Schöpke und gelegentlich bei Hannauer fällt auch im weiteren eine sehr laxe Fassung der Regeln auf, die bei jenem auf das Vorwalten der „Übersetzungsgrammatik" zurückzuführen ist. Es ist falsch, zu sagen, daß "bath" usw. „ein stimmhaftes s im Plural ansetzen" (Schöpke S. 15); das ergäbe [baːþz] und nicht die englische Form [baːðz]. Die Quäker finden sich doch wohl auch in England und die englische Bezeichnung 'Imperfect' scheint mir überflüssig (S. 20), ebenso manche der „Übersetzungsgrammatik" entspringende Bemerkung im folgenden (S. 23, 27, 61, wo vor einer möglichen falschen Übersetzung des mißbräuchlich gesetzten „derselbe" gewarnt wird, u. ö.). Sehr viel (S. 67) heißt im Singular "very much" oder a "great deal", es könnte dazu bemerkt sein „ersteres meist in negativen, letzteres in positiven Sätzen". Es bleibe auch dahingestellt, ob manche Zeitwörter „die reflexive und die nicht reflexive Form *ohne* Unterschied in der Bedeutung" gestatten: "the story has proved true" gegenüber "he proved himself an excellent teacher" und die intensivierende Verwendung des Reflexives wären der Erwähnung wert. Bei "neither-nor" ist die Regel nicht ganz zutreffend; recht farblos ist sie S. 82: „Statt des Infinitivs *kann* nach den Verben der Wahrnehmung *auch* das Partizip des Präsens stehen". Ob sich dabei die Schüler denken, daß das vollkommen gleich sei oder zur Vorstellung kommen, daß das eine häufiger, das andere seltener sei, sie kommen auf jeden Fall durch diese Regel zu etwas Falschem; das Richtige hat nicht nur Deutschbein (System S 85) in ziemlicher Einfachheit dargetan, sondern auch die Grammatik von Mittelbach-Dinkler-Zeiger (§ 122) nicht zu hoch für das Verständnis von Lyzeistinnen erachtet. Ähnliches ist zu sagen von S. 95: *Ausfall* des Artikels, S. 96 ff. und es wird auch hier eine durchgreifende Überprüfung manches sehr viel besser, übersichtlicher und schärfer als jetzt fassen können. Dieser methodische Fehler macht sich bei Hannauer weniger bemerkbar, doch ist auch ihm manches Unrichtige oder methodisch Bedenkliche unterlaufen. so S. 8 Anmerkung, wo die verschiedenen Fälle "I hope not" und "I care not" zusammengeworfen werden, S. 41, wo zwar die Bildung, aber nicht ganz klar die Verwendung der Dauerform behandelt wird; die Defektiva, bei denen "want, wish, to be compelled (forced)" fehlen; Die "Singularia

tantum" von denen "businesses" nicht ganz selten, "advices" mit geändeter Bedeutung im Plural vorkommt. Ziemlich zwecklos scheint mir auch der Rat, in zweifelhaften Fällen der Pluralbildung das Wörterbuch zu befragen. Manche mögen solche Ausstellungen, welche sich gegen eine lange und mühsame Arbeit richten, kleinlich und ungerecht finden. Ich denke dabei immer an meinen Lehrer der slowenischen Sprache, der uns den Laut des ž beibringen wollte; wir hörten, daß er etwas anderes sprach als [ʃ]; wir versuchten es mit einer lenissima [ʃ] und die hörte wieder er als unrichtig und sprach uns ein langgezogenes [ʒ] vor — aber ordentlich erklären konnte er es uns nicht — und so mühte er sich stunden- und stundenlang und wir saßen wie die Hornochsen zuhause über unsern Lehrbüchern, wo das ž so klar und eindeutig als der Laut des g in französisch génie erklärt war! Geht der Lehrer mit Lehrbüchern, die in phonetischen oder syntaktischen Dingen so unverläßlich sind, so vergeudet er völlig nutzlos Zeit und Energie der Schüler, läßt er sie korrigieren, so kommen wir Philologen dadurch in weit schlechteren Ruf als durch die unsachlichsten Richter unserer Arbeit. Und wenn man schon „hohe Wissenschaft", wie sie Deutschbein, Klinghardt, Jespersen u. a. lehren, im ganzen der Schule für unangemessen hält, so darf man sich doch schon hier die reizvolle Aufgabe stellen, zu untersuchen, *wieviel* davon nach sinngemäßer Umarbeitung und gründlicher Erprobung in den Unterricht eingehen könne: man wird da — wie im Falle Lerch-Ricken hinsichtlich des Subjonctifs — die verblüffendsten Entdeckungen machen. Was aber die praktische Arbeit ausgezeichneter Schulmänner wie Walter, Wendt, Krüger u. a. an wissenschaftlichem Stoff und methodischen Grundsätzen der Schule bereits gesichert hat, sollte doch etwas mehr beachtet werden; es würden dann sonst gewissenhaft und tüchtig gearbeitete Bücher wie die zwei eben besprochenen nicht durch Mißachtung einiger leitender Grundsätze oder einzelne ganz verfehlte Abschnitte so empfindlich an Wert einbüßen und die Erfolge des mit ihnen gegebenen Unterrichts nicht so beschämend gering sein wie heute so oft. Meine Überzeugung, daß insbesondere eine einfache theoretische Grundlegung der Aussprachelehre das einzig Mögliche ist, entspringt nicht der Verliebtheit in die Phonetik, sondern gründet sich auf die jahrelange Beobachtung und Befragung von Leuten, welche Sprachen getrieben haben; jenen, welche nur „durchs Ohr" oder nach Stümperregeln unterrichtet wurden, ist die Sicherheit in der Aussprache und das gefestigte Wissen in der Sprache hoffnungslos dahingeschwunden.

Ferrars Schrift ist im weitaus größeren Teile ein guter Beleg für die oft geäußerte Meinung, daß die Engländer selbst über ihre Sprache nicht gerade die zuverlässigsten Anschauungen hegen. Wer in Phonetik sehr gut beschlagen ist, wird da und dort einiges daraus lernen können; doch ist die Aneinanderreihung einzelner Bemerkungen und die Neigung, nach allen Seiten abzuschweifen, recht störend. Besser sind die Abschnitte III (Accidence) und IV der gute Bemerkungen über das Übersetzen ins Englische bringt. Der "budding Anglist, who leads off with 'Good Sirs' when he has

occasion to address his booksellers" gehört hoffentlich der Vergangenheit an. Etwas mehr Konzentration wäre einer Neuauflage des Werkchens sehr nützlich. — Der Versuch Brunners, für Anfängerkurse an Hochschulen ein brauchbares Hilfsmittel zu schaffen, ist recht gut gelungen; freilich scheint mir die durch die äußeren Verhältnisse erzwungene Knappheit etwas zu groß. Die Texte sind aus Sweet, Franklin, Lincoln, Hobson, Addison, Galsworthy, Mark Twain recht gut gewählt, ein paar Gedichte sind angeschlossen; und der Hauptteil des Buches bringt eine knappe Laut- und Formenlehre, in diese ist das Wichtigste aus der Syntax gleich eingefügt. Im Literaturverzeichnis ist mit "Jones' English Phonetics" wohl die erst 1918 vollendete "Outline of English Phonetics" gemeint; Klinghardts Artikulations- und Hörübungen könnten erwähnt sein, und unbedingt (bei einer Neuauflage) wäre einzufügen das ziemlich gleichzeitig erschienene Werk Klinghardt-Klemm, Übungen im englischen Tonfall. Bei den heutigen Geldnöten der Studierenden, welche größere Werke kaum in entsprechender Anzahl für die eigene Bücherei erwerben können, hätte ich ruhig auch Schulgrammatiken wie die von Brandeis-Reitterer für Realgymnasien oder von Marseille-Schmidt erwähnt. In der Aussprachetabelle S. 3ff. fehlen "plaid, plait" mit [æ], ao in "gaol (jail)", das stumme ch in "schizm, yacht." S. 20 ist die Regel über das Stimmhaftwerden des th im Plural nach langen Vokalen nicht richtig; "faith, growth, heath, lath" und "sloth" haben nach Jones [þs), "truth" schwankt, und eine Ausnahme bilden auch alle Wörter auf — rth wie "birth, fourth." Nicht ganz stimmt auch die Bemerkung 6c auf S 21, denn man kann sagen "three pike, four salmon". Beim sächsischen Genetiv wären noch die stehenden Redensarten "to my heart's content, out of harm's way, at the water's edge" anzuführen; nur der *bestimmte* Artikel des Nominativs fällt weg. Trotz der Regel bei Jespersen, MEGr. II; 10. 92, die Brunner übernommen hat, findet sich "one" besonders in jüngster Zeit ziemlich häufig nach Superlativen. S. 36 wäre auch die verneinte Frage zu behandeln, S. 42 wohl besser von perfektiver und imperfektiver Aktionsart zu sprechen; der Infinitiv ohne to kann auch nach "help" stehen. Eine Neuauflage des sehr nützlichen Werkes würde noch größere Vollkommenheit gewinnen durch Ausbau des Kapitels über den Akzent, Erweiterung der Syntax und Abdruck einiger Texte wenn schon nicht in Lautschrift, so doch mit Bezeichnung der Intonation; doch ist es schon in der gegenwärtigen Form für Hochschulkurse wärmstens zu empfehlen.

Dinkler-Mittelbach-Zeiger, *Englisches Übungsbuch für Fortgeschrittene zum Gebrauch in den obersten Klassen der Vollanstalten und in Universitätskursen.* 124 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1922.

Beim ersten flüchtigen Eindruck wollte es mir scheinen, als enthalte der Titel ein Versehen und das Buch sei zur Vorbereitung auf Staatsprüfungen in englischer Sprache bestimmt So ungewöhnlich hoch sind die Anforderungen. Doch bei näherer Beschäftigung verfliegt dieser Eindruck rasch, und man freut sich des glänzenden methodischen Aufbaues, vermöge dessen die beiden Verfasser (Zeiger

hat hier nicht mitgearbeitet) zu so schönen Leistungen hinaufführen und einen hohen Grad der Kenntnis des Englischen mit Recht beanspruchen dürfen. In den ersten fünfzehn Abschnitten erscheinen im Anschlusse an ein bestimmtes Kapitel der Grammatik sorgfältig zusammengestellte Einzelsätze, Umformungsübungen, Einzelsätze zum Übersetzen ins Englische, die aber inhaltlich zusammenhängen, und endlich ein oder mehrere geschlossene Stücke, Übersetzungen oder Bearbeitungen englischer Quellen oder deutsche Originale; daran schließt sich ein zweiter Teil mit 21 freien Übersetzungsübungen. Beide Teile aber werden zusammengehalten durch den Leitgedanken, daß diese Übungen gleichzeitig eine Einführung in die geschichtliche und kulturelle Entwicklung des englischen Volkes und seine Literatur (besonders Shakespeare und Milton sind sehr gut vertreten), und eine Darstellung seiner geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zum deutschen Volke bieten sollen (Carlyle, Heine, Goethe über die Engländer, Chamberlain, Naumann); auch die Vereinigten Staaten sind berücksichtigt. Das Buch verbindet Sachkunde in glänzender Form mit einer feinfühligen, von allem Heuwenden weit entfernten Methode des Übersetzens. Am Schlusse sind sechzig der wichtigsten Synonyma mit guten Belegen angeführt; ein Abschnitt zur Geschichte der englischen Sprache bringt einige kurze sprachgeschichtliche Bemerkungen: hier gehört — "chester vor — cester" (S. 116) und bei "she" (S. 118) ist nordischer Ursprung nicht ausgemacht, es ist eine ostmittelländische Form. Die besondere Kürze des neuenglischen Satzes möchte ich nicht ausschließlich daraus erklären, daß der Engländer anscheinend nicht imstande ist, eine große Vorstellungsmasse in sein Bewußtsein aufzunehmen, er hat sich wohl nur weit früher von der Fessel des fremden, lateinischen Satzbaues freigemacht. Im Abschnitt b) sind „Subjekt" und „Objekt" umzustellen. So gut auch dieser Abschnitt geraten ist, könnte er vielleicht mehr Gewicht auf das Syntaktisch-Stilistische legen und Lautgeschichtliches kürzen. Ich empfehle allen Lehrern des Englischen, diese Arbeit selbst genauer anzusehen; auch für Universitätskurse ist sie sehr brauchbar, ich kenne seit meines Lehrers Morich *Englischem Stil* kein Buch (Becks *Englischer Stil* 1917 ist mir nicht näher bekannt), das so gut für Universitätsübungen paßte; besonders vor (und neben) diesem Werke wird es vor allem für Abgänger von Schulen mit weniger Englisch für jene ein unentbehrliches Hilfsmittel sein, die erst an der Universität das Englische gründlich erlernen wollen.

KALUZA, DR. MAX: *Chaucerhandbuch.* Ausgewählte Texte mit Einleitungen, einem Abriß von Chaucers Versbau und Sprache und einem Wörterverzeichnis. 247 S. Leipzig, B. Tauchnitz, 1919. Preis M. 7,— ohne Zuschläge.

Bei der Unmöglichkeit, derzeit englische Chaucerausgaben zu kaufen, ist Kaluzas Unternehmen sehr zu begrüßen, da es für den angestrebten Zweck, den Studierenden eine Auswahl aus Chaucer zu bieten, nach Anlage und Ausführung vollkommen geeignet ist. Es bringt ausreichende Proben aus den kleineren Werken, zusammen 8479 Verse, und etwas mehr (3768 Zeilen) aus den "Canterbury Tales",

für die ja jetzt Kochs immerhin erschwingliche Ausgabe (N. Spr. XXIV,177) vorliegt, dazu Bruchstücke aus Boethius und dem Astrolabe. Die Texte sind nach den jeweils besten Handschriften abgedruckt, die durch die angewandten Siglen freilich nicht glücklich bezeichnet werden. Sehr nützlich sind auch die Literaturangaben, die leider nicht überall bis zur Gegenwart fortgeführt sind; so fehlen bei Behandlung der Sprache die Werke von Bihl, Frieshammer, Wild und jeglicher Hinweis auf die Syntax, wo vorläufig Einenkels Streifzüge, seine historische Syntax und die in Deutschbeins System der neuenglischen Syntax verzeichnete Einzelliteratur den Mangel einer Zusammenfassung ersetzen müssen.

Infolge der Raumknappheit ist das Wörterbuch ein recht wunder Punkt des Werkes geworden. So reich sind wohl englische Seminare nirgends mit Wörterbüchern ausgestattet, daß selbst für den an der Universität unter Anleitung sich in Chaucer einarbeitenden ein Wörterbuch im Anfang entbehrlich würde; und wie viele müssen heute fern von der Hochschule studieren — oder in der Praxis draußen böse Kriegslücken notdürftig stopfen! Selbst wenn das Wörterbuch *alle* Wörter anführte, die im Neuenglischen selten oder in ganz veränderter Form und Bedeutung vorkommen, würde es damit nicht zu jener philologischen Sauberkeit erziehen, die in Chaucers Sprache etwas ganz anderes als ein abweichend lautendes Englisch mit altmodischer Schreibung und einigen außer Gebrauch gesetzten Wörtern erblicken muß. Ich fürchte, dieses Wörterbuch ist nur ein Umweg zu bequemerer Arbeit mit einer Übersetzung, und hätte gerne eine Bemerkung darüber, welche vor unverständiger Anwendung warnt, gesehen.

Auch die Lautlehre ist nicht glücklich angelegt. Es mag der Kürze wegen ja nötig sein, vom Mittelenglischen auszugehen, aber das hätte auch systematischer und richtiger geschehen müssen; soweit sollte die Starrheit des Schemas nicht gehen, daß teils geradezu unrichtige, teils nicht ganz feststehende Angaben gemacht werden. So ist z. B in "world, worthy, word, wole, wolde" allerdings ein mittelenglisches u die Voraussetzung der *heutigen* Lautung; aber der Wandel "weor, wor, wur" beginnt schon im ae.; und außerdem ergeben die Reime für Chaucers Sprache ein anderes Bild. Für "word" haben wir, da es auf "bord, hord, tord" reimt, ō, und nach den weiteren Reimen auf "lord", dessen Quantität zweifelhaft ist (es reimt auf ō und ŏ), "acorde" und "recorde" ŏ anzusetzen; ebenso gilt für "wolde", das meist mit "sholde", aber auch mit "olde, tolde, biholde, yholde" gebunden erscheint, ō bzw. ŏ; vgl. Morsbach, Me Gr. S. 69 (Beispiele) und Anm. 5, S. 76. Mittelenglisch a < ae. · å fehlt in der Übersicht bei ă und erscheint nur in den Beispielen. Was das e, das bei Chaucer noch vor r steht, im ae. ist (S. 217), wird auch nicht erwähnt. Bei der Kürzung des i "wisdom", und "children" in einen Topf zu werfen, ist ganz schlecht. In "Engelond" ist für Chaucers Sprache e wahrscheinlicher; der Unterschied "winges: wengede" ist auch unnötig, erstere Form steht Tr. III, 1261; IV, 661; im Reim auf "thinges"; diese Reime erweisen wohl auch für "wenged" die *Chaucerische* Lautung i. Auch "riche" ist nicht mit I anzusetzen, es

reimt neunmal auf "yliche". "Iuge" hat nach dem Reim: "refuge" A 1719 langes ü, wohl aber "juggement" Kürze. "Thinke" ist, wie auch in der Formenlehre bemerkt sein könnte, durch Vermengung von ae. „ðencan" und "ðyncan" entstanden, wobei das Präsens ae. "ðyncan" das Praeteritum (vgl. "me thogthe: brogthe" V/124, auf "ougthe" Tr. III, 263) ae. "ðóhte" weiterführt. Neben "covere" findet sich "kevere : fevere". Wörter mit ae. · ǽ als Umlaut von á < westgerm. ai reimen auch auf ẹ̄, so "lere" ("dere" B 1702 u. ö.), "hete" ("swete" Tr. II, 539 u. ö.), das Suffix "hēde" (RR. 351, VI/26), "clene" (A 133). Hier fehlt me. ę̄ < æ. ā < wg. ā, dafür ist diese Entwicklung zum geschlossenen langen e verwiesen. Nun reimen aber von den dort S. 219 angeführten Wörtern einige *nur* auf ę̄, aus anderen Quellen, wie "here (hair), breeth und threed", andere zum größten Teil auf ę̄, *nur "eel"*, das HF. 2153 einmal vorkommt, auf ẹ̄. Bei der Wichtigkeit, welche diese Verteilung für die Beurteilung der dialektischen Stellung von Chaucers Sprache hat, mußte dieser Punkt anders behandelt werden. Aus Reimen wie "y-wis: nigard is" R 1171, "hayes: May is" Tr. III 531, "scole is : folis" I, 635, "clerk is : clerkis" oder "goos : shoos" A 3317 ergibt sich die Stimmlosigkeit des s auch in der Flexion mit Sicherheit. Das Genetiv -s kann in "fader" auch fehlen (A 781, 4038) und fehlt immer in Eigennamen auf s ("Epicurus" A 336, dann A 3717, B 598 usw.). In der Metrik ist mir der Ausdruck „Akzentverschiebung *oder* Taktumstellung" aufgefallen, diese Begriffe zu scheiden wird dem Leser nach dem dort Gesagten kaum gelingen. Im "Compleynt of Chaucer to his Empty Purse" reimt das Geleit "a a b b a", nicht "a b a b b". In den guten Einzeleinleitungen scheinen mir die Stellen über die beiden Fassungen des Prologs zu "The Legend of Good Women" und über die Abfassungszeit der "Canterbury Tales" (S. 99 u. 112) doch gar zu knapp.

Ich dürfte mit dem Verfasser in dem lebhaften Wunsche mich begegnen, daß ihm bald bessere Zeiten es gestatten mögen, seine wertvolle Arbeit, mit der er einem Notstande der Anglistik so glücklich abhalf, in den Beigaben zu größerer Raumfülle und damit Vollendung zu bringen.

Bruck a. Mur. FRITZ KARPF.

MEYER-LÜBKE, W., *Historische Grammatik der französischen Sprache.* Zweiter Teil: Wortbildungslehre. Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgegeben von W. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken. 2. Band. Heidelberg (Winter) 1921. XII und 175 S.

Die Wortbildungslehre, welche Meyer-Lübke jetzt als zweiten Teil seiner Historischen Grammatik der französischen Sprache vorlegt, unterscheidet sich von dem einschlägigen Abschnitt seiner Grammatik der romanischen Sprachen äußerlich durch die Beschränkung auf das Französische, und innerlich dadurch, daß sie die Vorgänge der Wortbildung in ihrer Verzweigung ins Kleine hinein oder vielmehr in ihrer Herausbildung aus dem einzelnen Vorgang zur Geltung eines Gesetzes deutlicher macht, als dies in der Grammatik der romanischen Sprachen der Fall war, daß sie die selbsttätige Natur der Wortteile schärfer herausarbeitet, daß sie das

bedeutungsgeschichtliche Substrat klarer hervorhebt und in den Mittelpunkt der Darstellung rückt. Hatte die Grammatik der romanischen Sprachen noch zwischen Gestalt und Bedeutung der Suffixe geschieden und die erstere ausführlich, die letztere kürzer abgehandelt, so werden jetzt die Suffixe von vornherein nach ihrer begrifflichen Zusammengehörigkeit gruppiert. Dadurch, daß der semantische Gesichtspunkt zugrunde gelegt wird, ist ein einheitlicher Standpunkt gewonnen, von dem aus sich die Masse der Wortbildungsprobleme klarlegen läßt. Ich bin jetzt nur gespannt, wie sich Ettmayer zu allen diesen Neuerungen stellen und ob er nun nicht wieder wie bei früherem Anlaß über Wendung zum Unhistorischen schreien wird. Angesichts des revidierten Standpunktes, den Meyer-Lübke jetzt der Wortbildung gegenüber einnimmt, kann man sich höchstens fragen, ob nicht noch mehr Semantisches hätte hereingezogen werden und Erscheinungen wie der Kontamination und der Volksetymologie in ihrer Bedeutung für die Wortbildung ein Platz hätte eingeräumt werden können. Nach wie vor wird natürlich die Anwendung des semantisch-psychologischen Erklärungsprinzips in seinen Übertreibungen abgelehnt werden müssen.

Nicht immer ist Meyer-Lübke wie in den Ausführungen über den Suffixwandel in der Lage, auf gediegenen Vorarbeiten zu fußen (die Wortbildung ist, wie Schultz-Gora erst neulich[1]) wieder angedeutet hat, ein noch wenig angebautes Gebiet), aber es heißt dem, was bis jetzt vorliegt, zu viel Ehre erweisen, wenn § 57 auf eine so kümmerliche Arbeit wie die von H. Gade verwiesen wird.

Meyer-Lübkes Wortbildungslehre macht nicht den Fehler mit, den man leider bei so vielen anderen Handbüchern findet, daß alles als selbstverständlich hingestellt, dem Zweifel kein Raum gelassen und Unklares und Strittiges verschwiegen wird. Im Gegenteil weist er auf Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Bedenken hin, gibt Hinweise und Anregungen, so daß man die Beschränkung seines Buches, über deren Ursachen sich das Vorwort ausspricht, nur bedauern kann. Die Beschränkung auf das Notwendige bringt es mit sich, daß ein grundsätzlich so wichtiger Gesichtspunkt wie der Einfluß, welchen eine einzelne Persönlichkeit oder eine in der Sprache zum Ausdruck kommende Denkweise bestimmter Perioden auf die Wortbildung ausüben, nur nebenher berührt und ein Hergang der Wortbildung überhaupt allein in einem kleinen Ausschnitt seines Geschehens dargelegt werden kann und dieser Ausschnitt wiederum an einzelne besonders wichtige Ausgangspunkte geknüpft wird. So wird § 45 riche—richard, § 77 aumaille, § 148 nuisable > nuisible, § 175 brun—Brunaut zu einer führenden Rolle in der Masse des Wortmaterials erhoben. Aber auch da, wo sich Meyer-Lübke noch so knapp faßt, bleibt er anregend und sucht seiner Darstellung eine Präzision zu geben, die man in der Grammatik der romanischen Sprachen nicht immer in diesem Maße hat finden können. War noch die Stelle der Grammatik der romanischen Sprachen, die sich mit dem Suffix -aille beschäftigte (S. 439) entschieden zu skelettartig und äußerlich aus-

---

[1]) Archiv 141 (1921), S. 211.

gefallen, so ist die Darstellung in der neuen Wortbildungslehre ungleich durchsichtiger. Sie arbeitet einzelne Erscheinungen schärfer heraus, indem sie nicht bloß den Problemen im großen nachgeht, sondern vor allem auch deren Ausgestaltung im einzelnen Wort nachspürt und somit gerade auf *die* Seite zu sprechen kommt, wo der ganze Prozeß Leben gewinnt und wo es überhaupt erst möglich wird, das Wesen der Erscheinung zu fassen. Aber auch diesmal ist die Darstellung nicht erschöpfend, und so kommt es, daß am Schluß des § 75 der Satz steht: „Wie sich trouvaille und afrz. repentaille hier einreihen, ist nicht klar". Die Erklärung dürfte in einer Richtung liegen, in der sich Meyer-Lübkes Ausführungen nicht bewegt haben (wenigstens nicht in diesem Zusammenhang, wohl aber ein paar Seiten später § 79 gelegentlich poulain und § 82 gelegentlich tressure), nämlich, daß auch mit der nichtkollektivischen Bedeutung der Endung -aille zu rechnen ist, an die gerade deverbale Bildungen wie trouvaille und repentaille (sowie commençaille Rom. Gram. II S. 482) anknüpfen. Nichtkollektivischer Verwendung ist auch das von Meyer-Lübke § 77 in den Vordergrund gestellte aumaille schon in altfranzösischer Zeit (s. God. s. v. almaille) fähig, ebenso wie coquinaille, merdaille, moinaille und ebenso sehr zahlreiche neufranzösische Wörter wie volaille: vider une volaille, «il mangeait les plus belles volailles de sa cour» (Flaubert, Madame Bovary), «on entendait, dans la basse-cour, crier les volailles que la servante poursuivait pour leur souper» (ib.). Auf die ganze Erscheinung werde ich in dieser Zeitschrift in anderem Zusammenhang zurückkommen und füge nun weiter noch einige Bemerkungen über sonstige Einzelheiten des Meyer-Lübkeschen Buches hier an.

Daran, daß sol (Sonne) unterging, weil es mit solus (allein) zusammenfiel (§ 13), kann ich trotz Diezens Autorität nicht glauben und fürchte, daß ein solcher Erklärungsversuch auf der Höhe des anderen liegt, wonach bellum (Krieg) geschwunden ist, weil dieses Wort mit bellum (schön) zusammengefallen wäre — auch das ‚eine Homonymität, die leicht zu Unzukömmlichkeiten führen mußte'. Den Gesichtspunkt an sich finden wir auch sonst noch in der Forschung, so wenn neuerdings Ettmayer in seinem Vademecum für Studierende der romanischen Philologie (1919) meint, vixi sei im Altfranzösischen einer analogischen Bildung gewichen, weil es lautgesetzlich *vis hätte ergeben müssen und damit dem Perfekt vi < vidi zu nahe gekommen wäre[1]; auch Meyer-Lübke operiert mit diesem Gesichtspunkt und lehrt (§ 143), eine Bildung membré (aus membre) habe sich neben membru nicht zu halten vermocht, weil membré < memoratum „berühmt" daneben gestanden hätte. Auch diese Argumentation läuft auf eine Überspannung der Durchschlagskraft der Homonyma hinaus, die wohl kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. — In § 15 täuscht die Koordination von singulier mit (nicht nur mittelfranzösischem!) plurier darüber hinweg, daß plurier erst an singulier angelehnt ist, also mit den anderen Substantiven nicht auf gleiche Höhe gehört.

---

[1]) Dagegen vgl. Z. für rom. Phil. 40 (1921) S. 509, 510.

In § 26 läßt sich cintième für cinquième wohl kaum als Lautwandel ansprechen, sondern ist Analogiebildung nach cent > centième, vingt > vingtième, denen sich cinq, und zwar zuerst in seiner vorkonsonantischen Aussprache mit stummem Endkonsonanten, anschloß. — Auch den Satz in § 29 „Auf falscher Deutung eines Namens beruht Cornélien, als ob Corneille von den römischen Corneliern seinen Namen bekommen hätte“ kann ich nicht unterschreiben. Liegt die Sache nicht so, daß für Cornélien von der alten Aussprache des Namens Corneille = — nɛlj(ə) oder — nelj(ə) auszugehen ist und danach die Ableitung — nɛljẽ oder (zumal in vortoniger Silbe) — neljẽ entstanden ist? Während in dem Eigennamen die Lautgruppe li zu i vereinfacht worden ist (vgl. siljõ > sijõ), ist das bei dem Adjektiv nicht geschehen, vielmehr hat sich hier im Zusammenhang mit der alten Lautung eine die frühere Aussprache unhistorisch wiedergebende Schreibung erhalten. Man müßte, um in der Deutung von Cornélien ganz sicher zu gehen, erst das genaue Alter dieses Wortes feststellen. — In dem Schlußsatz von § 30 liegt außer dem Druckfehler[1]) cafétière (§ 62 wird caffétière geschrieben) und cafétier, der auch im Wörterverzeichnis (mit falschem Hinweis) reproduziert wird, noch ein Irrtum vor: Littré gibt wie auch das Dict. Général cafetier und führt unter dem Stichwort cafier nicht cafetier, sondern caféier auf. — Es scheint mir gewagt, mit Betrachtungen zu operieren, daß *bondieuard zu schlecht geklungen hätte (§ 17) oder daß nitzschien (neben nitzschiste) wegen seines Anklangs an chien wenig Aussicht haben wird zu bleiben (§ 46). Das kann natürlich so sein, kann aber auch ganz anders kommen wie bei Autrichien. Aber soll der Sprachforscher einer solchen Möglichkeit zuliebe zum Propheten werden? — Daß gaillard als Gegenstück vieillard hervorgerufen haben kann (§ 45), ist wenig sicher. Ebenso scheint mir die in § 17 gegebene Deutung des -s- in bondieusard aus dem Plural (Gedanke an die Mehrheit der Gegenstände, an Massenherstellung und Massenvertrieb, nicht die richtige zu sein, vielmehr dürfte hier, wie in dem gleichfalls in Paris bodenständigen banlieuesard, die Einführung des -s- aus der Anlehnung an das viel weiter verbreitete und häufigere gueusard herzuleiten und, was bondieusard betrifft, aus dem kümmerlichen Dasein, das diese Maler von Heiligenbildern führen[2]), zu erklären sein und in banlieuesard aus der Verachtung, mit der der echte Pariser auf den Provinzler aus der Bannmeile seiner Stadt herabzublicken pflegt.

Ich bin damit bei den Wörtern auf -ard angelangt, zu deren Bildung — zugleich in Ergänzung der Ausführungen Romanische Forschungen XXVII, S. 932ff. — eine Reihe von Nachträgen geboten werden soll.

---

[1]) Druckfehler sind leider keine Seltenheit: § 17 printannier, Register chéfesse § 14 (= S. 40), § 75 battaille, § 140 Molièresque, § 138 N. Nathan, 1866 (= 1886) usw.

[2]) Ganz abgesehen davon, daß bondieusard auch eine verächtliche Bedeutung hat, die es gueusard doppelt näher rückt, s. Rom Forsch. XXVII, S. 943.

Zunächst dürfte noch schärfer, als es Meyer-Lübke tut, darauf hingewiesen werden, daß -ard kraft seiner „vielfach einreihenden" Natur wohl an Substantive, Adjektive usw. tritt (bienpublicard[1]) < bien public, majoritard[2]) < majorité, Pépiard[3]) < pépie, quarante-huitard[4]) < quarante-huit, cégétard[5]) < confédération générale du travail, vgl. cégétiste, malproprard[6]) < malpropre), aber daß sein eigentlicher Platz am Verbum ist. In der letzten Hinsicht geben die Mundarten mit ihrer die Schriftsprachen überragenden Vielgestaltigkeit des Wortschatzes den besten Aufschluß[7]). Wenn man die Dialektwörterbücher durchsieht, stößt man jeden Augenblick auf deverbale Bildungen. Verrier-Onillon, Glossaire des patois et des parlers de l'Anjou (1908) verzeichnen an solchen: banard < baner (= pleurer), baroillard < baroiller (= bredouiller) neben berdouillard < berdouiller (= bredouiller), béclard oder béquelard < bécler (= beugler, crier), bégassard < bégasser (= bégayer), bestouinard < bestouiner (= faire peu d'ouvrage manuel, tout en paraissant en faire beaucoup), biclard < bicler (= dévisager, regarder avec insistance), bigâillard < bigâiller (= faire un petit commerce de bestiaux de qualité inférieure), biquiard < biquier (= ajuster, regarder attentivement en fermant un œil; sens péjoratif; se dit de ceux qui ont une mauvaise vue et qui ferment à demi les yeux en regardant, ou encore de ceux qui louchent), boubillonnard < boubillonner (= bredouiller), bousillard < bousiller (= tisonner), breuyard < breuyer (= beugler), buignard < buigner (= pleurer), canillard < caniller (= flâner), changeotard < changeoter (= changer souvent), chenulard < chenuler (= pleurer), chiâillard < chiâiller, couïllard < couïller (pousser de petits cris), dégrouillard < dégrouiller (= s'agiter, se remuer), drinard < driner (= pisser), gaugognard < gaugogner, gournard < gourner (= boire, se soûler), lichard < licher (= lécher), loitrinard < loitriner (= aller lentement), magassard < magasser (= bégayer), nasonnard < nasonner (= nasiller), nigeard < niger (= s'occuper à des futilités), nigeassard < nigeasser (= tâtillonner, perdre le temps), nivassard < nivasser (vétiller), nosillard < nosiller (= vétiller), pétassard < pétasser (= vétiller) und gleichbedeutend pétougnard < pétougner, pétounard < pétouner, quervard < querver (= crever, mourir), redotard < redoter (= radoter), rousinard < rousiner (= s'attarder le soir), rôdignard < rôdigner (= ronger), sagoillard < sagoiller (= manipuler les choses sales), sigâillard, zigâillard < sigâiller, zigâiller (= couper malproprement, avec un mauvais outil, en déchiquetant), tâtounard

[1]) Bally, Traité de stylistique I, S. 84.
[2]) Revue des Deux-Mondes, 1. März 1914, S. 6.
[3]) Nyrop, Grammaire historique IV, § 556 (nach Jean Richepin).
[4]) d. h. die Politiker von 1848. Temps, 19. Oktober 1918.
[5]) Dauzat, La langue française d'aujourd'hui (1912), S. 75.
[6]) G. Espé de Metz, Fleurs de tranchées, Paris 1916, S. 18b.
[7]) „Vieles würden die Mundarten bieten", an dieses Wort Meyer-Lübkes (Gram. II, S. 482) denkt man auch hier unwillkürlich wie auch sonst auf Schritt und Tritt in der Darstellung der Wortbildung.

(chicaneur, qui conclut difficilement un marché) < tâtouner (= tâtonner), tirâgnard < tirâgner (= tirailler), neben synonymem tirâillard, toussard < tousser, toussâillard < toussâiller, vidard < vider (= fienter) usw. Im Vergleich dazu ist die Zahl der denominalen Bildungen gering: raidard < raide, pouillard < pouil, blanchard < blanc (auch von Dottin, Glossaire des parlers du Bas-Maine 1899 für diese Gegend notiert), grisard < gris, boillard < boille (= ventre). Zur Ergänzung dieser letzteren Fälle wäre noch aus Dottin, Glossaire des parlers du Bas-Maine und Montesson, Vocabulaire des mots usités dans le Haut-Maine 1899 hinzuweisen auf belluard oder berluard < berlue, pésard < pés (= poix de cordonnier), bouvard < bœuf (terme de mépris), bornicard < borgne, chichard < chiche. Sonst ergibt auch eine Durchsicht dieser beiden Wörterbücher ein Überwiegen der deverbalen Bildungen: dégrichard < dégricher (= être de mauvaise humeur) do(u)lard < do(u)ler (= pleurer), débagoulard < débagouler (= dire tout ce que l'on sait), farfuyard < farfuyer (= balbutier), clopard < cloper (= clopiner), chopard < choper (= voler, se tromper grossièrement), bablochard < bablocher (= parler inutilement, à tort et à travers), banard < baner (= pleurer avec de grands cris), ba(r)goulard < ba(r)gouler (= parler trop et pour ne rien dire de bien), craillard < crailler (= brailler), calard < caler (= reculer devant un défi), louchard < loucher, toussillard < toussir (= tousser), léchard < lécher, lichard < licher, patouillard < patouiller u. a. Damit wäre etwa zu vergleichen Labourasse, Glossaire patois de la Meuse (1887) s. v. neuilzâ < neuilzer (= hésiter), cambrâ < cambrer (= boiter), béguillâ < béguiller, maquignâ < maquigner (= travailler sans suite et sans goût), womit charcagnâ < charcagnier gleichbedeutend ist, oder aus Jônain, Dictionnaire patois saintongeais (1869) Bildungen wie grapignard < grapigner (= faire de petits vols), grondard < gronder, usw.

Mit den Mundarten geht der Argot Hand in Hand, von dessen Denominalbildungen genannt seien: charognard < charogne, crapulard < crapule (Barbusse, Le Feu S. 27 hat sich dieses Wortes bedient), cirard < Saint-Cyr, douillard < douille, déchard < dèche, rossard < rosse (von Rostand, Chantecler III. 1 und Barbusse, Le Feu S. 261 gebraucht).

Es ist selbverständlich, daß auch die Schriftsteller neue Bildungen auf -ard schaffen (wie Balzac, wenn er in Modeste Mignon, Œuvres II. S. 12 aus dem Eigennamen Vilquin ein vilquinard prägt: «autre sujet de douleur vilquinarde» oder Paul Claudel, der in L'annonce faite à Marie II. S. 78, 81 Brainard aus Braine bildet: «Brainard de Braine») und daß sie sich im Übrigen der bereits vorhandenen ausgiebig bedienen, um besondere stilistische Wirkungen zu erzielen und besonders um den Ton der Volkssprache zu treffen. Das wußte unter den Neueren schon Hugo, wenn er in Quatre-vingt-treize (Œuvres XIV. S. 14) an gegebenem Ort zu momignard griff, oder Daudet, der chicard und geignard (Tartarin de Tarascon) gebrauchte, die Goncourts, die crevard[1]),

---

[1]) Journal IV, S. 96; IX, S. 299.

pantouflard [1]), voublard [2]) gebrauchten und in der Anwendung des letzteren Worts in der Comtesse de Martel (Gyp.), in Rostand [3]) und anderen Nachfolger fanden. Gerade ein so urkräftiges Suffix wie -ard tut gute Dienste, wenn die Sprache des Volkes wiedergegeben werden soll. Das kann Lemonnier bezeugen, der in Happe-Chair viele Bildungen auf -ard gebraucht (flambard, droullard, soiffard, balochard, cornard, flémard, poupard, linguard), ferner die Verfasser des Kriegsbuches Sous les obus (Paris 1916) und namentlich der realistischste und bedeutendste unter den Kriegsliteraten, Henri Barbusse, in dessen «Feu» démerdard, verminard, chiard, boboard (auch bei Jules Romains, Sur les quais de la Villette), cossard, chichiard, brisquard, doublard, furibard u. a. bunt durcheinanderwirbeln.

Wir rühren mit diesen Hinweisen an den Punkt, wo das Buch von Meyer-Lübke eine störende, aber notwendige Lücke aufweist: die Rolle des stilistischen Moments, mit dem die Gliederung des Wortschatzes nach Sprachschichten eng zusammenhängt. Meyer-Lübke versäumt zwar keine Gelegenheit, um auf den Gefühlswert, wie er Wörtern und Endungen anhaftet, hinzuweisen, aber die Bedeutung des stilistischen Moments für die Wortbildung als solche, kann er bei der Fülle des Stoffes und der Enge des Raumes nicht im Zusammenhang erschöpfend behandeln. Die Ausführung muß Spezialuntersuchungen überlassen bleiben, die nicht immer bloß vom Stil herzukommen brauchen, sondern auch von der Wortbildung ausgehen dürfen. Sie werden, wenn sie den letzteren Weg wählen, in Meyer-Lübke einen trefflichen Führer und Lehrmeister finden.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Ferdinand Heuckenkamp, *Reformvorschläge für den Unterricht auf dem Gebiete der romanischen Philologie an deutschen Universitäten.* 8° 20 S. Verlag von Max Niemeyer, Halle (Saale) 1920.

Der Verfasser legt in kurzen Worten, doch zwingender Weise dar, daß der akademische Unterricht im Neufranzösischen und in der Literaturgeschichte gänzlich unzureichend ist und erhebt daher nachdrücklichst von neuem die Forderung nach Errichtung von Doppellehrstühlen für das Gebiet der romanischen Philologie, da die Ausdehnung des Fachs gebieterisch die Arbeitsteilung zwischen einem mehr sprachwissenschaftlich und einem mehr literaturgeschichtlich gerichteten Vertreter verlange. Ja, er beschränkt sich nicht auf diese Forderung, sondern wünscht auch — mit vollem Recht —, daß die dem Lektor zufallende Tätigkeit einem Manne in gesicherter Lebensstellung, also von einem etatmäßig angestellten Lehrer geleistet werde. Ebenso zwingend wie diese grundsätzlichen Forderungen ist seine Kritik des bisherigen Prüfungsverfahrens in Preußen. Er hat völlig recht, wenn er feststellt, daß die in der Fremdsprache zu schreibende Staatsarbeit weder einen Ausweis über die Beherrschung der Sprache gibt noch über die Fähigkeit einem literarischen Stof

---

[1]) Journal IV, S. 76.
[2]) Journal IX, S. 40,
[3]) Ghantecler II, 5

gerecht zu werden. Sie soll in deutscher Sprache abgefaßt werden, und die Beurteilung der sprachlichen Kenntnisse der Kandidaten soll dafür durch Klausurarbeiten erfolgen. Heuckenkamp erinnert mit Recht an die bayerische Prüfungsordnung, die zwar im einzelnen verbesserungsbedürftig, aber gerade in den hier angeschnittenen Punkten der preußischen Ordnung sicher vorzuziehen ist. Eine Reform von Unterricht und Prüfung im Sinne der Heuckenkampschen Forderungen ist dringend zu wünschen. „Schließlich ist es für uns nicht gleichgültig, inwieweit unsere Kultur bloß auf dem Papier steht“ (S. 16).

Eugen Lerch, *Einführung in das Altfranzösische.* 8°, IV und 161 S. Kart. M. 22,50. Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1921.
Victor Klemperer, *Einführung in das Mittelfranzösische.* 8°, 178 S. Kart. M. 24,—. Ebda. 1921.

Diese beiden, in gleicher Weise angelegten Lesebücher wenden sich in erster Linie an den Anfänger im Studium der französischen Sprache und Literatur. Klemperer möchte das seinige auch in den Händen der Fertigen wissen, die etwa nachholen wollen, was sie in der Studienzeit nicht erwerben konnten, nämlich eine etwas bessere Kenntnis des mittelfranzösischen Zeitraums, der sich, so chaotisch es auch in ihm zugehen mag, doch nicht eigentlich als Verfallszeit, sondern als erfüllt von lebendigen, neuen Erfüllungen zustrebenden Kräften dem aufmerksamen Beobachter darbietet, wie Klemperer mit Recht ausführt.

Beide Verfasser geben zunächst sehr kurzgefaßte, aber mit sicheren Strichen gezeichnete, Wesentliches hervorhebende, allgemeine sprachliche und literarische Einleitungen und dann mit Sachkenntnis und Geschmack ausgewählte Proben der wichtigsten Sprach- und Literaturdenkmäler mit sprachlichen und sachlichen Erklärungen, Lerch auch mit Übersetzungen. Der Zweck ist, dem Anfänger die Sache leicht zu machen, ihm zu helfen, Schwierigkeiten zu überwinden und ihn so zur zusammenhängenden Lektüre der Werke hinzuleiten. Dieser Zweck ist vollkommen erreicht, so daß die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieser Lesebücher außer Frage steht.

Während Lerch mit seinen Textabschnitten bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts geht, bringt Klemperer Proben von Rabelais, Calvin, Montaigne, Ronsard, Du Bellay, Jodelle, Montchrestien u. a., und zieht also die Renaissancebewegung mit in den mittelfranzösischen Zeitraum. Im Wandel geistiger Entwicklungen sind Grenzen immer mehr oder minder schwankend. Aber es fragt sich, ob in jenen Geistern das neue Weltgefühl nicht doch so stark war, daß man mit ihrem Zeitalter den Beginn einer neuen Epoche ansetzen darf. Klemperer selbst erkennt ja an (S. 3), daß trotz aller Vorbereitung im 14. und 15. Jahrhundert für Frankreich die neue Zeit, die Zeit der Renaissance, mit dem 16. Jahrhundert anbricht. So wäre es sachlich vielleicht richtiger gewesen, noch mehr charakteristische Proben aus Sprache und Literatur des 13.—15. Jahrh zu geben und für die Renaissancezeit ein eigenes Lesebuch zu schaffen. Die Stücke einer Anthologie sollten möglichst zahlreich und möglichst lang sein.

Das Herz Frankreichs, eine Anthologie französischer Freiheitslyrik, herausgegeben und übersetzt von Jwan Goll und Claire Goll-Studer. 60 S. Georg Müller Verlag, München 1920. Preis M. 6,—.

Die Herausgeber und Übersetzer bieten in dieser kurzen Sammlung eine Reihe ausgewählter, gut übersetzter Gedichte edler, menschenfreundlicher französischer Dichter (Dujardin, Rolland, Guilbeaux, Martinet, Charles-Baudouin, Le Magnet, M. Bataille, Romains, Wullens, Arcos, de Gonzague-Frick, Duhamel, Rivière, Lebarbier, Chennevière, Vildrac, Vaillant-Couturier, Pioch); Gedichte, in denen Verachtung der Kriegshetzer und Soldatenschinder, Mitleid mit den in frühen Tod geschickten Männern, schwärmerische Hoffnung auf bessere, brüderliche Zeiten, Bejahung des Lebens und der Schönheit trotz allen Grauens und aller Enttäuschung in beredten, warm empfundenen, wohltuenden Worten zum Ausdruck gelangen. Dichterstimmen, Stimmen von Liebenden, die beweisen, daß es „neben dem Schwert Fochs auch ein Herz Frankreichs" gibt. Und der Herausgeber versichert, daß dies das wahre Herz Frankreichs sei.

Aber eine Nation hat kein Herz, weder ein gutes noch ein böses. Das zu staatlicher Gemeinschaft organisierte Kollektivwesen Volk hat weder Seele noch Herz. Herz und Seele haben nur einzelne, höchstens in kleinen Gemeinden vereinte Menschen. Die Völker als Gesamtheit sind gefühllos in ihrem Wesen. Sie haben die Gefühle, die man ihnen einredet oder die man ihnen aufzwingt. Das Schicksal keines Volkes greift an das Herz eines anderen Volkes. Wenn Edouard Dujardin am Tage der Friedensunterzeichnung den Deutschen zuruft:

> Großes Unrecht ist euch geschehen!
> Nicht daß dieser Friede euch körperlich erniedrigte;
> Er schändet eure Seele!
> Und dies zu ertragen
> Ist für das Gewissen einiger Franzosen unmöglich.

So spricht nicht das wahre Herz Frankreichs, sondern der einzelne Mensch Desjardin in Übereinstimmung mit „einigen" Franzosen. Es spricht der einzelne, der freie, sittlich erregte Mensch, nicht als wahrer Franzose, sondern als wahrer, höchster Mensch, der voller Empörung ist über ein von Menschen gegen Menschen begangenes Unrecht, als ein Franzose, der sein durch Abstammung und Geburt erworbenes völkisches und geistiges Franzosentum entwickelt, vertieft und erhoben hat zu jenem Bewußtsein, zu dessen Herausbildung das Franzosentum wie das Deutschtum, wie jede nationale Besonderheit führen sollte, zum großen Menschheitsbewußtsein.

Nicht das wahre Herz Frankreichs, sondern die am weitesten fortgeschrittene Intelligenz Frankreichs verkörpern die Dichter dieser Anthologie der Freiheit.

Würzburg. Walther Küchler.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRAHCEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

BAND XXX. MÄRZ-MAI 1922. HEFT 3/4.

DIE SPRACHE IM DIENSTE DER AUSLANDSKUNDE.

Im Anfang des Weltkrieges fiel mir eine politische Flugschrift in die Hände, die die Aufschrift trug: Die Enttäuschungen unserer Gegner. Eine Zeit der Täuschungen und Enttäuschungen sind der Weltkrieg und die Nachkriegszeit vielmehr für *uns* gewesen. Sie sind es vor allem auch deshalb gewesen, weil wir bis in die höchsten Schichten der gebildeten Gesellschaft hinein über die Kraftverhältnisse, die Denkungsart und die seelische Verfassung all der Völker, die sich nachher gegen uns zusammen taten oder sonst ablehnend gegen uns verhielten, nicht ausreichend unterrichtet waren. Unseren leitenden Staatsmännern, Diplomaten, Konsuln und höheren Offizieren ist oftmals der Vorwurf gemacht worden, daß sie für die politischen, wirtschaftlichen, militärischen und gesellschaftlichen Zustände der Auslandsvölker nicht immer den richtigen Blick gehabt hätten. Von der deutschen höheren Schule ist immer wieder, mit besonderem Nachdruck zuletzt auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Halle (1920) gefordert worden, daß sie mehr als bisher von der vorwiegend ästhetisch-literarhistorischen zur *kultur*historischen Einstellung überzugehen habe, daß sie noch mehr als bisher ihren Schülern die Augen für die Kulturverhältnisse und die Wesensart der Fremdvölker öffnen, mehr Volks- und Auslandskunde treiben, mehr auf die Schärfung des politischen Urteils hinarbeiten müsse.

Der Wege zur Erreichung dieser Ziele gibt es verschiedenartige. Der eine wird vor allem empfehlen, das *Schrifttum* und die übrigen Kunstschöpfungen der fremden Völker aufmerksam zu verfolgen und zu erfassen. Aber wie der Künstler ein Mensch von besonderer Eigenart ist, so auch sein Werk. Die Sprache des Schriftstellers ist nicht unmittelbar genug, das Schriftwerk

eben doch etwas Geformtes und Gestaltetes. Und wieviel Bücher lernt man schließlich auch kennen, kann man schließlich bewältigen? Der andere wird anpreisen, *Land und Leute* durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Aber wieviel Menschen lernt man eigentlich im Auslande kennen? Sprechen sie immer wie sie denken, unterliegt der Besucher nicht leicht dem Fehler zu verallgemeinern? Der sicherste Weg, einen Blick in die Seele des Volkes zu tun und Kunde von seiner innersten Eigenart zu erhalten, bleibt immer noch die eindringende, gründliche Erforschung und Deutung seiner *Sprache* selbst. Die Sprache ist ein Erzeugnis des Geistes, das „bildende und vermittelnde Organ des Geistes" (Wilhelm von Humboldt). Da es gerade ihre Aufgabe ist, Innerliches nach außen kund zu tun, so läßt sich ohne weiteres annehmen, daß die Sprache eines Volkes ein Spiegel seiner Gesittung und Wesensart ist und nicht nur schlechthin Innerliches, sondern sein innerstes Wesen zum Ausdruck bringt.

Schon die *Syntax* der Sprache eines Volkes darf als eine solche Seelenkündigerin angesprochen werden. Die Vorliebe der französischen Sprache für Infinitivkonstruktionen und die reiche Ausbildung dieser Konstruktionen hängen doch ohne Frage mit dem Streben nach der anerkannten *clarté de la langue française* zusammen. Diese Konstruktionen sind ja nur möglich, wenn innerhalb eines Satzgefüges das Subjekt beibehalten, also der stets unbeholfene und das Verständnis erschwerende Wechsel im Subjekt vermieden wird. Die der englischen Sprache eigene, den Nichtengländer immer wieder durch Reichtum und Kühnheit überraschende Möglichkeit der persönlichen Konstruktion auch im Passivum ist doch sicherlich ein Abbild der Stärke und Sicherheit des Selbst- und Persönlichkeitsgefühles der die Sprache Sprechenden. Es wäre eine verlockende Aufgabe für sich aufzuzeigen, wie die *Wandlung der Wortbedeutungen*, u. a. die allmählich sich vollziehende Verschiebung der Bedeutung so vieler Ausdrücke nach der guten oder schlechten Seite hin zur Erkenntnis der Volksseele dienen kann, wie der *Bildergehalt* einer Sprache die aufmerksame Betrachtung der Gebiete, aus denen die Sprachbilder genommen sind, eine Vergleichung der bildlichen Ausdrücke verschiedener Sprachen nach den einzelnen Vorstellungsgebieten, aus denen sie genommen sind, einen Blick in die Wesensart eines Volkes tun läßt.

Es gibt aber eine Seite des Sprachlebens, die für die Auswertung der Sprachbetrachtung nach der angegebenen Richtung

hin besonders fruchtbar erscheint. Es wird jedem, der sich eingehend mit der Sprache eines fremden Volkes beschäftigt hat, aufgefallen sein, daß gewisse *Ausdrücke* der einen Sprache sich in der anderen gar nicht oder nur mit Hilfe von Umschreibung wiedergeben lassen. Das sind aber oft Ausdrücke, die man sich aus der eigenen Sprache gar nicht wegdenken könnte oder nicht wegdenken möchte, deren Fehlen in der anderen Sprache man als eine Lücke, als eine Art von Armut empfindet, weil es einem unbegreiflich scheint, wie eine Sprache ohne diese Ausdrücke auskommen kann.

Wenn man sich nun weiter sagt, daß die Lautgebilde Bezeichnungen von Empfindungen, Vorstellungen, Begriffen, Neigungen, Strebungen und Ideen sind, daß Vorstellungen, Gefühle und Ideen, die in einem Volke zu Klarheit und Stärke gelangt sind, sich auch einen Ausdruck in der Sprache schaffen werden, so wird man nicht umhin können zu schließen, daß, wo die Worte fehlen, auch der Begriff nur schwach entwickelt ist. Ist man aber dahin gekommen, so sieht man leicht, wie man aus der reichen Entfaltung von Ausdrücken auf dem einen Gebiete und der Armut an Ausdrucksmitteln auf dem anderen einen Schluß auf das Seelenleben des Volkes tun kann. In diesem Sinne soll im folgenden die deutsche Sprache hauptsächlich mit der französischen Sprache verglichen werden; doch werden Seitenblicke auf andere Sprachen nicht fehlen. Der Verfasser ist sich bewußt, daß es sich um ein Forschungsgebiet handelt, das bisher wenig beachtet und gepflegt worden ist, hofft aber, daß seine Anregungen stark genug sind, andere zu veranlassen, für weitere Aufschlüsse zu sorgen. Er bemerkt noch, daß solche Aufschlüsse auch für die Frage der Wichtigkeit der Erlernung einer fremden Sprache nicht belanglos sind, und möchte nicht unterlassen, noch darauf hinzuweisen, daß es schon für die praktische Spracherlernung von Bedeutung ist, möglichst lückenlos zu wissen, welche Ausdrücke und Wendungen der Muttersprache sich in der fremden Sprache nicht wiedergeben lassen. Es erspart dem Lernenden und Sprechenden manche Augenblicke quälenden Suchens und lähmender Entmutigung.

I. Der Einzelmensch.

a) Nach seiner äußeren Erscheinung.

Gleich für „Erscheinung" fehlt im Französischen ein passendes Wort, ebenso wie für „Gestalt"; die „weiße Gestalt", die „schöne

Erscheinung“ sind nicht wiederzugeben. Und nun gar erst die „holde Gestalt“. Wie „hold“ fehlen „stattlich“ (man müßte umschreibend sagen: “un fort el bel homme”), „behäbig“, „rüstig“. Ich erwähne noch „blaß“ (am nächsten kommen «pâle» und «blême»), schmal (von der Hand); man wird zu der Umschreibung «long et fin» greifen müssen.

b) Nach seinem Innenleben.

Man denke gleich einmal, von welcher Wichtigkeit für die Entwicklung des Innenlebens unserer heutigen Jugend das Wort „Erlebnis“ erscheint. Für „Erlebnis“ und „erleben“ hat der Franzose kein passendes Wort. Bei „Zuversicht“ möchte man sich mit «confiance» zufrieden geben, bei „Vorsatz“ mit «intention» und «résolution», obgleich uns bei den französischen Wörtern etwas fehlt. Schwerer ist es schon, sich für „Stimmung“ mit «état d’âme» oder «disposition d’esprit» abzufinden. Wir denken dabei daran, daß die Idee, die für uns in „Stimmung“ eines Gemäldes liegt, von dem Franzosen gar nicht ausgedrückt werden kann. Am allerwenigsten aber will es uns in den Sinn, daß sich das Wort „Gesinnung“ im Französischen nicht voll wiedergeben läßt. Auf einem anderen Gebiete liegt das Wort „Spannung“: daß es mit «impatience» unzulänglich wiedergegeben wird, fühlt jeder, aber auch, daß in «tension d’âme» oder «suspension» eine Beimischung von Hangen und Bangen liegt, die unserer Spannung fehlt. Das wirkliche „Hangen und Bangen“ in seinem vollen Gefühlswert auszudrücken, ist der französischen Sprache unerreichbar, nicht einmal mit „Bangigkeit, bange“ wird sie fertig: eine Umschreibung wie «sourde inquiétude» muß schlecht und recht aushelfen. Für unser „Bedenken“ erscheint «scrupule» meistens zu stark, «hésitation» nicht innerlich genug. Ausreichende Wiedergaben von „Trotz“, „Begierde“ gibt es nicht. Wie versagt die französische Sprache aber erst der Sippe von „Mut“ gegenüber! Freilich, für den Begriff „Mut“ selbst hat die französische Sprache eher mehr Ausdrücke als die deutsche, ebenso wie für „angreifen“ (attaquer, aborder, charger, assaillir). Aber schon dem Ausdrucke „mir ist gut, mir ist schlecht zumute“ gegenüber kommt sie in Verlegenheit, und unserem vielsagenden „jemand etwas zumuten“ wird sie weder mit «proposer» noch mit «imposer» gerecht. Daß deutsche “Gemütlichkeit“, gemütliches Zusammensein“ mit ihren „Einfällen“ und „Witzen“ (in der Schweiz sagt man «faire un witz») dem französischen Wesen nicht

zugänglich sind, mag hingehen. Aber wir würden es bedauern, wenn ihm deutsches „Gemüt“ abginge; das Wort ist jedenfalls nicht vorhanden. Ebenso würde der, welcher in französischer Sprache von „Unmut“, „Mißmut,“ „Hochmut“ und „Übermut“ erzählen wollte, Mühe haben, deckende Ausdrücke zu finden. Ganz „wehmütig“ aber muß ihm zumute werden, wenn er von „Wehmut“ sprechen will. Man sagt, die französische Romantik hafte nicht sowohl an dem Inhalt als vielmehr an der Form. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Die Romantik ist ein Kind germanischen Geistes und verleugnet auch in Frankreich ihre Innerlichkeit nicht. Aber ganz kann sich die französische Romantik schon deshalb nicht mit der deutschen decken, weil der französischen Sprache die für diese Bewegung so wesentlichen Ausdrücke „Wehmut“ und „Sehnsucht“ fehlen, «vif désir» ist eben noch nicht Sehnsucht. Wie heißt es doch in Tiecks Gedicht „Die Blumen“?

> Liebe kommt zum Menschenherzen,
> Regt die goldnen Saitenspiele,
> Und die Seele spricht: ich fühle,
> Was das Schönste sei, wonach ich ziele:
> *Wehmut*, *Sehnsucht* und der Liebe Schmerzen.

Wir wundern uns nicht, daß der, welcher nicht „wandert“ keine „Sehnsucht“ hat, auch den „Schatz “nicht kennt, für den er „schwärmt“.

Es ist öfter gesagt worden, daß die französiche Sprache ärmer an Eigenschaftswörtern sei als die deutsche. Auf dem Gebiete, auf dem wir uns bewegen, fehlen ihr tatsächlich Wörter, über deren Vorhandensein in unserer Sprache wir uns freuen müssen. Ich meine Eigenschaften wie „sinnig“, „sittig“, „sittsam,“ „züchtig“ (vgl. «modeste, décent, vertueux»), „harmlos“, „schalkhaft“ («d’un petit air malin»), „zutraulich“ (der Übersetzer muß zu einer Umschreibung greifen, etwa «ouvert et cordial»), „zuverlässig“, (etwa «un homme sur lequel on peut compter»), „trefflich“ (etwa «excellent»), „freundlich“, „vergnügt“ («tout content»), „schnippisch“. Sehr auffallend ist wieder das Fehlen eines eigentlichen Wortes für „tüchtig“ und „Tüchtigkeit“. Bezeichnungen wie «un homme habile, un homme de mérite» empfinden wir als Notbehelf. Als ein Mangel erscheint uns auch das Fehlen von Wörtern wie „männlich“ im Sinne von „mannhaft“. Als nicht gut übersetzbare Eigenschaftswörter seien noch „unerquicklich“ und „unheimlich“ genannt (wie will man ausdrücken: „mir war unheimlich zumute“)?

II. Der Mensch und der Mitmensch.

Vom Altertum bis zur Neuzeit haben auch Ausländer die Treue als eine besonders den Germanen eignende Tugend anerkannt. Ich erwähne Tacitus, ich erwähne Gaston Paris (in seinem schönen Aufsatze: La chanson de Roland et les Nibelungen). Ein Abglanz von dem Treuverhältnis, das wir an Hagen und Gunther bewundern, stellt sich zwischen solchen Deutschen leicht ein, die das Schicksal miteinander in eine Beziehung der Zusammengehörigkeit bringt. Zur äußeren Zusammengehörigkeit gesellt sich gern ein inneres Zusammengehörigkeitsgefühl. Damit hängt doch wohl zusammen, daß es auf dem Gebiete der sozialen Beziehungen eine Reihe von Wörtern gibt, die sich im Französischen nicht finden. Ich nenne „Gutsbesitzer", „Tagelöhner", „Rittergut", „Herrenhaus", die „Herrschaft" (im Gegensatz zum Dienstmädchen), der „Bauernbursch". Wie der „Gutsbesitzer" «le propriétaire», so heißt auch die „Wirtin" (des Studenten, des „Burschen" usw.) kühl «la propriétaire». Daß es in der französischen Sprache kein besonderes Wort für „Eltern" gibt, daß sie nicht einmal die „nahen Verwandten" von den anderen unterscheiden kann, will uns gar nicht recht in den Sinn. Welche Geborgenheit liegt in dem Ausdrucke: das Kind auf den „Schoß" nehmen! Sagt «sur les genoux» dasselbe?

III. Der Mensch und die Natur.

Es ist keine Überhebung, wenn ich sage, daß der Deutsche zur Natur eine andere Stellung einnimmt als der Romane. Das Erwachen des Frühlings, der Gesang der Vögel, das Rauschen der Bäume, das Dunkel des Waldes, der Duft und die Farbenpracht der Blumen sagen ihm mehr als dem Romanen. Das prägt sich deutlich in der Sprache aus. Es will uns schon nicht recht von der Hand gehen, wenn wir unser „Gras" mit dem weiteren «herbe», unser „Käfer" mit dem engeren «scarabée» wiedergeben sollen, wenn wir für „Ranken" kein rechtes Wort finden und „überranken" („eine mit Epheu überrankte Burg") durch ein farbloses Wort wiedergeben müssen. Unser Naturempfinden würde uns aber geradezu geschädigt erscheinen, wenn wir, wie das Französische, Wörter wie „duften", (die Blumen duften), „säuseln", „rauschen, das Rauschen", „plätschern", „prangen, Pracht", „schimmern", „Brandung", „Abendrot" nicht hätten. Ich füge hinzu: „Eisbahn", „mürbe" (vom Eise), „klirren", „Qualm" (fumée épaisse). Ist es ganz bedeutungslos, daß wir

die Stimme unserer Tiere, bis zu den kleinsten herab, besonders zu bezeichnen lieben. Während bei den Franzosen «les grillons», «les coqs, les rossignols» gleicherweise «chantent», „zirpen", „krähen" und „schlagen" sie bei uns. Wie will man im Französischen das „Knurren" und „Winseln" unseres treuen Hausgenossen ausdrücken? «Gronder» und «gémir» umfassen doch noch recht viel andere Geräusche. Wir denken dabei daran, wieviel Geräusche das eine Wort «bruit» bezeichnet: „das Rauschen des Wassers, das Klirren der Ketten, der Gläser, das Knarren der Tür, das Sausen des Windes, das Rascheln der Blätter, das Rasseln der Wagen, das Dröhnen des Schrittes, das Donnern der Kanonen, das Wirbeln der Trommeln, das Knistern des Feuers" (Martin Hartmann). Nirgends aber tritt unsere Freude an der Natur mehr hervor als beim „Wandern". Es ist doch wirklich auffallend, daß der Franzose für „wandern" kein Wort hat, das auch nur annähernd den Gefühlwert hätte, der für uns in diesem Worte liegt. Weder «le voyageur», noch «le passant», noch «le piéton», noch «le marcheur» reichen für unsere „Wanderer, Wandersmann" aus. Der „rüstige Wandersmann" wird durch «l'intrépide marcheur» nur unvollkommen wiedergegeben. Wer aber wollte sich unterfangen, den Vers: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust" im Französischen nachzudichten?

IV.

Unter den Wörtern, die in unserer Sprache ein lebendiges Dasein führen, in anderen Sprachen aber gar nicht vorhanden sind, finden sich natürlich auch solche, die uns keine Ehre machen, vielmehr auf Schattenseiten unseres Wesens schließen lassen. Wir würden uns der Einseitigkeit schuldig machen und unserem Gerechtigkeitsgefühl zuwider handeln, wenn wir nicht auch sie in den Kreis unserer Betrachtung zögen. Ich denke vor allem an das Dreiblatt „Klatsch", „schimpfen", „Schadenfreude". Daß die «médisance» der Franzosen harmloser ist als die deutsche und mehr auf die Lächerlichkeiten des Nachbarn als auf seine Sittlichkeit gerichtet ist, sagt schon K. Hillebrand in seinem Buche „Frankreich und die Franzosen" und ist seitdem öfter gesagt worden. Man ist nachsichtiger gegeneinander, man läßt den andern machen, läßt ihn mehr lachen und reden, wie er will (vgl. Bazin, «Les Oberlé» S. 23). — Für „schimpfen" findet sich weder im Französischen noch im Englischen ein ganz deckender Ausdruck. „Schelten" geht sozusagen von

oben nach unten, geht von Auge zu Auge, und kostet dem Scheltenden oft Überwindung. „Schimpfen“ geht von unten nach oben und geht vor sich, wenn „oben“ abwesend ist. Der Schimpfer redet sich im Gefühle eigener Vollkommenheit mit Behagen und viel Genuß die Leber frei, unbekümmert darum, ob das, was er sagt, auch richtig ist, ob er es besser machen kann als der, auf den er schimpft. Man muß doch wirklich sagen, daß bei uns über alle Maßen gern und viel geschimpft wird. — Und nun die „Schadenfreude“. Jedermann kennt und übt sie. Sie ist für uns alle ein fester, vertrauter Begriff; es heißt von ihr gar, sie sei die schönste Freude. Ich kenne weder im Französischen noch im Englischen noch im Italienischen ein rechtes Wort für sie. Der beste Ausdruck, den ich im Französischen dafür gefunden habe, ist «la joie maligne»; aber das ist kein Volks-, sondern ein Schriftstellerausdruck. Wo Schadenfreude ist, da ist auch Neid, Mißgunst und Eifersucht. Die Schadenfreude muß schon sehr alt sein. Ich möchte statt aller anderen Zeugen die Inschriften an alten Häusern in Hildesheim und Umgegend sprechen lassen. Da heißt es:

Afgunst der lüde kan dik nich schaden,
Wat Got wil, dat mut wol geraden.

oder:

Ach Got, wi get das immer zu,
daß die mich hassen, den ich nichts tu.
Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Müssen dennoch leiden, daß ich lebe.

oder:

die mir nichts gunnen und nichts geben,
die müssen doch leiden, daß ich tu leben,
Und wann sie meinten, ich sei verdorben,
so müssen sie für sich selber sorgen.

oder:

Magis amicorum invidiam quam
inimicorum insidias cavere oportet.

oder das trotzige: Spero invidiam.

Das Auge des Hasses sieht oft scharf. Der Führer und Schürer des französischen Nationalismus, Maurice Barrès, schreibt in seiner Schmähschrift «Au Service de l'Allemagne» S. 95:

«Sans fièvre ni enthousiasme, mais aussi sans intermittences ni chutes, leur volonté demeure constamment tendue vers le but qui est le pain quotidien. On voit à ces serfs l'hypocrisie des paysans, *une jalousie mesquine*, une étroitesse de cœur, qui se trahissent chez les simples *par des lettres anonymes*, par des *dénonciations anonymes*, par de l'espionnage.» Sollte hier

unter Falschem und gehässig Übertriebenem nicht auch richtig Beobachtetes stecken? Mir will es so scheinen. Die Zahl der anonymen Briefe, die während des Krieges auf die Schreibtische der verschiedenen Amtszimmer fielen, ist riesengroß. Und von Denunziationen Deutscher gegen Deutsche wissen die interalliierten Kommissionen in Deutschland Dinge zu erzählen, die unsere Feinde in Erstaunen setzen und uns die Schamröte ins Gesicht treiben sollten. Sind Wörter wie „Klatsch", schimpfen", „Schadenfreude" ebenso ein Spiegel unserer Seele wie etwa „wandern", „Gemüt", „Sehnsucht", „tüchtig", „Gesinnung", „schalkhaft" „züchtig", so ist gut, wenn wir offen davon sprechen und auf Abhilfe sinnen. Denn wenn die Wiedergeburt unseres Volkes nicht von innen heraus kommt, so kommt sie überhaupt nicht.

Hildesheim EMIL MACKEL

DIE KULTURKUNDLICHE EINSTELLUNG IM ENGLISCHEN UNTERRICHT.[1])

Auf der 17. Haupttagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Halle vom 4.—6. Oktober 1920 sind Leitsätze über „die durch den Krieg geschaffene allgemeine Lage der neusprachlichen Wissenschaft in Deutschland" angenommen worden, wonach die deutsche Neuphilologie unbeschadet der weiteren starken Betonung des rein Sprachlichen mehr als bisher zur kulturhistorischen Einstellung überzugehen habe, wobei die Kulturverhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts stark zu betonen seien, und wonach ferner die Kulturverhältnisse u. a. in den englischen Kolonien und den Vereinigten Staaten von Amerika mehr als bisher zu beachten seien. Die gleichzeitig angenommenen Leitsätze über „die Stellung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule" halten *alle* bisherigen Ziele des neusprachlichen Unterrichts *uneingeschränkt* aufrecht, wollen aber, daß das Ziel der *Kenntnis der fremden Kulturen und Volkscharaktere* noch weit schärfer als bisher betont werde.

Die Leitsätze geben als Gründe für ihre Forderungen die Erfahrungen des Weltkrieges an, und in der Tat sind die

---

[1]) Wir bringen gern diese Ausführungen unseres Mitarbeiters, wenn wir auch nicht in allen Punkten seinen Standpunkt zu teilen vermögen (Shakespeare!). Die Herausgeber.

Gründe, die für diese Forderungen sprechen, durch den Krieg und seine Folgen so offenkundig geworden, daß es sich erübrigt, darüber noch zu reden.

Die große Frage ist nur, *wie* es gemacht werden soll, wie also — so möchte ich das Thema unter Beschränkung auf das *Englische* formulieren — die *kulturkundliche Einstellung* im englischen Unterricht zu erreichen ist.

Von Beginn der Reformbewegung an herrscht Einmütigkeit über die ja offenkundige Tatsache, daß die Einführung in die Kulturkunde in erster Linie durch entsprechende Auswahl der Lesestoffe erzielt werden muß. Weiter ist man in der theoretischen Erörterung des kulturkundlichen Unterrichts kaum gekommen, obwohl (oder: weil?) in praktischer Hinsicht bereits das erste Jahrzehnt der Reformbewegung zwei noch heute berühmte Bücher hervorbrachte: Wendts *England* und Hausknechts *English Student.* In der Folgezeit nahm die Frage, wie die Sprachbeherrschung, insbesondere die Sprechfähigkeit der Schüler am besten zu fördern sei, das methodische Denken der Neusprachler fast ausschließlich in Anspruch.

Besondere Erwähnung verdienen nur zwei nach dem Kriege erschienene methodische Werke, die 4. Auflage von Glaunings *Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts,* 1919 von Hartmann herausgegeben, und das im Erscheinen begriffene Werk von Aronstein, *Methodik des neusprachlichen Unterrichts,* von dem der 1. Band, „Die Grundlagen", 1921 erschienen ist.[1])

Hartmann hat in Glaunings Buch einen ausführlichen und wertvollen Abschnitt hinzugefügt, betitelt „Der englische Unterricht nach dem Weltkriege. Notwendigkeit einer Einbeziehung U. S. Amerikas in den englischen Unterricht". Vor allem aber hat Hartmann in den Literaturangaben statt des Abschnittes „Realien", der in Glaunings 3. Auflage ganze 9 Werke aufführt, in der 4. Auflage einen Abschnitt „Realien und Kultur", der volle enggedruckte 3 Seiten umfaßt und in die Unterabteilungen 1. England, 2. Amerika gegliedert ist. Diese 4. Auflage von Glaunings Methodik ist daher als ein wirklicher Fortschritt

[1]) Nicht minder wichtig ist Ottos *Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts,* Lpz. 1921. Das Buch enthält S. 309—328 überaus wertvolle Bemerkungen über die Auswahl der Lesestoffe und die großen kulturellen Fragen, die bei der kulturkundlichen Auswertung der Lektüre der Oberklassen eine Rolle spielen.

bezüglich eines kulturkundlich eingestellten englischen Unterrichts anzusehen.

Das Werk von Aronstein ist rein-sprachlich eingestellt, ist aber, wie wir noch sehen werden, wegen seiner sprachpsychologischen Betrachtungsweise für einen kulturkundlich eingestellten Unterricht sehr wertvoll.

Was meine eigenen Anschauungen angeht, so ziehe ich es zunächst vor, von kultur*kundlicher* und nicht, wie die Leitsätze des Neuphilologentages es tun, von kultur*historischer* Einstellung zu sprechen. Denn es ist einerseits selbstverständlich, daß man die gegenwärtige Kultur nicht ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung betrachten kann, andrerseits scheint mir bei dem Gebrauch des Wortes „kulturhistorisch“ die Gefahr zu bestehn, daß man die Worte des Leitsatzes „dabei sind die Kulturverhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts stark zu betonen“, vergißt und schließlich etwa das 16. Jahrhundert mit gleicher Ausführlichkeit behandelt wie das 20. Jahrhundert.

Einen rein kultur*historisch* eingestellten Lehrplan, wie ihn *Wilmsen* in der „Monatsschrift für höhere Schulen“ XX, 9./10. Heft in an sich geistvoller Weise für das Französische entwirft und auch für das Englische wünscht, würde ich für das Englische unbedingt verwerfen. Wir sollen im Englischen nicht allgemeine Kulturgeschichte an der Hand der englischen Kulturgeschichte lehren, sondern die Schüler mit der *heutigen* englischen Sprache und der *heutigen* englisch sprechenden Welt bekannt machen. *Das* verlangt die heutige Zeit von uns, nur *so* kann der englische Unterricht den Schülern lebendiges Wissen mitgeben, das sie in Wissenschaft und Wirtschaft zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes gebrauchen können.

Man glaube darum nicht, daß man in erster Linie sogenannte Realienbücher lesen lassen müßte. Im Gegenteil sind *reine* Realienbücher überhaupt zu verwerfen, weil sie das Gefühls leben der Schüler nicht berühren und daher langweilig sind. *Ein* Buch von der Art wie Seeleys *Expansion of England* oder Parrotts *Britain Overseas* sollte freilich *jede* Schülergeneration lesen, aber *eins* genügt auch. Wenn wissenschaftliche, technische und philosophische Lektüre erwünscht ist, so hauptsächlich wegen der im Englischen so ungemein wichtigen Erweiterung des Vokabelschatzes, aber auch hier dürften ein oder höchstens zwei Bände der üblichen Schulausgaben genügen, u. U. eine passende Essay-Sammlung. Im Vordergrunde der Lektüre müssen

Sprachpsychologie wie Kulturkunde sehen über das Individuum hinaus auf das Ganze von Gesellschaft und Volk, und beide überwinden den Historismus durch eine geschichtlich kontrollierte Phänomenologie.[1])

Jeder Lehrer des Englischen sollte imstande sein, seinen Schülern wenigstens in großen Zügen eine Vorstellung von den gegenwärtigen Zuständen in den verschiedenen englisch-sprechenden Ländern zu geben. Wenn er etwa im Elementarbuch von Dubislav und Boek an den Satz kommt (S. 18): „Kanada, dessen Hauptstädte Quebec und Montreal sind, ist ein kaltes Land. Die Hauptbeschäftigung der Leute, von denen dieses Land bewohnt ist, ist Fischen und Jagen", so wird er zunächst fragen, ob letzteres heute wirklich noch so ist. Nachdem er dann durch Fragen das Wenige, was die Schüler von Kanada wissen, aus ihnen herausgeholt hat, wird er, natürlich mit Benutzung einer Wandkarte, in der Untersekunda eines Reformrealgymnasiums etwa folgendes erzählen:

„Kanada ist ein riesiges Land mit ungeheuren natürlichen Reichtümern an Ackerboden, Erzen aller Art und Kohlen, Erdöl, Holz, Wild und Fischen. Fast die ganze etwa 10 Millionen zählende Bevölkerung ist in einem schmalen, höchstens wenige hundert Kilometer breiten Streifen längs der Grenze gegen die Vereinigten Staaten zusammengedrängt.

Der für längeren menschlichen Aufenthalt überhaupt in Frage kommende Teil Kanadas zerfällt deutlich in drei Teile, nämlich 1. das große, ziemlich bis zur Mitte des Kontinents reichende jetzige und frühere Waldgebiet des Ostens, 2. das Prärieland, das sich nach Westen und Nordwesten zu daran anschließt bis an die Vorberge der Rocky Mountains und 3. die Rocky Mountains mit ihren Abhängen zum Stillen Ozean.

Ostkanada, der geschichtlich älteste Teil der Dominion, umfaßt die „Seeprovinzen" Prince Edward Island, Nova Scotia und New Brunswick, ferner Quebec und Ontario und reicht nach Manitoba hinein bis nahe an Winipeg und den Red River.

Das besiedelte Land ist hier großenteils dem Urwald in harter Arbeit abgerungen und restlos in dicht aneinander grenzende Farmen eingeteilt, an denen noch die Holzzäune und ein da und dort stehen gelassenes Stückchen Wald an den nahen Urwald erinnern. Obwohl auch heute noch da und dort ein Stückchen Urwald mit Feuer und

---

[1]) Vgl. dazu auch den Abschnitt „Neue Ziele der *Anglistik*" in meinem Aufsatz „Die neue Anglistik und das neue England", „Neuere Sprachen" XX S. 221 ff.

Axt in Ackerboden verwandelt wird, ist an eine nennenswerte Ausdehnung der Besiedlung von Ontario und Quebec zu landwirtschaftlichen Zwecken nie zu denken, nicht nur, weil dem die nach Norden zu stark zunehmende Kälte entgegensteht, sondern vor allem, weil der großenteils felsige Boden die riesige Mühe seiner Urbarmachung nicht lohnt.

Ostkanada hat blühende Industrien aller Art. Die wichtigsten Städte sind Montreal und Quebec in Quebec und Toronto und Ottawa in Ontario. Die Bevölkerung der Provinz Quebec ist überwiegend französisch, die der andern Ostprovinzen überwiegend englisch.

Eine ganz andere Welt ist die Prärie, die im wesentlichen die Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta umfaßt.

Die Prärie ist ein weites, grasbewachsenes Hügelland ohne Felsen und Steine, mit vielen Flüssen, Seen und Tümpeln und einigem Wald an den Gewässern und auf den Hügeln. Die Farmen, auf denen vor allem Weizen gebaut wird, sind etwa doppelt so groß wie in Ostkanada, meist 160 Morgen, und mit Draht eingezäunt. Sie dehnen sich beständig weiter nach Norden aus. Es harren noch Millionen Morgen fruchtbaren und bewohnbaren Bodens des Pfluges, der sie zum ersten Mal aufreißen soll; denn mit den Hilfsmitteln moderner Zivilisation läßt sich bei voller Besiedelung der kanadische Winter, in dem ja keine Feldarbeit gemacht zu werden braucht, auch in höheren Breiten ertragen.

Die Industrie ist in starkem Aufschwung begriffen. Die wichtigste Stadt ist die Großstadt Winipeg in Manitoba. In der Bevölkerung, die im übrigen von beiden Volkselementen Ostkanadas und allen Völkern Europas geliefert ist, spielen die seit Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreich einwandernden amerikanischen Farmer eine besonders wichtige Rolle.

Der dritte Hauptteil Kanadas, die Rocky Mountains mit ihren Abhängen zum Stillen Ozean, deckt sich im wesentlichen mit der Provinz British Columbia. Erz- und Holzgewinnung in den gewaltigen, düsteren Wäldern an den Abhängen des Hochgebirges sind neben dem Fischfang die Hauptindustrien des Landes, während der Ackerbau hier eine bescheidene Rolle spielt, eine größere schon der Obstbau. Auch hier drängt sich alles Leben im südlichsten Teil der Provinz zusammen, in und nahe der großen Zwillingsstadt Vancouver-New-Washington auf dem Festland und der Hauptstadt der Provinz, Victoria, auf der gegenüberliegenden Insel Vancouver. Die Bevölkerung ist hier sehr gemischt, auch Chinesen und Japaner befinden sich darunter, doch überwiegt das englische Element. —

Der politische Name von Kanada ist "The Dominion of Canada". Die Dominion umfaßt ganz Britisch-Nordamerika mit Ausnahme von Neufundland und den Bermudas-Inseln. Bundeshauptstadt ist Ottawa. An der Spitze der Dominion steht der den englischen Souverän

vertretende Generalgouverneur, der aber der verfassungsmäßigen Regierung des Landes gegenüber dieselbe wesentlich repräsentative und formale Rolle zu spielen hat wie der König von England gegenüber der englischen Regierung. Die britische Regierung hat den Kanadiern nichts zu befehlen, das britische Parlament kann keine Gesetze für Kanada machen. Die kanadischen Provinces sind Bundesstaaten der Dominion mit eignem Gouverneur, eigner Regierung und eignem Parlament."

Man stoße sich nicht daran, wenn nach Lage der Dinge der Vortrag in deutscher Sprache erfolgen muß. *Wir müssen uns eben daran gewöhnen, daß die sachliche Belehrung der sprachlichen völlig gleichwertig ist.* Es ist aber klar, wieviel leichter sich kulturkundliche Belehrung überhaupt und solche in englischer Sprache im besonderen an Bücher wie Hausknechts "English Student" oder "English Scholar" anschließen läßt.

Ich muß bei diesem Beispiel von Kanada noch etwas verweilen, um mögliche Mißverständnisse abzuwehren und mögliche Bedenken zu zerstreuen.

Kulturkundliche Belehrung soll nicht künstlich herbeigeführt werden, sondern nur gegeben werden, wenn sie *nötig* ist. Sie wird sich meist auf einige Fragen und Antworten beschränken. Auch in dem obigen Beispiel *braucht* die ausführliche Belehrung über Kanada nicht hinzugefügt zu werden, sie *kann* es nur. Wenn ich gerade ein Beispiel wie dies von Kanada gewählt habe und nicht beispielsweise eine Darstellung des englischen Parlamentarismus oder des religiösen und kirchlichen Lebens in den angelsächsischen Ländern, so geschah es, um ein Beispiel zu geben, das den meisten Anglisten bis jetzt ferner liegt als die letztgenannten Themen. Ich wollte zeigen, wie man einen Gesamtüberblick über die heutigen Verhältnisse in den angelsächsischen Ländern geben *kann*, wozu der Lehrer, wie ich eben sagte, imstande sein muß. *Das Wesentliche, wodurch der kulturkundlich eingestellte Lehrer sich von dem rein-sprachlich eingestellten unterscheidet, ist, daß ersterer an dem Inhalt eines Satzes wie des aus Dubislav und Boek angeführten Anstoß nimmt und die Schüler daran Anstoß nehmen läßt, während letzterer beides vielleicht nicht oder wenigstens nicht nachdrücklich genug tut.*

„Aber," so wird man fragen, „bleibt das Beispiel über Kanada nicht in Landes- und Volkskunde stecken, ist das überhaupt Kulturkunde?" Nun, zunächst ist Volks- und Landeskunde die Voraussetzung der Kulturkunde, und dann scheint

mir die Erschließung von Neuland für menschliche, europäische Gesittung doch nicht bloße zivilisatorische Tätigkeit, sondern eine wirkliche Kulturtat zu sein. Auf jeden Fall besteht die Tätigkeit der Bewohner der englischen Dominions bis jetzt naturgemäß im wesentlichen in der wirtschaftlichen Erschließung und politisch-sozialen Gestaltung ihrer Heimat, und wenn also, wie die Leitsätze des Neuphilologentages es wollen, die Kulturverhältnisse der englischen Kolonien in den Kreis der anglistischen Wissenschaft gezogen werden sollen, so muß sie sich mit diesen Dingen beschäftigen. Auch die Schule kann an diesen Dingen nicht achtlos vorübergehn; denn es ist offenkundig, wie wichtig sie für die Vorbereitung der Schüler auf unser heutiges Wirtschaftsleben sind.

„Aber," so wird man schließlich sagen, „gehört das alles nicht in den Erdkundeunterricht?" Darauf ist zu erwidern: Auch wenn in den Erdkundestunden nicht die physische Erdkunde vor der politischen bevorzugt wird, sind sie immer noch wenigstens zur Hälfte naturwissenschaftliche Stunden. Ferner ist die *ganze* Erde nebst ihrer Stellung im Weltall Gegenstand des Erdkundeunterrichts, *bevorzugen* kann er nur Deutschland. Es fehlt im geographischen Unterricht völlig an Zeit, um die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der englischsprechenden Länder mit *der* Ausführlichkeit zu behandeln, die heute, wo diese Länder nun einmal die Welt regieren, erforderlich ist. Auch können diese politischen und wirtschaftlichen Dinge in rechter Weise nur in Zusammenhang mit allen Lebensäußerungen der Angelsachsen behandelt werden, wozu allein der Lehrer des Englischen imstande ist. Endlich gehört die Behandlung dieser Dinge in die höheren Klassen, wo der Erdkunde nur wenige Stunden zur Verfügung stehen.

Ich gebe einige Beispiele, wie verschieden sich die Behandlung dieser Dinge im erdkundlichen und im englischen Unterricht gestalten wird. Für den Geographen ist der „kanadische Schild" ein Hochland, das durch die Abtragung sehr alten Felsgesteins entstanden ist, im englischen Unterricht ist er das Hindernis für die weitere landwirtschaftliche Besiedlung von Ontario und Quebec. — Der Geograph leitet das Vorhandensein der kanadischen Prärie aus natürlichen Gründen ab, der englische Unterricht nimmt die Prärie als gegeben hin und spricht ausschließlich davon, was die Bewohner der Prärie heute auf ihr treiben. — Ein Beispiel aus Australien: Schwerlich spricht

man im Erdkundeunterricht von der Art der Bodenbesteuerung in fremden Ländern. Bei Australien und Neuseeland aber muß der englische Unterricht davon sprechen; denn die weitgehende Anwendung der Lehren des Amerikaners Henry George auf die Bodenbesteuerung in diesen Ländern[1]) ist die wesentliche Ursache der eigenartigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die wir in diesen Ländern finden. Für den, der diese Dinge kennt, ist es natürlich, von hier aus die Verbindungslinien zum heutigen England (Lloyd Georges Budget für 1909) und über Kiautschou zu Deutschland zu ziehen.

Ich hoffe, daß es nunmehr klar ist, daß mein Beispiel einer Belehrung über das heutige Kanada nur eine in der Schule verwendbare Probe aus einem bisher vernachlässigten und doch äußerst wichtigen Teilgebiet der englisch-amerikanischen Kulturkunde sein soll.

Lehrer, die ihre kulturkundlichen Kenntnisse erweitern wollen, finden reiche Angaben über die einschlägige Literatur, auch solche in englischer Sprache, in der vierten Auflage von Glaunings „Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts" und in Spies „Das moderne England." Angaben über die neueste Literatur über Indien enthält der Vortrag „England und Indien" von v. Glasenapp in den „Lebensfragen des Britischen Weltreiches". Sonst möchte ich nur noch zwei Sammlungen besonders erwähnen, nämlich „England in deutscher Beleuchtung", herausgegeben von Lenschau, und das im Erscheinen begriffene „Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur", herausgegeben von Dibelius. Für Lehrer, die die heutigen Verhältnisse im Britischen Reich gut kennen, sind auch ältere Bücher wie Froudes „Oceana" (Tauchnitz Edition) sehr lehrreich.

Den wirklichen Abschluß der Studien bildet in der Kulturkunde wie beim reinen Sprachstudium allein ein längerer Aufenthalt in einem der englisch-sprechenden Länder. An der Forderung, daß jeder Lehrer des Englischen längere Zeit im englisch-sprechenden Ausland gewesen sein muß, ist daher

---

[1]) Ein Bericht darüber von A. G. Huie (Sydney) in der Julinummer 1919 der Zeitschrift "Land and Liberty" ist unter dem Titel „Die Grundrente als Steuerquelle in Australien und Neuseeland" im „Jahrbuch der Bodenreform" Bd. 16, Heft 1, S. 20—33 in deutscher Uebersetzung abgedruckt.

grundsätzlich festzuhalten, obwohl diese Forderung zurzeit nicht erfüllt werden kann.

Das Ziel aller Kulturkunde ist Kenntnis und Verständnis der angelsächsischen *Gegenwart*. Die nötigen Kenntnisse in dieser Hinsicht kann der Lehrer nur haben und sich bewahren, wenn er regelmäßig eine englische Tageszeitung ließt. Das bekannte Sonderangebot für die Wochenausgabe des "Manchester Guardian" setzt uns auch unter den heutigen ungünstigen Valutaverhältnissen in den Stand, diese Forderung zu erfüllen.

Was muß nun aber geschehen, um das kulturkundliche Wissen, das wir besitzen, mehr als bisher im Unterricht praktisch wirksam werden zu lassen? Mit der bloßen Forderung, daß es geschehen soll, ist nicht viel getan. Was z. B. der letzte Neuphilologentag in den eingangs erwähnten Leitsätzen über „Die Stellung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule" beschlossen hat, kann unter den heutigen Verhältnissen weiter nichts heißen, als daß die Lehrer des Englischen sich die Auswahl ihrer Lesestoffe wieder einmal gründlich überlegen. Daß dabei nichts wesentlich anderes als der gegenwärtige Zustand herauskommen wird, hat die dreißigjährige ergebnislose Erörterung der Lektüreauswahl zur Genüge bewiesen.

Wenn wir weiterkommen wollen, brauchen wir einen neuen Lehrplan für das Englische.

Ein neuer Lehrplan ändert zwar von heute auf morgen nichts an der Unterrichtspraxis der Lehrer, übt auf die Dauer aber doch eine tiefgehende Wirkung aus.

Welche Forderungen sind nun an den neuen Lehrplan für das Englische zu stellen?

Zunächst muß das *Gesamtziel* neu formuliert und der kulturkundliche Gesichtspunkt darin zum Ausdruck gebracht werden.

Ferner müssen die *Methodischen Bemerkungen* für das Französische und Englische getrennt werden. *Dies ist meiner Meinung nach die wichtigste der Forderungen, die an den neuen Lehrplan zu stellen sind.* Daß die Trennung bis jetzt nicht erfolgt ist, ist wohl der Hauptgrund, weshalb wir in der methodischen Erörterung des kulturkundlichen Gesichtspunktes bisher keine rechten Fortschritte gemacht haben. Offenbar hat der Umstand, daß in den amtlichen Lehrplänen die *Methodischen Bemerkungen* für das Französische und Englische vereint sind, die Anglisten bewogen, diese Vereinigung als etwas Gegebenes hinzunehmen.

Demgegenüber glaube ich, daß ich in meinem Buche „Der neusprachliche Unterricht an Real- und Reformanstalten"[1]) nachgewiesen habe, daß aus pädagogischen Gründen dort, wo neben dem Englischen noch Latein oder Französisch gelehrt wird, dem Lateinischen, bezw. Französischen die Kleinarbeit der logisch-grammatischen Schulung im engeren Sinne zufällt, während der englische Unterricht vor allem zum Erfassen größerer Zusammenhänge anleiten muß. Im übrigen aber ist der Charakter der französischen und der englischen Sprache sowie das Verhältnis beider zum Deutschen und vor allem die praktische Bedeutung einer Kenntnis der beiden Sprachen und Kulturen heutzutage derart verschieden, daß es ganz ausgeschlossen ist, für den Unterricht im Englischen und Französischen dieselben Methoden aufstellen zu wollen.

Auf zwei Einzelprobleme des Lehrplans möchte ich noch eingehen: Grammatikunterricht und Shakespeare-Lektüre.

Die *grammatische Theorie* muß im englischen Unterricht auf das für die Erlernung der Sprache unbedingt nötige Mindestmaß beschränkt werden, damit für das Studium der Kulturkunde an der Hand ausgiebiger Lektüre Zeit bleibt. Soweit theoretische grammatische Belehrung im englischen Schulunterricht nötig ist, muß sie sich in den neueren sprachpsychologischen Bahnen bewegen, auf denen vor allem Deutschbeins *System der neuenglischen Syntax* ein vortrefflicher Führer ist.

Die modernen sprachwissenschaftlichen Anschauungen müssen die geistige Luft sein, in denen sich der ganze englische wie überhaupt jeder sprachliche Unterricht bewegt; denn der Geist ist es, der lebendig macht, und nicht die nach noch so schönen Grundsätzen abgefaßte Schulgrammatik. Gerade diese geistige Haltung, deren oberstes Gesetz es ist, jede sprachliche Erscheinung als von den auszudrückenden Gedanken abhängig aufzufassen, wird uns davor bewahren, in unseren englischen Schulstunden das zu tun, was der der Erforschung der Sprache zugewandte Gelehrte, des Inhalts des Gehörten und Gelesenen gewiß, sehr wohl tun mag, nämlich unser Augenmerk in erster Linie auf die sprachliche Form, statt auf den Inhalt unserer Unterrichtsstoffe zu wenden; gerade diese geistige Haltung wird uns vor dem Irrweg bewahren, jetzt in den englischen Stunden sozusagen psychologische Grammatiker statt der vorreformerischen mechanischen Grammatiker züchten zu wollen.

[1]) Marburg 1912.

Während die Angelsachsen in sprachlichen Dingen genau so unbekümmert wie auch sonst über die Erde hinschreiten und dabei die Weltherrschaft gewinnen, sollten wir unsere Schüler anhalten, in den englischen Stunden in erster Linie den verschlungenen Pfaden des Unterbewußtseins der englisch Sprechenden nachzuspüren? Das war doch wohl nicht die Meinung der Mehrheit des Hallenser Neuphilologentages, als sie die Kenntnis der fremden Kulturen und Volkscharaktere noch weit schärfer als bisher betont wissen wollte!

Freilich sind feinste und letzte Erkenntnisse über Charakter und Denkweise eines fremden Volkes aus der psychologischen Betrachtung der Sprache zu gewinnen, aber gerade im Englischen ist die Hilfe, die die sprachpsychologische Betrachtungsweise dem vollen Verständnis der Lesestoffe und damit indirekt der Kenntnisnahme auf kulturkundlichem Gebiet leistet, für unsere Schüler wichtiger und leichter faßbar. Soweit wir von der Betrachtung der Ausdrucksformen einer Fremdsprache an sich geistigen Gewinn erwarten, gehören solche Übungen in den *französischen* Unterricht, in dem das Studium der psychologisch erfaßten Stilistik einen sehr großen Raum einnehmen darf, da die Stoffe des französischen Unterrichts für uns nicht entfernt so wichtig sind wie die des englischen, und da das Französische sich nach seiner Natur und dem Stande der wissenschaftlichen Erforschung seiner Stilistik für die schulmäßige Behandlung dieser Dinge eignet. Wenn irgendwo, so ist in diesem Punkte die Differenzierung zwischen den Zielen und Methoden des englischen und denen des französischen Unterrichts nötig. Im Englischen muß die psychologische Erfassung der Grammatik Hilfsmittel des Unterrichts bleiben und darf nicht zum Selbstzweck werden. Der Hauptgegenstand des englischen Unterrichts muß der *Inhalt* der Lesestoffe und des angelsächsischen Lebens im allgemeinen sein. Nur so werden unsere Schüler auch eine wahrhaft lebendige Kenntnis der englischen *Sprache* gewinnen.

Was *Shakespeare* anbetrifft, so ist seine Sprache nicht die der heutigen Engländer. Seine Welt ist auch nicht die der heutigen Briten; denn Shakespeare lebte vor dem Siege des Puritanertums, das der ganzen englischen Welt, wenn auch in verschieden hohem Grade, seinen Stempel aufgedrückt hat. Daher stehe ich heute auf dem Standpunkt, daß die Lektüre Shakespeares nicht in den englischen, sondern nur in den deutschen Unterricht gehört. Im Englischen sollte man nur in

3. *Umgangs- und Schriftsprache.* Es ist die gute Londoner Aussprache und Umgangssprache und die heute in England herrschende Schriftsprache und Rechtschreibung zu lehren, was gelegentliche Seitenblicke auf andere Formen des Englischen, insbesondere den amerikanischen Sprachgebrauch, nicht ausschließt.

4. *Lektüre.* Die Lektüre steht im Mittelpunkt des Unterrichts. Sie soll auf allen Stufen gehaltvollen Stoff in mustergültiger Form bieten.

Die Durchnahme der Lesestoffe kann auf allen Stufen ausschließlich in englischer Sprache erfolgen, sofern dieses Verfahren mit vollem Erfolg durchgeführt werden kann. Je höher die Klassenstufe, desto wünschenswerter ist dieses Verfahren, doch darf die Erfassung des Inhalts der Lektüre darunter in keiner Weise leiden. Auch muß das Uebersetzen in gutes Deutsch so viel geübt werden, daß die Schüler einige Gewandtheit darin erlangen. Wenn an dem regelmäßigen Übersetzen ins Deutsche festgehalten wird, sind die jeweils übersetzten Abschnitte ausnahmslos in Form einer Sprechübung zu wiederholen.

5. *Kulturkunde.* Der Erfolg der Einführung in die britisch-nordamerikanische Kultur der Gegenwart hängt in erster Linie von einer zweckmäßigen Auswahl der Lesestoffe und ihrer geschickten Behandlung ab.

Die der äußeren Zivilisation angehörenden Realien dürfen nicht ganz vernachlässigt werden, müssen aber möglichst in Beziehung zu bedeutenden Schöpfungen des englischen Geistes gesetzt werden. Die Volks- und Landeskunde muß durch die Einführung in die dem Handeln der Briten und Nordamerikaner zugrunde liegenden Gedanken und Gefühle zur Kulturkunde werden.

Die Schüler müssen schließlich ein zusammenhängendes Bild von dem Wesen und Wirken der britisch-nordamerikanischen Kultur der Gegenwart gewinnen.

6. *Grammatik.* Die Grammatik wird nicht um ihrer selbst willen betrieben, ihre Behandlung hat sich vielmehr den tatsächlichen Bedürfnissen des Unterrichts anzupassen. Die Methoden und Ergebnisse der sprachpsychologischen Forschungen sind zu verwerten.

Viele grammatische und stilistische Eigentümlichkeiten des Englischen können am besten durch eine die Feinheiten des Originals ausschöpfende Behandlung der Lektüre und reichliche Sprechübungen zum geistigen Besitz der Schüler gemacht

werden. Auf diese Weise wird auch ein sicheres Sprachgefühl gewonnen.

Übersetzungen aus dem Deutschen sind anfangs ganz zu vermeiden und später nur als freie Übertragungen leichter deutscher Texte zulässig.

Endziel der grammatischen Belehrung ist die völlige Beherrschung aller gewöhnlichen Erscheinungen der Formenlehre, Syntax und Stilistik.

7. *Schriftliche Übungen.* Die schriftlichen Übungen sind ein Abbild des mündlichen Unterrichts und diesem untergeordnet.

8. *Besondere Bemerkungen.* Alle einzelnen Ziele des englischen Unterrichts bilden eine untrennbare Einheit. Auf die rechte Verbindung zwischen den verschiedenen Gebieten des englischen Unterrichts muß auf allen Stufen Bedacht genommen werden.

Der englische Unterricht soll den geistigen Gesichtskreis der Schüler freier und weiter machen, sie zum Erfassen großer Zusammenhänge anleiten und so einen wichtigen Beitrag zu ihrer geistigen Bildung liefern.

C. *Lehraufgaben.*

Unterstufe. Kurzer Lautierkursus, unter Zuhilfenahme der elementaren Ergebnisse der Phonetik. — Einführung zunächst in die Umgangssprache, dann in die Schriftsprache nach einem Lehrbuch, das einen ersten Überblick über Leben und Arbeit der englisch sprechenden Völker gibt. — Auswendiglernen von Gedichten, Singen leichter Lieder. — Sprechübungen in jeder Stunde. — Aneignung eines planmäßig zu erweiternden Wortschatzes, der aus den Lesestücken und Sprechübungen zu gewinnen ist und sich auch auf die regelmäßigen Vorkommnisse und Verhältnisse des englischen Lebens erstreckt. — Erlernung der gesamten Formenlehre, die durch einsprachige Umformungen einzuüben ist. Berücksichtigung der syntaktischen Gesetze, die zur Erklärung der Formen und zum Verständnis der Lesestücke erforderlich sind. — Schriftliche Arbeiten: Diktate, Umformungen, Beantwortung von Fragen, Nacherzählungen.

Mittelstufe. Weitere Durchnahme des Lehrbuches. Leichte Schriftstellerlektüre, Gedichte. — Bezüglich der Aussprache, der Sprechübungen und des Wortschatzes Befestigung und Erweiterung des auf der Unterstufe erworbenen Wissens und Könnens. — Die wichtigsten Gesetze der gesamten Syntax. Zur Einübung des grammatischen Pensums dient neben gelegent-

lichen Übersetzungen aus dem Deutschen die beständige Wiederkehr der syntaktischen Konstruktionen in den Lesestoffen und Sprechübungen. — Schriftliche Übungen wie auf der Unterstufe, nur etwas umfangreicher. Dazu gelegentlich Übersetzungen aus dem Deutschen und freie Wiedergabe eines deutsch oder englisch vorgelesenen Textes.

Oberstufe. Gehaltvolle und schwierigere Prosalektüre von Dichtern, Historikern, politischen Rednern, Volkswirtschaftlern, Naturwissenschaftlern, Philosophen usw., daneben einige Gedichte, u. U. auch eine größere Dichtung in gebundener Rede. Hinweise auf die Verslehre und literaturgeschichtliche Belehrungen im Anschluß an die Lektüre, soweit es für das Verständnis des Werkes, seiner literarhistorischen Stellung und der Bedeutung des Verfassers notwendig ist. — Die Lektüre ist hauptsächlich der Literatur des 19. Jahrhunderts zu entnehmen, doch ist soviel wie möglich auch das 20. Jahrhundert heranzuziehen. — Die außereuropäischen Teile des englischen Sprachgebiets, insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika, müssen neben dem Mutterlande kräftig zur Geltung kommen. — Man behalte bei jeglicher Lektüre den kulturkundlichen Gesichtspunkt und die Rücksicht auf die Gegenwart im Auge. — Sprechübungen hauptsächlich in Verbindung mit der Lektüre. — Wiederholung, Erweiterung und Vertiefung der früheren grammatischen Lehraufgaben im Anschluß an die Lektüre und die schriftlichen Arbeiten. — Schriftliche Arbeiten in Form von Aufsätzen und freier Wiedergabe deutsch, englisch oder in schwierigen Fällen deutsch und englisch vorgelesener Texte."

Bei einem solchen Lehrplan, in Verbindung mit einem entsprechenden Ausbau der anglistischen Wissenschaft und entsprechender Vorbildung der Lehrer, würde, glaube ich, das Ziel eines kulturkundlich eingestellten englischen Unterrichts allmählich erreicht werden zum Segen unserer Jugend, unseres Vaterlandes und der Wissenschaft.

Zehlendorf. Karl Ehrke.

Unterstufe	Einführung in die *Sprache*	VI	Einführung in *Laut* und *Schrift* auf Grund anschaulicher Sprechübungen. Elementarunterricht. Der Wortschatz baut sich auf den stammverwandten deutschen Wörtern auf.	
		V	Die grammatischen Kenntnisse werden systematisch geordnet zur einfachen *Formenlehre*.	
		IV	Übungen im Lesen, Übersetzen, Umformen, Nacherzählen. Anschauliche englische Originaltexte. Abschluß in IV: Lektüre des *Robinson*.	
Mittelstufe	Einführung in die *Landes-* und *Volkskunde* von England und Amerika	UIII OIII UII	Grammatik: Erweiterung d. Formenlehre u. Syntax im Anschluß an ein Lehrbuch.	Lektüre: Schulausgaben, die mit Englands See- u. Industrieplätzen, mit London, Nordamerika und den wichtigsten Gebieten des Weltreichs bekannt machen Berichte englischer Entdecker und Kolonisten. Abschluß: Graham (oder Chambers) *The Victorian Era*.
Oberstufe	Einführung in die geistige *Kultur* Englands	OII	*geschichtliche* Entwicklung,	insbes.: Der englische Parlamentarismus seit 1215. Das engl. Weltreich seit Elisabeth; eingehend: Gründung u. Geschichte der Vereinigt. Staaten.
		UI	*soziale* u. gesellschaftl. Kultur,	Lektüre sozialer und psychologischer Romane von Dickens, Thackeray, Eliot, Wells u. a.
		OI	*philosophische* wissenschaftl. u. künstlerische Kultur.	Lektüre von Locke, Hume, *Carlyle*, Spencer, Huxley, Darwin, Ruskin (Ausblick auf Malerei und Kunstgewerbe), die großen Dichter: Milton, Burns, Byron, Shelley, Tennyson, Browning u. a.
			nebengehend: Shakespeare.	UI: Historien u. Lustspiele; Shakespeare-Biographie, OI: Die großen Tragödien; Shakespeare in Deutschland.

Jena.

C. RIEMANN.

LEBER=SEELE IM ROMANISCHEN.

Wundt widmet in seiner „Völkerpsychologie“ (Bd. II, 2. Teil, S. 1 ff.) beim Kapitel über die Seelenvorstellungen der Niere, dem Blute, dem Auge in ihrer Eigenschaft als Seelenträger besondere Abschnitte. Von der Leber behauptet er, sie komme nur gelegentlich als Seelenträger vor (op. cit., S. 39). Dies ist ein Irrtum. Die Leber spielt — wenigstens bei den Kultur-völkern — seit den ältesten Zeiten in den Seelenvorstellungen eine wichtige Rolle. Schon die Alten betrachteten nicht das Herz, sondern die Leber als Sitz der Leidenschaften, und zwar sind es hauptsächlich zwei Triebe, Liebe und Zorn, deren Ursprung man in dieses Organ verlegte. Bei den Assyrern ist sogar die konkrete Bedeutung des Wortes geschwunden und nur die abgeleitete („Inneres“, „Gemüt“, „Seele“) geblieben (K. Vollers im Archiv f. Religwiss., Bd. 9, S. 179). Amor ver-wundet die Leber mit seinen Pfeilen, und Plautus nennt di Liebe scherzhaft *morbus hepatarius* (Nork, Etym. symb. myth Realwb. III, S. 22). Bei den Opfertieren wurde von allen Eingeweiden die Leber zuerst untersucht (a. a. O.). Älter Etymologen brachten daher das Wort „Leber“ in Zusammenhan mit „Leben“ (ebenso englisch *liver* und *live* a. a. O., S. 21)

Die Überbleibsel dieser Anschauung in der Phraseologie de deutschen Sprache sind bekannt: *die Leber befreien* = seinen Zorn Luft machen, *es kriecht einem etwas über die Leber, es läu einem eine Laus über die Leber* (wodurch im Organ ein Rei ausgelöst wird. Vgl. Weigand-Hirt, Deutsches Wb. Weiter Beispiele in Grimms Wb.). Höfler, Krankheitsnamenbuch S. 35 nach dem die Leber der Sitz von Liebe[1]), Zorn, Mut, Durst is führt aus dem Schwäbischen die Redensart an: *Es ist mir d Leberle überloffen.*

Sehr viel Material liefern die romanischen Sprachen. D der Bergamaske die Leber als den Seelenträger betrachtet, e hellt ganz deutlich aus der Redensart *caà 'l fidec a ergü* (Ti boschi) = jemand die Leber ausreißen, d. h. ihn umbringe Wie „Herz“ als Sitz der Seele im Sinne von „Mut“ gebrauc

[1]) Im 17. Jahrhundert hielt man in Frankreich die Leber für materielle Ursache der Liebe. Vgl. den Spruch: „On rit par la ra on se courrouce par le fiel, on aime par le foie.“ (Brissaud, *Histo des expressions populaires relatives à la médecine*, S. 57 f.)

wird, so auch die Leber, daher die genuesische Redensart *avèi sette chêu e sette figaeti,* sieben Herzen und sieben Lebern haben, d. h. sehr mutig sein (Casaccia[1]). Ebenso heißt es im Spanischen von einem beherzten Mann: *tiene higados* (vgl. port. *homem de figados)* womit ein entschlossener, aber auch ein jähzorniger Mensch bezeichnet wird. Von einem solchen sagt der Italiener geradezu: *È un fègato,* er ist eine Leber. Analog heißt im Venezianischen *scaldarse el figà* (Boerio) = sich die Leber erhitzen[2]) soviel wie *adirarsi* „in Zorn geraten." So nannte man im älteren Französisch Zornesausbrüche *chaleurs de foie*[3]). Wie wir im Deutschen von einem rechtschaffenen Menschen sagen, *er habe das Herz auf dem rechten Fleck,* so spricht der Bergamaske von einer „gesunden Leber"[4]): *iga'l fidec sa* (Tiraboschi), ja er nennt einen solchen Mann geradezu *ü fidec sa.* Ähnlich sagte man früher im französischen von einem Sanftmütigen: *il a bon foie* für: *il a bon cœur.* (Dict. gén.). Im Gegensatz zur „gesunden" Leber kann der Mensch auch eine *böse* Leber haben (Höfler, a. a. O. S. 358)[6]), was sich in Jähzorn und Rachsucht äußert, wenigstens nach spanischer und port. Auffassung, (*tener malos higados, ter maos figados)*[7]). Von der bösen Leber wohl nicht sehr verschieden ist die *faule* Leber, (Höfler a. a. O.)[8]). Venez. *avèr el figà marzo co qualcùn* (Boerio), berg. *igà mars ol fidec* (Tiraboschi), gegen jemand eine faule Leber haben heißt: einen Groll gegen ihn hegen. (Durch die Leidenschaft des Hasses[9]) wird die Leber gewissermaßen zum Faulen gebracht).

Abnormal ist die *weiße* Leber, die nach altem Volksglauben sich bei „weichmütigen, liebesempfindlichen und schlaffen

---

[1]) Das Zittern der Leber *(tremà el fidec)* ist dementsprechend ein Zeichen von Furcht.

[2]) Der deutsche Volksmund kennt auch eine *erhitzte* Leber. (Höfler a. a. O.).

[3]) Im konkreten Sinn ein Ausschlag im Gesicht *(des boutons).*

[4]) Das Port. besitzt sogar ein Adj. *figadal* in der Bedeutung „herzlich, innerlich, tief eingewurzelt".

[5]) Umgekehrt wird nach Ausweis der Karte des Atlas linguistique (Nr. 585) in einigen Gegenden Frankreichs *cœur* für Leber gebraucht. (K. Glaser in dieser Ztschft., Bd. 29, S. 265).

[6]) Vgl. die Redensart *einen bösen Finger haben.*

[7]) Hierbei ist zu beachten, daß die Leber die Galle absondert. Die Mehrzahl erklärt sich aus der doppellappigen Form der Leber.

[8]) Ueber *foie pourri* vgl. Brissaud, op. cit., S. 57.

[9]) Vgl. port. *odio figadal* = eingewurzelter Haß.

Menschen" findet. (Höfler, op. cit., S. 359). Von der Schlaffheit zur Feigheit ist nur ein Schritt, daher im franz. Argot *avoir les foies blancs* „feig sein" bedeutet[1]). Von einem Feigling heißt es geradezu: *c'est un foie blanc*[2]). (Vgl. weiter oben ital. *è un fegato* in entgegengesetztem Sinne). Über den an die weiße Leber sich knüpfenden erotischen Aberglauben vgl. Höfler, op. cit. S. 359. Umgekehrt spielt im Arabischen die *schwarze* Leber eine gewisse Rolle. So nennt der arabische Dichter al A'ša die Feinde „Leute mit schwarzer Leber"[3]). (K. Vollers, a. a. O. S. 179).

Die Leber gewisser Tiere wird gegessen, daher wird in einigen Redensarten auch auf ein Verzehren der menschlichen Leber angespielt. *Le comería los hígados*, ich möchte ihm die Leber wegfressen, sagt der Spanier von einem, den er vor Wut umbringen möchte, wozu sich vergleicht bergam. *majàs ol fidec* = *mangiarsi il fegato*, sich vor Wut verzehren. In anderem Sinne wird im Toskan. diese Redensart gebraucht: *mangiarsi il fegato per qch.* heißt: sich um etwas große Mühe geben. Analog sagt der Spanier *echar los hígados por una cosa*, um etwas die Leber ausspeien[4]).

Volkskundlich von besonderem Interesse ist die Redensart *aver mangiato fegato di capra*, Ziegenleber gegessen haben, d. h. alles ausplaudern, kein Geheimnis bei sich behalten können. Die Ziege erscheint hier als Sinnbild der Geschwätzigkeit[5]). Durch den Genuß der Leber des Tieres geht dessen Wesen in

---

[1]) Nach dem Dict. gén. heißt *avoir le foie blanc* = ne rien faire comme les autres, d. h. also: geistig abnormal veranlagt sein.

[2]) Mit „weißer Leber" wird im Rhätischen (Tirol) und stellenweise im franz. (Touraine, Anjou, Poitou) die Lunge bezeichnet (Zauner, die rom. Namen der Körperteile, S. 156 u. S. 170; Brissaud, op. cit., S. 64; K. Glaser, op. cit., S. 265).

[3]) Da in einigen rom. Dialekten die Lunge als „weiße Leber" bezeichnet wird, erhält die Leber hie und da das Attribut „schwarz" (Zauner, Die rom. Namen der Körperteile, S. 170).

[4]) *Nicht* als Seele, aber als wichtigstes Organ *neben* der Seele erscheint die Leber in der gen. Redensart *fâ spende l'anima e ö figaeto*, Seele und Leber ausgeben (Casaccia), d. h. sein Teuerstes (vgl. tosk. *spendere il cuore e gli occhi)*.

[5]) Im Gegensatz hiezu pflegen im Henegau Diebe bellende Hofhunde zum Schweigen zu bringen, indem sie ihnen Wolfsleber zu fressen geben. (Sébillot, Folklore de France III, S. 45). Die Leber=Seele dieses Tieres erregt Furcht, wie aus dem in Frankreich

den Menschen ein[1]). Vgl. im mexikanischen Rotwelsch *chotear* „ausplaudern", das L. Spitzer (Litbl. f. germ. u. rom. Phil., Bd. 42, Sp. 401) mit Recht zu span. *choto* „Zicklein" stellt.

Klagenfurt RICHARD RIEGLER.

sehr verbreiteten Brauche erhellt, durch getrocknete und pulverisierte Wolfsleber auf Jahrmärkten eine Panik hervorzurufen. (Sébillot, op. cit., III, S. 46).

[1]) Vgl. — totum pro parte — span. *coger la cabra* „trotzen" sowie argotfranz. *gober la chèvre* „in Zorn geraten." — Auch im Aberglauben Englands spielte die Ziegenleber eine gewisse Rolle. Sie sollte Scharfsichtigkeit im Dunkeln verleihen, da man von der Ziege glaubte, sie sehe bei Nacht ebenso gut wie bei Tage. (F. L. Hulme, Natural lore and legend, S. 177). — Ueber die Vorstellung einer Besitzergreifung des Menschen durch die Tierseele vgl. Verfasser, Wörter u. Sachen, VI, S. 194 ff.

JEAN-ARTHUR RIMBAUD.[1])

«Au bois il y a un oiseau, son chant vous arrête et vous fait rougir» singt Arthur Rimbaud in den extatischen Visionen Träumereien und Halluzinationen der *Illuminations*. Er selbst ist ein solcher phantastischer Märchenvogel, der mit geheimnisvollen, sinnverwirrenden, unwiderstehlich anziehenden Tönen lockt, von denen man nicht weiß, ob sie einem Lust oder Weh ins Herz gießen. Er ist eine seltsame Erscheinung, die, wie der Märchenvogel, in wunderbare Fabelreiche führt, weit weg

[1]) Über Rimbaud sind in neuerer Zeit in Deutschland zwei beachtenswerte Veröffentlichungen erschienen. Hans Jakob erzählt in dem Büchlein „Das Leben des Dichters Jean-Arthur Rimbaud" (O. C. Recht Verlag, München 1921) die äußeren Lebensschicksale des Dichters. Seine kurze Darstellung ist eine sehr schöne Gabe, aus der liebenden Hingabe des Verfassers an die mit wärmster Anteilnahme erfaßte Persönlichkeit des Menschen und Dichters erwachsen. Eine dichterisch empfundene und bewußt künstlerisch, in wachsender Steigerung bis zu dem erschütternden Schluß aufgebaute, eindringliche Erzählung der Tragödie des glücklich-unglücklichen Menschen und Dichters. Eine vornehm gehaltene Apologie Rimbauds, die das Bild des eigensinnig Störrischen, gewiß nicht bequemen Stürmers und Drängers von manchen Flecken reinigt, mit denen z. B. Lepelletier, Verlaines Biograph, immer bemüht, seinen Freund in günstigem Licht erscheinen zu lassen, es aller Wahrscheinlichkeit nach verunziert hat. Um neben der Wiedergabe der äußeren Schicksale Rimbauds auch ein Stück seiner fast unirdischen

aus dem geregelten Bezirk der menschlichen Ordnung, aus dem normalen, bürgerlichen Dasein heraus, aus aller Tradition, aus Recht, Sitte, Moral, aus der dicken Atmosphäre heraus, in der die Menschen leben und leben müssen. Aus der Prosa hinaus in die Poesie.

Rimbaud, das ist der poetische Mensch im Zeitalter der Industrie, der Wissenschaft, des Sozialismus, der Organisation der Arbeit, der Demokratie, der stehenden Heere, des Militarismus und Imperialismus; der Dichter des Wortes und der Tat, den nichts mit den Mächten und Kräften um ihn herum verbindet, der sie leugnet, verlacht, verhöhnt und verachtet und in der Zivilisation umherirrt wie ein aus dem Wald aufgestörtes, in bebaute Felder und Gehege geratenes Wild. Aber nicht naiv und primitiv, wie das Tier, wie der Wilde, sondern beladen und belastet mit all den Errungenschaften der Kultur, mit denen er sich herumschlägt, von denen er sich freimachen muß, um atmen zu können.

Auf Rimbauds Seele lasten Segen und Fluch der Kultur, in die hinein, aus der heraus er geboren wurde. Die ganze Fülle der Einflüsse, aus denen der moderne Mensch sich geistig zu-

---

Gestaltung in der Dichtung erscheinen zu lassen, druckt Jakob auch drei Gedichte ab: «Les Chercheuses de Poux», «Voyelles» und, leider mit vielen Druckfehlern, «Bateau ivre».

Im Inselverlag erschien im gleichen Jahre das Buch „Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung". Es bringt nach einer, die glühende Seele Rimbauds in nicht minder schöner Erregung als Jakob wertenden Einleitung von Stefan Zweig eine ausführliche, in sehr sachlichem Ton gehaltene Biographie des Dichters und eine sehr reiche Auswahl seiner Gedichte in deutscher Übertragung von dem Villon-Übersetzer K. L. Ammer. In der Übersetzung finden sich gewiß manche treffliche Stellen, aber ebenso häufig mußte doch auch festgestellt werden, daß der Übersetzer beträchtlich hinter dem Original zurückbleibt. Und es ist nicht nur so, daß er matt und prosaisch wirkt gegenüber dem Feuer und der unerhörten Neuheit und Kühnheit des Dichters, sondern es sind auch Verstöße und Fehler gegen den Sinn des Wortlauts zu verzeichnen. Gewiß ist Rimbaud oft sehr dunkel, und Mißverständnisse und verschiedene Auffassungen werden daher immer unausbleiblich sein. Immerhin ist die Übersetzung zahlreicher Verbesserungen fähig. Solche Verbesserungen kann sicher auch die eigene Übersetzung des «Bateau ivre», die ich der obigen kurzen Skizze anzuhängen wage, gut gebrauchen. Ein Vergleich mit der Übertragung von K. L. Ammer wird erkennen lassen, wo ich in der Auffassung einiger Stellen von ihm abweiche.

sammensetzt, ist in ihm wirksam. Aber nicht, um ihn zu einem Zeitgenossen und Weltbürger zu machen, der, mit dem Erbe jahrtausendlanger Überlieferung ausgestattet, die erworbene Kraft in produktiver Mitarbeit am Ganzen zu betätigen verstände, sondern es ist so, daß in seinem hochentwickelten Organismus plötzlich die Kraft mit loderndem Ungestüm Flammen schlägt, die der Gang der Zivilisation allmählich klein und schwach werden ließ, die ursprüngliche Naturkraft, die primitive Wildheit und Ungebundenheit. Jener Lebensschwung, den der sozial veranlagte Mensch der Gemeinschaft, dem Fortschritt dienstbar zu machen verstanden hat, indem er sie bändigte in den allgemeinen, heilsamen, nützlichen, unentbehrlichen Zwang der heiligen Ordnung.

Immer wieder trifft man auf Persönlichkeiten, in deren Wesen der Ausgleich nicht hergestellt ist. Wie bei manchen die Ordnungsgewöhnung so stark ausgebildet ist, daß sie kein Verständnis mehr für die Freiheit haben, so gibt es umgekehrt andere, die in ihrem ungestümen Freiheitsdrang sich an dem engen Gitter der geregelten Bezirke zerreiben bis zur Vernichtung.

Rimbaud ist der Mensch der schrankenlosesten Freiheit. Und da er nun einmal in das Reich der Ordnung und Kultur hineingeraten ist, so glüht er in trotzigster Auflehnung, aber nicht als Revolutionär, nicht als politischer oder sozialer Empörer, sondern als Dichter.

Sein dichterisches Freiheitsstreben äußert sich in seinem Vagabundentum, in der dauernden Rastlosigkeit und Unruhe, die ihm bis zuletzt jede Seßhaftigkeit unmöglich macht, sei es in Heim oder Familie, in Studium oder Beruf. Dämonische Unrast läßt ihn der Schule und der mütterlichen Obhut entweichen und wandern, wandern durch Feld und Wald, bei Tag und Nacht, in trunkener Untätigkeit und fiebernder Faulheit. Sie hat ihm stärkste Erlebnisse berauschender, glückseliger Sensationen gegeben und ihn wundervollste Dichtungen finden lassen: «Sensation», «Ma Bohême», «Aube». Poetisches, träumerisches Erleben der Natur, in unendlich beruhigendem Glücksgefühl, Auflösung des ganzen körperlichen Menschen in mystischem Sich-Verlieren, wie in «Mystique» oder in «Being Beauteous», einem modernen Gegenstück zu Parzivals mystischer Versunkenheit vor den Blutstropfen im Schnee; nur daß die mittelalterlich fromme Beschaulichkeit kompliziert und vertieft ist durch Baudelaire'sche und Poe'sche Verworrenheit.

Tief innerliches Erleben der Natur, der Umwelt, der Erfahrungen führt den Dichter zur Verklärung und Poetisierung der Eindrücke, wie z. B. in «Les Chercheuses de Poux». Aber er vermag sich auch ganz von dem Gegebenen zu lösen und gewinnt das dichterische Erlebnis im ungehemmten Spiel der Phantasie, die jedes Maßes entbehrt, zur Halluzination ausschweift und sich Gebilde von seltsamer, überwältigender, schreckhafter Schönheit schafft; Gebilde, aus höchster Erregung, wie in Fieberkrämpfen und Zuckungen des riesenhaften Körpers und seiner glühenden Seele entsprungen. So entstand «Bateau ivre». Elementarer Ausbruch eines kochenden Kraters, angesammelter Seelenbrand, der sich in Flammen und Rauch entlud. Ein Naturschauspiel gewaltigster Art, ein prachtvolles Gewoge von rauschenden Klängen, eine machtvolle Symphonie, die mit Allegro-Sätzen wechselnder Stimmung anhebt, erst frei und leicht, ein wenig tänzelnd, dann immer stärker und wilder dahinbraust und zuletzt in einem Adagio cantabile e lamentoso still und traurig ausklingt.

«Bateau ivre» ist eine pathetische Symphonie in Worten. Ein klangliches Gebilde, zugleich ein Gewoge von Formen und Farben. Der von Farben und Düften schwelgerisch umwogte Gesang einer hocherregten Menschenseele, im Sturm ihrer Leidenschaften, hintaumelnd in der Sehnsucht nach Vereinigung mit dem wunderbaren Grenzenlosen und zusammensinkend nach all dem Erleben höchster Wunder und Offenbarungen in der begrenzten Nichtigkeit, der Müde und Schwäche der Menschennatur. Die Vision einer Traumwelt, die dem Knaben-Dichter wie Wirklichkeit vorschwebt, hellseherische Schau in das eigene, wunderbare, tragische Schicksal, sein Leben im Gedicht vorweg genommen: Alles, die Weltirrfahrt, höchste Genüsse und tiefste Enttäuschungen, die endliche Zerstörung, die Tränen des Siechtums und des Sterbens, «mais, vrai, j'ai trop pleuré».

Möglich, daß in die spontane Wahrhaftigkeit der fieberhaften Erregung sich Künstliches, Gemachtes, Bizarres, Absonderliches mischt. Aber das ist vielleicht weniger absichtlich gewollt, als aus der Seelenverfassung des Dichters zwangsmäßig hervorgebrochen. Die innere, sich überschlagende, in ihrem Freiheitstaumel überall an Hemmungen sich stoßende Erregung gelangt, sich quälend und gequält, schließlich an die Grenze, wo der letzte Rest von Zucht und Besinnung ihr entschwindet

und sie sich in die dunklen Irrwege des Wahnsinns verliert. Rimbaud ist sicher von Stimmungen verzehrt worden, in denen er dem Wahnsinn nahe war. Dem Wahnsinn des ewig Hungernden und Dürstenden, in leiblichem und geistigem Sinne. Unter dem Bilde des Hungergequälten darf man sich Rimbaud in der Jugend vorstellen. Gezwungen und freiwillig hungernd, weil er in Stolz und Trotz den guten bürgerlichen Mittagstisch verschmähte:

Si j'ai du goût, ce n'est guère,
Que pour la terre et les pierres,
Je déjeune toujours d'air,
De roc, de charbons, de fer.
. . . .
Le loup criait sous les feuilles
En crachant les belles plumes
De son repas de volailles:
Comme lui je me consume.

So, als der hungrige Wanderer durch Morgenwinde, Mittagsglut und Kälte der Nacht erlebt er seine Visionen.

»Au bois il y a un oiseau, son chant vous arrête et vous fait rougir . . ,
Il y a enfin, quand l'on a faim et soif, quelqu'un qui vous chasse . . .

Und dann ließ er die Welt der von Zäunen umhegten Häuser, an deren Türen man ihm das Brot weigerte und lief durch alle Länder und Meere der Welt, bis die Glieder ihm den Dienst versagten.

Trunkenes Boot.

Wie ich hinunterglitt die ruhigen Kanäle
Entsank der Strick den Männern, die mich zogen:
Rothäute, schreiend, hatten nackt an bunte Pfähle
Sie festgespießt, Zielscheiben ihrer Bogen.

Nie kümmerte das Schiffsvolk mich. Ich frachtete
Flamländisch Korn und Tuch aus Engelland.
Und als das laute Heer mir meine Führer schlachtete,
Da fuhr flußabwärts ich, wohin der Sinn mir stand.

Im wütenden Geplätscher der Gezeiten,
Taub wie ein störrig Kind, den Winter lang,
Stürmt' ich. So tobte nie um schwanker Insel Seiten
Tollwildes Wetter im Triumphgesang.

Es segnete der Sturm mein erstes Meereswagen;
Leichter als Kork tanzt' ich hin auf der Flut,
Wo Wellen, rollend, ewig Opfer tragen,
Zehn Nächte lang, fern karger Lampen Glut.

Viel süßer als das Fleisch der herben Frucht dem Kinde
Durchdrang mich grünes Wasser. Wusch von Wein und Dreck
Die eklen Flecken meiner Tannenrinde
Und riß das Steuer mir mitsamt dem Anker weg.

Und dann durft' baden ich im Meergedichte,
In dem, wie Schaum der Milch, das Sterngewimmel blinkt;
Im grünen Plan, wo schwebend, bleich, mit seligem Gesichte
Ein Toter, manchmal, rätselsuchend niedersinkt,

Wo plötzlich, in des heißen Lichtes Feier,
Wie roter Wein die bittere Liebe gärt,
Und, wie ein langes Lied aus weitgespannter Leier,
Das grenzenlose Blau mit trunkener Glut verklärt.

Den blitzgespaltenen Himmel und der Winde Schnauben
Weiß ich, der Brandung Strom in Abenddämmerzeit,
Die Morgenröte, flatternd wie ein Schwarm von Tauben.
Und was Ihr träumtet, ward mir Wirklichkeit.

Ich sah der Sonne mystisches Ermatten,
Das lange Strahlen, starr und violett,
Vergleichbar alter Dramen Heldenschatten,
Hinwarf auf fernen Meeres zitteriges Bett.

Und Nächte träumt' ich, grün, mit Schnees Gleißen,
Wie meerentstieg'ner Küsse Hauch auf meine Augen;
Und unerhörter Säfte zauberhaftes Kreisen
Und Phosphor-Morgenlied ob gelblich-blauen Laugen.

Sah mondelang ans zackige Gestade,
Wie Wut der Stiere Wellenansturm springen,
So toll, als könnte nie Marias Gnade
Hell niederschwebend, ihren Rachen zwingen.

Ich rührte an Floridens Märchenhügel,
Wo zwischen Blumen Pantheraugen brennen,
Wo über braunen Leibern Regenbogenzügel
Die Herden lenken, die im Meere rennen.

Und Sümpfe sah ich brodeln, ungeheure Gründe,
In deren Schilf verfault der Leviathan;
Und Katarakte, donnernd in die Schlünde,
Und Wirbeltanz auf meeresstillem Plan.

Eisgletscher, Silbersonnen, glüh'nde Himmel,
Scheußliche Wraks in dunkler Golfe Ecken,
Wo Riesenschlangen, schwärend vom Gewimmel
Schwarzstinkiger Würmer tot in Bäumen stecken.

O könnt' ich doch den lieben Kindern weisen
In blauer Flut der goldnen Fische Sang.
Die Schaumespracht der Blumen meiner Reisen,
Und wie der Wunderwinde Segen mich umschwang.

Zu Zeiten, müd gequält von Polen und von Zonen,
Gewiegt von sanfter Wellen Seufzerschlag,
Umrankten Blumen mich mit dunklen Kronen,
Und es geschah, daß ich auf Knien lag,

Wie eine Frau, wie Fels im Meer verloren,
Entehrt durch blonder Vögel Stank und Zank . . .
So trieb ich hin, durch dessen lecke Poren
Ertrunkner Menschen Schlaf zum Abgrund sank.

Und so, geschleudert jetzt in himmelhohe Sphären,
Und jetzt — der alte, wasserfrohe Leib ein schwach' Skelett —
Verloren fast im haarigen Schilf der Schären,
Das niemand fischen möcht' aus dem versteckten Bett,

Hintaumelnd, rauchend, Nebel-Violett entstiegen,
Ich, kleiner Punkt an roter Himmelswand,
Auf der, als schönster Schmuck für Dichteraugen, liegen
Azurner Schleim und Sonnenflechtenbrand,

Ich, wie ein tolles Brett, befleckt von geilen Schollen,
Von schwarzen Meerespferden keck umschwärmt,
Wenn Juli-Himmel, wie durch glüh'nde Rollen
Mit Keulenschlag zu Siedeglut die Luft erwärmt,

Ich, der ich zittre, hör' ich nur von weiten
Der Behemote Brunst, des Maelstroms Lustgedränge,
Ich, ewiger Spinner blauer Unbeweglichkeiten,
Ich sehne mich nach Dir, Europas Enge!

Ich durfte — ruhlos — Sternenarchipele schauen,
Und nie erschlossner Himmel hat sich mir erhellt.
Schläfst Du in dieser Nächte heiligem Grauen,
O Paradiesesvogel? Zukunftstraum der Welt?

Doch ach! Ich hab zu viel geweint in Morgenröten.
O schlimmer Mond! O Sonnenbitterkeit!
Mich muß der wehen Liebe dumpfes Schwälen töten.
Zerbräche doch mein Kiel! Ich bin bereit . . .

Wenn ich ein Wässerlein Europas wünsche, ist's der kleine,
Der dunkle, kalte, abendduftige Teich,
In den der Knabe, kauernd und voll Trauer, seine
Schmetterlingsschifflein setzt, wie Maienblätter weich.

Ich kann nicht mehr, vom Wellenschlag ermattet,
Der Baumwollträger Wasserspur durchqueren,
Kraftlos, wo Stolz der Fahnen flammt und schattet,
Versinkend unterm Höllenaug' der Fähren.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

DER SINN DER COMMEDIA[1]).

Am Anfang der Dichtung steht das Epos. Es erwuchs aus dem objektiven Weltgefühl einer Zeit, da Mensch und Welt noch unbewußt eins waren, da das Volk als Gesamtheit fühlte, dachte, handelte. Der einzelne mit seiner Reflexion über Welt und Leben ist da noch nicht geboren. Die Gesamtheit des Volkes

[1]) Vortrag, gehalten bei einer Dantefeier im Frankfurter Schauspielhaus am 19. 3. 22, innerhalb eines Cyklus von Morgenfeiern „Schicksal der Welt". — Diese Arbeit, deren Veröffentlichung an wissenschaftlichem Orte ich ohne den nachdrücklichen Wunsch der Leitung dieser Zeitschrift kaum gewagt hätte, beansprucht nicht ein „Thema zu erschöpfen", sondern sucht lediglich Anregungen auszuwerten, die sichbei der Lektüre von Hefeles bedeutender Dantedarstellung, im Zusammenhalt mit F. Kerns ganz anders orientierter „Humana civilitas", ergaben. Beiden Werken — den wesentlichsten, welche die Dante-Litteratur über das nur Fachinteressante hinaus aufzuweisen hat — fühlt der Verfasser sich dankbar verpflichtet, wenngleich er weder die protestantisierende und germanisierende Auffassung Kerns (die auch sein populäres Dantebuch kennzeichnet) die in Dantes romanischen Katholizismus eine subjektive Gewissensmoral hineinträgt, noch die hyperscholastische und hyperhierarchische Beurteilungsweise Hefeles, welche, gegen *jede* Art von „Subjektivis-

spricht in den Epen, die sie dichtet, das Gefühl aus, in dem sie in und mit der Welt lebt und webt. Im gegenständlichen Nacheinander jener großen Ereignisse, die schicksalbildend gewaltet haben, gestaltet das Volk seine Welt und den Sinn, den es in ihr findet. So sind die Mahabharata entstanden, so die homerischen Epen, die Edda, die Nibelungen, die in früheren Morgenfeiern zu Ihnen sprachen.

Doch aus dem Volk sonderten sich die einzelnen, und das Volksepos verstummte. Die unbewußte Einheit mit der Welt, diese Grundlage des urtümlichen epischen Empfindens, ging unwiederbringlich dahin. Das verlorene Paradies. Es galt, es bewußt zurückzuerobern, zurückzustreben in den sündenlosen

---

mus" voreingenommen, auch der Mystik die Lebensmöglichkeit nimmt, zu teilen vermag. Denn sowenig Dante irgendwie unkatholisch ist, so wenig wird andererseits derjenige seinen Dante ohne Zwang interpretieren, der ihn zum Exponenten seiner eigenen extremkatholischen Exklusivität stempeln will, die, in ihrem krampfhaften Wollen, überall, wo nicht der polare Gegensatz zu allem Nichtkatholischen gegeben ist, gleich Gefahr für eine rechtgläubige Religionspsychologie wittert. Zwischen diesen beiden Mißverständnissen galt es hindurchzusteuern. Zu Kerns protestantisierender Danteauffassung vgl. neuerdings „Grenzboten" 1921, S. 300. Hier auch das populäre Mißverständnis, als sei Dantes Kritik der *damaligen* kirchlichen *Praxis*" und der „*Übergriffe*" „des *zeit*genössischen Papsttums" irgendwie antikatholisch, — während in Wahrheit gerade die ganz grundsätzliche *Unterscheidung* zwischen der objektiven Institution und ihren zeitlichen Repräsentanten katholisch ist. Dante ist da ebensowenig unkatholisch wie unser Walther von der Vogelweide. Vgl. auch Max Fischer, Das Weltbild Dantes (1921), S. 65ff. — Die Ausdrücke „Mittelalter" und „Renaissance" sind hier als „begriffliches Mittelalter" (vgl. dazu F. Kern, Hist. Ztschr. Bd. 120, S. 76 ff.) und „begriffliche Renaissance" gebraucht; darum konnten sie hier zur Bezeichnung eines (übrigens nicht konträren) Gegensatzverhältnisses verwandt werden, obwohl der Verfasser, wie er an anderer Stelle demnächst näher ausführen wird, die „zeitliche Renaissance" nur als die letzte Phase des „zeitlichen Mittelalters" selbst ansieht. Diese historische Auffassung (von dem Werden der Renaissance innerhalb der gesamtmittelalterlichen Entwicklung) ist übrigens auch in der vorliegenden Skizze in nuce enthalten. — Für die Einleitung wurden einzelne Gedanken und Bemerkungen des Litterarhistorikers Ph. Witkop, (aus seiner Freiburger akademischen Antrittsrede von 1911 über Gottfried Keller und aus dem ersten Band seiner „neueren deutschen Lyrik") verwertet.

Stand des ersten Menschen, wie er aus Gottes Schöpferhand kam — in jenen Urstand vor dem Sündenfall des fürweisen Individuums und seiner die Totalität zersetzenden Einzelvernunft. Hier fand die Religion, hier die Kunst in der Form des echten großen Epos ihre nie veraltende Aufgabe, den Menschen das einst aus Gottes Hand empfangene, dann durch die Sünde des Menschseins verscherzte Bewußtsein der Einheit mit der Welt, durch Kampf und Zwiespalt hindurch, neu zu erringen.

Doch es ist die Tragik des modernen Menschen, daß er aus dem bloßen Menschsein — und damit aus der Subjektivität — nicht mehr herausfindet. Der moderne Mensch, das ist der humane und humanistische Mensch, dessen „Bildungs"begriff, auch wo er im höchsten Sinne begriffen ist, — ich bitte Sie, etwa an das zu denken, was kürzlich Thomas Mann von der Rampe unserer Opernbühne aus sprach[1]) —, also auch noch bei Goethe, die Idee des Werdens — diese Idee des rein Menschlichen — nicht zu überwinden vermag, unfähig, ja (und das ist das eigentlich Tragische) im Grunde gar nicht mehr gewillt, zu der objektiven Idee des reinen Seins vorzudringen. Die individuelle Selbstentfaltung ist und bleibt hier doch immer der Ausgangspunkt: das ist der Sinn der autobiographischen Einstellung, die hier so kennzeichnend ist; und wenn auch von der Selbstentfaltung der Weg zum Wirken in der Gemeinschaft, in Gesellschaft und Staat, führt, so bleibt der Gesichtskreis doch immer durch die Schranken des Nurmenschlichen begrenzt. Wenn aber — ich denke immer noch an Thomas Mann und das, was er von dem strengen und heiteren Traum der „Pädagogischen Provinz" im „Wilhelm Meister" sagte —, wenn auf der höchsten Stufe, die von hier aus erreichbar ist, eine Idee der Menschen*würde* ergriffen wird, und wenn dabei von jener „Ehrfurcht" die Rede ist, welche „die Menschen untereinander" erst wahrhaft „zu Menschen macht", dann setzt solch modern „humanes" und „humanistisches" Ideal die religiös-christliche Erziehung der europäischen Menschheit doch offensichtlich voraus. Denn woher sonst sollte ein Ideal kommen, in dem, jenseits aller eigennützigen Zügellosigkeit, Demut und Disziplingefühl sich einen, — eine Demut, die dem Schicksal nicht vorwitzig ins Handwerk pfuscht, um kein organisches Wachsen zu

---

[1]) Vorspruch beim zweiten Festspielabend der Frankfurter „Goethewoche."

stören, und eine Disziplin, die, absichtslos, sich einfügt in ein Weltbürgertum der Sympathie, das, wie es nirgends auf Zerstörung, überall auf Erhaltung bedacht ist, auch den staatlichen Wert zu pflegen und zugleich einzuordnen weiß. Es ist wie ein weit in die Neuzeit hinausgeworfener Schatten jener mittelalterlichen, dantischen Grundansicht, welche die rhythmische Ordnung und Stufung einer höheren Welt feierlich geheimnisvoll in die menschliche Welt hineinwirken sieht, auch ihr ihren notwendigen symbolhaften Rhythmus leihend. Es ist wie ein Abglanz spätester Strahlen, welche eine noch im Letzten von Religiosität durchtränkte Weltansicht, die im Göttlichen die Idee des Seins mit ihrer überirdischen Ruhe und Stille besaß, in diese unruhige Welt ewig unvollendeten Werdens entsendet, die wir Neuzeit nennen.

Haben diese — immer vom Einzelnen ausgehenden — neueren Zeiten noch die Fähigkeit zum echten Epos, zur objektiven Dichtform? Ewiges Ringen ist dieser Zeiten Los; und so ringen sie auch um das Epos nur um so ernster und härter, je mehr sein Wesen ihrem Wesen widerstreitet. So entsteht jener moderne Künstlertyp, auf den man wohl das in der Soziologie berühmt gewordene Wort von der „innerweltlichen Askese" anwenden dürfte, und von dem der Epiker Thomas Mann selbst ein hervorragendes Exempel ist. Entsagung heißt hier das letzte Wort: „Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt", heißt es in Tonio Krögers großem Gespräch über die Kunst. Und Flaubert, dessen ganzes Pathos das der Resignation ist, schreibt an Maupassant: „Ich habe mein ganzes Leben lang in diesem Eigensinn des Monomanen gelebt, unter Ausschluß meiner anderen Leidenschaften, die ich in Käfige einschloß und die ich zuweilen allein besichtigen ging." Das ist das letzte Ende einer historischen Linie von erschütternder und zugleich bedrückender Tragik.

Dante lebt in einer anderen Luft. Auch sein Leben war von Tragik durchwirkt, aber die Tragik seines Schicksals ist die befreiende Tragik eines großen Prozesses der Reinigung und Läuterung. Er lebt in einer Luft objektiven Geistes; darum vermag er in der großen Dichtung seines Lebens noch ein Epos von wahrhafter Objektivität hinzustellen. Und dennoch mutet er uns nicht unpersönlich an, nicht fern wie jene großen Epen, an denen die Völker der Urzeit gedichtet. Eine hohe, feierliche, in vielem fremdartige Welt umfängt uns in dem Dome seiner

Dichtung — und dennoch ist sie uns Menschen einer anderen Zeit wundersam nahe. Worin gründet sich dies unser zwiefältiges Empfinden gegenüber der Göttlichen Komödie? worin die Schwierigkeit und wiederum die Zugänglichkeit des Werkes für uns Spätgeborene?

„Die Menschen sind immer verschieden, aber die Menschheit bleibt immer dieselbe," so sucht Goethe einmal das Wesen der Geschichte zu fassen. Man kann das Wort (wie viele richtige Worte) auch umkehren: Die Menschheit ist immer verschieden, aber die Menschen sind immer dieselben. „Die Menschheit", das ist dann die in einer bestimmten Weltanschauung denkende, fühlende, wollende und handelnde Menschheit einer bestimmten Epoche der Kulturentwicklung. Die Weltanschauungen wandeln sich im Verlauf dieser Epochen; aber die Psychologie der einzelnen Menschen ist die große Konstante in der Geistesgeschichte. Doch auch die Weltanschauungen sind nur in ihrer ganz bestimmten konkreten historischen Erscheinung ein Zeitbedingtes, in ihrer letzten Idee bergen eben sie die überzeitlichen Werte. Darauf beruht, was im großen Epos ewig zu uns spricht.

Der Sinn des Epos ist die künstlerische Gestaltung des Objektiven, die Entwicklung einer Kultur aber geht den Weg der Individualisierung. Für den Gang unserer „abendländischen" Kultur pflegen wir diesen Vorgang schematisch — mit der kernhaften Richtigkeit und der falschen Generalisierung des Schlagworts — in die historischen Begriffs-prägungen „Mittelalter" und „Renaissance" zu fassen. Die Weltanschauung der Commedia ist die Weltanschauung des Mittelalters: das macht ihre Schwierigkeit aus für den, der sich von heutigen Voraussetzungen aus ihr naht. Aber es gibt einen Weg, der die Schwierigkeiten des Zugangs mindert: das ist der Weg durch die Weltanschauung Dantes: — durch die Weltanschauung des Menschen Dante dringen wir am ehesten auch zu der des Werkes. Die Commedia ist die erste[1]) ganz große Objektivierung des persönlich Erlebten im Epos, sie ist zugleich das letzte[1]) Epos im vollen Sinn der Darstellung eines Objektiven,

[1]) Im höfischen Epos der ritterlichen Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts ist zwar schon viel Persönliches und Erlebtes, aber es fehlt noch die große Objektivierung. Hier sind wir noch — fern der letzten Höhe und begrifflichen Reinheit *vollendeten* Mittelalters — mitten im „zeitlichen" Mittelalter mit seinen ungelösten Kontrasten. Wohl ergibt sich eben aus diesen Kontrasten eine Sublimierung der

das wahrhaft an sich und für sich besteht — ein Kosmisches, dessen Licht von dem Reflektor der individuellen Psyche nur aufgefangen und gespiegelt wird, so den Sinn des Kosmischen tief ins menschliche Gemüt prägend. Gerade weil er die große künstlerische Individualität ist, ist Dante zugleich ein ewiger Menschheitstypus, die Darstellung eines letztmöglichen Verhältnisses des Menschen zu seinen ewigen Problemen; er hat aber zugleich das Allgemeine in dem Besonderen seiner Persönlichkeit durchlebt. Und er selbst hat den endgültigen Zugang zum Objektiven feststehender Weltanschauung erst in den Erschütterungen eines bedeutenden Lebens gefunden. Sein eigener Entwicklungsgang führte durch den Individualismus hindurch; sein „Mittelalter" trug die „Renaissance" schon in sich — und überwand sie! Darum finden auch wir, Menschen einer nicht endenwollenden „Renaissance", den Zugang zu seinem Werk und zu dessen Weltanschauung am ehesten, wenn wir den Weg seines

---

Standessitte zu persönlicher sittlicher Hoheit; aber die verborgene Spannung enthüllt sich im „Tristan" in der ganz unmittelalterlichen Sprengung aller Bande durch die Freigeisterei der Leidenschaft. Dantes großes Erlebnis dagegen ist, um in der philosophischen Sprache von Gg. Lukács (Die Theorie des Romans, 1920) zu reden, das steigende Begreifen eines Apriori (S. 49), einer Weltarchitektonik, die in ihrer „Hierarchie erfüllter Postulate" ebenso unmittelbar sinnvoll ist, wie die postulatlose immanente Organik des älteren (z. B. des homerischen) Epos (61, 74 f.). Dann folgt jenes vom ausgehenden Mittelalter bis auf unsere Gegenwart reichende Zeitalter, das statt der Epopöe nur noch den Roman hervorgebracht hat, der — nach Fichtes Ausdruck — die der Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit gemäße Form ist. Von dieser Entwicklung sprach, nach mir, Alfons Paquet in der letzten Morgenfeier des Cyklus. Mit der Entgötterung der Welt seit dem Mittelalter schwand die in ihm noch von der Antike her lebendige Einheitsidee, die Geschlossenheit des Weltbildes. Das Verständnis für den mythischen Sinn des Geschehens wich vor der Inthronisierung des Nurmenschlichen. Der „Don Quixote" steht an der Schwelle des Übergangs. (Lukács 104 f.). In seiner Parodistik schwingt schon ein deutlicher Ton von Melancholie: das Heldentum ist zur Groteske geworden, weil seine Zeit vorbei ist. Von nun an läßt das Reflektierenmüssen eine echte Naivität nicht mehr aufkommen. Nur die „Ideenlosigkeit" vermag es noch zu einer Objektivation zu bringen (Walter Scott, Gustav Freytag; Lukács 120 f., 141). Sonst wird die unepische Problematik nirgends überwunden, die bloße Objektivität der Form aber bedeutet Resignation. Im modernen „Erziehungsroman", voran im „Meister", herrscht nicht die „aprio-

inneren Lebens mitgehen — ohne daß dies Verstehen des Menschen Dante zu einem subjektivistischen Mißverstehen des Werkes und seiner Weltanschauung verleiten darf. Wir verstehen den Menschen Dante, weil er alle unsere Neigungen und unsere Schmerzen, alle Verlockungen und alle Abgründe des Individualismus kennt, weil er „die Renaissance“ in sich und um sich erlebt hat. Aber wenn wir ihm folgen sollen auch durch den Urwald des Individualismus hindurch, empor zu jener höchsten Höhe eines möglichen Standpunktes, von der aus der Mensch mittelalterlichen Zeiten Gott selbst von Angesicht zu schauen vermochte, dann schwindelt es uns Menschen eines kleineren Geschlechts wohl bei dem bloßen Aufwärtswenden der Augen. Jene letzte Identität des objektiv und absolut Seienden mit dem subjektiv Erlebbaren, jene Übereinstimmung und Vereinigung von letzter Einsicht und innerlichstem Gefühlserleben, von scholastischem *Wissen* von Gott und Welt und mystischem *Gottempfinden* — jene innerlichste Seele katholischen Christentums — ist auch die Seele dieses klassischen katholischen Epos.

---

ristische Ruhe“ einer objektiven Welt, sondern ein Wille zu einem Ziel, Wille zur „Bildung“ (145). Das sinngebende, die Welt mit lebendigem Sinn durchdringende Element ist hier die Persönlichkeit und deren Auswirkung. Das Trachten nach einem „schwebenden Gleichgewicht“ zwischen Subjekt und Objekt, die „ironische Bejahung der Wirklichkeit“, steht hier anstelle „einer bedingungslosen Bejahung“ (149, 152); in diesem Sinne nannte Novalis den Geist von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ „künstlerischen Atheismus“. Daß diesem Romantypus stets die Gefahr des Herabsinkens in die Kleinlichkeit und Belanglosigkeit des bloß Privaten droht, zeigt die erste Fassung des „Grünen Heinrich“. Problematik bleibt noch das Wesen des Tolstoischen Romans (vgl. Lukács 158 ff.); und wenn Lukács wie Paquet in Dostojewski den wieder ans andere Ufer Gelangten sehen wollen, dann ist doch anzumerken, daß die ganz heterogene Art religiöser Weltanschauung wie künstlerischer Formung, die dem russischen Charakter eignet, eine Einbeziehung der russischen in die abendländische Entwicklungslinie nur unter wesentlichen Vorbehalten möglich erscheinen läßt. — Gut bezeichnet F. Kern („Grenzboten“ 1921, S. 272), die auf die ewigirrende und strebende individuelle Persönlichkeit gestellte nachdantische Kunst, mit ausdrücklichem Einschluß der Goethischen, als „die Kunst der offenen Parabel“ im Gegensatz zu dem inhaltlich und formal „geschlossenen Kreis“ der Kunst Dantes.

Dantes Leben ist Weltanschauungserlebnis, Dantes Werk erlebte Weltanschauung. Der Weg vom Erfahren zum Erfahrenen ist der Weg, der von seinem Leben durch seine Weltanschauung zu seinem Werke leitet. Es ist der Weg von dem natürlichen, aus der individuellen Veranlagung fließenden Erleben, durch die Krisis eines großen, lebenwendenden überpersönlichen Schicksals, das die Kurve des äußeren wie des inneren Lebensverlaufs gewaltsam und souverän zurechtbiegt, zur freien Ineinssetzung des natürlichen Ich mit dem Überindividuellen in williger Unterordnung unter dessen Gesetz und in demütiger Einsicht in dessen Sinn. Es ist der in einem persönlichen Erleben zurückgelegte Weg von jener „Renaissance", die schon im Mittelalter selbst enthalten war, über das Bewußtwerden der Spannung zwischen dem Element und der Totalität der Weltanschauung, zur Ausgleichung auf einer geistigen Höhe letzten und größesten „Mittelalters". — Die historische, die zeitliche Renaissance, als Epoche im weltgeschichtlichen Ablauf, ging den anderen Weg: den einer weitgehenden Selbständigmachung jener Strebungen, welche das Mittelalter in einer Lage des Beherrschtseins von andern, höherwertigen Strebungen zu halten gewußt hatte; dies, mehr als irgend eine wesenhaft neue Tatsache psychologischer Kulturgeschichte, prägt ihre Physiognomie. Doch wir folgen nicht den Phasen jener äußeren, sondern denen einer innerlichen Weltgeschichte, die sich in Dante selbst vollzieht.

„Natur" heißt die Losung aller „Renaissance"; naturhaft blüht auch Dantes erstes bedeutendes Erleben empor. Es ist das große Urerlebnis seiner Existenz: die Liebe. Als ein Natürliches von hoher und edler Reinheit erlebt er diese Hinneigung, dieses Hingezogensein, um das ein Hauch von der Unschuld des Urstandes, von der bestrickenden Schönheit des irdischen Paradieses webt. Natur in ihrer höchsten Verfeinerung, wie nur eine äußerst reizsame, fast krankhaft empfindsame Seele sie erleben kann. Zwischen der frauenhaften Zartheit der Vita-Nuova-Lyrik und dem männlichen, gereiften Geist der Commedia liegt die weite Spanne, die von einem höchststehenden Subjektivismus des Gefühls zur Objektivität einer Leben und Welt umfassenden Idee hinüberführt. Dennoch kündigt sich schon hier der Geist der Commedia an: in jener Distanz des Dichters zu seinem Erlebnis, die ihm die Fähigkeit gibt, dies Erlebnis in bewußter Steigerung zu stilisieren, — in jenem (wenn das Wort

erlaubt ist) symbolhaften Impressionismus, der das enge persönliche Empfinden ausweitet, indem er nicht nur das Gesellschaftliche einbezieht (das Florentiner Milieu), sondern auch das Kosmische — dem astrologischen Gedanken einen tiefen Sinn abgewinnend. So erhält diese Gestaltung eines inneren Vorgangs etwas von der Kühle, aber zugleich auch von der Höhe und Weite des Weltalls, erhält die Figur Beatrices schon hier etwas vom Symbol, — so daß später dem reifen Dante die Jahre des falschen Strebens unter dem Bilde der Untreue gegen Beatrice, gegen seinen ersten großen Jugendwert, erscheinen konnten.

Die Vita Nuova bedeutet zugleich das andere große Urerlebnis: das Erlebnis des Künstlerischen — primär in der Gestalt des Lyrisch-Subjektiven — und des Sprachlichen. In der bewußten Form seiner bildhaften Symbolik, die das Natürliche zum Geistigen steigert, erlebt er die Befreiung des Geistes vom Drucke des Stofflichen.

Es folgt das Erlebnis der Außenwelt und jene Verstrickung ins Weltliche, jenes „Ausleben" der Persönlichkeit, das in Wahrheit ein Versinken der Persönlichkeit in den Dingen ist. Dante selbst hat diese Jahre später als die einer großen Verirrung erkannt; das, woran wir bei dem Begriff „Renaissance" im gröberen Sinn des Wortes zu denken pflegen, erscheint hier als „der große Irrtum". Von seinem dreifachen Irrweg berichtet er uns im Eingang der göttlichen Komödie: dem Irrweg der Sinnenlust, dem des Ehrgeizes und dem der Lust am Besitz. Dante lebte die Florentiner Frührenaissance-Atmosphäre mit, wie sie aus dem großen wirtschaftlichen Aufschwung eines frühen Kapitalismus aufgestiegen war; imperialistisches Expansionsstreben und politische Rivalität auf der einen Seite, sittliche Entartung in Wohlleben und Luxus auf der anderen, waren gefolgt. Überall ein Herrschen des Geistes der Begehrlichkeit, der ins Grenzenlose strebte und damit die alte Ordnung, das Geordnetsein aller Verhältnisse, untergrub. Dante hat später, in den Cacciaguida-Gesängen des Paradiso, diesem Treiben das Urteil gesprochen, hat dem neuen Florenz früher Renaissance mit seinem kaufmännischen Geist rein geldlicher Wertung der Dinge, das mittelalterliche Florenz, das Florenz seiner Ahnen, das vorkapitalistische und vorimperialistische Florenz reinerer Zeiten gegenübergestellt mit seiner adeligeren Wertung, seinem ausgeglicheneren, in jedem Sinne genügsameren, sich bescheidenden

Geiste, der noch der altmodischen aristotelisch-mittelalterlichen Meinung huldigte, daß der Sinn des Wirtschaftlichen in dem geordneten Gebrauch, nicht in der uferlosen Vermehrung der irdischen Güter liege. Und der Sinn des Politischen? Er schien für die neue Zeit im naturhaften, triebmäßigen Austoben von persönlichem Eigennutz und Parteileidenschaft zu bestehen. Und Dante selbst war Jahre hindurch darin aufgegangen, — bis jene furchtbare Katastrophe seines äußeren Lebens, die Verbannung, über ihn hereinbrach. Diese äußere Katastrophe aber sollte die entscheidende Krisis auch für den inneren Menschen bedeuten — und den Beginn des Wiederaufstiegs aus der Tiefe der Verirrung. Noch mußte erst, mit Kaiser Heinrichs VII. Tode, der letzte Rest aller seiner Hoffnungen auf eine Rückkehr und Wiederherstellung seiner bürgerlichen Existenz zusammenbrechen; damit aber war nun endgültig der Weg zur Höhe frei: der Weg, der ihn in dem Unglück seines Lebens Schicksal, Bestimmung, Sinn erkennen ließ. Nun sah er die Sünde der Selbstsucht, die den Sinn der Staatsidee als des Ausdrucks der Ordnung pervertiert hatte, indem sie das Feld der Politik zum Tummelplatz von Machtgelüsten machte. Denn das war der *positive* Ertrag seines politischen Erlebens, daß er doch auch die gesellschaftlichen *Werte*, die im Staatsgedanken beschlossen sind, als Werte erfahren hatte. In der Idee des geordneten, harmonisch gegliederten, auf dem Zusammenwirken der verschiedenen Berufe zum gemeinsamen Zweck beruhenden gesellschaftlichen Organismus war ihm der Sinn der Kultur aufgegangen: den Willen zum Materiellen und den Geist der Zwietracht, der im Egoismus, im begehrlichen Trachten nach äußerer Macht wohnt, überhaupt alle persönliche Eigenwilligkeit des natürlichen Menschen, zu überwinden, um das Ideal der Eintracht zu verwirklichen. Dem Objektiven muß das Verlangen nach persönlicher Freiheit weichen. Darum ist Dante, noch auf der Höhe des Standpunkts der Commedia, ein Apologet von Macht und Gewalt, insofern sie Funktionen im Dienste der Ordnung sind, Mittel der Zucht und des Zwangs zum objektiven Gut; als ein Leugner des objektiven Gesetzes verfällt der Ketzer dem Richterspruch. Eingliederung in eine Ordnung der Werte und Richtung des Willens ins Allgemeine lautet die Forderung an den Einzelnen, die sich aus solchem objektiven Aspekt ergibt. Als verkörperte Überwindung der Begehrlichkeit ist der Staat Symbol einer erhabenen Eintracht, in deren Rahmen

der Einzelne seinen Beruf, durch den er sich in das organische Ganze eingliedert, als Bestimmung im religiösen Sinne, als Opfer und Weihe versteht. Die höchste im Bereich des Irdischen mögliche äußere Ordnung und Einheit aber ist gegeben in der Idee der Universalmonarchie, die auf der ganzen Welt Gerechtigkeit und Frieden verbürgt, als Heilmittel wirkend gegen die Sünde eitlen Machtstrebens, des Parteiegoismus und tyrannischer Willkür — diese Elemente der Zwietracht. In schärfster Antithese tritt hier ein großer Gedanke des Mittelalters den kleinen Gelüsten einer sogenannten Renaissance entgegen. Der Einzelstaat und die nationale Gemeinschaft hat für den Dante der letzten Reifezeit, den Dante der Commedia, innerhalb des Ganzen der Menschheit nur noch eine Funktion, die etwa der des bürgerlichen Berufs innerhalb des Staatsorganismus parallel geht[1]); in dieser seiner gemeinschaftgestaltenden, nicht gemeinschaftstörenden, kulturellen Aufgabe aber wohnt gerade dem geschichtlich Bedingten ein tiefer Sinn und geistiger Wert inne. Auch hier gilt das „gratia non destruit naturam, sed supponit". Innerhalb der höheren Einheit des Ganzen ist durchaus Raum für die besonderen Mannigfaltigkeiten. — Wie den Staat, so sieht Dante nun, wo ihm das alles genommen ist, auch Ehe, Familie und Besitz sub specie aeternitatis, und immer handelt es sich darum, die gemeinschaftsfeindliche materielle Betrachtungweise zu ersetzen durch die verbindende Kraft einer Einstellung auf das Eine, das not tut: — die alte Einsicht des hl. Augustin ist ihm zu persönlichem Erlebnis geworden.

Von den groben Formen der Selbstsucht ward Dante unter dem vernichtenden Eindruck des Schicksalsschlags der Verbannung geheilt. Aber noch ein anderer Irrweg, der freilich wiederum zugleich ein methodischer Umweg zum idealen Endziel seines inneren Lebens sein sollte, mußte von ihm durchschritten werden: der Irrweg des reinen Bildungserlebnisses des Sichverlierens an die Zwangsherrschaft eines nur Gedachten des Aufgehens in den Abstraktionen eines rein menschlichen Verstehenwollens; auch hier noch wird das unmittelbare Erleben des Göttlichen niedergehalten, indem jene intellektualen Lust

[1]) Es ist nicht ohne Interesse, hiermit die Ideen eines politischen Denkers der Mitte des 19. Jhdts, zu vergleichen, Karl Christian Planck's (Fichtesche Gedanken weiterführende) Lehre vom „Berufsstaat." (Vgl. das 1881 nach des Verfassers Tode erschienene „Testament eines Deutschen.")

gefühle, die hier als Movens wirken, geistigen Hochmut und wissenschaftliche Selbstgefälligkeit gebärend, die anima naturaliter christiana aus ihrer natürlichen Bahn auf die Außenpfade des nur Rationalen abführen. Von solchen rationalen Gesichtspunkten aus behandelt Dantes Philosophie im „Convivio" den Bestand der ethischen Tatsachen und Fragen. Diese rationalistische Haltung zu den Dingen sucht, unbewußt, das Objektive vom Standpunkt des Subjekts aus zu vergewaltigen, weil der individualistische Verstand nur auf die Erscheinung sieht, nicht auf die Idee, auf die unmittelbare Wirkung, nicht auf den Wert, weil er nur das Natürliche und Rationale kennt, nicht aber die Idee des Schicksals, und daher im Positiven geschichtlicher Bildungen, im Überindividuellen und Irrationalen nirgends Sinn zu finden vermag; dementsprechend sind die rationalen Wertungen nur moralische und somit zweckgebundene. Das ist die Grundhaltung des Convivio, in dem — ungeachtet des scholastischen Gewandes, worein das Werk sich hüllt — durchaus der humanistische Geist der Renaissance lebt. Dante zollte ihm seinen Tribut; aber er blieb hier nicht stehen: er fand den weiteren Weg — von der ratio zur contemplatio, zur Höhe und Stille des Erlöstseins vom Zweck in der reinen Anschauung der ewigen Werte, und zur Betrachtung der irdischen Dinge aus dieser Perspektive der Ewigkeit.

Der Weg des reinen Gedankens war ein neuer, der letzte Irrweg gewesen; er hatte doch schon dem rechten Ziele gegolten: der Suche nach dem objektiven Werte. Darum hatte er den Geist des Verbannten doch bereits aus den Befangenheiten einer in der bedingten Tatsächlichkeit eingeschlossenen, rein praktischen Tätigkeit gelöst. Der Weg aus allzumenschlichen Verstrickungen in äußeres Lebensgetriebe, hinaus ins Freie der Idee, war jedenfalls gefunden. Und dies gewonnene Interesse an Dingen reiner Geistigkeit sollte die Wandlung vorbereiten von der Versunkenheit ins Materielle zur Erhebung zu den höchsten Werten: Virgil gibt die Führung ab an Beatrice, — der antikische Gedanke der Führung durch die Vernunft — ein Teilgedanke auch der *mittelalterlichen* Weltanschauung, ihr aber nicht das Ganze bedeutend wie für die „Renaissance" — tritt zurück vor der überragenden Idee der Gnade.

Die ersten Seiten des Convivio sind noch gefüllt mit erschütternden Klagen über die Verbannung. Die Festigkeit und Ruhe, mit der die Cacciaguidagesänge darüber sprechen, bildet

dazu den vollendeten Gegensatz. Dazwischen liegt der entscheidende Abschnitt der Danteschen Seelengeschichte, Dantes Einkehr. Sein Schicksal ist ihm zum Zuchtmeister geworden und hat seine Seele geöffnet für jene Hilfe von oben, die sich ihm im Erlebnis der Gnade, der göttlichen Liebe, naht.

„Mein Innres mög' es auch entzünden,
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeschlossnem Kettenschmerz.
O Gott, beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!"

Diese Worte aus der „tiefen Region", die der Pater profundus in der Schlußszene des zweiten Faust spricht, kennzeichnen den Zustand der durch das Purgatorio hindurchgegangenen, geläuterten Seele. Askese, Disziplinierung, Selbstzucht und Selbstverleugnung – das war der Weg, – das Ziel aber ist die vita contemplativa des Paradiso, das reine Schauen des Ewigen, vor dessen Angesicht alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Hier darf der von jeder Begierde Geläuterte zum Augenblicke sagen: Verweile doch . . . In dem Verzicht auf Eigensinn und Eigenwillen, im sacrificium intellectus, hat er das Erlebnis der Demut empfangen — des demütigen Geöffnetseins, in dem die Seele – gleich den Büßern des Purgatorio – nun ganz Hingabe und Hinnahme, schweigend („tacere è bello") lauscht auf die unsichtbaren Stimmen einer Welt des Absoluten.

Diesem Weg der Danteschen Seele entspricht das litterarhistorische Phänomen seines Weges von der lyrischen Stimmungsdichtung über die gedanklich gerichtete Kunstprosa mit poetischen Einlagen bis hin zum Willen zum großen Epos, in dem das zuvor — renaissancemäßig — Getrennte, dem großen Ideal des Mittelalters entsprechend in eins geht. Im eigenen Schicksal hatte Dante das allgemeine erleben dürfen und so den Symbolwert aller menschlichen Erscheinung. Sein Leben selbst hatte epische Gestalt und Einheit der Idee gewonnen. Und so ordnet sich ihm nun das Nacheinander seiner persönlichen Seelengeschichte zu dem architektonischen Bau seiner großen Vision, zu einem Bild kosmischer Urordnung. Ein ewiges Sein, nicht ein zeitliches Werden und Seinsollen ists, was er gestaltet: nicht um Gesinnung und sittliche Aufgabe des einzelnen Menschen, nicht um Imperative und Postulate handelt es sich, sondern um die objektive Tatsache eines den Kosmos — den Sternenhimmel

wie die sittliche Welt — ordnenden göttlichen Gesetzes, das unendlich erhaben ist über alle persönliche, nur im menschlichen Gewissen begründete Sittlichkeit, und über das darin geformte nur subjektive Gotteserlebnis. Eine hierarchische Ordnung, nicht unterschiedslose Gleichheit, die die Auflösung aller Ordnung ist, herrscht daher auch im Paradiso; und die Aufgabe des Einzelnen, der aus der Isoliertheit der egoistischen Existenz zu der reinen Gemeinschaft des Paradiso hinauftrachtet, ist lediglich: sich einzufügen in jene objektive Ordnung. Darum bestraft Dante „Taten und nicht Gesinnungen und belohnt die gute Leistung und nicht die gute Meinung". Im interesselosen Anschauen „gewinnt der Geist selbst die Festigkeit und Unerbittlichkeit des Ewigen". Die Form einer epischen Entwicklung wird nur durch das Motiv der Wanderung, der Reise Dantes durch die drei Reiche gewonnen, sein persönliches Erleben aber ist restlos übergeführt in das konstruktiv Gesetzmäßige der Idee. Es ist die *ewige* Strafe aller individualistischen und egoistischen „Renaissance", die (im Inferno) des Freigeists Farinata zielbewußten Willen zur Sünde und das alexandergleiche eroberungssüchtige Gewaltmenschentum Ezzelinos da Romano ereilt hat; es ist die *ewig* notwendige Läuterung von den Schlacken der Renaissancemenschlichkeit, die das Purgatorio gestaltet; und es ist das *ewige* Ziel, vom christlichen Mittelalter erkannt für alle Zeiten, das im Paradiso vor uns steht. Als Gesamtwerk gestaltet die Commedia nicht ein persönlich-sittliches, sondern ein visionäres und künstlerisches Erlebnis. Im Schauen vereinen sich das religiöse und das ästhetische Verhalten.

Und auch in der künstlerischen Form des Gedichts herrscht der Geist einer strengen objektiven Gesetzmäßigkeit. Die straffe Architektonik der Bindung und Verschlingung der Reime in der unendlichen Melodie der Terzine zeigt jenes selbe Gleichmaß kühler Ruhe, jene gleiche kosmische Starrheit des Ewigen und Großen, wie der ganze Geist des Gedichts.

Der letzte und tiefste Sinn des göttlichen Gesetzes aber ist die Liebe. Hier rundet sich die Kurve des Danteschen Lebens zum Kreis: er kehrt zurück zu Beatrice.

Die Liebe — «l'amore che muove il sol e l'altre stelle» — ist das bewegende Gesetz des Kosmos. Und diese Liebe, die alles Einzelne zu Einem bindet, findet ihren Ausdruck in der Idee der Gemeinschaft der Heiligen, in der aller natürliche Eigenwille untergegangen ist in der Hingabe an das große

Liebeswunder, das uns in der Gnade der göttlichen Liebe geschenkt ist.

Müßige Frage, was hier das Allerletzte sei: ob die Gemeinschaft — in ihrer zu höchster Idealität sublimierten, transzendenten Gestalt als «communio sanctorum» — oder die Einzelseele. In der unmittelbaren Anschauung Gottes, noch jenseits des Empyreums, da wo das Ziel der Seligkeit im Schauen der Einheit des Welturgrunds *erreicht* ist, da versinken beide — die Gemeinschaft *und* die Einzelseele. Das Ich entpersönlicht sich, alle „Form" schwindet, und selbst die Rede wird zu formlosem Stammeln. Das Höchste und Letzte ist (bei Dante wie beim hl. Thomas) nicht mehr in Begriffe zu fassen. Das letzte Wort hat die Mystik.[1])

[1]) Hier also *endet* die Herrschaft des „Gesetzes der Form", endet alle Struktur und Architektonik — des Gedankens wie der Gemeinschaftsverhältnisse —, die bis dahin den Aspekt beherrschte. „Der letzte Sinn der Gnade" ist nicht die Gemeinschaft, wie Hefele (S. 206) will: er liegt jenseits aller Soziologie wie aller Scholastik. Aber allerdings wird die Gemeinschaft erst überflüssig in dem Augenblick, in dem *alle* Form, auch die Persönlichkeitsform, sich auflöst. Die Behauptung, für Dante sei die religiöse Gemeinschaft bloß „Bedingung" und „Mittel", das religiöse Individuum allein „Selbstzweck" und „Sinn" (Kern, Hum. civil., S. 117, 141), paßt zwar zu der andern, Dante sei ein Vertreter der Autonomie des Einzelgewissens (ebd. S. 48 f., 136), stellt aber nur den gleichen unhaltbaren Versuch dar, Dante zum Protestanten zu machen. Aber nicht nur daß für ihn die Kirche die unentbehrliche autoritative Führerin ist (so schwer auch einzelne ihrer menschlichen Repräsentanten gefehlt haben mögen), sie ist ihm viel *mehr* als bloßes Vehikel, bloße Zweckanstalt — solcher Rationalismus, der immer bloß von den Bedürfnissen des Individuums ausgeht, ist ihm fremd —, ihm ist die Einzelseele nicht denkbar außerhalb des ihr religiös notwendigen Verbandes, des corpus mysticum, des Leibes Christi. Und der Geist der Objektivität liegt noch über jenem letzten Ziel, der mystischen Kontemplation. „Der Endzweck jegliches Menschen ist die Anschauung einer *Idee*", so könnte — mit Thomas — auch Dante sagen. Also nicht im Menschen, auch nicht in dem edelsten Teil seines Selbst, liegt der Welt tiefster Sinn und des Lebens höchster Zweck — als wäre Gott um der Menschen willen da —, sondern in der Objektivität der „Idee". „Der Endzweck jegliches Menschen" und „der Zweck aller Gemeinschaft" aber sind nach Thomas identisch; und so gehen auch bei Dante beide Linien parallel, um zuletzt — im Unendlichen, in dem die Parallelen sich schneiden — zusammenzumünden im Absoluten.

Frankfurt a. M. Alfred von Martin.

PROFILI DI SCRITTORI ITALIANI CONTEMPORANEI.

1. *Nicola Moscardelli.*

Fra i giovani poeti dell' Italia d'oggi è uno dei più giovani. Nato ad Aquila degli Abruzzi nel 1894, vive ora a Roma — La sua produzione è varia, ma è vincolata ad un centrale sviluppo che è in fondo quello dello spirito del poeta.

Non ancora ventenne, pubbliò il Moscardelli un volume di poesie: «La veglia» (aquila, 1913) un altro ne seguì nel 1914 a Firenze: Abbeveratoio.

Sono queste, per cosi dire, le sue opere giovanili, dove la sua personalità non era ancora completamente formata, quindi non ancora libera da influssi esteriori. Egli partecipò al movimento letterario vociano, quindi a quello di „Lacerba", visse, creò in quell' atmosfera[1]). Risenti nella sue poesie, a volte, Palazzeschi.

Era l'epoca del frammento, della lirica pura. L'espressione tendeva all'immediatezza, il poeta vibrava di fronte alle cose come una corda tesa e la vibrazione si trasformava in forma poetica senza venire rielaborata a musica. L'artista scompariva, naufragava nella sensazione.

Ma su questo movimento scese dissolvitrice, chiarificatrice, ricostruttrice la guerra. Ridonò il tono umano ed il valore dell'umanità, facendo strazio di uomini di umani valori. «Tatuaggi» (Firenze 1916) son già pensati e sentiti in modo diverso. Qui il poeta ha visto, ha vissuto, ha sofferto; c' è stata, tra l'impressione iniziale e la creazione, la prova ed il tormento dello spirito del poeta.

«Mendica Muta» (Firenze 1919) è un' altra tappa compiuta su questo camnino. Qui senti che è nato l'uomo e se l'espressione è ancora, nel tono, quella di prima, se l'esterna veste rimane, in fondo, frammento, le cose tutte sono fasciate dentro un solo manto. La poesia ha acquistato valore universale ed il poeta è quasi apostolo, egli è il novello Cristo, il «soffrente» il «patiens» per tutta l'umanità. Il Moscandelli non ha l'ironia del Palazzeschi per cui il poeta gioca, si diverte[2]). Il Moscardelli non diventa scettico, non si dimentica. Ha un'eterna pena nel cuore: «O pena di sera, o pena di tutte le sere, o pena muta che le

[1]) Vedere su questo periodo la bibliografia ed il primo capitolo del mio libro: Giovanni Boine e la letteratura italiana contemporanea. Bonn-Leipzig, Kurt Schroeder, 1922.

[2]) *Aldo Palazzeschi.* L'incendiario. Milano 1910.

parole si rifiutano di dire, perchè hanno paura di tradirti.» (Mendica Muta, pag. 128.) La poesia gli calma questo dolore, gli rinnova tutte le illusioni perchè sta al di là di esse ed egli non può non vivere la sua poesia.

L'evoluzione del Moscandelli è compiuta in «Ultima soglia» (Firenze 1920).

E' un romanzo in cui è narrata la storia d'un uomo strano, lontano da noi, che parla pochissimo, agisce quasi per indiretta volontà e ci rimane, quindi, quasi inafferrabile, vago, lontano.

Ma i capitoli di questo libro sono sucessive prove ed esperienze di un uomo, inconscii sviluppi, di uno spirito che s'avvia, senza volerlo, verso l' «ultima soglia», che è quella della fede, di dio.

Dio gli si rivela di colpo ed egli che pur lo portava senza saperlo in sè, lo sente nascere, formarsi nel suo cuore, ne diventa preda e dominio. In questo nuovo senso la vita ricomincia e «l'ultima soglia non è che la prima» (pag. 205).

Al Moscardelli è cara questa attitudine mistica del suo spirito, egli vede il santo nell'uomo e l'uomo nel santo. A S. Francesco, Dostoiewski, Nietzsche dedicherà un volume; essi sono per lui i tre santi dei nostri giorni. «Christus Patiens» è il titolo d'un romanzo ch'egli sta preparando e, d'altra parte, sta scrivendo una vita di S. Francesco, «scritta da uno che molto lo ha amato».

Questo misticismo è tutto suo, originale. Non è religione, conversione come nel Borsi[1]), non è «esperienza religiosa», sviluppo lirico, individuale di motivi evangelici come in Papini[2]). E'il «leit-motiv», della sua poesia, è la fonte tranquilla che scorre perenne dentro di lui.

Ma quello che piace in questo poeta non è soltanto il suo continuo, incerto, vago sognare molle ed indeciso, ma è la voluttuosa copia d'immagini ch'egli spande a piene mani in tutto quello che scrive. La parola si piega sotto la sua penna e l'immagine si adatta tanto da fondersi colla parola. A volte la costruzione è cosi delicata e sottile, cosi mollemente ardita che par debba ad ogni momento sfasciarsi, e tu leggi quasi rattenendo il respiro, collo stesso sentimento di chi volesse chiudere, fra le dita, senga sciuparle, le variopinte ali d'una farfalla.

Bonn. GIOVANNI VITTORIO AMORETTI.

---

[1]) Giosuè Borsi (1888—1915) Colloqui. Torino 1916. Giosuè Borsi Confessioni a Giulia. Roma 1920.

[2]) Giovanni Papini. La vita di Cristo. Firenze 1921.

VERMISCHTES.

EINE NEUE METHODIK DES FREMDSPRACHLICHEN UNTERRICHTS.

Die Mode, einen methodisch-didaktischen oder schulorganisatorischen Pflanz mit den oft selbst sehr wenig sicheren Ergebnissen der Philosophie, Psychologie oder (experimentellen) Pädagogik schön aufzuputzen, nimmt in neuerer Zeit bedenklich überhand; hat man ein solches Werk mit großer Enttäuschung weggelegt, so fühlt man sich durch derartige Versuche, auf bequemem Wege eine wissenschaftliche Methodik zu erzeugen, an Voltaires Definition erinnert: „Wenn ein Mensch, der nichts versteht, einem andern etwas sagt, was dieser nicht versteht, so ist das Metaphysik". Es ist ja freilich auch zu berücksichtigen, daß völlige Vertrautheit mit dem Stande der Pädagogik (und ihrer Hilfswissenschaften) einerseits und der Fachwissenschaft andrerseits nicht gerade leicht zu erreichen ist. Die Schwierigkeiten, die sich da für den *forschenden Gelehrten* ergeben, hat W. Wundt (Völkerpsychologie I, 1; Einleitung) als kaum zu überwinden, ja als ein Argument für die weiterbestehende Teilung von sprachpsychologischer und sprachgeschichtlicher Arbeit bezeichnet; um so größer sind sie für den *Praktiker*, der sich in eines der beiden Gebiete erst gründlich einarbeiten soll. Freilich ist die Sprachwissenschaft, wie Wundt ebenfalls schon vor 20 Jahren anerkannte, „von sich aus in wachsendem Maße einer gründlicheren Vertiefung in die psychologische Seite der Sprachprobleme zugeführt" worden (Sprachgeschichte und Sprachpsychologie); doch ist es darum nicht weniger gewagt, eine Methodik auf streng wissenschaftlichem Grunde aufzuführen, nach den vorläufig sicheren Ergebnissen der Sprachpsychologie einerseits, der Sprachwissenschaft andrerseits. Es fehlt allerdings nicht an tüchtigen Vorarbeiten; seit auf Viëtors Kampfruf F. Frankes Versuch folgte, die praktische Spracherlernung auf die Psychologie und Physiologie der Sprache zu fundieren, hat das Bestreben nicht geruht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik auf den Sprachunterricht anzuwenden. Sehr wertvoll sind die feinsinnigen Bemerkungen, in denen P. Olbrich in der 3. Auflage von Walters Schrift „Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts" dessen Sätze und Anweisungen, die gesunder Schulpraxis entwachsen sind, auf psychologischen Grundlagen bekräftigt (vgl. S. XI). Nach Eggerts Flagstads und Kapperts Büchern endlich durfte es wohl trotz der Schwierigkeiten, welche auch bei ihren Versuchen offenbar wurden, als ausgemacht gelten, daß in Zukunft nur eine genaue Umschreibung der gesicherten Bestände in der Pädagogik, Psychologie, Sprachpsychologie, Sprachwissenschaft (mit allen ihren Nachbargebieten und Hilfsdisziplinen) und eine strenge Ableitung der methodischen Lehren aus diesem Material auf den Namen einer Methodik werde Anspruch erheben können. Von dem Buche[1]) Ernst Ottos „*Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts*", das sich bescheiden als „Versuch einer wissenschaftlichen Unterrichts-

[1]) 340 Seiten. Velhagen und Klasing 1921. Grundpreis 40 M.

lehre" vorstellt, darf erfreulicherweise gesagt werden, daß es diese heikle Synthese von wissenschaftlicher Darstellung und methodischer Ableitung ganz ausgezeichnet zustandebringt. Kipling sagt einmal: "There is not the least difficulty in doing a thing if you only know how to do it; the trouble is to explain your method"; Otto widerlegt diesen letzten Satz. Als das Mißtrauen hinsichtlich der sachlichen Richtigkeit und des organischen Aufbaus, mit dem ich nach den eingangs geschilderten üblen Erfahrungen an Ottos Buch heranging, völlig zerstreut war, regte sich ein anderes: Doktrin ist klar, folgerichtig, streng in ihren Forderungen; Praxis von mannigfachen Einflüssen gestört, verworren, zum Nachgeben geneigt oder gezwungen. Zieht Otto das in Rechnung, fordert er von uns und den Schülern das Mögliche, Erreichbare oder Traumhaftes, Utopisches? Der Einfluß der Schulverhältnisse, der Fähigkeiten und Kräfte des Lehrers auf die Gestaltung der Normen wird S. 9 prinzipiell und dann allenthalben in Einzelheiten in der wohltuendsten Weise berücksichtigt, nur in einem Falle geht das wohl zu weit. Denn für die nötige *sprachliche Vorbereitung* muß gerade der *junge Lehrer* (S. 221) die erforderliche Zeit unter allen Umständen erschwingen. Nur solange seine Sprachkenntnis von der Hochschule her noch frisch ist, wird er sie den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechend für die Schulpraxis zurechtrichten können; nach dieser freilich harten, aber grundlegenden Vorbereitung mag er Jahr um Jahr ergänzen, nachfeilen, seinen Erfahrungen gemäß bessern, es kommt jedenfalls diese Erhaltung der eigenen Sprachfertigkeit nicht nur seinem Unterrichte in steigendem Maße zugute, sondern hängt auch mit der wissenschaftlichen Sprachbeherrschung zusammen, in der man ja überhaupt nicht auslernt, die sich aber bei noch so kurzer Unterbrechung — nach der Heimkehr 1918 saß ich monatelang über Sweet u. dgl. — entsetzlich vermindert. Hier wäre Otto, der an mangelhafter Organisation frei Kritik übt, wohl auch der vor einiger Zeit in Österreich gemachte Vorschlag willkommen, den jungen Lehrer in den ersten Jahren seiner Dienstzeit nicht mit der vollen Lehrverpflichtung zu belasten (wieviel das bedeutet, weiß ich aus eigener Erfahrung) und seine Hinüberbildung zu den Berufsaufgaben möglichst zu fördern; nach Ackermanns Bericht (Das pädagogisch-didaktische Seminar für Neuphilologen 123ff.) und Schiedermairs Andeutungen (N. Spr. XXIX, 131) scheinen hinsichtlich des letzteren die bayrischen Kollegen besonders gut daran zu sein.

Die Knappheit der theoretischen Ausführungen und Begründungen in Ottos Buch wird behoben, wenn man zwei Werke heranzieht, in denen er ausführlich zu Vorfragen der Methodik Stellung nimmt, seine Broschüre „Die Einteilung der Wissenschaften und der gelehrte Unterricht"[1]) und das Buch „Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft"[2]), auf die ich zur Ergänzung der trefflichen Ausführungen des vorliegenden Buches nachdrücklich hinweisen möchte. Besonders die scharfe, in der Grundlegung genauer behandelte Scheidung von Sprachkunde und Sprechkunde ist für das Verständ-

[1]) Velhagen und Klasing, 1918. 66 Seiten. Grundpreis M. 1,80.
[2]) Ebenda, 1919. 155 Seiten. Grundpreis M. 5,60.

nis von Ottos methodischen Ansichten wesentlich. Wenn Otto auch mit Recht auf Anführung der methodischen Literatur verzichtet, ist mir doch als Ersatz hierfür der Hinweis auf O. Wendts Methodik bedenklich, deren englischen Teil ich (in der Zeitschrift für das Realschulwesen 1913) als sehr unverläßlich ablehnte.

Die Unterrichtslehre als Normwissenschaft vom Seinsollenden hat Normen aufzustellen, deren Zweckmäßigkeit sich nach den Zielen des Unterrichts richtet. Für den neusprachlichen Unterricht sind diese *die Erschließung der fremden Geisteswelt durch Erkenntnis der fremden Kulturgüter (das unmittelbare Verständnis des fremden Schrifttums)*, daneben und diesem Ziele vorgeordnet *ein gewisses Verständnis des gesprochenen Wortes und eine möglichst große Fähigkeit, sich mündlich sowohl wie schriftlich in der fremden Sprache auszudrücken.* So ist das schon von Viëtor (Methodik 43/4) geforderte organische Mit- oder besser Nacheinander an Stelle des auch von Kappert (Psychologische Grundlagen S. 47) beklagten mechanischen Nebeneinander der Lehrpläne gesetzt. In der trefflichen Begründung der Normen S. 4ff. vermisse ich nur einen Hinweis auf ihre funktionale Abhängigkeit vom Gegebenen. Eine auf den Tatsachenkomplex A sich stützende Norm An wird, wenn sie auf Teile dieses Tatsachenkomplexes zurückwirkt, diesen zu A(n A) umgestalten, so daß sich eine etwas veränderte Norm ergibt und mit der wachsenden Erkenntnis und der fortschreitenden Veränderung des *Gegebenen* die Normen steter Veränderung ausgesetzt sind. Als allgemein didaktische Normen erscheinen das Arbeitsschulprinzip, die Ökonomie der Arbeit und die Berücksichtigung der Entwicklungsgesetze der Jugendkunde. Hier fällt mir nun auf, daß die Zeit vom 10.—18. Lebensjahre weiter nicht gesondert wird, es entspringt das wohl der (nur zu billigenden) Erkenntnis des Verfassers, daß hier noch zu wenig Sicheres vorliegt. Die besonderen Normen des Sprachunterrichtes ergeben sich aus den Gesetzlichkeiten aller sprachlichen Entwicklung; hier bietet jetzt für die sprachliche Entwicklung der Naturvölker, die auch nach Wundts Zusammenfassungen noch sehr im Dunklen blieb, das Werk von Levy-Brühl[3]) „Das Denken der Naturvölker" wertvolle Bemerkungen, auch die Syntax der Sprechkunde zeigt z. B. in dem noch zu erwähnenden Werke von E. Richter verheißungsvolle Ansätze. Solche Normen fließen weiter aus dem Sprachwissen des Zöglings und seiner besonderen psychophysischen Anlage. Nun sind allerdings die ausgesprochenen (akustischen usw.) Typen nicht sehr häufig, und die Untersuchung der Vorstellungstypen hat sich ja neuerdings auch schon darauf erstreckt, ob ursprünglich scharf bestimmte Typen nicht durch Übung beeinflußt oder verändert werden können (von Sybel, Zsch. für Psychologie 1910); es dürfte zu den Ergebnissen dieser Versuche stimmen, daß wir aus der Volksschule meist schon ziemlich verwischte Typen bekommen. Das wenige, was über die Entwicklung der jugendlichen Anlagen auf den einzelnen Altersstufen als sicher gelten darf, wäre doch hier ebenso zu erwähnen wie die Entwicklung der Arten des Ge-

---

[3]) Übersetzt von Jerusalem; Braumüller, Wien 1921.

dächtnisses (Meumanns Abriß 151, 161, 164). Die genaue Festlegung der Terminologie erweist sich später in dem Auseinanderhalten von Umformung (Teil 3) und Umwandlung (Teil 7) und in der strengen Scheidung der verschiedenen Arten von Hinübersetzung besonders fruchtbar. Der zweite Teil legt, über Wundt hinausgehend, die Elemente des sprachlichen Ausdrucks dar. Der *Lautkomplex* mit der gehörten (a), gesprochenen (m), gesehenen (o) und geschriebenen (gr) Komponente, die *Bedeutung*, die sich aus der begrifflichen Bedeutung (b), der Sachvorstellung (s) und dem Stimmungsgehalte (st) zusammensetzt, endlich die *Beziehungsbedeutung* (bz) werden in ihrem Auftreten in der Entwicklung der Kindersprache übersichtlich dargestellt und dann die Folgerungen auf die schulmäßige Sprach-erlernung gezogen. Ich halte hier die Formulierung Ottos, reichliche Einführung des Schülers in die Fremdsprache (Grundsätze S. 16, 18), ohne die Muttersprache mit ihren Vorzügen der Anknüpfung, aber auch mit ihren störenden Einflüssen „von vornherein ausschalten" zu wollen (S. 22, 25), für recht glücklich. Ich habe selbst gelegentlich (Neuere Spr. XXIII, 88) hervorgehoben, wie leicht eine „moderne Methode" im Anfangsunterrichte durchzuführen ist, wie häufig man die „Reform" lediglich als eine Angelegenheit des Elementar-unterrichts ansieht und dann wohl ein irgendwie zusammengeleimter „Betrieb" bis zum Abschlusse des Unterrichtes einsetzen mag, vielleicht auch deshalb, weil die Erfolge des ersten Unterrichtes doch nicht haltbar waren. Gegen eine solche Erschlaffung des Unterrichts ist das in diesem Abschnitte Gesagte zusammen mit der „Ausübung", d. h. der Ausschaltung der bewußten Momente im Gebrauche der fremden Sprache im 7. Teil eine sehr berechtigte Warnung. Den funktionalen Zusammenhang von Sprache und Intelligenz, den Satz „Menschliche Sprache und menschliches Denken entwickeln sich immer und überall gleichzeitig" (S. 27) hat übrigens Adolf Stöhr in seinem Lehrbuch der Logik (Wien 1910, Seite 60—136) mit weitem Ausblick auf sprachliche Verhältnisse äußerst scharfsinnig entwickelt, wie mir auch seine Algebra der Grammatik (1898), dieser glänzende Beitrag zur allgemeinen Syntax, heute zu Unrecht vergessen scheint. Wenn nun in diesem Abschnitte die Vorteile, welche der Schüler gegenüber dem Kinde bei der Spracherlernung hat, erörtert werden, wenn dabei im Gegensatze zu der herkömmlichen Auffassung auch die Vorteile betont werden, welche die Anknüpfung an die Muttersprache bietet, wenn als vorläufige Fassung für das Problem des Sprachunterrichtes der Satz erscheint: „Wie kann die mechanische Erlernung der Fremdsprache *unter Benutzung des in der Muttersprache bereits erworbenen Sprachgutes* erleichtert werden?" so wird man versucht zu fragen, wieweit Otto da etwa zu optimistisch urteilt. Von den Gründen, mit denen man in Österreich die geplante Verschiebung der Fremdsprache ins 12.—13. Lebensjahr rechtfertigen will, erscheint mir nach meinen Erfahrungen — die sozialen Gründe sind trügerisch — wohl der als der stichhaltigste, daß das „in der Muttersprache erworbene sprachliche Wissen und Können" der Schüler eben an sich noch viel zu schwankend sei, als daß es daneben eine zweite Sprache zuließe.

Die mechanisch-imitative Erlernung der Fremdsprache behandelt ausführlich (S. 32—95) der dritte Teil, dessen vorzügliche Darstellung weniger Bemerkungen bedarf. Aus dem Schema der Reproduktionsbahnen zwischen o, a, m, gr usw. ergibt sich das Chorsprechen, für dessen Wirkung im einzelnen ich auf das hübsche Beispiel, das H. Stiefel (Zsch. f. franz. u. engl. Unterr. XX, 161/2) kürzlich beibrachte, verweisen möchte. Besonnen werden dann aus den psychologischen Grundlagen die weiteren Forderungen für den mechanisch-induktiven Unterricht entwickelt, das Chorsprechen nochmals ausführlich behandelt; der sehr zu beherzigenden Aufforderung S. 48, es möchten experimentelle Untersuchungen darüber entscheiden, wieviel Silben bzw. Wörter dem Schüler geboten werden dürfen, möchte ich wenigstens — in der Hoffnung auf Nachfolge — durch Mitteilung einiger längerer Beobachtungen nachkommen. Mit richtiger Aussprache und im fremden Tonfall wurden aufgefaßt und nachgesprochen von 15jährigen Schülern, welche das erste Jahr Englisch hatten:

	nach 4	8	16	32 Wochen
neuer Sprachstoff	3—4	5—6	8—10	8—10 Silben
bekannter Stoff in neuen Verbindungen (langsames Tempo)	5—6	5—8	10	16—18 Silben

Ähnliche Durchschnittsziffern ergaben sich für 12jährige Schüler im zweiten Jahre des französischen Unterrichts; über diesen Durchschnitt wesentlich (bis zum anderthalbfachen) ansteigende Leistungen zeigten sich nur bei einzelnen älteren Schülern. Da die Satzlänge in den Übungsstücken (angeschlossenen Fragen) stärker steigen kann als die Fähigkeit der Auffassung, ist Ottos Rat, sich im Anfangsunterricht auf kurze *Sprechtakte* zu beschränken, sehr zweckmäßig. Auch zur Entscheidung zwischen visueller und akustischer Darbietung bringt das Buch sehr gute Ausführungen. Ich möchte auch hier wieder Zahlen anführen: von den 28 Übungsstücken unseres Lehrbuchs (Ellinger-Butler) konnte ich Jahr für Jahr sechs Stücke, mit besseren Klassen aber bis zu zehn Stücke rein akustisch durchnehmen und verarbeiten und diese Zahl könnte noch gesteigert werden nach dem bei Otto S. 61, Absatz 3 angegebenen Verfahren. Und trotz der S. 65 geäußerten Meinung, daß auf der Unterstufe die (vor der Lesung des Textes zu gebende) Übertragung „im wesentlichen das Werk des Lehrers sein wird", wird man hier doch auf Selbsttätigkeit der Schüler nicht völlig verzichten. Es bildet sich auf Grund einiger Jahre Anfangsunterricht im Lehrer genügende Sicherheit dafür aus, was die Schüler oder einzelne besonders eifrige oder sprachbegabte auch da leisten können. Es ist allerdings noch in anderm Sinne schädlich, „die kostbare Zeit mit *zwecklosen* Versuchen zu vergeuden", denn nach dem Zeitaufwande erscheint den Schülern die Übertragung des Textes nur zu leicht als etwas besonders Wichtiges, während sie doch in Wirklichkeit hinter anderen Übungen zurücktritt. Sehr eingehend behandelt Otto die verschiedenen Arten der schriftlichen Übungen, Inhaltsangaben und Zusammenfassungen des Gelesenen, Diktate, Protokollschreiben und freie Wieder-

gaben. Es wird sich empfehlen, diese ersten Abschnitte vor dem Weiterlesen recht gründlich mehrmals durchzuarbeiten und Fragen Einwendungen, Bedenken, welche zumeist in den nun folgenden Teilen behandelt werden, sich vorläufig anzumerken.

Der vierte Teil handelt vom Aussprechen und Hören, also der Komponenten a—m—o und ihrer Verbindung. Voran geht di Einübung nach dem gehörten Laute. Eine sehr vernünftige Über legung, die man leider nicht allzuoft findet, führt hier zum Grund satze, daß längere Zeit der Lehrer immer und immer wieder vor spricht und die Schüler sich auf das Nachsprechen beschränken Die weitere Entwicklung ist gut, nur hätte zur Vermeidung vo Mißverständnissen vor dem Grundsatz über den Lautierkurs S. 10 („Einübung weniger Einzellaute, die der Fremdsprache spezifisc sind") und den ähnlichen Anweisungen S. 114 und 122 die besonder für das Englische so wichtige *Artikulationsbasis* besprochen werde sollen, die Seite 123 etwas beiläufig erwähnt wird. Für reifere Schül habe ich da die Anknüpfung an die Muttersprache, wie sie bei Viëto (Einführung in die englische Philologie S. 53) erscheint, das Aus gehen von schlechtem englischem Deutsch, das man den Schülern vorführt, ganz zweckmäßig gefunden. Auffällig ist, daß (ähnlic wie bei E. Krebs) zuerst der englische, dann erst der französisch Anfangsunterricht besprochen wird, und hier weiche ich in einigen Punkten von Ottos Meinung ziemlich ab, ich glaube, es werden ander gegen den 3. Abschnitt des 4. Teiles vielleicht noch mehr Einwänd vorbringen, in dem der allgemeine Grundsatz der sprachlichen An knüpfung auf die Transskription angewendet wird. Es handelt sic da zunächst um die „verhängnisvolle Nachwirkung transskribierte Texte" beim Übergang zur historischen Schreibung [neim, ma iz usw.]. Hier möchte ich nun festhalten, daß eine solche Nachwirkun der Lautschrift bei sorgfältiger Vorbereitung des Überganges, d. h verstandesmäßiger *Einführung und Aufklärung* der historische Schreibung, kaum ins Gewicht fällt. In so einfachen Sätzen wi "I am a pupil. My name is Tom" wird Wort für Wort in der Be ziehung von Aussprache und Schreibung in die zwei so einfache Grundregeln von "free" und "checked vowels" eingereicht, vo ersten Tage der Anwendung historischer Schrift wird tüchtig ge schrieben, und ich habe selbst in sonst recht schlechten Klas nur etwa 4—6 v. H. auf die *Lautschrift* zurückgehende Rechtschreil fehler gezählt. Daneben sind freilich durch die Mängel der Rech schreibung und Kontaminationen veranlaßte Analogieschreibung wie "naim, brake, alown, oke" usw. sehr häufig und verlieren si erst, wenn die Gruppen in der Rechtschreibung sich befestige aber das ist kaum weniger der Fall in Klassen, welche von Anfa an mit der historischen Schrift gearbeitet haben, wie ich mich den letzten Jahren überzeugen konnte, als ich zweimal nach solch Art vorbereitete Klassen noch während der ersten Monate übernehm mußte. Von Ottos Maßnahmen gegen schädliche Nachwirkung der Lautschrift ist S. 105 die erste, die Transskription mit *deutsch* Buchstaben zu geben, sehr anfechtbar. Die zweite, daß die Schü die Lautschrift nicht schreiben sollen, scheidet aus, wenn, was

wohl schon ziemlich allgemein geschieht, das Lehrbuch selbst transskribierte Texte bietet; gegen die dritte, daß man bei der Transskription ein und desselben Textes möglichst kurze Zeit verweilen solle, möchte ich in Verbindung mit der vierten — Zeit des Überganges — sagen, daß ich mir hier die Zurückdrängung der Lautschrift auch anders vorstellen kann. Nachdem an den ersten 8—10 Stücken des Lehrbuches a und m unter der nötigen (vor allem häuslichen) Benutzung der Lautschrifttexte gut eingeübt sind, dreht man nicht gleich zum ersten Stücke in historischer Schrift zurück. Mir scheint vielmehr nach dem ersten Befassen mit den Komponenten a und m jetzt die Zeit gekommen für umfänglichere, zusammenfassendere Sprechübungen, vor deren zu frühem Einsetzen Otto S. 49 (auch 123) warnt. Von der Verbindung oa (Lautschrift) —a—m verblaßt nunmehr, wie auch aus dem Schema S. 37 hervorgeht (oa), und man kann nun, nachdem die Komponenten a—m ganz fest geworden (Otto hebt S. 118 richtig hervor, daß die Schüler diese Abschnitte schon auswendig gelernt haben) und die Stützen der Lautschrift stark zurückgetreten sind, an die Aufgabe (a—m)—o herangehen. Dabei scheint nun allerdings nach meinen — unter den Verhältnissen des Schulbetriebs leider nur ganz gelegentlich gemachten — Beobachtungen die Lautschrift sich trotzdem beim ausgesprochen visuellen Typ zu halten und zur historischen Schrift in Beziehung zu treten, ohne besonders störende Wirkungen auszuüben. Für eine wissenschaftliche Begründung der ganzen Frage wäre auf das Schema der Komponentenbeziehungen zu greifen, daneben nach dem Sprichworte "One thing at a time" der Grundsatz der Arbeitsökonomie (S. 5) zu berücksichtigen. Diesem Prinzip aber scheint mir nicht Rechnung getragen, wenn man *in der Schule* für den Anfangsunterricht eine andere Lautschrift einführt als für den weiteren Gebrauch der Schüler. Und wer die hier sich aufdrängenden Bedenken zu überwinden vermag, wird sich doch wenigstens dagegen wenden, daß die Schüler im Anfangsunterrichte der *zweiten* Fremdsprache, nachdem in der ersten [ʒ] durch [ʒ] ersetzt wurde, nun wiederum etwa [ʒ] oder was sonst dem Lehrer gut dünkt, gebrauchen sollen. Hier darf es eben nicht heißen „Es bleibe *jedem Lehrer* überlassen!“ (S. 113, ähnlich S. 116), sondern man wird nach dem Grunsdatze, den Otto sonst über all zu Recht kommen läßt, verlangen müssen, daß für die ganze Anstalt oder mindestens für jeden Jahrgang *ein* gründlich durchberatener, für die ganze Schulzeit festzuhaltender Plan aufzustellen ist, dem sich alle Lehrer (auch die des Deutschen) fügen. In dem ausgezeichneten 4. Abschnitte fiel mir neben den merkwürdigen Formen [wiz], [ind] der Fehler [pillou], [billou], [raffe] auf; das ist nach Sweet (Sounds of English § 146), Western (Englische Lautlehre § 47) und Jespersen (Elementarbuch der Phonetik 12. 5) unmöglich; nach [begɪ] aber [begə] müßte Otto, wenn er die Länge der Konsonanten bezeichnen will, in seinen Text [hædːɪ], (mænːʒ] usw., aber jedenfalls [pilou] setzen. Er führt das mit diesen Erscheinungen zusammenhängende Sweetsche Gesetz auch an; zwar wird seine theoretische Erklärung in der Schule kaum denkbar oder empfehlenswert sein, doch sollte auch praktisch nichts dieser Regel Widersprechendes vorgeführt werden.

In dem nun folgenden Teile „Die Beziehungsmittel und Beziehungsbedeutungen“ lag für mich im wesentlichen die Probe auf die Qualität des Buches. Schon daß er dreimal mehr Raum hat als jeder der übrigen Abschnitte, nimmt für den Scharfblick des Verfassers ein, wo der Hebel anzusetzen ist. Ich erinnerte mich bei der Nachprüfung lebhaft an die Erörterung im Anschlusse an einen Vortrag, den ich im Vorjahre über Deutschbeins syntaktische Schriften und ihre Bedeutung für die Schule gehalten hatte. Da wurde die Dürre der landläufigen Schulregeln ebenso lebhaft beklagt wie das Fehlen guter methodischer Anweisungen für dieses wichtige Gebiet des Unterrichts. Wie schwer man hier arbeitet, zeigt etwa ein Blick auf die Auseinandersetzung zwischen Knoch und Barth (Zsch. f. fr. u. engl. Unterr. XVIII, 321; XX, 32; 35), das Bedenken Westerns (Angliabeiblatt XXIX, 167 und 349) gegen Deutschbeins *Gesamt*leistung, die Tatsache, daß einzelne Stützen seiner Annahmen, so etwa seine Auffassung der französischen Vergangenheitsformen, von anderen (Vossler, Wissenschaftliche Forschungsberichte, Französische Philologie S. 27) abgelehnt werden. Und obwohl H. Paul den obersten Grundsatz auch *unserer* Arbeit ebenso knapp wie richtig aufstellt (Prinzipien, S. 31 Anmerkung), ist es doch vollkommen begreiflich, wenn nicht nur vorsichtige Zurückhaltung gerechtfertigt wird (N. Spr. XXIX, 89), sondern auch fast verzeihlich, wenn da und dort die Leistungen hinter dem nach dem gesicherten Stande der Theorie Möglichen etwas zurückbleiben. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß Otto es in diesem Abschnitte mit unglaublichem Geschick und nicht geringer Sorgfalt fertiggebracht hat, eine höchst befriedigende Anwendung zuverlässiger Anschauungen auf die Schule mit zahlreichen Beispielen darzustellen. Die grammatischen Kapitel, die Rektion der Verben und das Gerundium fürs Englische, Infinitiv und Konjunktiv im Französischen, sind überraschend gut gelungen und besonnen. Nur die sprachliche Anknüpfung möchte ich anders als Seite 178ff. gliedern; mir scheint zunächst, daß die weitere Verknüpfung (j'ai faim [ich habe Hunger], j'ai chaud, froid, j'ai besoin) zu berücksichtigen wäre; in der Anknüpfung an sich möchte ich scheiden a) die feste Anknüpfung: ich gehe (komme vom) essen, b) die gelegentliche Anknüpfung (poetische, dialektische, volkstümliche und altertümliche Ausdrucksweise): “J shall go” im hoch-niederdeutschen Grenzland (auf niederdeutschem Sprachgebiete wohl zu a) gehörig), ein Glas *alten* Weines (so von manchen Sprachlehren gefordert), mit einem Glase Weines (Eichendorff), ein großes Glas *mit* rotem Wein (Grimm 36); sehr schön kann man den Partitivus mit den ganz kleinen Schülern an Grimm 53 anschließen; überhaupt ist aus dem deutschen Unterrichte im Lauf der Zeit sovie Stoff zusammenzubringen, daß man unter Umständen nicht einma zu anderen bedenklichen Erklärungen zu greifen braucht; vgl. di „Auslassung“ des Relativs (S. 26) mit “There is a gentleman wantı to speak to you: dô spranc von dem gesidele her Hagene alsô sprach” c) die etwas erzwungene, wegen ihrer Rückwirkung auf die Mutter sprache nicht unbedenkliche Anknüpfung: Die Tür ist eine geschlossene Von eingehender Kenntnis der Haus- und Umgangssprache der Schüle

sowie von den örtlichen Verhältnissen wird es abhängen, was und wie es in die drei Gruppen aufgenommen wird. Besonders auf der Unterstufe ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, daß solch künstliches Deutsch (und der Deutschlehrer wird unter den von Otto vielleicht zufällig gewählten Beispielen ziemlich viel bedenkliche finden) unangenehm auf die Schüler abfärbt, wenn schon das in der Schule gegebene *Deutsch* von der bisher gewohnten Sprache sehr stark abweicht und die Schüler in der Muttersprache nicht völlig sicher sind. Je nach der Schulorganisation (Vorbereitungsklassen) und ihren Änderungen (Einheitsschule) wollen diese Dinge daher auch beurteilt sein. Ich kann nur noch die gute Behandlung der muttersprachlichen Grammatik im Sinne des Konzentrationsgedankens (S. 183) und die von den Schülern verlangten interessanten „kleinen Ausarbeitungen“ grammatischer Themen (Wortstellung, Infinitiv, Gerundium) Seite 208 aus der Fülle des hier gegebenen herausgreifen und bemerke schließlich, daß mir gerade in Verbindung mit diesem 5. Teile die Beschäftigung mit der schon erwähnten „Grundlegung“ sehr fördernd war. Zur Wortstellung möchte ich noch die besonders von romanischem Material ausgehende tüchtige Arbeit Elise Richters „Grundlinien der Wortstellungslehre“ (Zeitschrift f. roman. Phil. XL) anführen, welche zwar durchaus nicht für die Schule unmittelbar zu verwendende Ergebnisse bietet, in ihrer feinsinnigen Verarbeitung des Problems aber vielfältig anregt. Allzu knapp scheint mir der erste, theoretische Abschnitt des 6. Teiles „Der Wortschatz“ schon wegen der auch da auftretenden revolutionären Grammatik, zu der in der Grundlegung Seite 80—85 heranzuziehen ist. Hier sind die Sätze wesentlich, die vielleicht manchen gewaltig befremden: Die *Anschauung* und die *Umschreibung* eignen sich nicht dazu, die *Bedeutung* und den Stimmungsgehalt des fremdsprachlichen Ausdrucks zu vermitteln. Die *Muttersprache* ist das bequemste und genaueste Mittel der *Bedeutungserschließung*. Sie ermöglicht außerdem die *Einprägung* der gesamten Wortvorstellung. *Daneben* ist die Umschreibung in der Fremdsprache zu pflegen (S. 224, 231). Es ist hier, was die wirklichen Vorteile der Anschauung betrifft, auf den 3. Teil zurückzugreifen, wo Otto diesen ihr Recht werden läßt. Höchstens wäre, was Otto dort (S. 81, gegen Ende des ersten Aufsatzes) darlegt, gegen die psychologisch-genetischen Gründe einzuwenden, mit denen er S. 216 β) die Verwendung der Anschauung als Mittel der Bedeutungsinterpretation bekämpft. Er stellt dort Kind und erwachsenen Menschen scharf gegenüber, wohin gehört aber der 9—10jährige Anfänger? Hierzu sagt W. Peters (Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage S. 41): „Für das Denken des *Erwachsenen* gilt das Prinzip ‚kein Denken ohne Anschauung‘ sicherlich *nicht*, ob es für das Denken des Kindes gilt, ist heute noch eine offene Frage. Sicher aber ist, daß die Anschauung nicht das wichtigste Element im Denken ist.“ Es wäre also bei jüngeren Kindern wohl zu fragen, ob die (S. 217) von der Reform erstrebte Assoziation der *Wortform* mit dem *Begriffe* überhaupt schon eintreten kann, und der Gesamtunterricht dieser Kinder ins Auge zu fassen. Ich will hier auf noch etwas anderes aufmerksam machen. Welche

Rolle die Komponente der Anschauung in der Spracherlernung spielt, wird offenbar nach dem Charakter der Gesamterziehung bedeutend schwanken. Ist diese so, daß sie ohne die rechte Anschauung, mit einem fertig an das Kind herangebrachten Lehrstoffe, wesentlich verstandes- und buchmäßig vorgeht, so wird für solche Kinder die Anschauung nur eine geringe Rolle spielen. Anders, wenn die Erziehung frühe Intellektualisierung des Kindes, Verbalismus des Unterrichts zu vermeiden bestrebt ist; hier könnte dann die eingangs erwähnte funktionale Variabilität der Normen uns im Laufe der Zeit zu ziemlich abweichenden Meinungen führen. Die Normen für die Erziehung unserer 10—11 jährigen Schüler waren bisher geschöpft aus unserem Urteil über die psychophysische Verfassung dieser Kinder, aus den Tatsachen ihrer Entwicklungshöhe, Begabung, ihres Vorstellungslebens usw. Heuer nun machte mich zuerst mein mathematischer Kollege darauf aufmerksam, daß der Jahrgang, den wir nach *zwei Jahren Volksschulreform* bekommen haben, ein gewaltig verändertes Bild zeigt und im Begrifflichen — das ja früher wohl z. T. angedrillt werden mochte, wie der schöne Spruch zeigte: „Die Formen des Zeitwortes sind die tätige Form, die leidende Form und die Nennform!“ — gegen früher bedeutend zurückbleiben. Meine Beobachtungen haben das bisher bestätigt, und daraus erfloß mir die für das Versuchswesen wichtige Überzeugung, daß wir erst nach Abschluß und voller Wirkung der Erneuerung der Grundschule über die Anfangslage des fremdsprachlichen Unterrichts mit voller Sicherheit werden urteilen können. So möchte ich auch diese Frage nach meinen Allgemeinerfahrungen als Deutschlehrer auf der Unterstufe offen lassen, wenngleich ich, besonders was die wissenschaftliche Fundierung der hier dargelegten Grundsätze anbetrifft, Otto um so lieber zustimme, als auch hier die praktische Anwendung der Theorie glänzend gelungen ist.

Was nun bisher geleistet worden ist durch a) Übungen mechanisch-imitativer Art oder Einübungen (Teil III) und b) durch die sprachliche Anknüpfung, durch verstandesmäßige Beschreibung und Erklärung (Teil IV—VI), ist noch nicht der Abschluß. Alle diese Zwischenglieder durch „Ausübung“ zu beseitigen, ist nun Aufgabe der im VII. Teil behandelten Übungsarten. So wird die Hinübersetzung geteilt a) in eine Art Rückübersetzung, b) Umgliederung des Satzes nach dem fremden Sprachgeist, c) Übersetzung in idiomatische Fremdsprache. Ebenso werden die Umwandlungen (zum Unterschied von den Umformungen des 3. Teils) genau behandelt; die Anweisung S. 272, wann Hinübersetzungen (*beim Eindrängen muttersprachlicher Elemente*, die ausgeschaltet werden müssen), wann Umwandlungen (bei Verdrängung *verstandesmäßiger Zwischenglieder*) am Platz sind, wird aus diesen Erörterungen zwingend abgeleitet.

Mit Recht bemerkt Otto, daß die den VIII. Teil erfüllende sprachliche und sachliche Ausdeutung des Schriftwerkes bisher nur wenig systematisch behandelt wurde. So scheint mir von allem Wertvollen dieser Teil der bedeutendste, und ich hätte nur eins gewünscht: reichlichere Angaben jener Literatur künstlerischer Übersetzung und Interpretation, die an vielerlei Orten und üb

manche Philologien (und darüber hinaus) zerstreut dem Neusprachler in der Enge seines Faches nicht bekannt wird, zur methodischen Weiterbildung aber wertvoll ist (ich erwähne das etwas zopfige Werk Tytlers, "Essay on the Principles of Translation", das sehr gute Bemerkungen bietet und in der "Everyman's Library" jetzt wieder zugänglich ist; L. Fuldas „Aus der Werkstatt"; Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft" I). Verführerisch lockt der letzte Abschnitt „Die sachliche Ausdeutung des Schriftwerkes", welcher der Erläuterung des logischen Sachgehaltes nach a) logisch-erkenntnistheoretischen, b) ethischen, c) wirtschaftlich-rechtlichen und d) ästhetischen Gesichtspunkten gewidmet ist; ein trügerischer Irrwisch für Neulinge und rasch aufflammende Naturen, welche vielleicht den Boden nicht zu bereiten wissen, auf dem eine solche Leistung allein zu erwachsen vermag. Bedenken und Zweifel bei diesem Kapitel überwindet die Erinnerung an Kants ernstes Wort: Erziehung ist das größte Problem und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden" und die zum vollen Verständnisse gerade dieses Abschnittes notwendige Einfühlung nach Ottos schon erwähnter Schrift „Die wissenschaftliche Forschung und die Ausgestaltung des gelehrten Unterrichts", besonders ihrem Schlußkapitel S. 58ff. Da bleibt nur ein Einwand schließlich übrig. Otto würdigt sonst gebührend die Beschränkung und etwas kümmerliche Enge unserer Arbeit; auch hier (S. 318) sieht er die Lage der Älteren von uns ganz richtig; und ich fürchte, die schwere wirtschaftliche Not wird auch das junge Geschlecht, vielleicht gerade die besten Kräfte, zwingen, die Gelegenheiten der „Auslandskunde" an den Hochschulen ungenützt zu lassen. So wäre hier etwas mehr *Einführung* am Platze, welche zunächst einmal den *Lehrer selbst* zum Einarbeiten in die Nachbargebiete systematisch anleitet. Hier sind Ottos Andeutungen viel zu knapp. Er erwähnt z. B. S. 315 „Die Probleme der Erdkunde" (Hettner, Kjellén). Nun liegen aber von dem letzteren nur Werke vor, welche die politisch-geographischen Probleme an einem Material behandeln, das sich durch den Krieg ebenso gründlich wie uns noch nicht erfaßbar verschoben hat. Hettners *methodische Arbeiten* muß man sich aus der geographischen Zeitschrift (Registerbände 1909 und 1915) zusammensuchen; von den praktischen Darstellungen wiederum, die Otto S. 41 seines Schriftchens auch erwähnt, ist nach meinem Empfinden Hettners „Rußland" besonders fein angelegt und daher vor seinem Englandbuch zu lesen, wenn man nicht etwa Anknüpfung an die Heimat (etwa mit G. Brauns „Mitteleuropa und seine Grenzmarken") vorzieht. Auch die geistvollen Aufsätze R. Siegers sind leider sehr zerstreut; mir scheinen die geeignetste Einführung in diese Fragen A. Supans „Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie", (Veit, 1918), über deren Bedeutung für den Neusprachler und die Konzentration des Unterrichts ich demnächst zu handeln hoffe; sehr viel praktisch Brauchbares entnimmt man auch Reinhards Zusammenstellung „Weltwirtschaftliche und politische Erdkunde (Hirt, 1921). Auffallenderweise wird kein größeres deutsches Werk über englische Volkswirtschaft, die ja in Dibelius Sammelwerk auch vertreten sein wird, genannt, die englische uti-

litaristische Ethik, die W. Wundt noch in seinen letzten Schriften von der deutschen idealistischen sich so scharf abheben läßt (Guyau spricht von „Moralökonomie") nicht deutlich erwähnt; vielleicht ist es (verständliche) Absicht, wenn Otto auch auf Weltkrieg, Völkerhaß usw. nicht eingeht, obwohl ein Buch wie L. Brentanos „Der Weltkrieg und Ed. Morel'" und ähnliche auch uns wesentlich angeht und wir in der Schule auf solche heikle Fragen geführt werden.

Es hängt mit Erlebnissen zusammen, die mich schon länger beschäftigen, daß ich von diesem Schlusse aus, der uns Zweck und Würde unserer Arbeit so eindringlich vorführt, nochmals und abermals den Weg nachprüfte, den Otto zu so schwindelnden Höhen einschlägt. Hier kann sich Otto mit Recht auf den deutschen Unterricht berufen. Wenn ein Werk Goethes, das noch Münchs weitausholende Musterung (Goethejahrbuch 1900) nicht einmal erwähnte, seine Farbenlehre, jetzt knapp nacheinander von einem Vertreter des Deutschen (Zeitschrift für Deutschkunde 1920) und einem Physiklehrer (Zeitschr. f. den physikalischen und chemischen Unterricht 1921) für den Schulunterricht vorgeschlgen wird, muß sich der fremdsprachliche Unterricht auch anspannen. Alois Höfler hat seine Didaktik des mathematischen Unterrichtes ganz auf die zielbewußte Vorbereitung der Spitzenleistung, der Erfassung der *Funktion* und der *Erziehung zum funktionalen Denken*, abgestellt. Als ich vor Jahren reichen Gewinn aus diesem Buche zog, schien mir ein so streng gesetzmäßiger Aufbau für eine neusprachliche Methodik nicht denkbar, mochte auch das Endziel noch so bestimmt und klar ausgesprochen sein. Otto ist dieses Kunststück gelungen, ohne daß er zu der bequemen Auskunft gegriffen hätte, die noch unfesten Stellen seines Aufbaus mit schöner Phrasenstukkatur zu verbergen[1]). Hier kann ich nun einen letzten Einwand nicht unterdrücken. Für mein Empfinden lehnt Otto zur Klärung offenstehender Fragen die praktische Erfahrung überscharf ab, weil er kaum davon spricht, wie unsere Arbeit denn doch trotz ihrer Erschwernisse methodisch fruchtbar gemacht werden kann. Wir werden es kaum so bald zu einem Forschungsinstitut für neuphilologische Methodik bringen. Nun hat schon W. Lay (Experimentelle Didaktik 66) es ausgesprochen: „Niemals wird es gelingen, aus den letzten psychischen Elementen ein bestes Lehrverfahren zu konstruieren;" Kappert (Psychologische Grundlagen 93ff.) hat die Notwendigkeit betont, für manche methodische Fragen nicht im Laboratorium, sondern in der Schule zu experimentieren, was ja auch Otto wiederholt (S. 10, 48), eben leider nur andeutet. Was schon die einfache Beobachtung (l zwischen Nasalen z. B. in «Dans l'embarcation» macht sehr lange Schwierigkeiten) und die statistische Beobachtung (Durchprüfung der Stücke des eingeführten Lehrbuchs Jahr um Jahr nach verschiedenen didaktischen Gesichtspunkten) da leisten können, wäre darzustellen;

---

[1]) Daß der die Grundsätze heraushebende Anhang S. 329 nicht gesondert beigegeben ist und ein Register fehlt, wird sich beim Gebrauche des Buches um so unangenehmer bemerkbar machen, als auch Verweisungen gewöhnlich nicht mit Seitenzahlen versehen sind.

und gerade Otto, der sich mit der Theorie und Praxis so gründlich vertraut zeigt, hätte auch auf die Frage des Schulexperiments ausführlicher eingehen können, die auch Moedes experimentelle Massenpsychologie nach den mir bekannt gewordenen Anzeigen (das Buch war mir leider nicht zugänglich) erörtert und für die ja jetzt auch die Universität besser vorbereitet (in Wien z. B. wird jetzt gerade über psychologische Spracherlernung gelesen).

Es wäre naheliegend, schließlich noch zu fragen, wem Otto recht gibt, den Reformern oder den andern, oder etwa herauszurechnen, mit wieviel Prozent nun die Methodik der Reform recht behält. Otto würde wohl als erster sich gegen diese Kanonisierung zum methodischen Kirchenvater verwahren, und mir widerstrebt Derartiges, weil damit auch eine völlig falsche Auffassung der Reform gestützt würde. Daß sein Urteil über die Reform, auch ihre Irrgänge, anders als gelegentliche andere Kritiken, eingehender Sachkenntnis und kritischer Selbstzucht entspringt, sagt genug. Und wenn man uns immer wieder Schwächen und Mängel unserer Arbeit mit grober Verallgemeinerung und böser Übertreibung vorhält, ohne zur Abhilfe auch nur den kleinsten Fingerzeig zu geben, wird man Otto für seine gewaltige Leistung doppelt danken, die uns mit positiver Arbeit ein tüchtiges Stück vorwärts bringt. Man kann ja heute noch, wo die lähmende Not uns überall hemmt, ruhig aussprechen, was Viëtor 1901 mit der Bescheidenheit, die ihn auszeichnete, von der Reform schrieb: „Die Höhe ist freilich noch lange nicht erreicht!" Otto, der wie Sokrates bei Plato als *ἑταῖρος*, nicht als *διδάσκαλος* erscheint, wird (je mehr sein Werk ins blutwarme Leben unserer Schulen übergeht, desto rascher) den noch immer klaffenden Spalt schließen helfen, der zwischen Theorie und Praxis so breit, so frech, so drohend gähnte, als Viëtors Kampfruf — vor nunmehr vierzig Jahren — zum ersten Male die Geister aufrüttelte.

Bruck a. Mur. FRITZ KARPF.

ENGLISCH ODER FRANZÖSISCH?

Mit dieser Frage beschäftigte sich die Ortsgruppe Würzburg des bayer. Neuphilologenverbandes in einem besonderen Diskussionsabend. Im Anschluß an ein von Herrn Studienprofessor Dr. Schiedermair gegebenes Referat, das sich im wesentlichen an den von Professor Deutschbein gelegentlich der Tagung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins in Hildesheim (1921) gehaltenen Vortrag und Professor Wechsslers in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift gedruckten Vortrag in Berlin anlehnte, wurden folgende Richtlinien als die Anschauung der hiesigen Ortsgruppe festgestellt:

1. Für die Forderung, daß Englisch anstatt Französisch als erste Fremdsprache an den realistischen Anstalten gelehrt werden soll, fehlen zunächst noch die praktischen Erfahrungen. Die Gründe die zugunsten des Englischen angeführt werden, können nicht immer als durchaus stichhaltig gelten. Ganz und gar unzulässig erscheint es, die Entscheidung der Frage den einzelnen Anstalten zu überlassen. Die bayerische Unterrichtsverwaltung ist zu ersuchen, daß sie an

einer oder mehreren Schulen, und zwar in großen Städten, praktische Versuche mit Englisch als erster Fremdsprache anstelle, wobei die Frage geeigneter Lehrmittel vorher zu prüfen, bzw. zu lösen wäre. Ebenso muß der Forderung, an den humanistischen Gymnasien Englisch anstatt Französisch als Pflichtfach einzuführen, durch praktische Versuche an einzelnen Anstalten entsprochen werden.

2. Bei einer etwa für die oberen Klassen geplanten Gabelung in fremdsprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Fächergruppen müssen an den Realgymnasien Französisch *und* Englisch als allgemein verbindliche Pflichtfächer bestehen bleiben. Wenn beispielsweise der sächsische Philologenverein im Fall einer Gabelung für Beibehaltung des Lateinischen unter Verzicht auf eine moderne Fremdsprache eintritt, so ist das für Bayern unter allen Umständen abzulehnen. Der pädagogische Beirat des genannten Vereins erklärte in einer Schrift, die im übrigen manche bemerkenswerte Anregung bringt, „Die Aufbauschule, Lehrpläne für ihre verschiedenen Formen": „Während die übrigen höheren Schulen ein einheitliches Gepräge tragen, das Gymnasium z. B. das altsprachliche, die deutsche Oberschule das deutschkundliche, läßt das Realgymnasium diesen einheitlichen Grundzug vermissen (S. 36)." Dies steht im vollen Widerspruch zur neuen bayerischen Schulordnung von 1912, wo es heißt, daß am humanistischen Gymnasium die alten Sprachen, an der Oberrealschule die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, am Realgymnasium aber die neueren Sprachen die vorherrschende Stellung einnehmen. Wenn also am humanistischen Gymnasium Latein und Griechisch bei der Gabelung unter Verzicht auf die moderne Sprache unangetastet bleiben, so dürfen selbstverständlich an den bayerischen Realgymnasien Französisch und Englisch durch eine Gabelung nicht geschwächt werden, es kann sich hier nur um den Wegfall von Latein als Pflichtfach handeln.

3. Der Kampf gegen den neusprachlichen Unterricht an den höheren Schulen, besonders gegen das Französische, wird in kurzsichtiger Ausnützung politischer Stimmungen von Vertretern anderer Fächergruppen vielfach in unsachlicher Weise geführt. Um so gefährlicher erscheint es daher, wenn dieser Kampf noch indirekt durch neusprachliche Lehrer selbst unterstützt wird, die aus den verschiedensten, nicht immer überzeugenden Gründen für eine Einschränkung des Französischen zugunsten einer stärkeren Betonung des Englischen eintreten. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob bei einer Neuregelung des höheren Schulwesens das Englische das an Bedeutung gewinnt, was das Französische verlieren würde.

Würzburg. CORNEL DUMBACHER.

STAATSBÜRGERKUNDE UND NEUSPRACHLISCHER UNTERRICHT.

Bekanntlich wird in letzter Zeit der sogenannten „Staatsbürgerkunde" im Unterricht ein reges Interesse entgegenbracht. Soll sie doch als besonderer Lehrgegenstand im Unterrichtsplan eingeführt werden; eine höchst erfreuliche Tatsache, um so mehr, als wir ja in

dieser Hinsicht weit hinter andern Ländern zurückstanden. Man denke nur an die hervorragende Rolle, welche in Frankreich die «instruction civique» bereits seit langer Zeit im Lehrplan der dortigen Schulen spielt. Nun wird sich aber naturgemäß der Lehrer dieses neuen Faches fast ausschließlich mit *deutschen* Verhältnissen befassen. Die anderen Völker werden schon aus Mangel an Zeit kaum eine mehr als gelegentliche Berücksichtigung erfahren können. Das ist begreiflich, und doch recht bedauerlich. Gerade die Ereignisse der letzten Jahre haben gezeigt, wie wichtig die Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der fremden Staaten ist. Wie oft hat sich doch eine geradezu verblüffende Unwissenheit, auch bei „gebildeten" Leuten, in dieser Hinsicht gezeigt! Wieviele hatten z. B. keine blasse Ahnung von der Verfassung des britischen Reiches, von dem Unterschied zwischen „Dominions" und Kolonien, von deren Verhältnis zum Mutterland; von dem grundsätzlichen Unterschied zwischen der britischen Kabinetts- und der amerikanischen Präsidialverfassung usw. Auch im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo Verfassungsfragen, wirtschaftliche und soziale Dinge im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, ist es sicher von größter Bedeutung die entsprechenden Verhältnisse bei den andern Völkern zu kennen und zu verstehen.

Wo sollen nun unsere Schüler darüber etwas erfahren, wenn es in der eigentlichen Staatsbürgerkunde nicht oder nur unvollkommen geschieht? — Hier kann nun meiner Ansicht nach der Neusprachler ergänzend eingreifen. Natürlich nicht etwa in dem Sinne, daß im neusprachlichen Unterricht ein regelrechter systematischer Kurs über französische und englische Staatsbürgerkunde abgehalten wird. Das wäre ebenso verfehlt, wie eine systematische Einführung in die Literaturgeschichte [1]). Nein, nur gelegentlich, zeitweilig, etwa im Anschluß an Konversationsübungen und bei den sogenannten «leçons de choses», sollte auf solche Dinge Bezug genommen werden; denn nur das Allerwichtigste kann natürlich berührt werden, und dazu ist wohl verhältnismäßig nicht allzuviel Zeit erforderlich. Und doch sollte ein gewisses System in diese gelegentlichen Belehrungen gebracht werden; nicht regellos, wahllos, sondern planmäßig, methodisch, wenn auch in unaufdringlicher Weise sollte vorgegangen werden.

Wie soll das nun geschehen? Dem Lehrer allein diese Aufgabe zu überlassen, etwa in Form von gelegentlichen zwanglosen Vorträgen, halte ich nicht für ratsam. Man weiß ja, daß bei gelegentlichen, bloß mündlichen Unterweisungen niemals viel herauskommt. Nur wenige begabtere Schüler haben vielleicht einen wirklich bleibenden Gewinn davon; bei den meisten hingegen bleibt sehr wenig haften. Die Schüler sollen etwas Gedrucktes in der Hand haben. Anderseits ist natürlich nicht daran zu denken — so wenig wie bei der Einführung in die Literaturgeschichte — etwa einen gedruckten Abriß französischer oder englischer Staatsbürgerkunde

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Wie treibt man an der Schule praktische Literaturgeschichte?" („Neuere Sprachen", Heft Februar/März 1919).

zu benutzen. Vielmehr sollte das gewöhnliche französische und englische *Lehrbuch* den Lehrer dadurch unterstützen, daß eine Reihe von Lesestücken den obengenannten Gegenständen gewidmet ist. Man könnte nun sagen, daß dies eine neue übermäßige Belastung des Lehrbuches bedeute, eine unerträgliche Erweiterung ihres Umfanges nötig mache. Das läßt sich jedoch dadurch vermeiden, daß Streichungen auf anderen Gebieten vorgenommen werden, was sehr wohl möglich ist. Überhaupt ist die Gestaltung der neusprachlichen Lehrbücher, insbesondere die Auswahl der Lesestücke ein Kapitel, welches einmal dringend einer besonderen Besprechung bedarf. Einstweilen will ich bloß kurz bemerken, daß die Auswahl der Lesestücke in den meisten Lehrbüchern oft sehr zu wünschen übrig läßt. Teils sind sie allzusehr auf das rein praktische Moment, die sog. *Realien*, eingestellt, wodurch das wissenschaftliche Niveau der Bücher, bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der praktischen Unterweisung manchmal stark herabgedrückt wird. Anderseits wird das *historische* Gebiet und zwar in erster Linie die *Kriegsgeschichte* zu stark betont. Manche Lehrbücher, (z. B. Plötz-Kares) lesen sich teilweise geradezu wie ein Abriß der Kriegsgeschichte. In keinem englischen Lesebuch durfte bisher Richard Löwenherz, Königin Elisabeth und Viktoria, in keinem französischen Ludwig der Heilige, Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. fehlen. Schlachten, Kriege, Feldherren, Monarchen; das war bisher das Hauptthema der Lesestücke, soweit sie, wie gesagt, nicht sog. *Realien* behandelten. Hingegen werden die Kulturgeschichte, die innerpolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, auch Literatur- und Kunstgeschichte meist ganz vernachlässigt oder im Vergleich zu der Kriegsgeschichte nur recht stiefmütterlich behandelt.

Es wäre dringend zu wünschen, daß hier eine durchgreifende Änderung eintreten würde. Die Kriegsgeschichte, die in unseren Lehrbüchern eine so überragende Stellung einnimmt, sollte auf ein möglichst kleines Maß zurückgeschraubt werden. Einige wenige Lesestücke müssen genügen, um den Wortschatz dieses Gebietes kennen zu lernen. Dabei sollte man nicht immer wieder auf die früheren Jahrhunderte, insbesondere auf das Mittelalter, das in den Lehrbüchern (besonders bei Plötz-Kares) gewöhnlich so stark berücksichtigt wird, zurückgreifen. Man lasse doch einmal die Merowinger und die Kreuzzüge und die Schlacht bei Pavia ruhig beiseite, führe vielmehr in die modernen Ausdrücke des Militärwesens, wie sie der Weltkrieg geschaffen hat, man bringe die Wendungen des Schützengraben-, Luft- und Unterseebootkrieges und vernächlässige auch das «argot des tranchées» nicht. Man führe den Schüler in die gegenwärtige militärische Organisation des fremden Landes ein, bringe ihm die Bezeichnungen der militärischen Einheiten, Dienstgrade, Waffen und Waffengattungen bei. Das ist ja auch bereits ein Teil der „Staatsbürgerkunde". Es ist übrigens merkwürdig, daß man in den meisten Lehrbüchern, trotz ihres starken kriegsgeschichtlichen Einschlages, vergeblich nach einer Berücksichtigung des gegenwärtigen Heerwesens sucht. Gerade während des Weltkrieges, wo dies doch so zeitgemäß gewesen wäre, habe ich es im Unterricht sehr vermißt.

Führt man also eine derartige Umgestaltung des Lehrbuches mittels Streichung des größten Teiles der kriegsgeschichtlichen Kapitel durch, so erhält man ohne Mühe hinreichend Platz für Lesestücke, kultur- und geistesgeschichtlichen, sowie besonders auch staatsbürgerlichen Inhalts, ohne daß eine Erweiterung des Umfanges nötig wäre. Dabei seien etwa folgende Gesichtspunkte herausgegriffen:

In erster Linie müßten die *politische Verfassung* des betreffenden Landes berücksichtigt werden. Insbesondere müßte das Parlament, seine Zusammensetzung, Arbeitsweise und Machtbefugnisse eine eingehende Behandlung finden. Im englischen Lehrbuch dürfte nicht eine kurze Entwicklungsgeschichte der "Mother of Parliaments" fehlen. Das wäre sicherlich wichtiger und vor allem zeitgemäßer als etwa eine Schilderung der Schlacht bei Hastings, welche bekanntlich zu dem ständigen Repertoire der englischen Lehrbücher gehört. Auch wäre eine Charakterisierung der hauptsächlichen, politischen Parteien, wie besonders in England der "Whigs" und "Tories" sehr angebracht. Es müßten ferner die Stellung und die Rechte der Krone in England bezw. des Präsidenten in Frankreich sowie das System der Kabinettsregierung kurz gekennzeichnet werden. Höchst interessant und wichtig wäre ein Vergleich der englisch-französischen Verfassung und ihrer parlamentarischen Parteiregierung mit der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Präsident, der dort Staatsoberhaupt und erster Minister in einer Person ist, im Gegensatz zu seinen europäischen Kollegen eine ungewöhnliche Machtfülle in sich vereinigt; wo die Minister nicht wie in den europäischen Demokratien dem Parlament, sonderm dem Präsidenten verantwortlich sind, auch nicht zu gleicher Zeit Abgeordnete sind usw., lauter Dinge, die gerade in der letzten Zeit von aktueller Bedeutung waren. Wie wenig Leute, auch unter den Gebildeten hat es da gegeben, die über diese Verhältnisse auch nur einigermaßen unterrichtet waren? Wo hätte man auch etwas davon hören sollen? In unserem einseitig auf Kriegs- und diplomatische Geschichte eingestellten Geschichtsunterricht war von solchen Dingen fast nie die Rede. Auch im Geographieunterricht pflegt man sich gewöhnlich nicht mit solchen Dingen zu befassen. Das würde ein kurzes Kapitel im englischen Lehrbuch eine große Lücke ausfüllen.

Im französischen Lehrbuch wäre ein kurzer Überblick über die verschiedenen Phasen des Revolutionsparlaments wichtiger, als die Schilderung von einem halben Dutzend napoleonischen Schlachten. Auch bedeutsame, innerpolitische Fragen, wie in England die irische Frage, in Frankreich die Trennung von Kirche und Staat könnten berührt werden. Für England müßte bei der hervorragenden Stellung, die bekanntlich die Kirche dort im öffentlichen Leben einnimmt, deren Organisation und verschiedene Zweige und Sekten (High Church, Broad Church, Low Church, Presbyterianerkirche, Heilsarmee usw.) Erwähnung finden.

Sodann sollte die Organisation des Landes in bezug auf *Verwaltung* und *Gerichtswesen* kurz gestreift werden. (So die Einteilung

Frankreichs in départements, arrondissements und cantons, die Bezeichnung der wichtigsten Gerichtshöfe: justice de paix, tribunal, cour d'appel, cour d'assises, cour de cassation.) Vor allem müßte auch das *Schulwesen*, besonders das Leben und Treiben an den höheren Schulen, das ja für die Schüler von besonderem Interesse ist, berücksichtigt werden, wobei die besonderen Eigentümlichkeiten des fremden Schulwesens hervorgehoben werden müßten, wie das Leben in den französischen Internaten bezw. in den englischen boarding-schools, die Feier der *distribution de prix* in Frankreich (vgl. das hübsche Lesestück darüber in Börner-Gassners Elementarbuch), das sportliche Leben, das Treiben der *boy-scouts* in England, besonders die großen sportlichen Wettkämpfe (boat-races, cricket-matches etc.). Über diese Dinge findet man übrigens bereits jetzt in modernen Lehrbüchern manches lehrreiche Lesestück. Aber auch das *Hochschulwesen* und *Studentenleben*, welches meist völlig vernachlässigt wird und doch sicher das größte Interesse erregen würde, sollte berührt werden. So wäre eine Schilderung des Studentenlebens in Frankreich (*quartier latin* in Paris!) und England (Colleges!) und dessen Vergleich mit deutschen Verhältnissen höchst lehrreich und unterhaltend.

Auch das *Künstlerleben* (*Montmartre* in Paris!) könnte gestreift werden und manches interessante Lesestück abgeben.

Daß die *militärische* Organisation nicht vernachlässigt werden soll, ist bereits erwähnt worden. Auch die *Marine* darf dabei nicht vergessen werden.

Sodann müßten die *wirtschaftlichen* Verhältnisse, Handel und Industrie, insbesondere auch Seehandel, Kolonien unbedingt behandelt werden. So sollte im englischen Lehrbuche eine Schilderung des nördlichen Industriegebietes zu finden sein (vgl. das betreffende Kapitel bei *Lincke*). Im Englischen müßte es eigentlich selbstverständlich sein, daß das *Seewesen*, Handels- und Kriegsflotte eine besondere Berücksichtigung finden (vgl. das hübsche Lesestück bei Lincke über Leben und Treiben an Bord eines modernen Ozeandampfers). Es ist geradezu unglaublich, daß es englische Lehrbücher gibt, in denen dieses gerade für England so ungemein wichtige und charakteristische Gebiet völlig außer acht gelassen wird. Falls es berücksichtigt wird, so geschieht es meist nur in historischen Lesestücken, gewöhnlich in Schilderungen von Seeschlachten (so der unvermeidlichen Schlacht bei Trafalgar). Und doch sollte der Schüler in erster Linie die Ausdrücke des modernen Seewesens kennen lernen. Gerade während des Weltkrieges wäre eine diesbezügliche Unterweisung (Bezeichnung der einzelnen Schiffstypen und ihrer wichtigsten Teile, Ausdrücke des Linienschiffs-, Kreuzer-, Torpedoboots- und Unterseebootskrieges von größter Wichtigkeit gewesen.

Auch die *technischen Fortschritte* des 19. und 20. Jahrhunderts und die dadurch hervorgerufenen Umwälzungen des Wirtschafts- und Verkehrslebens sollten Behandlung finden (vgl. das geradezu vorbildliche Kapitel über diesen Gegenstand bei Lincke). Bezüglich des Finanzwesens könnte vielleicht eine Schilderung des Lebens und Treibens der Pariser und Londoner Börse Aufnahme finden.

Von besonderer Bedeutung wäre auch die Behandlung der *sozialen* Fragen, die doch gerade jetzt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen. Gerade dieser Punkt ist bis jetzt meist völlig unberücksichtigt geblieben. Da wäre z. B. für England die Entwicklung der sozialen Bewegungen vom „Chartismus" bis zu den "Trade-Unions" und der „Labour-Party" wohl einer kurzen Behandlung wert. Auch wäre es wünschenswert, wenn die hauptsächlichsten Theoretiker der Volkswirtschaft wie: Adam Smith, Bentham, Carlyle, John Stuart Mill, sowie auch die englischen Vertreter des Sozialismus (Owen, Ruskin, Morris usw.) gelegentlich Erwähnung finden könnten.

Selbstverständlich ist es durchaus nicht erforderlich, daß sich die betreffenden Lesestücke ausschließlich auf moderne Verhältnisse beziehen. So könnte sehr wohl ein oder das andere interessante Kapitel über die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters (Lehenswesen!), Stellung der Kirche, Rolle der Klöster, der Renaissancezeit (hier wären naturgemäß besonders die geistigen Strömungen zu berücksichtigen) eingeschoben werden. Eine Schilderung der sozialen Verhältnisse vor der französischen Revolution wäre wohl wichtiger und lehrreicher als etwa die geistreichen Anekdoten über den «bon roi Henri IV», die bisher zum eisernen Bestand jedes französischen Lehrbuches gehören.

Damit glaube ich die wichtigsten Punkte erwähnt zu haben. Auf die angegebene Weise könnte wohl die staatsbürgerliche Unterweisung über die fremden Länder in den neusprachlichen Unterricht eingeflochten werden, der dadurch eine wertvolle Erweiterung und Bereicherung erfahren könnte. Ich würde mich freuen, wenn diese Anregungen Anklang finden würden und vor allem bei der Neuangabe von Lehrbüchern praktische Verwertung finden würden [1].

Dillingen a. Donau. KARL RICHTER.

ZUR PRONOMINALEN VERWENDUNG VON *DES*.

Zu dem Beitrag in Bd. XIX S. 223 kann ich vor allem noch einige Belege liefern:

Nadaud, *En plein vol* S. 33: *On pourrait envoyer des cartes postales aux amis et connaissances. — Des en couleurs et des en noir* („illustrierte und einfarbige Ansichtskarten").

---

[1]) Material über französische und englische Staatsbürgerkunde findet u. a. besonders in folgenden empfehlenswerten Schriften:

„Staatsbürgerbibliothek", Volksvereinsverlag, München-Gladbach, Heft 58, *Frankreich* (1915, 75 S.) von Joseph Lins und Heft 30, *England* (1913, 72 S.) von Franz Schmidt. Beide Heftchen geben eine treffliche kurze Einführung in Verfassung, Verwaltung und Volkswirtschaft der beiden Länder.

Ferner: J. Haas, *Frankreich*. Land und Staat. 1910. Heidelberg. Winter. — G. Wendt, *England*. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 5. Auflage. Leipzig, Reisland. 1919.

Eine vorzügliche Darlegung der Stellung des französischen staatsbürgerlichen und Moralunterrichts und der bisher mit ihm gemachten Erfahrungen gibt Paul Rühlmann, Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich («instruction morale et civique»), Teubner 1912.

Benjamin, *Grandgoujon* S. 141: *C'est malheureux d'en voir des comme ça, pis d'autres à côté qu'ont tout ce qui leur faut.*

Dorgelés, *Les croix de bois* S. 64: *C'est des gros? — Des à la croix de fer* („solche mit dem eisernen Kreuz").

Es fällt auf, daß zweimal das pronominale *des* den Nachklang eines Artikels *des* bildet, das Echo eines vorhergehenden „normalen" *des* (*c'est des gros → des à la croix de fer*), wobei das *des* in *des gros* schon an sich die Funktion hat, das Adjektiv zu substantivieren. Damit stimmt genau eine parallele Erscheinung beim bestimmten Artikel: Barbusse, *Le Feu* S. 104 *les chasseurs à pied et les chasseurs à cheval, ça fait deux. — Zut! dit Barque, j'oubliais les à cheval*, wo das Spanische etwa *los de á caballo*, das Italienische *quelli a cavallo* sagen würde. Gemeinsam den pronimalen *des*- und *les*-Fällen ist auch die Umschaffung eines Präpositionalausdrucks (oder in dem Beispiel H. Schmidts *des qui ne la verront jamais, l'Exposition* eines Satzes) zu einem Adjektiväquivalent, gewissermaßen zu einem Wort: *des en couleur = des colorées, des à la croix de fer* „Eisenkreuzträger", *des comme ça = de telles gens, les à cheval* „Berittene", wie denn auch im literarischen Französisch ein Ausdruck wie *des bons à rien* gewissermaßen dargestellt werden könnte durch *des* [*bons à rien*] „Nichtsnutzige" (etwas vulgärer: Dorgelés l. c. S. 117 *Ça ne m'étonne pas de ces enfoirés-là. — Des bons à lappe qu'ont même pas été foutu de creuser de bons gourbis; bons à lappe = bons à la p*[*eau*]). Die Entwicklung von *des* zum Indefinitum ist also ursprünglich nur die Folge der Zusammenfassung eines Ausdrucks zur Einheit, der Univerbierung. Der stilistische Effekt in dem Beispiel *Des qui ne la verront jamais, l'Exposition* besteht darin, daß die zwei bildlich dargestellten «Sergents de ville» nicht auch sprachlich individualisiert (nicht etwa *ceux des gens, des individus, des types, des mecs*), sondern daß sie gleichsam einer Klasse eingereiht werden, der Klasse der vom Besuch der Ausstellung naturnotwendigerweise Ausgeschlossenen («parce qu'ils sont préposés à l'entrée»). Das *des* hat also ganz geringen Selbständigkeitswert (nicht „solche"), sondern ist nur Substantivierungszeichen. Feller, *Notes de philologie wallonne* S. 235 berichtet uns: «En namurois les galants sont appelés des *Kivons:* il faut interpréter par *dès* [l. des] *qui-vont*, de ceux qui vont faire leur cour.» Also auch hier *des* als Exponent des Spitznamens: nach einem Singular **un qui va* ‚einer, der Hof macht', ‚ein Hofmacher' wird gebildet *des qui vont. Des Kivons* ist nicht auffälliger als *des Tartufes.* Der Grund, warum auf *des cartes postales* folgt *des en couleur et des en noir*, liegt vor allem in der sprachlichen Trägheit, die die einmal gewählten syntaktischen Formen beibehalten heißt (*des → des*), weiters in der geringeren Volkstümlichkeit von *colorées* (neben dem noch mit geringfügigem, aber immerhin das Sprachgefühl verwirrendem Bedeutungsunterschied *coloriées* steht), in dem Nichtvorhandensein einer Ableitung von *noir.* Bei *des comme ça* kann man daran erinnern, daß auch *des hommes comme ça* ein Semi-Adjektiv enthält (wie etwa auch *des hommes comme il faut, des hommes debout*, dem ebensogut ein *debouts* nachfolgen könnte wie ein rum. *cuminţi* einem *cuminte = cu minte*). *Les à cheval* ist wieder einfacher, weil es sich an *les chasseurs à cheval*

anschließt, ohne den ganzen Ausdruck zu wiederholen oder etwa ein ganz abliegendes *les cavaliers* zu bilden. Die sprachliche Trägheit ist also in doppelter Richtung am Werk: in der echoartigen Wiederholung des im Vorhergehenden gebrauchten syntaktischen Schemas (vgl. etwa den Dialog *Qu' y a-t-il? — Il y a que je suis malade* und in der Vermeidung von Wortbildungskalamitäten (vgl. *sa conversation ne sentait point son curé de village* statt *sa *curé-de-village-ité*, *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* Nr. 2).

Die Verwendung von *des et des* in *il en connaissait des et des, qui avaient rencontré le bonheur* . . . ist, obwohl auch hier Entwicklung zum Indefinitum hin vorliegt, doch ganz anders geartet. Hier liegt eine Art sprachlicher Schauspielerei vor. Tobler hat mit Recht an *des années et des années, des mois et des mois* erinnert. Die Wiederholung des *des* ist hier durch die Wiederholung des zugehörigen Substantivs bedingt: „Monate und [aber] Monate" und für den Ausdruck wesentlich. Man hebt nun, um eine große Menge vorzutäuschen, die urspr. sekundären, aber gerade charakteristischen Partitivartikel heraus, um anzudeuten, daß man die Maße gar nicht finden könne, also, um es graphisch darzustellen: *il en connaissait des* . . . *et des* . . ., *qui*, sc. *des* [*centaines*] *et des* [*centaines*], *qui; des* [*milliers*] *et des* [*milliers*], *qui*. Es liegt also 1. kein substantivierendes *des* vor, 2. überhaupt nicht *des*, sondern *des* . . . *et des* . . ., mit einer zur Andeutung der Menge bestimmten doppelteiligen Fügung. *Des et des* ist gewissermaßen ein algebraischer Ausdruck für eine Menge, die man nicht ausdrücken kann[1]), etwa = deutsch *er hat Männer gekannt, die* . . .

Ich möchte also genetisch das univerbierende *des* von dem algebraischen trennen. Aber sie wirken natürlich in der gleichen Richtung, zur Ausbildung eines substantivischen Indefinitums, indem das univerbierende sekundär mehr Eigenkraft bekommt.

Bonn. LEO SPITZER.

---

[1]) Während hier das rhythmische Schema des Ausdrucks erhalten bleibt, ist im Deutschen eine Tendenz zu bemerken, in *tausend und abertausend* eine haplologische Kürzung vorzunehmen: in der Frankf. Zeitg. vom 10. XII. 1921 heißt es; „Bei Marie Ebner-Eschenbach, bei O. A. H. Schmitz und bei mehreren andern, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe, lese ich das Wort „Abertausend" im Sinne von „Viele Tausend". „Abertausend" bedeutet jedoch „wieder, wiederum, nochmals, abermals Tausend", es hat also nur Sinn in Beziehung auf eine vorhergehende Nennung der Zahl Tausend Wer einen Satz mit „Abertausend" beginnt, beweist damit, daß ihm die Bedeutung „Aber = abermals" innerlich abhanden gekommen ist." Der Grund für die abweichende Entwicklung im Deutschen liegt in der nicht völligen Gleichheit der beiden Teile des Ausdrucks: das *aber* stört die Symmetrie, dagegen spielt uns *des* . . . *et des* . . . die Wiederholung gewissermaßen vor.

NACHTRÄGE ZUR LEHRE VOM SUBJONCTIF im Anschluß an Stellen aus Toblers Vermischten Beiträgen.

In meiner in dieser Zeitschrift (Bd. XXVIII S. 134—152) erschienenen letzten Abhandlung über den Subjonctif als einheitlichen unterbindenden Modus habe ich für alle Fälle nachzuweisen versucht, daß der Subjunktiv die Ausdrucksweise für die als unselbständig gefaßte Vorstellung, der Modus der *inneren* Abhängigkeit ist. Unselbständig aber sei eine Vorstellung dann, wenn sie einer anderen, herrschenden Vorstellung innerlich untergeordnet und unterworfen, gleichsam untergebunden ist, so daß sie eine selbständige Bedeutung neben jener nicht hat. Versuche man, sie als selbständig neben die Hauptvorstellung zu setzen, so ergebe sich entweder ein ganz anderer, oft entgegengesetzter Sinn, oder der Hörer fasse wenigstens das beherrschende Übergewicht der einen Vorstellung, das der Redende zum Ausdruck bringen will, nicht entsprechend auf, was ein Übelstand wäre. Die Gültigkeit dieses Prinzips ist in meiner genannten Abhandlung auf S. 137 und 138, wie auf S. 143 und 144 im besonderen auch an den Relativsätzen streng durchgeführt, und es ist dort gezeigt worden, daß der Subjonctif im Französischen die Aufgabe hat, das Abhängigkeitsverhältnis zweier Sätze auszudrücken, ein Abhängigkeitsverhältnis, das so groß ist, daß man die beiden in Betracht kommenden Sätze nicht von einander trennen kann, ohne den Sinn des Ganzen zu ändern. An Sätzen wie «Düsseldorf est la plus grande ville que je connaisse» (gegenüber einem angenommenen: «Düsseldorf est la plus grande ville, que je connais [= et je la connais]») und «Il n'y a qu'un chemin qui conduise au bonheur» (gegenüber einem «il n'y a qu'un chemin, qui [= et celui-là] conduit au bonheur») wurde am anschaulichsten und überzeugendsten dargelegt, daß der Subjonctif in den Relativsätzen die Aufgabe hat, den Relativsatz so innig dem Hauptsatz zu unterbinden, daß man beide nur als *ein* Ganzes auffassen darf. Es bleibt noch zu zeigen, daß auch in so seltenen Beispielen, wie dem von Tobler Verm. Beitr. II, 2 (S. 17ff.) besprochenen aus J. J. Rousseau, Oeuvres VIII 49: «Je fis pour mes cinq ou six sous un des bons dîners que *j'aie* faits de mes jours» der Subjonctif dieselbe Aufgabe hat und in derselben Weise sich erklären läßt.

Wie in «Düsseldorf est la plus grande ville que je connaisse» der Sinn ist: D. ist die größte *mir bekannte* Stadt, d. h. „die größte Stadt" nur, soweit „Stadt" = „mir bekannte Stadt" sein soll, soweit also die Hinzufügung der Eigenschaft „mir bekannt" unbedingt von vornherein mit Notwendigkeit gefordert werden muß, soll die Behauptung des Hauptsatzes («D. est la plus grande ville») überhaupt gelten und durchaus nicht etwa: D. ist die mir bekannte größte Stadt (welches vielmehr der Sinn des jenem Satze oben gegenübergestellten ist: «D. est la plus grande ville, que je connais [et je la connais]»), so ist auch der Sinn des Satzes aus Rousseau VIII 49 nicht: 1. Ich nahm eins der guten Mahle ein, 2. und diese guten Mahle habe ich meiner Lebtage genossen, so wie die betreffenden Sätze (insbesondere auch der Relativsatz) selbständig gemacht werden könnten, wenn Rousseau — nach Tobler — etwa geschrieben hätte: «je vais vou

faire le détail d'un des bons dîners que j'*ai* faits chez Véfour,» — der Sinn des wirklich von Rousseau geschriebenen Satzes ist vielmehr: Ich nahm für meine 5 oder 6 Sous eins der guten *je von mir erlebten* Mahle ein, d. h. also: Hauptsatz und Nebensatz sind ganz eng verbunden zu *dieser* Gesamtvorstellung. In ähnlicher Weise erklären sich auch die übrigen Beispiele, die Tobler a. a. O. zusammengestellt hat, also z. B.: Heptam. Nr. 23: «je pense que ce soit ung des grands pechez *qui se facent en mariage*» ist nicht = ich meine, daß dies eine der großen Sünden sei, und diese großen Sünden werden in der Ehe begangen, sondern = ich meine, daß dies eine der großen *Ehe*sünden sei. — Corneille, Sent. de l'Acad. sur le Cid: «l'histoire et la propre confession de D. Diègue lui donnent le titre d'un des vaillants hommes qui fussent alors en Espagne» ist nicht = die Geschichte und das eigene Bekenntnis Don Diegos verleihen ihm den Namen eines der tapfern Männer, und diese tapfern Männer lebten damals in Spanien, sondern = ... den Namen eines der tapfern *damals in Spanien lebenden* Männer (oder: eines der tapfern Männer *seiner Zeit und seines Volkes*). — Molière, Don Juan III 1: «c'est une des grandes erreurs qui soit (soient) parmi les hommes» ist nicht = das ist einer der großen Irrtümer, und diese Irrtümer herrschen unter den Menschen, sondern = das ist eine der großen *Menschheits*irrungen. — Bigot, Revue bleue 1879 II 321 a: «le dédain est une des grandes forces qui soient dans l'humanité» bedeutet nicht: die Verachtung ist eine der großen Triebkräfte, und diese wirken in der Menschheit, sondern: die Verachtung ist eine der großen *Menschheits*kräfte, *Menschheits*triebkräfte, Triebkräfte *der Menschheit*. — Brunetière, Revue bleue 1890 III 517 b: «c'est aussi bien l'un des grands crimes qu'on lui fasse, n'étant pas théologien lui-même, d'avoir traité les questions que se réservaient les théologiens» bedeutet nicht, das ist eins der großen Verbrechen, und diese wirft man ihm vor, sondern: das ist eins der großen *ihm vorgeworfenen* Verbrechen, daß er, selbst nicht Theolog, die Fragen behandelt hat, welche die Theologen sich vorbehielten. — Comtesse Dash, Mém. I 121 «ce fut un des véritables chagrins que j'aie éprouvés» heißt nicht: das war eine der wahrhaften Kümmernisse, und ich habe sie empfunden (erlitten), sondern «un des véritables chagrins *éprouvés*» = eine der wahrhaften *von mir erlittenen* Kümmernisse.

Unberechtigt nennt Plattner (Ausführl. Grammatik II. Teil, Ergänzungen, 3. Heft S. 76) einen Konjunktiv „nach Ordinalzahl, besonders wenn es sich um tatsächliche, unbestrittene Angaben handelt“: in «Le grand-duc Serge est le sixième grand personnage de l'empire russe qui *ait* trouvé la mort par assassinat depuis l'avènement de Nicolas II». Das ist eine ganz falsche Auffassung und Behauptung. Der Konjunktiv ist hier durchaus berechtigt. Stände der Indikativ «qui *a* trouvé», so hieße das: 1. der Großherzog Sergius ist die sechste große Persönlichkeit des russischen Reiches (soll das etwa gesagt werden? Nein, durchaus nicht), 2. sie hat seit der Thronbesteigung Nikolaus II. durch Mord ihr Ende gefunden (soll das etwa gesagt werden? Nein, auch das nicht). Aber mit dem «qui *ait* trouvé» heißt das Ganze: der Großherzog Sergius ist seit dem Regierungs-

antritt Nikolaus II. die sechste *durch Mord umgekommene* große Persönlichkeit des russischen Reiches. Und das allein soll gesagt werden, und das «qui ait trouvé la mort par assassinat depuis l'avènement de Nicolas II» ist das von vornherein zu fordernde unbedingt nötige Merkmal, ohne das die Behauptung des Hauptsatzes «le grand-duc Serge est le sixième grand personnage de l'empire russe» gar nicht gilt.

Es scheint mir, daß auch alle diese hier behandelten „Grenzgebietsfälle" (aus Tobler und Plattner) durch die einfache Formel zu lösen sind: Soll der *Inhalt* des Relativsatzes dem des Hauptsatzes koordiniert, d. h. ohne innere Verbindung einfach addiert werden, so steht der Indikativ. Soll er wirklich subordiniert werden, d. h. qualifizierend wirken, so steht der Subjunktiv.

Man wird natürlich die Lehre vom Subjonctif, wenn man sie wissenschaftlich für die Zwecke der Schule, d. h. insbesondere für die erste Einführung in das Verständnis des leitenden Prinzips bearbeitet, nicht durch Hinzuziehung dieser seltenen Einzelfälle komplizieren und ihr Verständnis erschweren. Man wird vielmehr mit Fleiß zunächst solche Beispiele fernhalten und nicht über die klaren, auch der Jugend leicht verständlichen Grundzüge und die sie illustrierenden Beispiele der allgemein gebräuchlichen Sprache hinausgehen, wie das denn auch in meiner Abhandlung geschehen ist. Andrerseits wird freilich für die obersten Stufen des Unterrichts der höheren Schulen und für den Universitätsstudenten gelegentlich gezeigt werden müssen, daß auch mit solchen seltenen, aber doch offenbar rechtmäßigen Anwendungen des Subjonctif die Bedeutung des Modus, wie sie gelehrt wurde, nicht in Widerspruch stehe. Das gehört mit zum Erfordernis der Wissenschaftlichkeit. In diesem Zusammenhang mag auch gesagt werden, daß es auch beispielsweise Sache des wissenschaftlichen Unterrichts in den Oberstufen ist, gelegentlich eine Behauptung richtig zu stellen, wie die auf einer niedrigeren Stufe methodisch durchaus berechtigte, daß der Subjonctif nur in Nebensätzen stehe, und daß, wenn er in Hauptsätzen zu stehen scheine, wie in «vive l'Allemagne, que ta volonté soit faite», man gut tue, solchen Satz sich zunächst einmal als abhängigen Satz zu denken. Wachsende Beobachtung an mannigfacherem Sprachmaterial, Bekanntwerden mit seltenen Einzelformen wie «je ne sache pas» lassen bald erkennen, daß es nicht ungereimt ist, wie im Lateinischen so auch im Französischen von einem Konjunktiv in Hauptsätzen zu sprechen, wenn auch damit freilich noch nicht entschieden und ausgemacht ist, daß ein solcher Konjunktiv in Hauptsätzen als Subjonctif im eigentlichen Sinne und nicht vielmehr als Optatif, Dubitatif oder etwas ähnliches (in den äußeren Formen des Konjunktivs) anzusehen ist.

Hagen. WILHELM RICKEN.

SPANIENS WELTANSCHAUUNG UND WELTSTELLUNG.

Das Buch von *Angel Ganivet* „Spaniens Weltanschauung und Weltstellung"[1]) ist eines der ernsthaftesten und lehrreichsten, die

[1]) Georg Müller, München 1921 (Übersetzung von A. Haas. Vorwort von A. L. Mayer) VIII und 156 S. Brosch. M. 20.

nir je in die Hände gefallen sind. Die erneute und mehrfach wiederıolte Lektüre, die die Aufforderung zur Besprechung nach sich zog, ıätte mich fast dazu veranlaßt, eine besondere Schrift darüber zu 'erfassen. Es ist wahrhaftig ein «Idearium español», ein spanischer deenspeicher — so der Originaltitel, den Albert Haas in seiner 'bersetzung mit Recht deutlicher formuliert hat. Noch gibt es solche, lie jubeln, wenn aus dem Lande Don Quijotes ein Buch von der :uten alten geistigen Art in die weite Welt geht und insbesondere ›uch, wenn es bei uns im deutschen Vaterlande seinen Einzug hält – ein Buch, das eine Reise ins Königreich der Dame Quinte-Essence, as Land der „Abstraktionen und Hirngespinste" darstellt, um mit Rabelais' Erfindung und Morfs Erläuterungsworten zu reden.

Das kleine Werk ist trotz seiner gedrängten Kürze ein Koloß. ›ehr viel fruchtbares, großartiges, wahrhaft gediegenes Gedankengut ıeben einigem monströsen, bizarren und unausgeglichenen sind in hm komprimiert. (Der Verfasser äußert im Buche selbst einmal, .uf 100 Seiten könne ein gutwilliger Autor viele nötige Dinge sagen ınd noch manches dazu, was zu sagen nicht nötig war.) Ganivet eigt eine weise und tiefe Weltbetrachtung und einen weiten Blick n die Historie hinein, und er bewegt sich in einer würdigen, mitınter etwas ungelenken dialektischen Art, bei der manche Seite 3ände redet. So ist es ein Werk, das jedermann angeht, den Kulturıhilosophie oder Kulturgeschichte beschäftigen. Auch wo man viedersprechen muß, wird man von Ganivet unendlich viel lernen :önnen.

Mit Erstaunen findet man bei diesem Südspanier, der die nordische Velt (und mit ihr Schopenhauer) besser als die meisten seiner Landseute kannte, Gedanken ausgesprochen, wie man sie gerade jetzt n den erfolgreichsten Büchern unserer Tage lesen kann. Was taugt .er ganze materielle Fortschritt, die abendländische Zivilisation? ¹erade in der Nachkriegskrise, in den Jahren Spenglers und Keyserıngs interessiert aufs höchste, was ein geistreicher und tiefer Denker .esjenigen europäischen Kulturlandes sagt, das als erstes — vor 5 Jahren — das schreckliche Ende seiner materiellen Größe vor lugen gesehen hat. Wie Rathenau letzten Endes nur den Gebrauch 'on viel Wasser und die schnellen modernen Verkehrsmittel als naterielle Errungenschaften der letzten anderthalb Jahrhunderte ;elten läßt, so bleibt nach Ganivet nur einiges Wenige von nordischer Präzision und nordischem Eifer als erstrebens- und nachahmensvert übrig. Wie Rabindranath Tagore gegen den Nationalismus ıls organisierte Macht sich wendet, so Ganivet. Fast mag danach Spanien als Traumland der Zukunft erscheinen, als das Rabindranath Tagore Japan apostrophierte. Ganivet stellt Spanien dar als das Land, welches sich zur Organisierung der Macht in jeder Gestalt infolge seines Charakters nicht eignet und das daher die Klippe jeglichen Ehrgeizes in dieser Richtung vermeiden solle. Über Spaniens Geschichte finden sich viele richtige Spekulationen, freilich artet Ganivet dabei gelegentlich arg aus. Im ganzen wird man sich trotzdem freuen, was er über den spanischen Stoizismus, „das tiefste" von Spaniens „moralischen und in gewissem Sinne religiösen Ele-

menten", ausführt, ferner über die westgotische Kirche, den Glaubenskampf, die spanische Mystik und so weiter. Zur Charakteristik spanischer Seele findet er stellenweise bemerkenswerte Worte, so wenn er der organisierten Spartätigkeit des Nordens die höchste Ausnutzung eines alten Hemdes oder eines Paars gebrauchter Socken in einer armen spanischen Familie gegenüberstellt oder wenn er den Wert des kleinen eigenen Besitzes und der Handarbeit gegenüber dem Häuserspekulanten- und Fabrikantentum preist (S. 42ff.).

Der Schwerpunkt ruht bei Ganivet unstreitig, wie schon ein spanischer Freund von ihm gemeint hat, auf der *äußeren Politik*. (Hier wird Ganivets Tätigkeit im auswärtigen Dienst seines Vaterlandes im Spiele sein.) Der erste Teil, in dem er zeigt, was der spanische Geist „ist", dient als Einleitung zu dem zweiten, wo die Stellung Spaniens in der Welt — auf die im ersten Teil bereits in historischer Form ausgiebig eingegangen wurde — im Mittelpunkte steht. Der Titel, den Haas gewählt hat, umfaßt eigentlich nicht den dritten Teil. In ihm will Ganivet — wie manch anderer Spanier des letzten Halbjahrhunderts auch — das Programm für den Aufbau eines neuen Spanien zeichnen. (Im Original stehen keine Überschriften über den drei Teilen, nur die Buchstaben A, B, C.)

Den Kernpunkt der Abhandlung mag man in jenen Sätzen sehen, die den zweiten Teil beschließen: «Una restauración de la vida entera de España no puede tener otro punto de arranque que la concentración de todas nuestras energías dentro de nuestro territorio. Hay que cerrar con cerrojos, llaves y candados todas las puertas por donde el espíritu español se escapó de España para derramarse por los cuatro puntos del horizonte, y por donde hoy espera que ha de venir la salvación; y en cada una de esas puertas no pondremos un rótulo dantesco que diga: Lasciate ogni speranza, sino este otro más consolador, más humano, muy profundamente humano, imitato de San Agustín: Noli foras ire; in interiore Hispaniae habitat veritas.»

Im letzten Teile, den Haas „*Spaniens geistiger Aufbau*" überschreibt, begegnen wir wie überall klugen Gedanken, unter anderem über die Reform der spanischen Universität, für die er nicht ohne weiteres Lehrfreiheit verlangt, da sie Spanien zu einer schnellen Verdummung führen werde. „Was nötig ist," sagt er, „das ist die Zufuhr von Ideen, damit die Maschine nicht leeres Stroh dresche". Hier wie allenthalben ist der starke und ehrliche Idealismus eines Mannes, der im Spanien der alten Kirche wurzelt, sichtbar, und schneidig ist seine (im Jahre 1896!) gerittene Attacke gegen die „außerordentlich positivistische Auffassung, von der heutzutage die geschichtlichen Studien beherrscht werden" (dtsch. Ausg. S. 75). — Der letzte Teil gipfelt schließlich in einer „Diagnosestellung" für das Befinden des spanischen Geistes, den er an Abulie (d. h. Nicht-Wollen) krank sieht. Ganivet verlangt zur Heilung für sein Vaterland die Aktion, aber nicht nach außen hin wie einst, sondern nach innen gerichtet: den Wiederaufbau des spanischen Geisteslebens. Wenn er gegen Ende von den runden (friedlichen) und den spitzigen (zum Kampf vorgehenden) Ideen, vom Glauben an die Ideen und den

ege der Ideen, über dicke und über dünne Bücher sagt, ist ebenso
erkwürdig als geistvoll, und zum Schluß kann er sich nicht enthalten,
ie eigentümliche Hypothese vorzutragen, die er hinsichtlich der
stlichen Kultur hat: überall wo im Lauf der Geschichte indo-
ropäische Rasse und Semiten zusammenstoßen, da entsteht nach
m eine neue und kräftige geistige Wiedergeburt. Er weist auf
e Griechen und auf ihren Odysseus, und er sieht im Odysseus den
pischen Griechen, in dem „alle Tugenden des Ariers: die Klugheit,
e Beständigkeit, die Energie und die Selbstbeherrschung mit der
hlauheit und der nie versagenden Erfindungsgabe des Semiten
reinigt" sind (S. 154). Außer dem griechischen sieht er einen
lysseus sonst nur wieder im spanischen, d. h. im Don Quijote,
r nur nach der Maurenzeit möglich gewesen sei. Und er meint,
nn auch überschwenglich, so doch nicht ohne den Schein des
chts: Spanien habe so etwas wie ein christliches Griechenland
rden können, sein siglo de oro hätte nur ein Vorspiel sein sollen
wäre es nicht so ganz anders gekommen durch die Sucht zu
r großen Weltpolitik nach außen hin.

„Ich glaube allerdings," so endigt das Werk, „daß viele Völker
ropas uns auf dem wechselreichen Gebiet der materiellen Be-
rrschung überlegen sind. Aber ich glaube ebenso, daß für ideale
höpfungen keines solche natürlichen und geläuterten Anlagen
sitzt wie wir. Unser Geist macht den Eindruck der ungeleckten
hwerfälligkeit, weil er durch brutale Kämpfe vergröbert worden
t. Er macht den Eindruck der Schwäche, weil er sich von lächer-
chen Ideen genährt hat, die er ohne Unterscheidungsvermögen
achgeahmt hat. Er macht den Eindruck des Unoriginellen, weil
das Selbstbewußtsein und den Glauben an seine eigenen Ideen
rloren hat, indem er außer sich das suchte, was er in seinem Innern
ägt. Wir müssen alle durch eine kollektive Reue hindurchschreiten.
ir müssen uns entfalten, obwohl viele von uns bei diesem gewagten
nternehmen untergehen könnten. So aber werden wir für uns
nd unsere Familie das geistige Brot besitzen, das diese jetzt auf den
traßen der ganzen Welt sich erbettelt. Und selbst unsere materiellen
roberungen können dann fruchtbar werden, da wir bei unserer
Viedergeburt eine Anzahl von Brudervölkern finden werden, denen
ir den Stempel unseres Geistes aufdrücken können."

Viele der abstrakt geäußerten *Gedanken des Verfassers* lassen
ich *in konkreterer Form* in anderen seiner ungefähr gleichzeitigen
Bücher wiederfinden. Aus den «Cartas finlandesas» erinnere ich
nich der überlegenen Haltung gegenüber finnländischer, überhaupt
nordischer Betriebsamkeit (etwa Carta VII, betitelt: El corres-
ponsal traza un esperado y curioso paralelo entre la manteca fin-
landesa y los jamones de Trevelez), gegenüber nordischer Ordnungs-
liebe in der Pflege von Gärten, Straßen usw. (Brief VI) oder des
Gleichnisses, das am Ende von Brief IV verwendet wird: vom san-
grador („Aderlasser"), das im Idearium español (dt. Ausg. S. 3) zu
finden ist. In der «Conquista del reino de Maya por el último con-
quistador español Pío Cid» — einem originellen, satirischen Roman,
der ein Conquistadorentum besonderer Art zum Gegenstande

wählt, ist auch das Problem der Bekehrung niedrig stehender Rassen behandelt. Gegen Negermission wendet er sich im Idearium español (dt. Ausg. S. 20). So ließe sich sicherlich noch manches anführen.

Die genannten Einzelheiten genügen, Ganivets Schrift als ein interessantes und anregendes Werk der Beachtung zu empfehlen. Insonderheit *für die geistige Geschichte Spaniens* gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist das Buch *hochbedeutsam* gewesen, und so verdient es des Literarhistorikers Interesse mit Recht. Angel Ganivet y García — so sein vollständiger Name — ist neben Azorín, neben Navarro Ledesma, mit dem er im Briefwechsel gestanden hat, neben dem Salamantiner Philosophieprofessor Miguel de Unamuno, der über das Idearium español eine lange Artikelserie schrieb (El Porvenir de España), einer der größten Anreger seiner Zeit gewesen. Am 13. Dezember 1865 in Granada geboren (wo ihm jüngst im Ulmenhain der Alhambra ein Denkmal errichtet worden ist), hat er den spanisch-amerikanischen Krieg noch gerade erlebt und ist in Riga am 29. November 1898 — durch eigene Hand — gestorben. Ein Musterschüler, war er zur Universität gekommen, hatte den Lizentiaten in filosofía y letras und in derecho gemacht (1890), und in Madrid — einer Gelbsucht zum Trotz — zum Doktor promoviert. Die Konsularlaufbahn, die er wählte, führte ihn von 1892 ab auf vier Jahre nach Antwerpen, von wo er zahlreiche Fahrten nach Paris unternahm, und später nach Helsingfors. Dort schrieb er unter anderem sein «Idearium español» (1896).

Der besondere Charakter Granadas, das sich vom übrigen Andalusien durch manche wichtigen Züge des Volks- und Landescharakters unterscheidet, findet in Ganivet seinen ersten bewußten Vertreter. Als Sohn Granadas hat er sich zeitlebens gefühlt. Sein erstes Buch war «Granada la bella». In einer Zeitung Granadas erschienen, zuerst nur für seine Freunde bestimmt, die „Finnländischen Briefe". Und in Granada auch wurde zunächst sein Idearium español verlegt. Im übrigen suchte er die Fremde kennen zu lernen: das Französische (mit seiner Literatur) hat er sich zu eigen gemacht und so gründlich, daß er es wie seine Muttersprache beherrschte. Vor allem hat er sich auch den nordischen Sprachen und ihren Literaturen zugewendet (vgl. sein Buch «Hombres del Norte»). In der «Conquista del reino de Maya» zeigt er sich als Schüler Schopenhauers. Die «Trabajos del infatigable creador Pío Cid» erschienen im Jahre seines Todes. Die geistige Entwicklung des fähigen Mannes, die — echt spanisch — vom Weltbilde Senecas ausging und besonders Schopenhauersche Gedanken in sich verarbeitete, ist leider durch den jähen Tod vorzeitig abgebrochen worden.

Ich kenne über Ganivet nur die kleine etwa 58 Seiten umfassende Einleitung Nicolás María López' zur Buchausgabe der Cartas Finlandesas[1]). Ich konnte weder die bei Filzmaurice-Kelly (Bibliographie de l'histoire de la litt. esp. 1913) angeführte Literatur erreichen, noch ist mir bisher das neue Buch von Antonio Gallego y Burín: Ganivet (Granada) in die Hände gelangt.

---

[1]) Sie ist vom Juli 1898 datiert. — Ich benutze Ganivets Cartas Finl. in der Ausgabe Madrid Victoriano Suárez 1905.

Wie weit die Ganivetsche Dialektik und seine geschichtsphilosophische Konstruktion an Hegel oder an anderen sich gebildet haben mag, lasse ich hier unentschieden. In zwei Punkten möchte (ch zwischen Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte izitiert wird Ausgabe Brunstäd bei Reclam) und Ganivets Werk Berührungen erkennen. Merkwürdigerweise stehen sie bei Hegel nahe beieinander in „Geographische Grundlage der Weltgeschichte" (Recl. S. 125ff.). Zunächst möchte ich von beiden Punkten den zweiten nennen, da er der allgemeinere ist, nämlich die Einteilung der Ländermassen nach charakteristischen Unterschieden in drei Gruppen: 1. das wasserlose Hochland, 2. die Talebenen und 3. das Uferland (Hegel, Recl. S. 136ff.). Ganivet, der sich auch in den Cartas Finlandesas (Brief III) mit allerlei Theorien ähnlicher Art auseinandersetzt, wählt im Idearium español (dtsche Ausg. S. 26ff.) ebenfalls eine Dreiteilung, allerdings in 1. festländische, 2. halbinsulare und 3. insulare Geister und Völker. (Sie führt zu sehr gescheiten Auseinandersetzungen, aber auch zu Spitzfindigkeiten wie der, daß Rom und Karthago Inselcharakter hatten usw.). Interessanter aber ist es — und das ist der zweite Punkt — Hegel (S. 129ff.) und Ganivet (S. 95ff.) nacheinander über Nordamerika im Vergleich mit Südamerika zu hören: die alte übliche nordisch-protestantische Einschätzung, wie sie sich klassisch bei Hegel spiegel — und die offenbar in Polemik dagegen von Ganivet herausgearbeitete Würdigung des spanischen Konquistadorentums, die Herausstellung der starken Seiten „altmodischen" (d. h. spanischen) Kolonisierens gegenüber dem „modernen" der Angelsachsen. („Ein Gebiet, das wir Spanier betreten, empfängt sehr bald die besondere Eigenheit unseres Geistes und mit ihr die grundlegende Kraft zur Bildung eines Staates: einen territorialen Charakter." — Besondere Nationalitäten: Argentinier, Mexikaner, Chilenen usw. gegenüber dem öde uniformen Nordamerikanertum.) „Die spanisch-amerikanischen Nationen," sagt Ganivet, „haben ihre Kindheit noch nicht beendet, während die Vereinigten Staaten gleich im Mannesalter das Leben begannen." Und so sieht er für Südamerika eine starke Zukunft, die gerade durch die Kämpfe und „Expansionen jugendlicher Gemeinschaften" verbürgt sei (S. 98). Wie unfreundlich sah demgegenüber Hegel (S. 131) diesen „fortdauernden Umsturz" und diese „militärischen Revolutionen" an! Sicherlich wird man nach dem, was auch wir heute von Südamerika wissen, Ganivet freudig zustimmen, wenn auch einstweilen noch nicht — wie es der Argentinier Ernesto Quesada, weiland Professor an den Universitäten Buenos Aires und La Plata, in seinem Oswald Spengler-Buche (Vorlesungen, 1921 in Buenos Aires erschienen) tut — die Zukunft der westlichen Kultur in Südamerika gesucht zu werden braucht.

Ganivets Stellung zur iberischen Einheit, zu den ibero-amerikanischen Fragen, seine eigene kommunistische Haltung gegenüber dem Urheberrecht usw. können hier so wenig wie viele andere interessante Einzelheiten Erwähnung finden. Dafür sei das Buch selbst jedem um so eindringlicher zur Lektüre angeraten.

Halle (Saale). WERNER MULERTT.

SPANISCHE SCHULLEKTÜRE.

Unter den in Deutschland erschienenen Ausgaben spanischer Schriftsteller finden sich nur zwei Sammlungen, die für den Schulgebrauch in Frage kommen: einmal die von J. Fesenmair im Verlage von J. Lindauer in München in den Jahren 1884—1899 erschienene zehnbändige „Spanische Bibliothek“ (in 12°) und dann die aus 23 Bändchen (in 8°) bestehende „Bibliothek spanischer Schriftsteller“, die Dr. Adolf Kreßner in den Jahren 1885—1905 im Rengerschen Verlage in Leipzig herausgab. Beide Sammlungen haben mit dem Tode ihrer Leiter keine Fortführung mehr erfahren. Doch haben sich die Kreßnerschen Texte so gut eingeführt, daß von den ersten vier Bändchen auch zweite Auflagen erschienen. Und in der letzten Zeit war die Nachfrage nach spanischer Lektüre so rege, daß von der Münchener wie von der Leipziger Sammlung schon eine Anzahl Bändchen nicht mehr auf Lager sind. Neue spanische Schulausgaben werden also in allernächster Zeit erscheinen müssen.

Fesenmair und Kreßner haben sich mit ihren Texten eigentlich ergänzt; beiden Sammlungen gemeinsam ist nur Hartzenbusch, Los Amantes de Teruel. Fesenmair bevorzugte Schriftsteller aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts (Quintana, Hartzenbusch, Mesonero Romanos, Bretón de los Herreros, M. Juan Diana, Fernán Caballero und Trueba). Von der klassischen Zeit hat er nur Cervantes mit zwei Novellen und Calderón mit El Mágico prodigioso berücksichtigt. Etwas abseits liegt Fernando de Pulgars Biographie des Marqués de Santillana, ein Text aus dem 15. Jahrhundert.

Kreßner läßt auch das 16. und 17. Jahrhundert mehr zur Geltung kommen. Cervantes sind sechs (4 mit Don Quijote, 2 mit einigen Novelas ejemplares), Lope de Vega zwei (La Esclava de su galán und Amar sin saber a quién) und Calderón drei (La vida es sueño, El Alcalde de Zalamea, El médico de su honra) Bändchen gewidmet. Außer den schon bei Fesenmair genannten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts finden sich bei ihm noch: Moratín, Larra, Gil y Zárate und García Gutiérrez mit je einem Bändchen. Schließlich ist auch der Lazarillo de Tormes und eine recht hübsch zusammengestellte Anthologie spanischer Epik und Lyrik mit einbezogen worden.

Die Anmerkungen reichen bei Fesenmair zum Verständnis der Texte aus, bei Kreßner sind sie mitunter recht dürftig. Wörterbücher sind nirgends beigegeben. Die literar-historischen Einleitungen sind heute vielfach veraltet und die Texte selbst in der vor 1911 geltenden Orthographie gedruckt.

Damit sind schon einige Erfordernisse für neue Ausgaben spanischer Schriftsteller angedeutet: Die Anmerkungen dürfen nicht zu knapp sein, müssen alles Schwerverständliche wirklich erklären, von den literarhistorischen Einführungen in den Schriftsteller und seine Zeit ist zu verlangen, daß sie dem gegenwärtigen Stand der Forschung entspricht und die neue spanische Orthographie muß konsequent durchgeführt werden. Über die Beigabe von Wörterbüchern kann man verschiedener Meinung sein. Ein größeres Wörterbuch, das für den täglichen Gebrauch ausreicht und das zeitlebens verwendet werden kann, ist besser als zehn Spezialwörterbücher,

die nach der Lektüre des betreffenden Schriftstellers doch nicht mehr benützt werden.

Besonderes Augenmerk muß der Textgestaltung von Literaturwerken der klassischen Zeit zugewendet werden. Fesenmair und Kreßner entnahmen diese Texte der Biblioteca de autores españoles und auch heute ist diese Übung leider noch nicht ausgestorben (siehe amerikanische und französische Schulausgaben, auch einige Bändchen der Biblioteca romanica). Aber bei aller Anerkennung vor den Männern, die das Riesenwerk mit seinen 71 Bänden geschaffen haben, muß doch immer wieder betont werden, daß die Textbehandlung der Bibl. de aut. esp. äußerst mangelhaft zu nennen ist. Und auch Schulausgaben, die doch eine Art Popularisierung der wissenschaftlichen Forschung sind, sollten nur Texte zur Grundlage nehmen, die der wissenschaftlichen Kritik Stand halten können. Das ist freilich gerade bei der spanischen Literatur nicht immer einfach. Bei Cervantes sind wir ja in der glücklichen Lage über so glänzende Ausgaben wie die von Rodríguez Marín oder von Bonilla y San Martín und Schevill zu verfügen. Auch für das spanische Drama gibt es jetzt Texte, die allen Anforderungen moderner Kritik entsprechen, ich erinnere nur an die erst 1920 erschienene kritische Ausgabe der Estrella de Sevilla (Revue hispanique, Bd. 48), die als glänzendes Beispiel einer spanischen Tragödie sich recht gut auch zu einer Lektüre für reifere Schüler eignen würde. Gute Texte bieten im allgemeinen auch die Clásicos castellanos (Ediciones de la Lectura). Hier sind als Prosaiker Cervantes, Quevedo, Guevara, als Dramatiker Tirso de Molina, Guillén de Castro und Moreto, als Lyriker Garcilaso, Herrera und der Duque de Rivas vertreten. Aber für eine ganze Reihe von Dichtern und Schriftstellern der Hochblüte spanischer Literatur sind eben noch keine oder nur wenige wissenschaftlich einwandfreie Ausgaben erschienen.

Neben der klassischen Zeit muß die Literatur des 19. Jahrhunderts ausgiebig für die Schulen nutzbar gemacht werden. Die Textgestaltung ist hier naturgemäß einfach. Noch heute kann uns die spanische Romantik fesseln, weniger als Nachahmerin ausländischer Vorbilder, wirkungsvoller, wenn sie in eigenartigen, etwas mehr selbständigen Persönlichkeiten, wie Espronceda oder Bécquer zu uns spricht oder wenn sie in der Wiederbelebung der eigenen großen Vergangenheit ihren Ausdruck sucht (Duque de Rivas, Hartzenbusch, Zorrilla).

Der große Aufschwung, den die spanische Literatur in den letzten Jahrzehnten genommen hat, wird wohl infolge der Valutaschwierigkeiten noch nicht in gebührender Weise berücksichtigt werden können. Vielleicht ließe sich auf diesem Gebiete für den Augenblick mit einer Auswahl aus den zeitgenössischen Schriftstellern auskommen. An erster Stelle hätten hier als Romanschriftsteller Juan Valera, Coloma, Pardo Bazán, Palacio Valdés, Pereda, Pérez Galdós, Pio Baroja, Blasco Ibáñez in Betracht zu kommen, von Lyrikern Campoamor, Núñez de Arce und von Dramatikern, Lopez de Ayala, Tamayo y Baús, Echegaray, Galdós, Benavente u. a.

Ebenso ist es mit der in mächtiger Aufwärtsentwicklung be-

griffenen südamerikanischen Literatur, die bei uns nur deshalb nicht die verdiente Würdigung erfährt, weil sie viel zu wenig bekannt ist und wir sie vielfach nur aus, in der letzten Zeit allerdings ziemlich reichlich fließenden, zweiten Quellen kennen lernen (siehe z. B. Revue hisp. Bd. 31, 37, 40, 41, 43, auch Lit. Echo vom 15. März 1922).

Viel mehr als das bei französischen und englischen Schulausgaben geschieht, muß bei der spanischen Schullektüre die wirtschaftliche Bedeutung der süd- und mittelamerikanischen Länder eine Rolle spielen. Die hierüber erschienene Literatur ist unbedingt auf ihre Brauchbarkeit für die Schule zu untersuchen.

Die intensivere Beschäftigung mit der spanischen Literatur wird erkennen lassen, welch reiche Fülle literarischer Schätze hier noch für unsere Schulen fruchtbar gemacht werden kann: eine tiefempfundene Lyrik, ein in allen Schattierungen des Erhabenen und Komischen schillerndes Drama, eine zum Ausdruck subtilster Seelenstimmung wie zur realistischen Darstellung gleichmäßig fähige Prosa. Die spanische und die südamerikanische Literatur bieten soviel des Guten und Schönen, soviel Eigenartiges, künstlerisch und allgemein menschlich Wertvolles, daß eine Auswahl für eine passende Schullektüre nicht schwer fallen dürfte.

Würzburg. ADALBERT HÄMEL.

DIE WOCHENSCHRIFT „*ESPAÑA*".[1]

Wer in Deutschland ernstlich den Wunsch hat einen Einblick in das moderne spanische Kulturleben zu tun, tut gut daran, sich die in Madrid erscheinende Wochenschrift *España* zu verschaffen. Die mir vorliegenden Hefte vom 22. und 29. April enthalten wertvolle Beiträge über zeitgemäße politische, wirtschaftliche und allgemein geistige Probleme Spaniens, sowie treffliche Aufsätze über Literatur und Kunst. Mit bemerkenswertem Freimut, weit über jedem Partei- und Interessenstandpunkt, behandelt der Herausgeber das für das nationale Leben Spaniens so bedeutsame marokkanische Problem aus der tiefernsten Fragestellung heraus: *¿ Puede España civilisar Marueccos ?* Von dem gleichen Geist nationalen Verantwortungsgefühls ist der Aufsatz *España en Génova* beseelt. Diesen Aufsätzen stehen an Sinn und Bedeutung die Ausführungen nahe, die der bekannte Schriftsteller Miguel de Unamuno in den Skizzen *El gran mentidero* und *Claras reflexiones sobre Brand* gibt; Erörterungen über seine gerade jetzt in Spanien viel und leidenschaftlich besprochene Stellung zu Monarchie und Republik, gipfelnd in dem Schlußsatz des zweiten Aufsatzes: «La más profunda labor politica es una obra de educación». Der Berliner Rechtsphilosoph Professor Rudolf Stammler, in einer einführenden Bemerkung ehrenvoll begrüßt, erhält das Wort zu einem kurzen Aufsatz über *El Juez y la Ley.* Mit französischer Literatur beschäftigen sich *Notas sobre Jules Romains.* Wir hoffen die Leser der Nr. Sp. regelmäßig über diese wertvolle Zeitschrift unterrichten zu können.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

---

[1]) Preis des Jahrgangs für das Ausland 27,50 Ptas.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXX. MÄRZ/MAI 1922. HEFT 3/4.

E. Neuendorff, *Die Schulgemeinde.* Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Wir haben über die Zeit der Verneinung hinweggelebt und -gearbeitet. Die Kritik an der Schule äußert sich nicht mehr im Aburteilen allein. Bereits müssen wir Berufserzieher mit ruhigerer Besinnung Umschau halten. Jetzt gilt es in ihrem Wert abzuwägen mannigfache Versuche der Schulreform, die Bestrebungen politischer und freier Jugendbewegung, den dauernden Gehalt des Alten und die lebendigen Kräfte des Neuen. Im Ruf nach der Schulgemeinde klangen jene Strebungen zusammen. Kann unsere öffentliche Schule, ob groß oder klein, aber zur Schulgemeinde überhaupt werden?

Ein Verdienst des vorliegenden Werkes ist es, zu zeigen, wieviel hierin für unsere öffentliche Schule wertvoll und erreichbar, ja vielfach schon geschaffen ist, wie all dies sich gelegentlich bereits in zusammenfassender Lebensgemeinschaft gestalten will. Freilich wird hier keine erschöpfende Übersicht über Bestrebungen gleicher Art gewährt, charakteristische Seiten des Themas, wie der Hamburger Organisationsversuch, werden kaum berührt. Es scheinen sich zum Teil mehr zufällig Vertreter von Bestrebungen zusammengefunden zu haben, die aller Orten bereits im Wachsen sind. Auch fehlt noch ein tiefer begründeter und zusammenfassender Begriff der Bildung und Erziehung. Von klarer systematischer Begründung und Zusammenfassung ist das Werk noch entfernt, sie ist uns wohl noch nicht möglich. Aber die Richtung des Suchens und Versuchens ist doch vielfach die gleiche. Das Vorwort des Herausgebers weist den Weg. Über dem bunten Vielerlei der Einzelaufsätze, deren Anregungen sich auch einmal widersprechen, durchkreuzen oder wiederholen, findet sich denn auch genug des erfreulichen Gemeinsamen. Aus der Vereinzelung streben die Fächer zur Einheit, ob sie nun in philosophischer Durchleuchtung des Faches, in der philosophischen Zusammenfassung, im Gesamtunterricht oder in der lebendigen Persönlichkeit des Lehrers gesucht wird, endlich in der Bildung des Schülers zu lebendigem Glied der sozialen Gemeinschaft. Didaktischen und ethischen Materialismus, einseitige Verstandesbildung lehnen wohl alle Mitarbeiter ab. Der Unterricht soll sich auf die Entwicklung und die Bedürfnisse des Jugendlichen, die Entbindung seiner Anlagen und seines Gestaltungstriebes einstellen. Das wird den Mitarbeitern des ersten Teiles zu befruchtendem methodischen Grundsatz, den sie für die einzelnen Fächer andeutend behandeln. Naturgemäß bevorzugt unser Buch die Unterrichts-, Übungs- und Arbeitsgebiete, die für solche Entfaltung der Kräfte günstig liegen. Eine einseitige Übertreibung soll das gewiß nicht bedeuten. Das wäre wieder Schema. Der Unterricht der Zukunft dürfte eine gemischte Methode entwickeln. Er wird arbeiten — er versucht es ja schon vielfach — mit Frage und Antwort, Führung des Lehrers, aber dazu das freie Gestalten des Schülers erwecken und verwerten.

Wie unter Ausschaltung aller auflösenden Einflüsse, so der parteipolitischen, ein Gemeinschaftsleben der Schule sich regt, zeigt der zweite Teil. Dazu helfen künstlerische und bildende Bestrebungen, Schulfeste und Wettkämpfe, die alle in freier geistiger und körperlicher Arbeit der Schüler vorbereitet und durchgeführt werden. Das geschieht hier in freier, dort in vereinsmäßiger oder gebundener Form unter diesem oder jenem Vereinsnamen. Hier erscheint uns besonders wertvoll einmal, daß die Anhänger all der zersplitterten Bewegungen der freien Jugend bei gemeinsamer Arbeit mit den Erwachsenen in Berührung kommen, dann der gelegentliche weitere Versuch, die vielen Einzelgebiete freier Betätigung innerhalb der Schulgemeinde zusammenzufassen, so in der Schülerschaft des Johanneums oder in der Arbeit eines gleichgestimmten Kollegiums. Keine schematische Gestaltung kann hier auf dem „Verfügungswege" geschaffen werden. Überall muß das Leben selbst die Gebiete der Betätigung und ihre Zusammenfassung bringen. Diese Arbeit muß aus dem natürlichen Boden wachsen, der an öffentlichen und privaten, an nord- und süddeutschen, an großen und kleinen Anstalten, ja selbst an den Schulen derselben Stadt oft verschieden ist. Aber alle Wege führen zu gemeinsamem Ziel. Alle Mitarbeiter an unserm Buche wollen die Jugend bilden und erziehen zu freudig tätigen Gliedern einer sozialen Gemeinschaft. Freilich, die Schule kann die wirtschaftlichen und geistigen Bedingungen solcher Gemeinschaft nicht schaffen. Was unserm öffentlichen Leben noch fehlt, kann sie uns nicht geben. Aber sie kann in ihrem begrenzten Kreise selbst das Bild solcher ersehnten Gemeinschaft darzustellen versuchen und so ihre Schüler mit einer Flamme im Herzen entlassen, die im Nebel des Tages nicht erstickt.

Frankfurt a. M. G. Herzfeld.

Hirt Hermann, *Geschichte der deutschen Sprache.* München 1919, O. Beck.
Kluge Friedrich, *Deutsche Sprachgeschichte.* Leipzig 1921, Verlag von Quelle & Meyer. 352 Seiten. Gebunden M. 30,—, geheftet M. 24,—.

Zwei ungefähr zu gleicher Zeit aus Vorlesungen erwachsene Versuche eine geschichtliche Charakteristik unserer Muttersprache zu geben, die natürlich viel Gemeinsames haben, aber doch in ihrer Anlage ziemlich verschieden sind, so daß beide Bücher sich vortrefflich ergänzen.

Hirts Buch wendet sich als ein Teil des Handbuches des deutschen Unterrichtes an Höheren Schulen vor allem an die Lehrerwelt, und ich zweifle nicht, daß es sich hier als nützlich und brauchbar erweisen wird, falls der Benutzer die nötige sprachwissenschaftliche Vorbildung besitzt, um sich über die von Hirt aufgerollten Probleme ein selbständiges Urteil bilden zu können, was an Hand der reichlich gegebenen Literatur nicht schwer fallen wird. Denn es sind nicht alles feststehende Tatsachen der indogermanischen und germanischen Sprachgeschichte, die hier geboten werden; „Vorsicht ist nicht immer der bessere Teil der Tapferkeit" sagt Hirt, und so wagt er sich denn nicht selten in kühnen Streifzügen in das dunkle Nebelland der glottogonischen Spekulationen, wofür ich z. B. auf sein Kapitel „Die

indogermanische Sprache in ihrer Eigenart“ S. 32ff. verweise, wo er die Aufhellung der indogermanischen Kasusbildung versucht. Auf die Herkunft des Germanischen aus dem Indogermanischen ist überhaupt ein verhältnismäßig breiter Raum verwendet, aber auch die Neuzeit kommt zu ihrem Rechte, allerdings mit Ausschluß der Geschichte des Wortschatzes, die ja von Hirt in demselben Handbuche als „Etymologie der neuhochdeutschen Sprache“ erschienen ist. Als besonders lesenswert hebe ich das XVIII. Kapitel hervor: „Die Ausbreitung des Deutschen“ mit den Unterabteilungen: 1. Deutsch und Welsch. 2. Deutsch und Nordslawisch. 3. Deutsch und Litauisch. 4. Deutsch und Tschechisch. 5. Deutsch und Magjarisch. 6. Deutsch und Slowenisch. 7. Die Sprachinseln. 8. Die deutsche Sprache im Ausland. Daß auch die Lehrer der romanischen Sprachen das Buch mit Vorteil benutzen können, zeigt die lehrreiche Erörterung S. 117ff über die Entstehung der Verschiedenheiten der heutigen romanischen Sprachen. Als einem „Kriegsbuch“ haften dem Werke auch allerhand Mängel an, was der Verfasser selbst am besten weiß, und man wird das nach der im Vorwort gegebenen Entstehungsgeschichte des Buches begreiflich finden. Hoffentlich verschwinden diese Unebenheiten bei einer Neubearbeitung, die dann auch auf eine einheitliche und genaue Methode des Zitierens zu achten hätte. — S. 7, Z. 4 (u.) l. Printz st. Brinz. S. 25 letzte Z. (u.) l. r̥ st. r. S. 147, Anm. 1 Z. 2 (u.) l. sūnùs st. sūmùs.

Das Werk von Kluge wendet sich an den weiten Kreis aller Gebildeten, die für die Muttersprache Sinn und Verständnis haben. Es will keine landläufige Laut- und Formenlehre des Deutschen geben, sondern in großen Zügen „den Zusammenhang von Sprache und Volkstum für unser Deutsch geschichtlich schildern.“ Der Stoff verteilt sich auf 7 Zeitabschnitte: die vorgermanische, die urgermanische, die altgermanische, die urdeutsche, die althochdeutsche, die mittelhochdeutsche und die neuhochdeutsche Zeit, letztere etwas knapp behandelt, weil Verfasser seine gesammelten sprachwissenschaftlichen Aufsätze „Von Luther bis Lessing“ (5. Aufl. 1918) in diesem Buche nicht wiederholen wollte. Die in schwungvoller Sprache und mit warmer Liebe für Deutschtum und Muttersprache geschriebene Darstellung Kluges wird sicher ihren Zweck erreichen und neue Lust und Liebe für unsere Sprache und das Verständnis für die Gesetze ihrer Entwicklung wecken und fördern. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser keinerlei Literatur zitiert, so daß mancher Laie in vielen Punkten der germanischen Sprachgeschichte nur Kluges persönlichen Standpunkt kennen lernt, der gar oft zum Widerspruch herausfordert. So wird man hinter viele der gegebenen Etymologien ein Fragezeichen setzen können, z. B. S. 13 bei *κύων*, S. 35 bei got. *sunjis*, S. 45 bei lat. *vērus*, S. 68 bei *neun*, S. 98 wird *sehen* noch immer zu *sequor*, *ἕπεσθαι* gestellt als „mit den Augen folgen“ usw. Die S. 75 aufgestellte Behauptung, der Grieche habe den Zwiespalt zwischen Einzahl und Mehrzahl im Perfektum aufgegeben, ist in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig. Reste des alten indogermanischen Ablautes finden sich nicht nur in der homerischen Sprache, sondern auch noch im klassischen Griechisch,

Artikel geben möchte, wünscht man alle Hilfsmittel für den Lernenden, Nachschlagenden, Genießenden.

Die Frage nach dem „Neuen“ ist bei einem solchen Buch müßig, obwohl auch hier im sympathischen Bild des späteren Burns die Überlieferung vorhergehender Biographen in objektiver Darstellung verbessert erscheint, also Neues geboten wird. Überall ist das Streben kenntlich, das der Untertitel angibt. Nicht ein Wunderkind, sondern der Mensch und Dichter ist darzustellen, und zum Verständnis wird die Landschaft, deren Kenntnis ja für ein Verstehen von Burns so wichtig ist, wie Verfasser mit Recht betont, eindringlich geschildert. Daß daneben der menschlichen Umgebung vollste Aufmerksamkeit zuteil wird, ist klar. Eine kluge Auswahl der Anekdoten — auch Weglassung ist Kritik! — soll helfen „die Wurzeln aufdecken, aus denen Burns' menschliche und künstlerische Taten hervorwachsen.“ Was nun die Werke betrifft, so ist bei einem Manne, dessen künstlerische Mission „Hebung, dichterische Verklärung und Deutung der Gebräuche, Lieder und Sagen seiner schottischen Heimat“ war, eine ästhetische Zergliederung und Analyse der Dichtung nicht am Platz, ohne dem Dichter Unrecht zu tun. Deshalb wird sie vom Verfasser auch nur gestreift, und eine Würdigung im Rahmen der Dichtung überhaupt wird nicht gegeben. Mehr als allgemeiner Wegweiser dienen die Angaben, daß Burns' Dichtung durchaus unromantisch ist, oder daß seine Dichtung Heimatkunst ist. Genauer aber wird die Entstehungsgeschichte der einzelnen Lieder untersucht und mit Recht, weil dadurch gerade die Einheit von Melodie und Wort, das Volkslied im Burns'schen Sinne, immer wieder hervorgehoben werden muß, diese Einheit, die eine einseitige Analyse des Textes allein ebenso verbietet, wie sie einen einseitigen Abdruck des Textes allein verbieten sollte. So erhalten wir in des Verfassers Ausführungen zu der Biographie des Menschen gewissermaßen eine Biographie seiner Lieder, und durch dieses Brückenschlagen vom Mann zum Werk und stete In-Beziehung-setzen der Einzelpersönlichkeit mit seiner Umwelt und von dem Einzellied mit den Melodien des Volkes und seiner Vorgänger wird auch dem fremderen Leser deutlich, wie Burns eine lebendige Kraft seiner Nation bleiben konnte und mußte.

LUISE SIGMANN: *Die englische Literatur von 1800—1850 im Urteil de[r] zeitgenössischen deutschen Kritik.* 319 S., Heidelberg, C. Winter 191[8] (Anglist. Forschungen, Heft 55.)

Professor Herford hat die literarischen Beziehungen zwische[n] England und Deutschland im 16. Jahrhundert dargestellt, ein Werk das dann von G. Waterhouse (Cambridge 1914) für das 17. Jahrhunder[t] fortgesetzt wurde. Die hauptsächlich durch die Fülle des Material[s] ungleich kompliziertere Arbeit, das 18. und 19. Jahrhundert in ähnlicher Weise darzustellen, bedarf eingehender Vorstudien und Sammelarbeiten. Auch ein groß angelegtes zweibändiges Werk von L. M. Price, das ich noch nicht einsehen konnte — dem 1919 bei der California Press erschienenen Bd. 1 (Bibliographie) folgte kürzlich Bd. I[I]

Survey) —, will nur solche Sammelarbeit geben[1]). Ähnlich hat sich Verfasserin vorliegenden Heftes der anglistischen Forschungen das Urteil des zeitgenössischen Deutschland über die englische Literatur von 1800—1850 zur Untersuchung gestellt. Der Rahmen der Beurteiler ist möglichst weit gefaßt: von Äußerungen Goethes, Humboldts u. a. bis zur Zeitungskritik ist jede bezeichnende Äußerung zusammen getragen, eine Arbeit, die durch das Gesellige der damaligen literarischen Kreise Deutschlands leichter, aber auch lohnender gemacht wurde. Neben der berufsmäßigen Kritik (die nach der Art ihrer Journale nochmals in gelehrte und populäre geschieden ist) und auf die naturgemäß der größte Nachdruck gelegt wird, ist der Geschmack des Publikums durch Auflageziffern, Häufigkeit der Übersetzungen usw. mit in Betracht gezogen. Auch für die gar nicht seltene Diskrepanz zwischen dem Urteil der Kritik und der Beliebtheit bei der Leserwelt werden interessante Belege gegeben. So beleuchtet ziehen dann die einzelnen Gestalten der englischen Literatur, in Gruppen geordnet, an uns vorüber. Über das gebotene Material greifen zusammenfassende Schlußurteile vorsichtig weiter, indem psychologische Gründe erwähnt werden, weshalb die oder jene Persönlichkeit oder Dichtungsart das deutsche Publikum ansprach oder nicht. Die für das Studium der literarischen Beziehungen äußerst wichtigen Phasen des Einflusses eines Dichters – die Frage: wann beginnt er eine Rolle zu spielen, wann ist er Mode, wann schwindet sein Einfluß? steht in direkter Beziehung zu Fragen der Stilwandlung — ist stets, besonders nochmals am Schluß der ganzen Darstellung, hervorgehoben. Manchmal wird, von den Tatsachen gedrängt, direkt von Nachahmern und einer Beeinflussung des deutschen Geschmacks gesprochen (z. B. bei Scott, dem wohl das beste Kapitel gewidmet ist).

Als Ergebnis muß uns eine bewundernswerte Intensität und Breite der Beschäftigung Deutschlands mit englischer Literatur auffallen, umso erstaunlicher, da England doch nur einen Teil des Auslandinteresses ausmachte; nicht einzelne englische Dichter, sondern fast alle haben ihren oft launisch ungleichen Anteil an Beachtung gefunden, und nicht nur bei einzelnen 'Kennern, sondern bei der Masse der Leserwelt. Die Zusammenstellung der Tatsachen ergibt dann für die Jahre 1815—1840 ein unvermindert großes Interesse und ein im folgenden Jahrzehnt einsetzendes, durch politische Sorgen, eigene Dichtungskraft und Übersättigung begründetes Abflauen. Naturgemäß steht der Roman an erster Stelle, dann folgt die epische Dichtung und ganz zuletzt Lyrik und Drama, eine Reihenfolge, die durch Deutschlands eigene Produktion an Lyrik und Drama begründet ist. Durchbrochen wird die Reihenfolge durch die unvergleichliche Berühmtheit, die Byron und Th. Moore erlangten — denen aber an Beliebtheit Lady Morgan gleichsteht — auch eine Rache des Romans! Eine tabellarische Übersicht wird erleichtert durch die Zusammenfassung in 4 Gruppen: Dichter, die deutschen gleich ge-

[1]) Vielleicht ist auch M. J.-M. Carré: Goethe en Angleterre (Paris 1921) in dem gleichen Zusammenhang zu erwähnen.

achtet werden (z. B. Byron, Scott, Bulwer); die große Anzahl, die ohne Spuren zu hinterlassen, großer Beliebtheit sich erfreuten; solche, die nur einen kleinen Kreis von Kennern fanden (z. B. Wordsworth); und schließlich die Gruppe der kaum Gekannten (darunter Keats und Tennyson). — Möge bald aus der sich häufenden Zahl der Vorarbeiten eine vergleichende Betrachtung erwachsen.

Neue Tauchnitzbände: Vol. 4534 *The Lion's Mouse* by C. N. und A. M. Williamson Vol. 4549 *The Bronze Venus* by Eden Pillpotts. Vol. 4551 *The Plain Man und his Wife* by Arnold Bennett. Vol. 4543 *Cabbages and Kings* by O. Henry. Vol. 4554 *Tarzan of the Apes* by Edgar Rice Burroughs. Vol. 4555 *Fanny's First Play* by Bernard Shaw. Vol. 4556 *The Return of Tarzan* by Edgar Rice Burroughs. Vol 4557 *About Many Things* by Grace Rhys.

Die Bedeutung der Tauchnitz Edition ist heute eine viel größere als früher, da sie für uns fast den einzigen Weg zur Vermittlung moderner englischer Literatur darstellt. Da ist es umso bedauerlicher, wenn das uns durch die Tauchnitz Edition vermittelte Bild einseitig und also unrichtig ist. Dies ist besonders mit Bezug auf den Roman gesagt, den fünf der oben genannten Bände vertreten — durchwegs Unterhaltungslektüre, also ein Import, den wir gerne entbehrten. Was kennen wir vom modernen englischen Roman? Wells, Conrad, Galsworthy, Bennett sind vertreten, und wir sind dankbar dafür, aber warum muß alles andere gleichzeitige und neuere fragliche Qualität sein? Mackenzie, Walpole, Swinnerton etc. etc. werden uns nicht geboten, warum wissen wir nicht. Statt dessen bekommen wir eine, zeitgeschichtlich immerhin sehr interessante, amerikanische Einfuhr. Vor allem *Burrough*. Sein Sensationsroman schildert die Entwicklung und die Taten des von Affen aufgezogenen und so zum Affenmenschen gewordenen Söhnchens eines englischen Lords. Der an sich kino-artige Vorwurf, der in der virtuosen Darstellung mit unaufhörlicher Spannung weitertreibend das Aufsehen des Buches wohl erklärt, ist auch durch in der Sphäre des Kinos vertraute Mittel behandelt. Eine Vergrößerung der Seelisches ausdrückenden Züge und Handlungen, manchmal in banaler Karrikatur ein andermal in an hölzerne Masken gemahnender Typisierung ist durch die rasche Folge kinematographischer Darstellung erklärt und vielleicht vielen erträglich, zumal da das Buch immer dem Geschmack des Durchschnitts an Sentimentalität und Schauergeschichten entgegenkommt. Das ungewöhnlich Fesselnde der Geschichte und die Affenerzählungen, die wir dem als exakten Naturschilderer bekannten Verfasser wohl glauben mögen, rücken das Buch ein wenig über den "shilling shocker" hinaus. Ein zweiter Band "The Return of Tarzans" beschreibt die weiteren Erlebnisse Tarzans in Zivilisation und Wildnis. Der andere amerikanische Autor: *O. Henry* schickt seinem gleichfalls flott erzählten Buch eine Inhaltsangabe und damit eine Selbstcharakteristik voraus. Es ist eine Geschichte aus einer kleinen südamerikanischen opéra-bouffe Nation, wo Regierung und Intrigue sich deckende Begriffe sind, und in die als moderner Märchenprinz der leichtsinnige geschäftige Abenteurer kommt; dazu

etwas Liebesgeschichte und Liebeshändel und überall verstreut und zwar reichlich: Dollars. Solcher Offenheit gegenüber ist Kritik entwaffnet. Sie kann höchstens das Weltbild des Verfassers als ein von ihr nicht geteiltes hinstellen, ein Weltbild, das einmal in den Worten formuliert ist, die Welt sei "at its best but a little round field of the moving pictures with two walking together in it", und das folgerichtig den Roman mit einem Kinoszenarium abschließt. — *Williamsons* Buch spielt ebenfalls in Amerika, und dies Sensationskinostück hat vor den anderen voraus, daß auch Mord und Totschlag darin zu ihrem Rechte kommen. — Nach solchen Effekten berührt *Phillpotts* Geschichte wohltuend einfach, eine mild humoristische Erzählung, in der auch allerhand moderne Dinge wie Krieg, Alliierte, Land-Nationalisation usw. sowie verschiedene Vorlieben und Animositäten des Verfassers erwähnt bezw. angedeutet werden, ohne aber jemand zu nahe zu treten und ihm den Geschmack an der unterhaltsamen Lektüre zu verleiden — vielleicht in Huldigung der "Great Victorians", denen der Verf. nachtrauert. — Bleiben noch die zwei Essaybände und Shaw. *Bennett* plaudert über sein großes Thema: den Alltag und die Schätze, die aus dem Alltag zu heben sind. Der "Plain Man" ist ein imaginäres Porträt der Realität der 20. Jh., die den Sinn für die Süßigkeit des Lebens verloren hat. Aber der "plain man" muß sich ändern, und das tut er, wenn er die Augen öffnet: dann sieht er, daß das Verhängnis seines Berufs der auf ihm lastet, zum größten Teil ein eingebildeter Zwang ist, daß er gar nicht weiß, wonach er hastet, oder daß das Ziel gar nicht erstrebenswert ist, "all means and no end", und das ist eine Lebenslüge. Bennett will nun dem "plain man" sein Temperament, das geruhsame amüsiert-gutmütige Bennettsche Realistentemperament einimpfen und gibt Ratschläge, so banal wie möglich, denn: "to the thoughtful these matters will not seem trivial". Die zentrale Idee ist eine Gardinenpredigt gegen die Gedankenlosigkeit dem Alltag gegenüber. Ehrlichkeit vor sich selbst und ein Sich-selbst-erkennenwollen werden Wunder verrichten. Im zweiten Essay werden diese Ideen noch mehr in Einzelheiten verfolgt, eine Schule der Konzentration wird gegeben, die Ausnutzung aller Augenblicke gelehrt, eine überzeugend überredende Anleitung zu Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft und allem, was jenseits der Brotfrage liegt — und das ist Gottseidank ein stets wiederkehrender Wunsch der heutigen Menschen — wird dargeboten. So werden Ewigkeitswerte journalistisch nahegebracht, und man kann sich denken, daß auch der Ungläubige und der, der nicht Bennets Temperament hat, nach der Lektüre des Autors Worten beistimmt: "Nothing in life is humdrum." — Ganz anders geartet ist das Buch der *Grace Rhys*, eine Sammlung kleiner Skizzen, mehr Träumereien als Gedanken, gewidmet der Freude an der bunten Erde, dem Wunder des Unscheinbaren und der Seele des Menschen. Ein gefühlsmäßiger Idealismus, dem eine leichte Furcht vor dem Intellekt beigemengt ist, predigt Liebe zum Kleinsten und also die Bedeutsamkeit des Kleinsten; weiblich aller Gewaltsamkeit abhold, und wie aus Selbsterhaltungstrieb den Vorrang des Geistigen betonend, werden Kleinig-

keiten vom Ethos des Mitleids getragen. Besonders eindrucksvoll — manchmal an Jefferis erinnernd — wird die Verf. im sensiblen Nachempfinden des Lebens der Tiere und Pflanzen, des Wassers, Winds und der Wolken, des Lichts und der Farben. Die beschworene Musik der Elemente wird weniger gefunden als die Musik der Gedanken, oder besser als die Phantasieen über Gedanken. — Als einzige Vertreter des neuen englischen Dramas sind Galsworthy und *Shaw* in der Tauchnitz Edition vertreten, und da auch Drinkwater seinen 'Cromwell' Shaw als dem Meister-Dramatiker seiner Zeit widmet, wollen wir uns damit zufrieden geben. Der vorliegende Band enthält keine schwerwiegenden Stücke. 'Fanny's First Play', ein „Reißer", wie Shaw selbst sagt, wurde zwar ein Kassenstück ersten Ranges, aber ein Spiel übers Theater, das die Kritiker auf die Bühne bringt und das alle Ingredienzien des richtigen Shaw in genügender Verdünnung dem Publikum auftischt — seine Lieblingscharaktere, Situationen, Geistreichigkeiten — mußte wohl jedermann interessieren und ihm die eingebildete Möglichkeit eines Verständnisses oder gar Einverständnisses geben — eines Einverständnisses, das allerdings schon durch die kurze Vorrede über die Öde der wohlanständigen Mittelklasse, die einen zwinge, jungen Leuten den verzweifelten Rat zu geben, über die Stränge zu schlagen, mit einem Fragezeichen versehen wird. Die beiden folgenden Einakter: 'Great Catherine' und 'Annajanska, the Bolshevik Empress' dialogisierte Anekdoten und, wie die Vorrede, die die Schauspieler als Anreger des Dramatikers und als Teilhaber seines Ruhms anspricht, betont, als Glanzrollen für die Schauspielerin Gertrude Kingston geschrieben, verraten wie oben dasselbe Vergnügen des Autors, die Freiheit des Individiums und damit das Leben gegenüber dem toten Schematismus von Konvention und Kaste einen leichten Sieg erringen zu lassen. — Das letzte Stück: 'Overruled' ist wieder ein Thesenstück, wie früher über vergängliche Umstände der Blick auf zeitlich nicht beschränkte Dinge menschlichen Lebens geleitet wurde so ist diesmal bei weniger betonter Milieueinkleidung unter den Gesichtspunkt der Farce — die, wie Shaw betont, ebensogut als Darstellungsmittel taugt wie die Tragödie und Komödie — das Eheproblem behandelt. Die landläufigen Lustspiele über dasselbe Thema leisteten entweder dadurch, daß sie die Scheidung oder die verhütete Scheidung in den Mittelpunkt rückten und so die eigentliche Frage ganz aus dem Auge verloren, oder dadurch, daß sie nicht den Mut hatten, im dritten Akt die Konsequenzen des ersten und zweiten Aktes zu ziehen (wodurch sie zu Tragödien geworden wären, aber dafür bessere Stücke, meint Shaw) den konventionellen Gesellschaftslügen Vorschub. Genau wie unsere Gesetzgebung sind sie schuld an der Übertreibung, die unserer Auffassung von sexueller Leidenschaft und deren Dauer zu Grunde liegt. Um der Wahrheit zu dienen, will Shaw nun im Scherz behandeln, was im Ernst zu behandeln verwehrt ist. Er will wissen, wie und warum Eheleute untreu werden, er will die Psyche kennen lernen und nennt sein Stück: 'a clinical study'. In der Farce erscheint dann das Problem mit der Variante: die über Ehebruch reden, sind moralisch, die Un

moralischen schweigen; oder ganz klar formuliert: nicht moralisch leben sollen wir, denn wir sind einmal sündige Menschen, aber wir sollen wenigstens nicht versuchen, unsere unmoralischen Handlungen zu verbergen. Mit diesem puritanischen Wahrheitsstreben deckt sich die in der Vorrede nochmals ausgesprochene Shawsche Auffassung der Kunst als Moral, nicht aber als Polizei.

Freiburg i. Br. Walter F. Schirmer.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Im Inselverlag zu Leipzig 1921 und 1922.

Von dieser schönen, hier bereits mehrfach angezeigten Sammlung liegen wieder einige neue, ihren Vorgängern sich würdig anreihende Bändchen vor: „König Lear“ und „Verlorene Liebesmüh“ von Max J. Wolff, „Was ihr wollt“ von Ludwig Fränkel und „Cymbelin“ von Marie Luise Gothein mit Anmerkungen und Nachwort herausgegeben. Die Herausgeber haben sich ihrer Aufgabe wiederum mit viel Liebe und Sachkenntnis angenommen und Ausgaben geboten, die bei aller Pietät gegen die ersten Übersetzer, A. W. Schlegel, Dorothea Tieck und Baudissin, auf Grund vertiefter und verfeinerter Textbehandlung und fortgeschrittener Wortforschung der ursprünglichen Fassung möglichst gerecht zu werden suchen. Was Ludwig Fränkel als die seiner Übersetzung zugrunde liegende Absicht hervorhebt, nämlich in Wortlaut und Satzbau sich möglichst haarscharf der Vorlage anzugleichen, diesem Ideal der vollkommenen Übersetzung haben, wie häufige Nachprüfung festgestellt hat, auch die anderen Übersetzer bewußt und mit Erfolg nachgestrebt und aus diesem Bestreben heraus uns neue Übersetzungen geschenkt, die nicht nur manche Verbesserungen und Klärungen des Sinns, sondern auch in Sprache und Rhythmus ein glücklicheres und flüssigeres Gewand ergeben, als die ersten Bearbeiter bei aller Genialität zu geben vermochten. Es wäre dringend zu wünschen — Fränkel spricht mit Recht die Forderung aus —, daß die Neubearbeitungen auch in die Hände der Bühnenleiter gerieten und die Aufführungen der Shakespearischen Dramen nur mehr an der Hand dieser neuen, im Wortlaut sicheren und formgewandten Übertragungen gegeben würden.

Molières sämtliche Werke in sechs Bänden, herausgegeben von Eugen Neresheimer, Berlin im Propyläenverlag.

Von dieser neuen, sehr schön ausgestatteten Molière-Ausgabe in deutscher Sprache, an der als Übersetzer M. Beutler, H. Conrad, J. Kafka, F. Kaibel, R. Koester, E. Neresheimer und P. Wiegler mitarbeiten liegt mir der erste Band vor. Stichproben ergaben, daß die Übersetzungen, der in ihm enthaltenen Werke („Der eifersüchtige Barbouillé, Der Arzt als Doppelgänger, Der Tölpel, Liebesnöte, Die lächerlichen Preziösen, Sganarell“) durchweg das anerkennenswerte Bestreben verraten Molières Sprache in kräftigem, lebendigem, die komische Wirkung energisch herausarbeitendem Gegenwartsdeutsch wiederzugeben. Manche Ungenauigkeiten sind vielleicht auf Rechnung der künstlerischen Absicht zu setzen. Doch ergaben auch die

Stichproben einzelne nicht zu rechtfertigende Versehen oder Entstellungen des französischen Textes. So bleibt z. B. in M. Beutlers Übersetzung der «Précieuses ridicules» von der wirklich nicht schwer zu übersetzenden, höchst komischen Fanfaronnade der beiden vermeintlichen Edelleute (Szene XII) nichts übrig. Statt: «Te souvient-il, vicomte, de cette demi-lune que nous emportâmes sur les ennemis au siège d'Arras?» und der Antwort: «Que veux-tu dire avec ta demi-lune? C'étoit bien une lune tout entière?» heißt es in der Übersetzung: „Erinnerst du dich noch, Graf, wie wir bei Arras die Feinde schlugen? Es war gerade zunehmender Mond. — Was sagst Du, zunehmender Mond? Es war schon richtiger Vollmond."

Den Übersetzungen geht als Einleitung eine 118 Seiten umfassende Darstellung von Molières Leben und Werken aus der Feder des Leipziger Privatdozenten Wilhelm Friedmann voran. In schlichter, allgemein verständlicher Form wird in ihr der Werdegang Molières, der äußere Verlauf seines Lebens und die Geschichte seiner Werke behandelt. Es wird deutlich gezeigt, was Molière mit der Tradition verband, und wie er sich ihr gegenüber als Neuerer, als selbständiger Mensch und Künstler verhielt. Der Wert dieser Einleitung liegt nicht in den neuen Gesichtspunkten, aus denen heraus etwa zu dem Problem dieser Erscheinung Stellung genommen wäre, sondern in der Gewissenhaftigkeit, mit der hier aus reichster Sachkenntnis heraus, das Bild des Mannes und Dichters in seinem Wollen und Können gezeichnet wird. Ihr Wert liegt in der Sicherheit, mit der unauffällig, aber bestimmt, eine Vorstellung von der Art und Kunst des klassischen französischen Lustspieldichters gegeben wird. Vollständig ist die Charakterisierung Molières durch Friedmann wohl nicht; das für uns Heutige Problematische im Wesen seiner Kunst wird wenig berührt. Die Grenzen, die ihm gesteckt waren, werden nicht aufgewiesen. Wie er groß war, trotz so mancher Schwächen selbst in seinen „schlackenlosesten" Stücken, was nur zeitlich bedingt war in seinen Mitteln und uns darum weniger mitreißt, die häufig niedrige Art seiner Komik und seine oft geringe Einsicht in zukunftweisende, geistige Strömungen, in Diskussionen über solche feinere kritische Probleme einzutreten war nicht die Absicht dieser an trefflichen Beobachtungen — so z. B. über das Verhältnis von Tragik und Komik in der Person des Alceste (S. 83) — reichen Einführung.

Würzburg. Walther Küchler.

Stefan Zweig, *Marceline Desbordes-Valmore.* Das Lebensbild einer Dichterin. Mit Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. Inselverlag, Leipzig, 1920.

Marceline Desbordes-Valmore ist eigentlich die einzige dichterische Persönlichkeit unter den Frauen der Romantik, deren Wirken nachhaltige Spuren hinterlassen hat. Ein elementarer Schmerz, eine elementare Sinnlichkeit ringt hier nach Ausdruck.

Stefan Zweig hat in einem jener Essais zur Literaturgeschichte, in denen er mehr und mehr die Erlösung von einer ihm fremden,

rauhen Wirklichkeit sucht, ihr Leben gezeichnet. Es ist ein Leben tiefen Leidens, starken Liebens, ein echtes Frauenleben.

«D'un cœur de femme il faut avoir pitié
Quelque chose d'un enfant s'y mêle à tous les âges.»

Sie stammt aus Douai, dem nordfranzösischen Industriegebiet; hier ist sie 1786 geboren. Sie hat als seelische Erbschaft etwas von den kulturellen Bedingungen jener Landschaft mitbekommen, die gleichsam als Gegengewicht gegen den industriellen Geist ihrer Kinder, sich durch die Lyrik eines Verlaine, Samain, Rodenbach, Verhaeren, Lerberghe, der großen flandrischen Dichter, von Kohlenstaub und Maschinengetriebe für Momente Erlösung sucht.

In der Familie Desbordes fehlt es nicht an Kunsttradition. Die Revolution vernichtete den Wohlstand der Familie. Aber in der französischen Kolonie Guadeloupe wohnt ein reicher entfernter Verwandter. Ihn will die Mutter mit ihrer Jüngsten, Marceline, aufsuchen. Es mangelt an Geld, und so betteln sie, Mutter und Tochter, ihre Reisekosten als Schmierenschauspielerinnen zusammen, stets den Blick aufs Märchenland gerichtet. Als sie endlich trotz der englischen Blockade von 1801 ihr Ziel erreichen, ist die französische Herrschaft durch eine Negerrevolte gestürzt, der reiche Vetter ermordet. Die Mutter stirbt am gelben Fieber. Allein kehrt Marceline heim, als einzige Frau unter wüsten Matrosen.

Ihre Spur verliert sich dann für ein paar Jahre. Wieder ist sie Schaupielerin, in Lille, in Douai. Dann kommt sie durch einen glücklichen Zufall an die Pariser Komische Oper. Ein vertrauender, hingebender Charakter, wird sie der Spielball der Laune einer Frau, die sie mit „Olivier" verkuppelt.

«Mon cœur fut créé pour n'aimer qu'une fois.» Ein tiefes Geheimnis ist die physische Person dieses Geliebten. Die Forschung hat nicht vermocht, den Schleier zu lüften. Was man kennt, ist lediglich die Art, wie dieser Mann erlebt wurde. Der Rest ist Schweigen und — nebenbei bemerkt — völlig gleichgültig, da sich Literaturgeschichte nur mit dem *subjektiven* seelischen *Erleben* der Menschen und Dinge seitens der *Dichter*, und *nicht* mit dem physischen *Objekt* dieses Erlebens zu befassen hat oder doch in erster Linie befassen sollte. Das greifbare Resultat dieses Erlebnisses ist eine schmerzgequälte Lyrik, in der das tiefe Weh eines Frauenherzens sich Luft macht. Und diese Lyrik gehört ungeachtet ihrer im ganzen primitiven Form zu den ergreifendsten Produkten der romantischen Periode. Sie ist nicht Literatur. Die Lyrik der Desbordes ist, wie man sagen könnte, *nicht intellektualisiert*; es ist, als ob das Erlebnis gestaltet worden wäre, ohne daß es vorher *verstandesmäßig* verarbeitet wurde; die Seele und die dichterische Objectivation stehen in einer direkten Verbindung. Hierin erinnert die Dichterin der Romantik einigermaßen an den Verlaine der «Sagesse». Es fehlt die Pose, die man so oft bei Musset vermutet, und nicht minder der Unterton der Selbstironie gegenüber dem erlebten Weh, den wir von Heine her kennen.

Marceline wird Mutter, sie wird verlassen. Neue Gefühle der Sorge, neue Gefühle der Trauer werden zu einem schier unversieg-

baren Quell neuen Gestaltens. Diese Frau kann trotz allem von ihrer Liebe nicht lassen. „In Olivier, dem Verführer, liebt sie ein Lebenlang die Liebe," sagt Stefan Zweig.

Als wieder ein Mann, der Schauspieler Valmore, ihren Weg kreuzt, als er die Verlassene heiraten will, zögert sie lange. Sie ist mittlerweile in Brüssel eine gefeierte Schauspielerin geworden. Endlich gibt sie dem viel Jüngeren ihr Jawort. Mit der Wunde im Herzen reicht sie dem anderen die Hand: es ist ein auf Liebe und Verehrung auf seiten des Mannes, auf Achtung und Mütterlichkeit auf seiten der Frau aufgebautes Verhältnis. Aber das Unglück verläßt seine Opfer nicht. Die seelischen Reichtümer der Gatten vermögen die materielle Not nicht zu bannen. Alsbald sehen wir die beiden als Wanderschauspieler. Im Wanderkarren spielt sich diese Ehe ab, werden Kinder geboren, dann muß sie sich der heranwachsenden Kinder wegen vom Gatten trennen, vom Gatten, der sich müheselig an Provinzbühnen herumschlägt, gedrückt durch das Gefühl auch der schauspielerischen Überlegenheit der Frau. Die Tragödin entsagt dem Theater, um das Selbstbewußtsein des Mannes zu schonen. Aber die Tragödie des Lebens geht weiter als Tragödie der Mutter, um die herum das Leben abstirbt, das Leben, das sie geschenkt, das Leben ihrer Kinder. Nichts blieb ihr erspart an seelischer und leiblicher Not bis zu ihrem 1859 erfolgten Tode. Dann kam das große Schweigen, in das sie mit ihrem Leibe und mit ihrem Namen einging, bis ein Dichter vom Range Stefan Zweigs sie daraus erlöste.

Es wurde oben schon angedeutet, worin der Wert ihrer Gedichte — die sentimentalen Erzählungen sind belanglose Brotarbeit — besteht: in dem elementaren Ausdruck ihrer Fraulichkeit. Die Linie ihrer Dichtung ist dadurch eindeutig bestimmt: Die einzige große Liebe ihres Lebens zu Olivier, das ruhige Glück der auf die Stürme der Leidenschaft verzichtleistenden Gattin, endlich die Mutterschaft. Und von der individuellen Mutterschaft führt der Weg zur Frau, die in Liebe die leidende Menschheit umfaßt in jenen Gedichten, die ihren Ursprung in dem Erlebnis der Lyoner Arbeiterrevolten haben, als vor ihren Augen die Söhne der anderen niedergemetzelt werden; die Mater dolorosa führt ihr Weg am Ende zu Gott. Sie ist nun fähig, alles Leid, das sie im Alter einsam macht, zu erfühlen, nicht es zu verstehen. Ihrem Gott, der es verhängt hat, überläßt sie die Begründung. An die Pforte seines Himmels pocht sie:

«Ouvrez, je ne suis plus suivie,
Que par moi-même et par la vie.

Sie stirbt — eine Zeitgenossin Leconte de Lisles, Flauberts, Baudelaires — als die strengste Form den Sieg über alles davontrug, was die Romantik an Gefühlswerten geschaffen hat. Sie ist der verkörperte Gegensatz des Parnasses. Ihre Worte sind völlig ungesucht, ihre Reime kärglich, ihre Bilder banal. Sie ist mittellos in ihrer Kunst, sie hat nichts als die „abgegriffenen Kupfermünzen der täglichen Sprache, um sie gegen ihr Gefühl zu tauschen, das kostbare" (Zweig). Sie hat «les mots, les pauvres mots, les mots divins, qui font pleurer», Worte, die im Alltag darben, wie Rilke sagen würde.

Nichts danken diese Gedichte der Phantasie, nichts dem Intellekt, nichts der Lektüre, sie sind nicht Literatur, sondern kaum geformtes, unmittelbares gefühl- und triebhaftes Erlebnis der Seele eines Weibes.

Wie ich in einer demnächst an anderer Stelle erscheinenden Besprechung seines «Romain Rolland» hervorgehoben habe, paart sich in Zweig in harmonischer Weise der Forscher dem nacherlebenden Künstler. Dadurch werden seine Essais zu vorbildlichen Leistungen der Literaturdarstellung. Das erweist sich auch in diesem Essai wieder. Bei ihm wird, um Alfred Kerr zu zitieren, literarische Kritik zur vierten Dichtungsgattung neben Drama, Epos und Lyrik.

Dem Zweigschen Essai folgen sehr gute Übersetzungen von Gisela Etzel-Kühn[1]) aus Gedichten, Aufzeichnungen und Briefen, schließlich eine willkommene Zusammenstellung literarischer Urteile der Mit- und Nachwelt. Ein Porträt von Felix Desbordes ist dem Bande beigegeben, über dessen Einbandausstattung man — verschiedener Meinung sein kann.

Leipzig. WILHELM FRIEDMANN.

LEO SPITZER, *Studien zu Henri Barbusse.* Bonn (Verlag Friedrich Cohen) 1920. 96 S.

Es liegt nahe, daß man sich stillschweigend daran gewöhnt, wie in vielem anderen, so auch in Barbusses Werk den Weltkrieg als innere Grenzscheide zu setzen und alles, was er geschrieben, in die beiden Gruppen «Pleureuses, Les Suppliants, L' Enfer» und «Nous Autres» einerseits und «in Feu» und «Clarté» andererseits auseinanderzulegen. Aus der Ferne gesehen, könnte es in der Tat scheinen, als ob die Gedanken, die Barbusse in den beiden letzten Büchern niedergelegt hat, erst im Krieg entstanden oder doch wenigstens erst im Krieg zu dem geworden sind, was sie sind. Denn erst die Opposition gegen das offizielle Frankreich verleiht ihnen wie dem seelenverwandten Roman Romain Rollands, «Clérambault» Leben und Glut; in dieser klaren und scharfen Ausprägung sind sie nicht denkbar ohne die Überspanntheit eines herrsch- und rachsüchtigen Militarismus in allen seinen vielartigen Erscheinungsformen bis hinab in die Rücksichtslosigkeit seiner gefügigen Trabantin, der Zensur, die sich auch an Barbusse erprobt hat. Spitzer hat sich nun in dem ersten der drei Kapitel seiner Studie der ganzen Frage angenommen, um im einzelnen darzutun, daß Barbusses Gedanken schon bei Beginn des Weltkrieges in der Fassung, die «Feu» und «Clarté» weltberühmt gemacht haben, vorlagen, daß sie durch den Weltkrieg nur eine schärfere Einstellung auf die großen Probleme der Zeit empfangen haben. Freilich ist dieses „nur", das zwar bei Spitzer nicht ausdrücklich dasteht, aber ganz in seinem Sinn liegen wird, schon recht viel.

Im großen und ganzen ist Spitzer der Nachweis gelungen, daß Barbusse die Ideen, die ihn in schroffen Widerspruch gegen die sonst in Frankreich herrschende Meinung rücken, schon vor dem Krieg gehabt hat, aber ähnliche Ideen (l'ennemi, c'est le militarisme

[1]) Gestorben 1918.

et non l' Allemagne!) sind auch in anderen lebendig gewesen. Was Barbusse indessen von manchem dieser anderen vorteilhaft unterscheidet, ist, daß er den Mut besessen hat, an dem einmal für richtig Erkannten festzuhalten und daß er es nicht wie Suarès gemacht hat, der der Hysterie der Kriegsleidenschaft erlegen ist. Durch die französische Publizistik vor dem Krieg bis in unsere Tage (und, wenn man an die jetzt in Frankreich herrschende Stimmung denkt, auch sicherlich noch lange darüber hinaus) geht ein scharfer Zug, sich nüchtern einzustellen auf die gegebenen oder geschaffenen Verhältnisse und mit der Macht der Tatsachen zu rechnen. Der auf das Politische gerichtete Gedanke soll seine Auswirkung suchen in der Welt der Dinge. Spitzers Studie hätte m. E. nur gewinnen können, wenn sie auch auf die Barbusse entgegenwirkenden Strömungen in Kürze eingegangen wäre und sich nicht darauf beschränkt hätte, die Einheit in seinem Entwicklungsgang als etwas Selbstverständliches und Müheloses allein aus seinem Innenleben heraus darzustellen. Gewiß ist Barbusse eine stark in sich gekehrte, auf sich selbst gestellte Natur, die sich von äußeren Einflüssen nicht unterjochen läßt. Und das ist es, was mir an ihm besonders imponiert (mögen wir mit Spitzer zu den Pazifisten gehören oder der Meinung sein, daß der uns verheißene Weltfriede für Deutschland — und gerade für Deutschland! — nur ein Kirchhofsfriede sein wird): daß er an den Ansichten, zu denen er sich einmal durchgerungen, festgehalten hat trotz aller äußeren Widerstände und Hemmnisse.

In der starken Richtung auf sich selbst kommt ein Stück der inneren Verwandtschaft Barbusses mit dem idealistischen Grundzug des Symbolismus zum Ausdruck, wie sie sich in seiner ersten literarischen Leistung, seiner Gedichtsammlung «Les Pleureuses» ausspricht und noch selbst inmitten der Kriegsschilderungen zwar gedämpft, aber doch noch merklich durchklingt. Spitzer weist auf S. 46 und S. 77 (gelegentlich «nu») im Vorübergehen darauf hin und hätte, wenn er der Sache hätte nachgehen wollen, noch mancherlei anderes finden und so Barbusses Entwicklungsgang auch von diesem Zusammenhang aus in seiner vollen Einheitlichkeit und seinem inneren Aufbau ergänzen können. In Barbusses Geistigkeit liegt der Gegensatz zwischen Symbolismus und Realismus nicht bloß in *der* Form, daß sich der verträumte, kraftlose Symbolist zum derben, kraftvollen Realisten entwickelt, wie Spitzer nachweist, sondern auch, daß beide Strebungen, die in ihrer Verschmelzung das Beste seines ganzen Wesens ausmachen, nebeneinander herlaufen (ein Nebeneinander das für Barbusse ein Ineinander ist): der Idealismus, der ihn nach dem Rezept der Symbolisten von der rauhen Wirklichkeit abzieht und in hohe, weltfremde Sphären der Völkerversöhnung hinaufhebt, und der Realismus, mit dem er sich in die Dinge versenkt und bis in die untersten Tiefen (jusqu' au fond, jusqu' en bas) der Kriegsleidenschaften hinabsteigt. Spitzer schlägt ein ganzes System von Brücken von einem zum andern, und es tut der Sache keinen Eintrag, wenn auch einmal ein schwacher oder enger Steg dazwischen steht, den nicht jeder betreten möchte. Was er bringt, ist auch

diesmal aller Beachtung wert und gewinnt noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er uns von dem rein Literarischen zur Sprachkunst Barbusses hinüberführt. Hier ist Spitzer ganz in seinem Element. Während er seine beiden ersten Aufsätze, Einheit und Entwicklung im Schaffen Henri Barbusses und Glossen zu «Feu», für alle diejenigen schreibt, die sich für Barbusse als Romanschriftsteller und Denker interessieren (ihren Kreis kann man sich nicht groß genug wünschen), wendet er sich in dem letzten Aufsatz, Psychoanalyse des Barbusseschen Stils, mehr an die Romanisten vom Fach. Sein Eifer, alles zu erkennen und zu sagen, reißt ihn zu Betrachtungen hin, die nichts für zarte Nerven sind. Man mag sich — und Spitzers Selbstverteidigung am Schluß beweist, daß er diese Überlegung angestellt hat — überlegen, ob all die Betrachtungen, die er vorträgt, wirklich für das Verständnis und die Würdigung von Barbusse notwendig sind. Wenn man sich aber in bejahendem Sinn entscheidet, dann kann man nicht anders, als auch Spitzers Folgerungen anzuerkennen.

Marburg i. H. KURT GLASER.

FRIEDA KOCHER, *Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen.* Berner Diss., Aarau (Sauerländer) 1921 134. S.

Die gründliche, unter Jabergs Leitung angefertigte Erstlingsarbeit stellt sich die Aufgabe, frz. und ital., schriftsprachliche wie mundartliche Wörter zu behandeln, welche erst in romanischer Zeit entstanden, zu einer festen Verbindung im Worte geführt haben und als reduplizierte Bildungen noch erkennbar sind. Das umfangreiche Material schöpfte die Verf. nicht blos aus Wörterbüchern und folkloristischen Kompilationen — die Literatur war begreiflicherweise weniger ergiebig — sondern auch aus der Beobachtung von Geschwisterkindern, denen das bei aller Wissenschaftlichkeit so liebenswürdige Büchlein gewidmet ist. Als methodische und damit wissenschaftliche Bereicherung erscheint die Sonderung der Doppelungen in kindersprachliche und erwachsensprachliche: so kommt Frau Kocher zu dem Schluß, daß die kindersprachliche Reduplikation entsprechend Stern's Ansicht „eine Äußerungsweise für intensives Verlangen *ist*, welche der für die Lallzeit charakteristischen Beharrungstendenz entspricht“, während bei der erwachsensprachlichen eine objektive Ursache hinzutritt, die Tonmalerei. Beim Kinde wird daher alles ihm Naheliegende, das es affektisch erregt, (der eigene Körper, Eltern, Eßwaren etc.), bei den Erwachsenen Veränderungen und Gegenstände der Außenwelt reduplizierend ausgedrückt. Dringen kindersprachliche Reduplikationsbildungen in die Erwachsenensprache, so entwickeln sie sich meist pejorativ, was mit dem Vorstellungs- und Gefühlswert der Wörter selbst und dem Milieuwechsel zusammenhängt. Bei der etymologischen Deutung der einzelnen Gebilde sind derartige Schwierigkeiten zu überwinden, es konkurrieren derart viele Möglichkeiten, daß auch die umsichtige Verf. nicht immer definitive Lösungen geben kann. Es werden auf diese zusammenfassende Arbeit lokal engbegrenzte Darstellungen der Reduplikationen je *eines* Ortes oder Dialektgebiets folgen müssen,

die die stilistischen Valeurs der vorhandenen Bildungen noch deutlicher erforschen und die Kinderstube von den Erwachsenen sondern, dabei auch die Trennungslinie zwischen Onomatopöie und nichtimitativem Wortvorrat schärfer ziehen könnte. So sind denn öfters bei den blos aus den launischen Wörterbüchern geschöpften Doppelungen der Phantasie des Deuters keine Schranken gesetzt. Man kann z. B. S. 15 *quinquin* „kleines Kind", S. 19 „kleiner Finger" außer = *coquin*, *quin* = quintus, auch = *octovien* setzen (so wird in Hofmannsthals *Rosenkavalier* Oktavian kosend *Quinquin* genannt), S. 17 *papa* „id." muß nicht *poupard*, sondern kann mit beliebter Umkehrung der Beziehungen = *papa* „Vater" sein. Das non liquet lauert an allen Ecken und Enden: das frz. *pioupiou* „Infanterist" wird S. 82 nicht erklärt; geht es mit neap. *piupiu* zusammen, das aus einem Vergleich mit dem Truthahn zu stammen scheint, oder zu *pioupiou* „Huhn", oder gehört es zu argot. *pier* „trinken"? *Biquiqui* ist der „kleine Finger" (*Henri-Biquet* oder *kikeriki*) — nun führte diesen Namen eine häßliche Lieblingspuppe eines Knaben meiner Bekanntschaft in Wien in den 90er Jahren: wir stecken also hier in einem individualsprachlichen Problem[1]) — aber wer weiß, ob nicht *riquiqui* in seinen ursprünglichen Bedeutungen ursprünglich eine Augenblicksbildung war? Die Vieldeutigkeit von *gnif-gnaf* beleuchtete ich Bibl. arch. rom. II/3 S. 147 ff.

Vollständigkeit des Materials ist nie zu erwarten: *glinglin* belegt Verf. S. 19 ff. und 87 als „kleiner Finger" „Glockengeläut" und „üppiges lärmendes Mahl" (*Saint-Glinglin*); bei Esnault *Le Poilu tel qu'il se parle* s. v finde ich noch die Bedeutungen „verrückt" „langsam'", *jusqu' à la Saint-Glinglin* „bis zum Nimmermehrstag", endlich „schwerkalibriges Geschoß': also ist die Grundbedeutung wohl „schwach" (urspr. von Glockengeläut) „dumm", von da einerseits zu „Lärm", anderseits zu „langsam". — Zum Schluß erlaube ich mir noch auf einige Stellen meiner eigenen Schriften hinzuweisen, an denen ich die gleichen Deutungen vorschlug wie die Verf.: *cocotte* in *Über einige Wörter der Liebessprache* Art. II über *bibi* in *Ztschr. f. d. dtsch. Unterr.* 32, *Heft* 7/8, über das der *mome*-Sippe ähnelnde *marmouset Ztschr. f. rom. Phil.* 40, 103. Ferner erwähne ich meinen Aufsatz über it. *farfalla Arch. f. neu. Spr.* 1921 deshalb, weil dort eine m. E. wesentliche Voraussetzung der zweiteiligen Reduplikation angedeutet ist: die Versinnbildlichung oder Exemplifizierung einer langdauernden, ja gelegentlich unendlichen Bewegung durch die Zweiheit.

Bonn.

LEO SPITZER.

---

[1]) Nach Sainéan, *Le langage parisien au XIXe siècle* (1921) S. 350 ist die urspr. Bdtg. „Huhn" dann „kleines Ding" (Mensch, Finger, Glas) und „wertloses Ding" (schlechter Branntwein): *avoir l'air riquiqui* «être ridiculement habillé» scheint die Erklärung des obzitierten Puppennamens zu sein.

MAX LEOPOLD WAGNER, *Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache.* Kulturhistorisch-sprachliche Untersuchungen. (Wörter und Sachen, Beiheft 4). Mit 110 Abbildungen. Heidelberg, Winter 1921. 206 S.

Unter den vielen lehrreichen Arbeiten, welche die Sammlung „Wörter und Sachen“ uns bisher geboten hat, dürfte Wagners „Ländliches Leben Sardiniens“ wohl eine der fruchtbarsten und unbedingt eine der anregendsten und interessantesten darstellen. Des Verfassers weite Bereistheit, seine erstaunliche Kenntnis der vielen Zweige der eigenen wie der Nachbardisziplinen, sein offener, freier Blick für Sprach- und Kulturprobleme haben in höchst glücklicher Vereinigung ein Werk geschaffen, an dem kein Forscher, mag er sich mit Sprachwissenschaft oder Kulturgeschichte, mit Ethnographie oder Archäologie befassen, vorbei gehen sollte, ein Werk, so imposant und vollständig in seiner Art, daß alle romanischen Lande das abgelegene Sardinien mit Recht um eine so glänzende Schilderung seiner sprachlichen und kulturellen Entwicklung beneiden dürften.

Diese Beschreibung der sardinischen Lebensverhältnisse ist um so bedeutungsvoller, als die Kulturstufe Sardiniens, namentlich in den abgeschlossenen Tälern des nördlichen Gennargentu-Gebietes, bekanntermaßen sich als eine der altertümlichsten Europas erwiesen hat. So ist der Wert der Arbeit für Sprach- und Sachforschung ein ungeheurer. Mit Erstaunen vernimmt man, daß hier Hakenpflug[1]), „rallum“ und Scheibenräder der Römer sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben, liest man von Eichelbrot, Erdofen und „Steinkocherei“ der sardischen Hirten, die geradezu an das Leben des steinzeitlichen Urmenschen erinnern. Überhaupt ist der Eindruck, den man aus Wagners schöner Arbeit über das sardische Volk gewinnt, der eines ursprünglich nomadisierenden Hirtenvolkes, das sich zunächst wenig mit Ackerbau und fast gar nicht mit Bienenzucht beschäftigen konnte, und das wohl erst in verhältnismäßig später Zeit den Weinbau zur Ausbildung brachte. Dieser Eindruck wird bestärkt durch Verteilung und das jeweilige Alter des Wortschatzes[2]). So zeigt das Sardische das charakteristische Bild aller Hirtensprachen mit einer feinen bis in alle Nuancen durchgeführten Terminologie der pastoralen Spezialausdrücke, dessen übriger Wortschatz (Bienenzucht, ländliche Geräte, Weinbau) aber doch relativ jung zu sein scheint. Es ist daher bezeichnend, daß für den „Bienenstock“ nur zwei echt sardische Wörter (*kašiḍḍu, moyu),* für die „Drohne“

---

[1]) Den hölzernen Hakenpflug der Römer hat Rezensent im vorigen Jahre auch noch im kalabresischen Binnenlande angetroffen, wo sich auch, genau wie in Sardinien, noch der römische Brauch erhalten hat, den Pflug „umgekehrt“ (d. h. mit am Joch eingehakten Dorn und schleifender Deichsel) nach Hause zurückzubringen.

[2]) Daß der altertümliche Wortschatz des Sardischen, wie Wagner des öfteren feststellt (vgl. *jacca* S. 6), imstande ist, Licht auch auf manche bisher als verderbt angesehene latein. Textstelle zu werfen, sei hier nur nebenbei angemerkt.



gar nur eine einzige sardische Bezeichnung *(ape maskru)* vorhanden zu sein scheint, während andererseits für das Schaf je nach Gattung, Rasse, Alter, Geschlecht und Tauglichkeit nicht weniger als anderthalb Dutzend verschiedener Ausdrücke dem Hirten zur Verfügung stehen. So überrascht es denn nicht, gerade in den Hirtenausdrücken Vertreter des ältesten lateinischen Wortgutes (*vitulus, quasillum, famex, vetustus, haedus, sus, harula, turbare* u. a.) anzutreffen. Auch dürfte es kein Zufall sein, daß unter den vielen dunklen sardischen Wörtern, die als vermutliche Trümmer eines vorrömischen Sprachzustandes wohl für immer in etymologischen Schleier gehüllt bleiben werden, der größte Prozentsatz sich auf das Hirtenleben bezieht.

Einzelnes: S. 39 Meilogu *prud̦d̦a* „reifes am Feuer aufgesprungenes Maiskorn" ist wohl mit gallur. *pud̦d̦a* „Rebschoß" (Zutritt von r nach Labialem) identisch. Das knospenartige Aufspringen dürfte das „tertium comparationis" gebildet haben[1]). — S. 55 logud. *iskad̦d̦are* „das Brot anbräunen" erinnert an sizil. kalabr. *caliari* „rösten" (Erbsen etc.), mit dem es aber wohl nichts zu tun hat. Dieses könnte von *calius* „Asche" (Et. Wb.no 1518) abgeleitet sein, während jenes auf lat. *callum* „Rinde", „Kruste" zu weisen scheint. — S. 76 *pástinu* ist in der Bedeutung „frisch umgegrabener Weinberg" als „sdrucciola" auch gemeinkalabresisch. — S. 82. Könnte man in dem Weinnamen *ǧirò* nicht einfacher den kalabresischen Ort *Cirò* (bei Cotrone) sehen, der als Produktions- und Ausfuhrort eines der stärksten Rotweine (bis 24%) in ganz Unteritalien bekannt ist? — S. 85 nuor. *traƀu* „Stier" ist wohl kaum **trauum* (< *taurum*) mit hiatustilgendem ƀ, da Umstellung des r doch nur bei Kons. + r (bezw. r + Kons.) einzutreten pflegt[2]). Man hat also wohl von einem schon vulg. lat. *tavrum* > *travum* (> Nuoro *traƀu*; vgl. *avis* > nuor. *aƀe*[3]) auszugehen, wie auch durch kalabres. (Giffone, Sinopoli, Filandari etc.) *travu* wahrscheinlich gemacht wird. — S. 87 *bakka istóđya* (bezw. *istóiga*) „unfruchtbare Kuh" läßt sich doch, wie auch schon Schuchardt empfunden hat, kaum vom südit. *stoticu*, *stuticu* „dumm" trennen. Warum sollte sich dieses Wort, das nach Schuchardt aus einer Kreuzung von *zoticus*, *idioticus* mit *stultus* erwachsen wäre, nicht mit der sardischen Bedeutung vereinbaren lassen? Eine unfruchtbare Kuh ist doch nun einmal für jeden Bauern eine furchtbare Enttäuschung, eine verfehlte Spekulation, ein Reinfall, und so wird er sie, nachdem alle Mittel und Präparate keinen Erfolg gebracht haben, nicht gerade mit den schmeichelhaftesten Attributen belegen. Man denke doch nur einmal an die „dammliche Kuh" unseres Bauern[4]). Daß das Wort sonst in Sardinien nicht mehr in der Bedeutung „dumm", „idiotisch" zu belegen ist, liegt dann wohl daran, daß sich eben mit dem Wort allmählich ein ander[…]

---

[1]) Vgl. in derselben Bedeutung sard. *rosa* und kalabr. *rusel[…]* „geröstete aufgesprungene Kastanie".

[2]) Vgl. Wagner, Lautlehre § 195.

[3]) Vgl. ib. § 102.

[4]) Vgl. auch kalabr. *crappa zurra* „Ziegenzwitter" zu kalabr. *zur[…]* „persona zotica".

Begriffsinhalt verknüpfte[1]). — S. 107 logud *zurra* „ganz altes mageres Schaf" paßt auffällig zu kalabr. (Taverna) *crapa zurra* „Ziegenzwitter". — S. 111 log. *berrina* „Bohrer" hat nichts mit *veruina* „kl. Spieß" zu tun, sondern geht, wie ich Archiv. Romanic. IV. S. 382ff. gezeigt habe, auf den Brauch zurück, gewisse Werkzeuge (Bohrer, Riegel, Schraube) mit den Geschlechtsfunktionen des Ebers *(verres)* und der Sau zu vergleichen (phallische Bezeichnungen)[2]). — S. 133 logud. *kássya* etc. „Holzleisten des Webstuhlkammes" läßt sich wohl durch die einfache Gleichsetzung mit „Kistchen nach der Form" nicht erledigen. Das Wort ist identisch mit sicil. *cassita*, kalabr. (Sinopoli) *cáscida*, (Giffone) *cáscida*, (catanzar., cosent.) *cássida*[3]), die den nämlichen Webstuhlteil bezeichnen. Da intervokalisches *d* im Sardischen fällt (Wagner Lautlehre § 96), darf man wohl auch für Sardinien eine Grundform *cássida* ansetzen. Betonung und Schwanken zwischen *-ida* und *-ita* möchten auf einen griechischen Akkusativ weisen, wofür im Griechischen aber jeder Anhalt fehlt. Dagegen stimmen die romanischen Reflexe auffällig zu lat. *cassida* „Helm", das als Nebenform zu *cassis* wohl dem unter griechischem Einfluß stehenden Latein der Magna Graecia angehört haben mag. Wie aber ist das lateinische Wort mit der romanischen Bedeutung zu verknüpfen? Sollte von einer Urbedeutung des „Umschließens" (so auch *Walde*, Et. Wb [2] s. v.) auszugehen sein? Dann aber müßte, was freilich bei dem Fehlen der einschlägigen technischen lateinischen Literatur sehr gut denkbar ist, das Wort als „terminus" der Webeindustrie bereits im Lateinischen (Unteritaliens?) bestanden haben.

Berlin-Steglitz. Gerhard Rohlfs.

Benedetto Croce, *Dantes Dichtung.* 8° 313 S. Preis ungeb. 40 M. geb. 48 M. Amalthea-Verlag, Wien 1921.

Croces Buch «La Poesia di Dante» (Bari 1921) liegt mir in der deutschen Übersetzung von Julius Schlosser vor. Es ist aus der verblüffend einfachen Überzeugung heraus geschrieben, daß Dante lediglich als *Dichter* zu erklären und zu verstehen sei. Denn es sei ihm um gar nichts anderes zu tun gewesen als zu dichten. Diese entschlossene Stellungnahme, die den größten Teil der fast unübersehbaren Arbeit jahrhundertelanger Dante-Gelehrsamkeit über den Haufen wirft oder bei Seite schiebt, hat etwas Befreiendes an sich. Es wird von einem der berufensten Forscher der Blick von den vielfach über Gebühr geschätzten Nebensächlichkeiten auf die Hauptsache gelenkt, von dem Politiker, dem Gelehrten, dem Theologen,

---

[1]) logud *istóbbilu*, camp. *éstigu* (?) zeigen, wenn sie überhaupt hierher gehören, Einmischung anderer Stämme.

[2]) Vgl. franz. *verrou* „Riegel" *(<verruculum)* tosk. *succhio* „Bohrer" *(<suculus* zu *sus)*, siz. *succhiaru* „Riegel" (*<suculus + arius)*, franz. *écrou* „Schraubenmutter" *(<scrofa)*, span. *puerca* „id", piem. *troja* „id" etc.

[3]) Die kalabresischen Formen entstammen eigenen Aufnahmen an Ort und Stelle.

dem Gläubigen auf den Dichter, von Anschauungen, Meinungen, Mißverständnissen, Irrtümern, Abhängigkeiten und Leidenschaften des im Zeitstrom trotz aller Eigenart und Eigenbedeutung doch auch Mitgerissenen auf das Schöpferische in ihm, auf die dichterische Empfindnng, in deren Glut alles Erleben erst fähig wird zum Wort, Klang, Rhythmus gestaltet zu werden, als das Neue, das eigentlich Persönliche und zu ewiger Daseinsgeltung Bestimmte. Mit welchen Brennstoffen der Herd der Danteschen Seele geheizt wird, das ist dem Aesthetiker Croce ziemlich gleichgültig. Er untersucht nur den erzielten Grad der Wärme, die Leuchtkraft des Feuers dieser Seele und erfreut sich an dem glänzenden Spiel von Licht und Schatten, das von diesem glühenden Innern ausstrahlt. Er nimmt seinen Dichter aus der Hand der Historiker, Philologen und Theologen und übergibt ihn den unbefangenen Lesern, die „wenig auf die Welt des Jenseits achten, sehr wenig auf die moralischen Abschnitte, vollends gar nicht auf die Allegorien, wohl aber den vollen Genuß aus den dichterischen Darstellungen ziehen, in denen seine ganze, vielgestaltige Leidenschaft sich verdichtet, läutert und sich ausdrückt" (S. 104/105).

Croce erklärt Dante fast restlos nur aus seinem Werk heraus, und zwar indem er sich dabei fast ausschließlich auf die Stellen beschränkt, die den Laien, ohne daß er einen eingehenden, gelehrten Kommentar brauchte, wenn er nur mit sicherem Gefühl für wahre Poesie begabt ist, wegen ihrer dichterischen Schönheiten innerlich ergreifen. Die Betrachtung wird ohne Schönrednerei durchgeführt, streng sachlich und vielleicht nur unnötiger Weise zu sehr mit abweisender Kritik und unverhohlener Geringschätzung der vom dichterischen Kern des Mannes und Werkes wegführenden Philologen beschwert. Verf. arbeitet mit einer Enthaltsamkeit, die nach seinem Geständnis das Bild Dantes leicht etwas eng und prosaisch machen könnte, wenn man es eben nicht im Geiste in die Weite der in die Unendlichkeit wirkenden Dichtung versetzte. Croce raubt der Persönlichkeit Dantes sicher nichts von ihrer Bedeutung, er zeigt sie nur gewissermaßen nackt, in ihrer wahren Größe und Schönheit eben als die einzigartige Dichtergestalt. Oder vielmehr, er möchte sie so zeigen; denn, so will es scheinen, die Ausführung entspricht doch nicht ganz der Absicht und der Erwartung. Er läßt nicht eigentlich die Dichterpersönlichkeit in ihrer die fernsten Geschlechter bezwingenden Genialität vor uns erstehen, er erbaut nicht vor uns — nachschaffend — ihr Werk in seiner ganzen Größe und Schönheit sondern er beschränkt sich darauf, eine Vorstellung von den einzelnen Schönheiten seiner Dichtungen zu geben. Am besten und überzeugendsten tut er das in dem ganz vortrefflichen Kapitel über die Jugendlyrik und die «Vita Nuova», in dem mit feinstem Verständnis und sicherer Formulierung Dante als Schüler der literarischen Tradition, sein Werk als Jugend- und Schuldichtung des geborenen Dichters kritisch und künstlerisch genießend erklärt wird. Bei der Erklärung der «Divina Commedia» fiel vielleicht hemmend für das letzte Gelingen ins Gewicht, daß Croce grundsätzlich von der Bedeutungslosigkeit der Architektur des großen Gedichtes

iberzeugt ist. Er faßt den ganzen Aufbau nur als äußeres Gefüge, ıls Gerüst, das mit Poesie nichts zu tun habe, und das demnach ıicht aus dem dichterischen Leitgedanken erwachsen sei. Aber die ıußere Struktur des Gedichts bedeutete doch ganz sicher für Dante mehr ıls eine praktische Notwendigkeit, sie war ihm nicht so sehr Hindernis ınd Stütze zugleich, sondern ein innerer Zwang, aus dem heraus er bei ıller Gebundenheit an scholastische Wissensschaft und volkstümliche /orstellungen, in freiem Schaffen der Einbildungskraft im Ganzen und n den einzelnen Teilen, die sinnvolle, oft geheimnisvolle Anschauung ·chuf, seine Dichtung von den drei Reichen des Jenseits. Es ist ınzunehmen, daß Dantes Geist in dichterischen Schauern sich an ·einen Vorstellungen von den Reichen und Zuständen der Verdammten, Büßenden und Seligen berauschte, wo wir heute gelassen ınd kühlen Blutes bleiben. Dieses Poetische rührt nicht mehr so sehr an ınser eigenes und tiefstes Gefühl. Wir sehen nur Konstruktionen, vo Dante in Erregung bebte. Es fehlt der Struktur die Poesie nicht, vie Croce meint, sondern sie ist geringer und schwächer, sie ist seitlich bedingter. Wir erkennen den Unterschied, wo Dante nit dem gleichen Ernst aus der Einheit des Empfindens und Gestaltungswillens schuf. Sein Gedicht ist wie der gotische Dom yrische Sehnsucht und bewußter konstruktiver Wille zugleich.

KARL VOSSLER, *Dante als religiöser Dichter*, 8°. 58 S. Verlag Seldwyla, Bern 1921. Preis kart. M. 16,—.

Der Verfasser des großzügigsten deutschen Buches über die göttliche Komödie hat in diesem Büchlein drei Vorträge und Aufsätze, sowie eine Besprechung von Croces Dantewerk zu „lockerer Einheit" vereinigt. Das älteste Stück ist die bereits in den *Heidelberger Jahrbüchern* erschienene Studie «Dante und die Renaissance», deren Wert in dem klaren und sicheren Abwägen der Triebe, Anschauungen, Kräfte und Tendenzen des Danteschen Geistes beruht, die den religiösen Menschen, oder den Politiker oder den Kritiker oder Dichter teils im absterbenden Mittelalter halten, teils über die unmittelbar folgende Zeit der Renaissance weit nach vorwärts in moderne Zeit führen. Eine methodisch sehr lehrreiche Studie, die in ihrem letzten Satze einen Abschluß von packender Anschaulichkeit findet.

Die beiden anderen Stücke stammen aus dem Dantejahr 1921. Es sind der Züricher Vortrag „Dante als religiöser Dichter" und der Beitrag zu der Festschrift für den Verleger Olschki „Zur Beurteilung von Dantes Paradiso". Diese beiden Arbeiten können wohl mit Recht als eine Ergänzung zu Croces Buch aufgefaßt werden. Spricht Croce von Dante als dem *Dichter*, dem dichterischen Genius schlechthin, so Vossler von ihm als dem *religiösen* Dichter. Wo Croce sich mehr an das fertige Werk, an die im Vers zur Anschauung gebrachte Empfindung hält und kühler und kritischer seine wohlbegründeten ästhetischen Werturteile fällt, betrachtet Vossler mehr das dichterisch erregte, lyrische Gefühl in der individuellen Prägung Dantes selbst als die eigentliche Einheit, aus der heraus das Kunst-

werk geboren ist. So erblickt er die zur Dichtung treibende Kraft in einem einzigen, mächtigen, religiösen Gefühl, sieht, wie die Einheit des Werkes aus der Einheit und Festigkeit des Glaubens hervorwächst, aus jenem schöpferisch fruchtbaren Glauben, der den Dichter befähigt, nicht Berge, sondern — was mehr ist — menschliche Schicksale zu versetzen. Indem er dabei die Glaubensfestigkeit Dantes durchweht und erfüllt sein läßt von einer Glaubensseligkeit, die nach Ausdruck und Bestätigung ihrer inneren Gewißheit in einer Art fröhlichem Überschwang verlangt, macht er die Poesie gerade solcher Gesänge glaubhaft, in denen auf den ersten Blick die Ausbreitung des nur Dogmatischen und Lehrhaften vorzuherrschen scheint. So verhält es sich z. B. mit jenem von Dante im achten Himmelsgewölbe abgelegten Examen, wo dem schülerhaften Vortrag des Dogmas nicht die Pedanterie des Dogmatikers zugrunde liegt, sondern die fast jugendliche Begeisterung des religiösen Menschen, der die Festigkeit und Unverbrüchlichkeit seines Glaubens in feste Form bringen will. Das Wichtige und Schöne dieser Erklärung iegt darin, daß hier hinter den Worten die Erregung aufgedeckt wird, aus der heraus sie aufgestiegen sind, daß die lyrische Stimmung des religiösen Gefühls gezeigt wird, die aus dem Innern der Seele sie an die Oberfläche brachte. Dort ist die Wallung dann zu den Versen erstarrt, die wir lesen, aber erst dann ganz begreifen, wenn wir unter ihrer Unbeweglichkeit die zeugende Bewegung der Stimmung fühlen oder ahnen.

Der Aufsatz „Zur Beurteilung von Dantes Paradiso" führt mitten hinein in den wohl noch nicht abgeschlossenen Kampf nicht nur Vosslers, sondern der ganzen heutigen Generation um das tiefste und letzte Verständnis dieses schwierigsten und geheimnisreichsten aller Teile des großen Gedichtes. Vossler ist zurückgekommen von jener starken Übertreibung, mit der er in dem letzten, der ästhetischen Erklärung der Divina Commedia gewidmeten Band seines Dantewerkes das Paradies als dichterischen Widersinn, als grundsätzlich verfehlt, als riesenhaften Mißgriff, wenn auch nicht gerade ablehnte, so doch heftig kritisierte. Jetzt, da es ihm klar geworden ist, daß das Paradies als Konzeption der ursprünglichste Teil des Gedichtes ist, daß sich Dante nicht nur das Konstruktionsprinzip aus dem Himmel geholt hat, sondern auch den innigsten, lyrischen Antrieb, wird ihm bewußt, daß denn doch die dichterische Gestaltung dieses im Grunde bedeutungsvollsten Bestandteils des Werkes nicht verfehlt sein kann. Er versteht nun, daß der Stil des Paradieses nur eine Spielart des Stiles der ganzen Komödie ist, daß alles Feste des Irdischen und Zwischenweltlichen sich in Gleichnis und Symbol auflösen, jede Erscheinung hier Plastik und Dauer verlieren mußte. Das neue, tiefere Verständnis für die geistige und dichterische Eigenart des Paradieses, für die mythische Umklammerung der unendlichen Gottheit im Dogma durch Dante, ebenso wie für die merkwürdige Flüchtigkeit des paradiesischen Kunststils kommt ihm, dem für alle geistigen Regungen um ihn herum so sehr empfänglichen Temperament, aus dem Verständnis für Denkart und Stil der allermodernsten Symbolisten, Expessionisten, ja Futuristen. Aus

dem Miterleben des heute sich wieder regenden mythischen Denkens und dem Sicheinfühlen in abstrakt symbolisierende Dichtungsart gewinnt er den Standpunkt, der unter allen Umständen geeignet ist, dem Geheimnis der Danteschen Seele, wie sie sich in der Dichtung des Paradieses offenbart, näher zu kommen. Dabei wäre allerdings zu fragen, ob die Neigung zu Symbolismus und besonders zum Mythos nicht auch schon im «Inferno» als treibende Gärungskraft anzusehen ist. Mir will scheinen, daß Lucifero und sein Reich nicht weniger mythisch gesehen sind als Gott und die Himmel der Seligen.

Würzburg. Walther Küchler.

Rudolf Grossmann, *Praktisches Lehrbuch des Spanischen unter Berücksichtigung des südamerikanischen Sprachgebrauchs.* Bangerts Auslandsbücherei, Sprachbücher Bd. 1. Deutscher Auslandsverlag Walter Bangert, Hamburg 1922. 168 S. Kl. 8°. Preis 12 M.

R. Großmann, ein Deutsch-Argentinier, ist der Verfasser des neuesten Lehrbuches des Spanischen. Die Berücksichtigung des südamerikanischen Spanisch gibt dem Werk eine Note, die es von den bisherigen Sprachbüchern zur Erlernung des Spanischen unterscheidet. Das ist gewiß zu begrüßen. Aber so weltbewegend sind diese Unterschiede nicht. In der Lautlehre gar ists nur die Aussprache des c vor e und i und des z, die sich der andalusischen Mundart anschließt, sonst sind es einige wenige Vokabeln, deren Bedeutung sich in Amerika verschoben hat, was Großmann anführt. Von spezifisch amerikanischen Wörtern handelt Großmann nicht; über diese mag man R. I. Cuervo befragen. Aber sonst bietet das Werk auf knappem Raum eine Fülle des Materials, das auf guter, sicherer Grundlage ruht. Das sorgfältige Durcharbeiten des Stoffes durch den Verfasser, die ausgiebige Verwendung verschiedener Druckarten, der einheitliche Gedanke, der das Werk durchzieht, zeugen von dem Bestreben des Verfassers etwas Neues zu bieten. Ziemlich selbstsicher klingt allerdings der einleitende Satz des Vorworts: „Die Methode .. erfüllt die modernen praktischen Forderungen, die Unterricht und Selbstunterricht an ein Lehrbuch stellen". Ich muß dem allerdings gegenüberstellen, daß in einigen wesentlichen Punkten den modernen Forderungen, die man an ein Lehrbuch zu stellen gewohnt ist, nicht entsprochen wird. Dazu gehört vor allem einmal die dogmatische Art, mit der die Regeln aufgestellt werden. In einem modernen Lehrbuch haben erst die Beispiele zu kommen und dann die Regeln. Die Regel muß die logische Folge aus der Erklärung des Beispiels sein, nicht umgekehrt.

Dann bin ich mit den aus allen möglichen Zeitungsartikeln zusammengesuchten Lesestücken nicht einverstanden. Auf diese Weise fehlt z. B. ein zusammenhängender Text über alltägliche Dinge, über die Mahlzeiten, über Reisen usw. Außerdem sind Übungen, bei denen deutsche Formen inmitten eines fremdsprachigen Textes zur Übertragung in die Fremdsprache eingeschaltet sind, zu verwerfen. Solche Übungen verhindern gerade die „einseitig sprachlichen Denkvorgänge", von denen Grossmann in der Einleitung spricht. Aus einem modernen französischen oder englischen Unter-

richtswerk hätte der Verfasser in mancher Beziehung lernen können.

Recht gut sind dagegen die Abschnitte über die Wortbildung und sehr anerkennenswert ist, daß auch die Syntax zu ihrem Rechte kommt. Leider sind nur eine ganze Reihe Druckfehler stehen geblieben. Vor allem müssen die Akzente revidiert werden (S. 33 steht zweimal Auria, asi, S. 51 oficio, S. 52 alguien, cáda, S. 74 rindiendo, S. 90 ní, S. 98 á M. statt à M., da französisch usw.). S. 70 steht buenos tardes, S. 95 fuerse statt fuese, S. 153 prohida statt prohibida, S. 91 oiya für oiga und ager statt ayer. S. 35 wird in der Übung ein Substantiv „der Anstieg" verlangt, das span. masc. sein soll und ein anderes „der Auftrag", das als fem. bezeichnet wird, während es doch umgekehrt stehen soll u. a.

Im ganzen muß aber doch gesagt werden, daß das Lehrbuch einen Fortschritt bedeutet, daß es namentlich in der Hand eines geschickten Lehrers, der die nötigen Sprechübungen selbst zu leiten und zu ergänzen vermag, wohl verwendet werden kann. Für den Selbstunterricht möchte ich das Werk jedoch nicht uneingeschränkt empfehlen.

A. SEIDEL, *Einführung in das Studium der romanischen Sprachen.* A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde 131. Teil. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag. [1921] 176 S. kl. 8°. Pr. 10.-M. und Teuerungszuschlag.

Vor dieser Art von „Einführung" muß gewarnt werden. Man hat es hier mit der Arbeit eines Dilettanten zu tun, der wohl die einschlägige Literatur kennt, sie aber nur oberflächlich benützt oder benützen kann, weil ihm selbst das wissenschaftliche Rüstzeug und die Kenntnis der Grundbegriffe philologischer Forschung fehlt.

Der Zweck des Buches soll kein rein wissenschaftlicher, sondern ein praktischer sein. „Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, wird jedermann doppelt leicht und gründlich jede romanische Sprache künftig erlernen und verstehen". Wer von der Schule die nötigen Grundlagen zum Studium der romanischen Sprachen mitbringt, wird Seidels Buch nicht nötig haben, da ihm bessere Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Jeder andere aber wird niemals durch diese „Einführung" eine gründliche wissenschaftliche Unterlage für das Studium der romanischen Sprachen erhalten, denn Wissenschaft und Praxis sind keine Gegensätze. Auch ein für praktische Zwecke berechnetes Buch muß auf wissenschaftlich einwandfreier Basis ruhen.

Würzburg. ADALBERT HÄMEL.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

BAND XXX. JUNI-JULI 1922. HEFT 5/6.

DIE ENGLISCHEN UNIVERSITÄTEN[1]).

1.

Von den englischen Universitäten pflegt sich der deutsche Akademiker, selbst wenn er einige Wochen in Oxford oder Cambridge zugebracht hat, leicht ein falsches Bild zu machen. Wir haben in unserem Vaterlande eine Universität, die in Berlin größer, umfassender und imposanter sein mag als in Königsberg oder Rostock, aber doch an allen unseren Studienzentren einen einheitlichen Hochschultypus darstellt. In England dagegen ist Leeds etwas ganz anderes als Oxford, und sogar innerhalb von Oxford und Cambridge selbst stehen im gemeinsamen Universitätsrahmen zwei verschiedene Hochschultypen gegeneinander, die nur unvollkommen miteinander ausgeglichen sind. Wir machen uns die Eigenart des englischen Universitätslebens am besten klar, wenn wir zunächst einmal die Unterschiede der verschiedenen Universitätsarten recht kräftig herausarbeiten und dann erst allmählich feststellen, daß sie in der Wirklichkeit doch ziemlich nahe beieinander stehn. Wir unterscheiden daher zunächst einmal scharf:

1. Die alte aristokratische Universität, die Gentlemen ausbilden, also erziehen will. Solche Universitäten sind Oxford und Cambridge bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen und sind es zum Teil noch heute. Erst sehr allmählich hat sich aus dieser Universität der neue, dem deutschen ähnliche zweite Typus entwickelt; aber er hat sich neben den älteren gestellt, ihn nicht etwa verdrängt. Daß die alte Gentlemanuniversität noch heute weiterbesteht, beweist die seltsame Institution des englischen

[1]) Vortrag auf dem 18. Neuphilologentag in Nürnberg 1922. Der Vortrag wird in wesentlich erweiterter Gestalt erscheinen in des Verfassers Buch „England“, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1923.

passman, der sich in Oxford oder Cambridge Studierens halber aufhält, aber ein Student in unserem Sinne überhaupt nicht ist, sondern nur als Schüler einer in freiesten Formen sich bewegenden höheren Lehranstalt gewertet werden kann.

2. Die neue demokratische Universität, die im Sinne deutscher Universitätsideale junge Menschen zu wissenschaftlicher Durchdringung von Problemen erzieht. Dieser Typus wurde in England erst durch die Gründung des Londoner University College 1827 (University of London 1836) geschaffen. Nach diesem Vorbild wurden Oxford und Cambridge allmählich umgestaltet. Nicht allerdings so, daß die alte wesentlich erziehende Universität des ersten Typus dadurch beseitigt worden wäre, sondern so, daß innerhalb dieser sich eine neue Universität entwickelte, die *honours men* erzieht, die dem Ideal eines deutschen Akademikers entsprechen sollen. Neue Universitäten in demselben Geiste sind im Mittellande und Norden Englands entstanden (Manchester 1880, Birmingham 1900, Liverpool 1881, Leeds 1904, Sheffield 1905, Bristol 1909, dazu werdende Universitäten wie Nottingham). Sie alle haben die gleichen Ideale wie die deutschen Universitäten, nur daß sie zum großen Teil gleichzeitig technische Hochschulen sind. Wesentlich gleicher Art sind die schottischen Universitäten (Edinburgh, Glasgow, St. Andrews, Aberdeen) und die irische Universität Belfast.

3. Ein weiterer uns überaus seltsam anmutender Universitätstypus existiert in Irland. Es ist die *Royal University of Ireland,* die überhaupt keinen Unterricht erteilt, sondern nur Prüfungen abnimmt. Ihr sind angeschlossen *Constituent Colleges* in Dublin, Cork und Galway, die ihrerseits nur unterrichten, aber nicht das Recht haben, Grade zu erteilen. Halb gehört auch die Londoner Universität zu diesem Typus; denn auch sie hat ein Prüfungssystem entwickelt, das weit über den Rahmen ihrer Colleges hinausgeht, die kleine Universitäten in unserem Sinne sind. In Wales, in Indien und anderen Kolonien ist dies eigenartige Gebilde der bloßen Prüfungsuniversität am stärksten entwickelt.

Diese drei Universitätstypen sind aus der gleichen Wurzel erwachsen wie die deutsche Universität. Wie ist es zu dieser abweichenden Entwicklung gekommen?

2.

Seit dem Ausgang des Mittelalters nimmt die Universität in England eine in Europa einzigartige Stellung ein. Die Colleges,

ursprünglich bloße Bursen, akademische Speisehallen und Wohnstätten, entwickeln sich allmählich zu kleinen Hochschulen innerhalb der Universität. Sie stellen ihre eigenen Lehrer an, und ziehen den Löwenanteil des Unterrichtes an sich. Die Regierung begünstigt im 16. und 17. Jahrhundert systematisch diese Entwicklung, denn sie hat herausgefunden, daß kleine Körperschaften, die man gegeneinander ausspielen kann, den Einflüssen des Staates viel leichter zugänglich sind als eine große, einheitliche Universitätsorganisation. Dazu kommt dann ein fundamentales Ereignis der englischen Kulturgeschichte, das in Deutschland noch viel zu wenig gewürdigt wird, die reaktionäre Kirchenpolitik Karls II., an der auch Wilhelm III. und das Haus Hannover über ein Jahrhundert lang in allen wesentlichen Stücken festhielten. Die *Act of Uniformity* vom 19. Mai 1662 verpflichtete alle Lehrer des Landes, auch die Universitätslehrer, auf das Glaubensbekenntnis der anglikanischen Kirche. Nur ein Menschenalter vor der Gründung der Universität Halle, die in Deutschland den Grundsatz der freien Forschung proklamierte, der das Bollwerk unserer modernen Universität geworden ist, wird hier die Universität zum Monopol einer einzelnen Religionsgesellschaft gemacht. Alle freier gerichteten Strömungen, wie sie damals namentlich unter den Dissenters üblich sind, werden von der Universität abgedrängt. Die Dissenters, die ihre Stärke im puritanisch gerichteten Bürgertum haben, erhalten kein Bürgerrecht an der Universität. Sie werden zwar keiner engherzigen Gewissensinquisition unterworfen; es genügt, wenn sie bei der Immatrikulation die 39 Artikel der Church of England unterschreiben, aber irgendwie tonangebend können sie nicht werden. Die Atmosphäre der Universität bestimmt das vornehm bürgerliche oder adlige Element der Gentry, das sich lange von der Hochschule ferngehalten hatte, jetzt aber mehr und mehr den Ton angibt. Das bedeutet ein üppiges, luxuriöses Leben in den Colleges, viel männlichen Sport und wenig wissenschaftliches Interesse. Denn der Adel als Stand hat in allen Ländern, so scharf auch einzelne seiner Angehörigen sich vom Gesamtbild abheben mochten, für wissenschaftliche Problemstellung wenig Sinn gehabt. Wo er den Ton angibt, da gilt auch der beste Gelehrte weniger als der Mensch mit untadeligen Gesinnung, männlichem Mut und guten Umgangsformen. Und wenn auch die Gentry sicher nicht zahlenmäßig an den Colleges überwogen haben wird, sie gab das Beispiel

und sorgte dafür, daß die alte gelehrte Universität sich allmählich in eine sporttreibende Erziehungsanstalt umwandelte. Die eigentliche Universität mit ihren Professoren bestand weiter für die wenigen, die wirkliche Wissenschaft suchten; aber sie hatte wenig mehr zu sagen. Am Orte herrschten die Colleges, die durch ihre Tutors in schulmäßigen Formen so viel gelehrte Bildung gaben, als nach den adligen Anschauungen der Zeit für den Gentleman notwendig war — und das war herzlich wenig. Die Colleges sandten aus Oxford und Cambridge Generationen von jungen Leuten in die Welt, die frisch und sympathisch, energisch und anständig dem Namen eines englischen Gentleman Ehre machten, aber mit den Professoren kaum in Berührung gekommen waren. Die Professoren trieben Gelehrsamkeit für eine kleine Minderzahl und fühlten sich — soweit sie nicht selbst vom Geiste dieses akademischen Sybaritentums angesteckt waren — als ziemlich überflüssiger Fremdkörper. Die bedeutenden Persönlichkeiten des Ortes waren nicht sie, sondern die *Heads of the Houses*, die Vorsteher der Colleges.

3.

Die Idylle der vornehmen Gentry-Universität wurde seit Anfang des 19. Jahrhunderts unliebsam gestört durch die Dissenters, die allmählich zur bürgerlichen Gleichberechtigung strebten und Einlaß in die Universität verlangten. Für sie arbeitete energisch der ganze Liberalismus, der die Universität nach deutschem Muster zu einer weltlichen Anstalt machen wollte. Er hat — nach vielen einzelnen Teilsiegen — sein Ziel im Jahre 1871 erreicht, als Gladstone alle Tests abschaffte, durch die den Dissenters der Zutritt zur Universität oder die Erlangung von akademischen Graden erschwert wurde. Aber alle konservativen Kreise, der High Churchflügel der Kirche voran, sahen in dem Bestreben der Reformer, die Universität zu verweltlichen, geradezu einen Verrat am Heiligsten, und die Universität stand auf ihrer Seite. Bevor die Dissenters in Oxford und Cambridge Bürgerrecht erhielten, haben sie sich eine andere Bildungsstätte schaffen müssen. Die erste große Etappe der englischen Universitätsreform ist die Gründung der Universität London. London wurde die erste weltliche Universität Englands, sodann auch das Versuchsfeld für allerhand kulturpolitische Neuerungen, die dann ihrerseits auch auf die alten Universitäten einen starken Einfluß ausgeübt haben.

1827 gründeten die Radikalen, voran der Historiker George Grote, der Philosoph James Mill, der Arzt George Birkbeck, der Jurist Lord Brougham, das University College in London als weltliche Universität nach Berliner Muster. Die Konservativen antworteten 1830 mit dem Gegenschlage eines streng anglikanischen King's College am gleichen Orte, das mit der „gottlosen“ Lehranstalt den Wettbewerb aufnehmen sollte, und sie setzten es durch, daß nur beide Colleges gemeinsam als University of London anerkannt wurden (1836) und daß nur die Universität, in der ein erheblicher anglikanischer Einschlag herrschte, berechtigt sein sollte, Grade zu erteilen, nicht das gefährliche Einzelcollege. (Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist der anglikanische Charakter von King's allerdings völlig beseitigt worden.) Trotz dieses ersten Mißerfolges bedeutet die radikale Gründung die entscheidende Wendung des englischen Universitätslebens. Wenigstens an einer Stelle des Landes war es für die Dissenters nunmehr möglich, ohne Opferung ihrer Grundsätze zur akademischen Bildung zu gelangen. Die Universitätsbildung war billig geworden. Es gab in London keine luxuriösen Colleges; jeder Student wohnte, wo er wollte, und betrat die Universität nur zu den Vorlesungen. Auch auf anderen Gebieten hat die neue Universität bahnbrechend gewirkt. Die Radikalen, die hinter der neuen Universität standen, waren gleichzeitig die begeisterten Vorkämpfer der Erziehung auf allen anderen Stufen. Sie glaubten — mit einer kritiklosen Begeisterung für das bloße Wissen, die wir uns längst abgewöhnt haben — daß es nur darauf ankomme, möglichst viele Menschen zur höchsten Stufe des intellektuellen Wissens emporzuführen, um alle Schäden der Welt mit einem Male zu heilen. Sie gründeten Volksschulen, Lehrerseminare, Volksbibliotheken, überschwemmten die Welt mit Vorträgen, billigen Büchern und Broschüren. Sie konnten sich nicht genug darin tun, überall die Naturwissenschaften, die Nationalökonomie — besonders die Lehren von Malthus und Adam Smith — zu verbreiten und suchten überall den Lehrplan der Volksschulen und höheren Schulen mit Bildungsstoff zu übersättigen. Aus diesen Kreisen stammt die uns heute überaus naiv anmutende Vorstellung, daß es möglich sein müsse, durch zähes Selbststudium zur Universitätsbildung emporzusteigen, vielleicht sogar einen akademischen Grad zu erwerben. Der Bauernsohn Burns war (angeblich!) ohne jede Bildung einer der ersten Dichter des Landes geworden

— weshalb sollte der Weg zur höchsten Wissenschaft nur über die ausgetretenen Pfade der alten Public und Grammar Schools führen! Seit 1800 hatte George Birckbeck in Glasgow, London und im Industriegebiet Arbeiterbildungsinstitute geschaffen, die Schulgründungen — meist höchst dilettantischer Art! — schossen überall aus der Erde, deshalb mußte die Londoner Universität ihre Pforten weit offen halten und möglichst jedem Zutritt zu Studien und Prüfungen gewähren. Man ließ daher zur Immatrikulationsprüfung in liberalster Weise jeden zu, ohne nach der Vorbildung zu fragen und jeden einmal Immatrikulierten später auch zur Magisterprüfung, ohne viel auf systematischen Studiengang zu sehen. Das erscheint uns heute überaus dilettantisch, für die damalige Zeit hat es jedoch segensreich gewirkt. Zwar sind die Autodidakten, die des Nachts nach schwerer Handarbeit sich Volksschul-, Gymnasial- und vielleicht sogar Hochschulbildung aneigneten, ausgeblieben. Aber die wohlgemeinten Schulgründungen und Vorlesungskurse, die überall im Lande einer mit kümmerlichstem Volksschulwissen ausgestatteten Bevölkerung wahllos Gelehrsamkeit zu vermitteln sich bestrebten, wußten mit einem Male, woran sie waren: zur Londoner Matrikulationsprüfung vorzubereiten diente als verständiges Ziel für die vielen, der Londoner Magistergrad als Ziel für einige wenige dieser Unternehmungen. In einem Lande, wo der Staat sich um das höhere Bildungswesen überhaupt kaum bekümmerte, wo infolgedessen blinder Reformeifer die unmöglichsten und verschiedenartigsten Lehrziele der Nation aufpfropfte, hat die klare Zielsetzung, die die Londoner Universität dem wohlmeinenden Dilettantismus gab, geradezu befreiend gewirkt. Wichtig war es gewiß, daß University und King's College im Rahmen der Londoner Universität eine neue Lehrstätte geworden waren. In der Wirkung mindestens ebenso wichtig war der regulierende, Richtung und Ziel weisende Einfluß, der von den Prüfungen der Londoner Universität ausging. Die neuen Hochschulen des Industriebezirkes, Birmingham, Leeds, Liverpool, Manchester, Newcastle sind sämtlich aus lokalen Vorlesungsinstitutionen hervorgegangen, die ihre begabtesten Hörer allmählich auch auf die Londoner Prüfungen vorbereiteten; die Weitherzigkeit der Londoner Prüfungsbedingungen hat schließlich neue Universitäten geschaffen. Besonders groß war die Zahl von solchen Vorlesungs- und Unterrichtsinstituten in London selbst. Diese sind allmählich in engen Zusammenhang mit der Universität gebracht,

schließlich in die Universität aufgenommen worden. Frauenakademien wie Bedford College (gegründet 1849), Westfield (1882), Holloway (1886) erteilten einen Unterricht, der auf einer weit niedrigeren Stufe anfing als die Universität, aber bis zum Universitätsgrad hinführte. Unterrichtsanstalten zur Ausbildung von nonkonformistischen Geistlichen (New College seit 1696, ferner Hackney College, Regent's Park College usw.) oder ärztliche Kurse an Krankenhäusern wurden durch die Universität befruchtet, indem die Universität darauf hinwirkte, daß die Collegestudenten neben dem Fachunterricht noch allgemeinere Vorlesungen an der Londoner Universität hörten und dort ihren akademischen Grad erwarben. Tüchtige Lehrer dieser Fachanstalten wurden von der Universität durch einen besonderen Titel als Universitätslehrer anerkannt und so das Niveau dieser Fachanstalten gehoben. Auf diese Weise beeinflußte die Universität allmählich auch einen Fachunterricht, der außerhalb der auf University und King's College vertretenen Fächer lag. Schließlich (1900) wurde dann der ganze Komplex der von der Universität überwachten Londoner Fachanstalten mit King's und University College zu einer neuen Universität London vereinigt, die eine unendlich viel größere Menge von Lehrgegenständen umfaßt, als die beiden alten Colleges darbieten konnten. Die Londoner Universität umfaßt jetzt 29 Colleges aller Art. Das System hat noch keineswegs seine endgültige Form gefunden und arbeitet noch keineswegs ideal. Es ist ganz außerordentlich schwierig für die Universität, diese Einzelanstalten, von denen jede ihre eigenen Ziele, ihre eigene Verfassung, ihre eigene finanzielle Grundlage und ihre eigenen Schwierigkeiten hat, mit dem Geiste der Universität wirklich kraftvoll zu durchdringen. Das alles geht nur unter vielen Hemmungen und Reibungen. Aber es ist doch erreicht, daß die Medizin, die in England immer in der Gefahr steht, zu einem bloßen höheren Kunsthandwerk herabzusinken, durch Einfügung der Londoner Krankenhäuser in die Gesamtuniversität wieder an die Gesamtheit des wissenschaftlichen Lebens festgekettet ist. Wichtig ist vor allem, daß auch die Techniker Londons innerhalb des Universitätsrahmens festgehalten sind; das Imperial College of Science and Technology in South Kensington (gegründet 1907) gehört zur University of London. Bei allen Hochschulen des Industriebezirkes findet sich das Gleiche: sie alle pflegen die Technik als Teil der Gesamtuniversität, teils innerhalb der naturwissenschaftlichen Fakultät, teils als eigene Fakultät, sie

erreichen dadurch, daß auch der Techniker mit geisteswissenschaftlichen Problemen in Berührung kommt; die englischen Universitäten haben die unheilvolle Entwicklung nicht mitgemacht, die in Deutschland vielfach den Techniker zum bloßen Manne der höheren Nützlichkeit herabgedrückt hat. In Birmingham und Manchester sind auch handelwissenschaftliche Fakultäten dem Universitätsganzen eingegliedert, statt daß man besondere Handelshochschulen gegründet hätte. Diese ganze fruchtbare und reiche Entwicklung ist ausgegangen vom Typus der nicht in erster Linie lehrenden, sondern hauptsächlich prüfenden Universität. Die Prüfungen der Universität dienen als Gradmesser und Entwicklungsferment, sie dienen dazu, überall neue hochschulähnliche Gebilde entstehen zu lassen und sie allmählich in die Universität hineinzuziehen oder neue Universitäten aus ihnen zu entwickeln. In Großbritannien dürfte die mit der Gründung von University College begonnene kulturgeschichtliche Phase ziemlich abgeschlossen sein; die Entwicklung dürfte nunmehr im wesentlichen dahin gehen, daß die immer noch sehr unfertige und vielgestaltige Masse der Londoner Universität sich noch stärker konsolidiert. In den Nebenländern jedoch, in Irland und Wales, ist die große prüfende Universität, die in ihrem Gesamtrahmen mehrere kleinere Lehranstalten umfaßt, noch ein durchaus lebensfähiges Gebilde. Die National University of Ireland umfaßt Colleges in Dublin, Cork und Galway, die an Qualität und Lehrzielen nicht gleichwertig sind. Ein gewisses Gleichmaß der Leistungen wird jedoch dadurch erzielt, daß die Schlußprüfung von der Gesamt-Universität abgenommen wird und diese daher einen gewissen Gehalt des Grades verbürgt. Ebenso gibt es eine Walliser Universität mit University Colleges in Aberystwyth, Bangor und Cardiff, und in den Kolonien (Südafrika, Indien) ist der gleiche Typus ganz außerordentlich verbreitet.

4.

Die neue mit University College London beginnende Entwicklung sollte ursprünglich den Dissenters die Möglichkeit einer Universitätsausbildung geben und dadurch ihren Zustrom von Oxford und Cambridge ablenken. Dies Ziel ist in keiner Weise verwirklicht worden. Für die Dissenters war London eine Etappe. Als sie erreicht war, ging der Kampf um die alten Universitäten aufs neue los, und die neue demokratische und

weltliche Universität, die zuerst in London verwirklicht wurde, hat schließlich auch Oxford und Cambridge sich angeglichen. Die Dissenters strebten wohl nach höherer Bildung, wie sie sie nunmehr in London finden; aber sie strebten auch nach sozialer Anerkennung, und diese konnte ihnen im Lande der Snobs nur das Studium an den Hochschulen der Gentry, in Oxford und Cambridge verleihen. Diesem Streben stellte das ganze alte aristokratische, anglikanische England eine nahezu geschlossene Abwehrfront entgegen. Aber auf der Seite der Neuerer stand auch in den Universitätsstädten eine gewisse Zahl von modern gesinnten Reformern. Wenn man der Universität ihren wissenschaftlichen Charakter wieder erkämpfen wollte, so brauchte man dazu die jungen Leute mit der Neigung zum Denken und Spekulieren, die immer mehr im Mittelstande zuhause ist als in der alten Aristokratie. Das Ziel der Reformer ging also dahin, 1. die Dissenters in weitestem Umfange in die Universität hineinzulassen, die Hochschule dadurch zu demokratisieren, und weiter, 2. mit Hilfe dieses neuen bürgerlichen Elementes die Universität aus einer aristokratischen Erziehungsanstalt in eine bürgerliche Forschungs- und Erziehungsanstalt umzuwandeln.

Das erste Ziel ist völlig erreicht worden. Seit 1871 sind die Dissenters ohne jede Beschränkung zugelassen. Der tägliche anglikanische Gottesdienst der Colleges ist wenig mehr als eine ehrwürdige Reliquie; von ihr kann ein Nichtanglikaner sich auch durch eine Gewissenserklärung befreien. Ein ausgesprochen nonkonformistisch-theologisches College (Mansfield) besteht in Oxford seit 1886; es gehört selbst nicht zur Universität, aber seine Mitglieder können Studenten werden. Nur unvollkommen ist dagegen das zweite, das wissenschaftliche Ziel erreicht worden. Es ist viel geschehen. Die Universität ist nicht mehr ein zusammenhangloses Bündel von Colleges, sondern die Colleges müssen einen Teil ihrer unendlich reichen Mittel der Universität abgeben. Die Universität ist die entscheidende Instanz für alle Unterrichtsfragen; neben den Professoren der Universität und den Lecturers und Tutors der Colleges gibt es jetzt auch Lecturers, die von der Universität angestellt werden. Studenten des einen College können auch an dem Unterricht des anderen teilnehmen; es gibt auch Studenten, die außerhalb eines College wohnen, daher von allem moralischen Zwange zum Luxus frei sind. Für die Verleihung der Collegestipendien und Fellowships stellt die Universität Grundsätze auf, an die die Colleges

gebunden sind. Die Universität nimmt die Schlußprüfungen ab und erteilt die Grade, sie bestimmt also das Lehrziel. Sie hat alte Prüfungen des 18. Jahrhunderts vertieft und modernisiert, neue dazu geschaffen und fest umrissene Studiengänge (*Schools*) eingerichtet, an die alle gebunden sind, welche eine *Honours*prüfung bestehen wollen. Das ist sehr viel, wenn man an die völlige wissenschaftliche Verwahrlosung der Zeit um 1820 denkt. Es ist auch in Oxford und Cambridge ein hohes wissenschaftliches Niveau geschaffen worden. Die Lehrtätigkeit der Universität hat sich auf eine Fülle von neuen Fächern ausgedehnt, auf Naturwissenschaften, Neuere Sprachen, Nationalökonomie. Aber — und das ist das entscheidende — die alte Universität der Aristokraten und der bloßen Collegeerziehung hat sich neben der neuen erhalten. Es gibt ein doppeltes Oxford und Cambridge, das neue, das tüchtige wissenschaftliche Arbeit leistet, und daneben in gleichem Rahmen noch immer das alte, das rudert und Fußball spielt. Die neue Universität arbeitet auf den *honours degree* hin, die alte noch immer auf den *pass degree* – der Titel ist in beiden Fällen derselbe. Nach dem ersten Studienjahr hat der Student sich zu entscheiden, ob er sich in zwei Jahren zum *pass*-Examen melden will, dann empfängt er eine Art von freierer Gymnasialausbildung von den Tutors seines College und kommt mit einem Professor kaum in Berührung; nach Erlangung des Grades wird er dann Kaufmann oder was er sonst will. Etwa zwei Fünftel der Studenten wählen diesen Weg. Arbeitet er aber auf den *honours degree* hin, d. h. wird er ein Student in unserem Sinne – ein solcher Grad ist z. B. die Voraussetzung für jede wissenschaftliche Laufbahn – so hat er ein ganz anderes, im allgemeinen ein weiteres Jahr erforderndes Studium durchzumachen.

Also der alte *passman* der unreformierten Universität ist zwar zurückgedrängt, aber er existiert noch heute. Es hat sich gezeigt, daß die alte Universität doch eine ungeheure Lebenskraft hatte. Nur nach deutschen Begriffen (und nach dem Urteil der reformfreundlichen Minderheit) war sie minderwertig. Nach allgemein englischer Auffassung dagegen leistete sie ungeheuer viel. Sie versorgte die Nation mit einer Führerschicht, die eine gewisse (nach unseren Begriffen recht bescheidene) intellektuelle Ausbildung, vor allem aber die untadligen Manieren und die ethische Durchbildung des Gentleman besitzt. Für diese Führerschicht ist nicht die Pflege des Intellekts das Wichtigste

Es genügt für sie nach englischer Auffassung ein schulmäßiger Unterricht, von akademisch gebildeten Tutors (aber nicht Professoren) erteilt. Viel wichtiger für das Gesamtziel ist die ethisch-willensmäßige Ausbildung des Menschen. Wichtiger als alles Studieren ist daher der Sport, der den Willen ausbildet, Führernaturen züchtet und eine gewisse ethische Durchdringung des Kampfes verbürgt. Wichtig ist weiter vor allem das enge Zusammenleben von gleichgerichteten und gleichstrebenden jungen Leuten aus der gleichen gesellschaftlichen Schicht im College. Es sind im wesentlichen die gleichen Ideale wie sie in unseren studentischen Verbindungen gezüchtet werden, nur mit dem überaus folgenschweren Unterschiede, daß in unseren Verbindungen im Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Lebens nicht der Sport steht, für den die ganze Nation Verständnis haben kann, sondern die Mensur, der das Volksganze mit scharfer und verständlicher Ablehnung gegenübersteht. Die Mannschaften der Henleyregatta sind in gewissem Sinne Nationalhelden für ganz England, der Dreibändermann mit dem zerhackten Gesicht findet seine Bewunderer nur in einem engen Kreise der Gleichgeschmückten. Gegen den *passman* von Oxford und Cambridge richtet sich daher in England eine Opposition eigentlich nur im Kreise der Professoren und der Universitätsreformer, das übrige England findet an ihm vieles zu kritisieren, aber nicht eigentlich zu bekämpfen, er und die alten Colleges mit den Charakterköpfen der Collegevorsteher werden als die Vertreter des aristokratischen Altengland stillschweigend anerkannt. Noch immer ist der rudernde und fußballspielende, nicht der büffelnde Student für die breite Öffentlichkeit die Verkörperung der Universität, und man findet nichts darin, daß das Haupt der Universität, der Vizekanzler, nicht aus der Zahl der Professoren, sondern der Collegevorsteher *(Heads)* gewählt wird. In dieser Bestimmung kommt die konservative Tendenz der Universität sehr stark und folgenschwer zum Ausdruck. Die Professoren pflegen die Reformer zu sein; die *Heads* dagegen wollen in erster Linie die Universität als Erziehungsstätte der Gentlemen aufrecht erhalten, wenn sie auch oft genug selbst daneben Persönlichkeiten von starkem wissenschaftlichen Kaliber sind.

5.

Neben den Vertretern des Alten stehen aber im Lehrkörper und in der Studentenschaft die Vertreter der neuen Ideale und

der neuen Praxis, und das wird in Deutschland meistens beharrlich übersehen. Es wird in Oxford und Cambridge jetzt eine an unsere besten Universitäten noch nicht heranreichende, aber doch wissenschaftlich durchaus vollwertige Arbeit geleistet. Durch ein Stipendienwesen von ungeheurer Ausdehnung, von dem wir uns noch kaum eine Vorstellung machen, ist auch der aristokratisch exklusive Charakter der Universität stark durchbrochen worden. Der arme, aber begabte Schüler einer höheren Lehranstalt pflegt mit einem Stipendium der Schule und einem zweiten der Grafschaft zur Universität zu gehn, dort in einem der billigeren Colleges zu wohnen oder als *Non-Collegiate Student* zu leben. Gehört er einem College an, so ist es nicht sonderlich schwer und auch sonst durchaus möglich, ein College- oder Universitätsstipendium oder -preis von namhafter Höhe zu erringen. Nach erlangtem Grade gibt es weiter *Research-Fellowships* auf mehrere Jahre (die alten Fellowships, die im 18. Jahrhundert den gut empfohlenen Angehörigen einer guten Familie ein faules Leben sicherten, sind jetzt sämtlich in den Dienst der Wissenschaft gestellt worden), und damit ist der Übergang auch in eine rein wissenschaftliche Laufbahn, die in Deutschland den Unbemittelten so überaus schwer ist, leidlich gesichert. Ein Privatdozententum gibt es nicht, über ein Fellowship pflegt man zu einem Posten als College Tutor und Lecturer zu gelangen, und im Hintergrunde winkt die Professur für die große wissenschaftliche Leistung. Das alles ist natürlich nicht leicht, und ohne entbehrungsvolle Jahre pflegt es auch in England nicht abzugehen, aber das alles ist relativ unendlich viel einfacher als das Martyrium des deutschen Privatdozenten der Nachkriegszeit.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der aristokratische Charakter von Oxford und Cambridge verschwunden ist, ganz im Gegenteil. Immer noch sind — ein in Deutschland schwer faßlicher Unterschied — die alten Universitäten die vornehmen, die neuen gelten als sozial zweiten Ranges. Der Professor von Leeds oder Birmingham wird schwerlich seinen Sohn zu einer der nördlichen Hochschulen schicken. Die letzteren sind die fast ausschließlich vom höheren und niederen Mittelstand besuchten Universitäten. In Oxford und Cambridge dagegen gibt auch jetzt noch der Student aus der Oberschicht den Ton an. Aber die Stipendien haben dafür gesorgt, daß in die Universitätsaristokratie auch ein gewisser demokratischer Beisatz kommt, der ihr noch vor

einem Menschenalter fehlte. Die alten Universitäten sind nicht unseren studentischen Korps zu vergleichen, die sich vom Volke ängstlich abschließen, sondern unseren Reserveoffizierkorps, die eine aristokratische Lebensauffassung pflegten, aber sie bis zu einem gewissen Grade auch an Kreise weitergaben, die erst begannen, in die aristokratische Lebensschicht aufzusteigen. Weit weniger als in Deutschland werden die Universitäten daher von der großen Masse als etwas Ständisch-exklusives, als die Einrichtung einer herrschenden Kaste empfunden.

Dazu trägt auch noch anderes bei. Bei uns pflegen Professoren und Studenten ihr eigenes Leben zu leben, ohne mit der Masse des Volkes in irgendeine nähere Berührung zu kommen. In England war die Kluft ehemals viel weiter als in Deutschland, sie ist aber bis zu einem erheblichen Grade überbrückt worden durch die *University Extension*bewegung, die im Jahre 1873 von Cambridge ausging. Sie ist der letzte Ausläufer jenes rationalistischen Überschwangs der Radikalen vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Wenn man sie an den hochgespannten Erwartungen ihrer geistigen Väter mißt, ist sie kläglich gescheitert; denn die intelligenten Arbeiter, die mit Hilfe von Buch und Vortrag sich zur Bildung der höheren Stände heraufarbeiten, vielleicht sogar den Magistergrad erwerben sollten, sind höchstens sehr seltene Ausnahmen geblieben. University Extension ist immer ganz überwiegend eine Bewegung der Mittelklasse gewesen. Aber sie hat auch den breiten Arbeitermassen — in Verbindung mit dem Stipendienwesen von Schule, Stadt, Grafschaft und College — eindringlich gezeigt, daß die Universität auch den Vielen etwas zu bieten hat. Gewiß wird für die wenigen Denkenden dieser Beweis noch sehr viel machtvoller geliefert, wenn die Universität alle paar Jahrhunderte einmal einen Denker oder Naturwissenschaftler hervorbringt, dessen Lehre — wenn sie sich vielleicht auch nur an einen engen Kreis von akademischen Jüngern wendet — das Weltbild oder die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse ganzer Völker oder Volksschichten durchgreifend umgestaltet. Aber die heutige Demokratie ist sehr viel stärker überzeugt, wenn hier und da der handgreifliche Beweis geliefert werden kann, daß die Worte des Gelehrten auch direkt zu den Massen gesprochen werden. Und es macht einen starken Eindruck, wenn die University Extension neuerdings in der sehr viel eindringlicheren Form von Arbeiterbildungsgemeinschaften unter Führung

eines Universitätslehrers wieder auflebt. Kleine Arbeiter-Studiengruppen tun sich zusammen (sie sind seit 1903 in der *Workers' Educational Association* vereinigt), die sich zu nachhaltigem, regelmäßigen, durch schriftliche Arbeiten geprüften Studium verpflichten, und die Universität sendet diesen Gruppen dann für ein Viertel- oder halbes Jahr einen Lehrer, der Aufsätze korrigiert, Debatten leitet und zu weiterem Studium anregt. Und nicht minder wirkt die Universität direkt auf den Schulunterricht des Landes ein. Fast an jeder Universität besteht jetzt ein Lehrerseminar, die besten Volksschullehrer pflegen erst an der Universität zu studieren und dann nach bestandener Bakkalaureusprüfung auf dem Seminar ihre pädagogische Ausbildung zu empfangen. Oxford und Cambridge haben ferner seit 1873 eine Schulprüfungsbehörde geschaffen, den *Oxford and Cambridge Schools Examination Board*, gewöhnlich kurz *Joint Board* genannt, der im Wege der privaten Vereinbarung den höheren Schulen eine Reihe von Prüfungen auferlegt, die nahezu im Begriff stehn, eine Art von Abiturientenprüfung den englischen Schulen aufzudrängen. Im klassischen Lande der Freiheit hat der Staat seine Aufsicht über die höheren Schulen in sehr enge Grenzen gebannt. Er hat gewisse hygienische Anforderungen und ein gewisses sehr geringes Minimum von Leistung als Vorbedingung seiner Zuschüsse gesichert, aber auf die Schulen, denen er nichts gab, überhaupt keinen Einfluß geübt. In der Praxis hat diese Aufsicht nur die allerschlimmsten Mißbräuche beseitigt. Bestimmte Lehrziele hat der Staat nie aufgestellt und niemals durchzuführen versucht. In diese Lücke sind die Universitäten gesprungen und haben von sich aus ein System von Prüfungen geschaffen, das allen Schülern, die sie bestehen, erhebliche Erleichterungen — die bis zur völligen Befreiung gehen — bei der Aufnahmeprüfung zur Universität sichert. 1857 wurden die Local Examinations für höhere Durchschnittsschulen eingeführt, 1873 die Prüfungen des Joint Board für einen höheren Typus. Diese Prüfungen wirken in der Praxis wie die von einem Ministerium herausgegebenen Lehrpläne oder Schulvorschriften. Sie sind völlig freiwillig; aber das Ansehen des Namens von Oxford und Cambridge ist so gewaltig, daß die Zahl der höheren Schulen, die sich dem Prüfungssystem und den Schulrevisionen der Universität unterwerfen, ständig im Wachsen ist. Und da diese Prüfungen für alle Schulen des gleichen Typus nahezu dieselben sind, wirkt die größere oder geringere Zahl von Punkten, die

z. B. mit Griechisch oder Mathematik zu erreichen ist, automatisch auf Stundenzahl und Leistung in dem betreffenden Fache genau so, als wenn hierüber ein Ministerium bindende Vorschriften machte. Ebenso wie London auf das höhere Schulwesen und auf die Entwicklung von Frauenkursen und akademischen Fortbildungsunterricht regulierend und anregend gewirkt hat, so — und in noch höherem Grade — tun es heute Oxford und Cambridge, die einst die energischsten Verfechter einer weltabgewandten Gelehrsamkeit für eine kleine anglikanische Oberschicht des Landes gewesen sind.

Also wären die Professoren auch im Nebenamt Schulinspektoren und University Extension Lecturers? Tatsächlich denkt nur hier und da ein einzelner an eine solche Nebenbeschäftigung. Die meisten von ihnen treiben nur ihre Fachwissenschaft, genau wie ihre deutschen Kollegen, und sie tun gut daran. Aber die Universität als Ganzes leistet mehr. Sie kann es, weil sie in der Ära der Reformen die Colleges mit ihren Tutors und Fellows nicht abgeschafft hat. In ihnen hat sie sich einen gewaltigen Stab von Männern erhalten, von denen nur eine Minderheit daran denkt, selbst Professor zu werden. Die Mehrheit besitzt eine gute wissenschaftliche Ausbildung und ein gewisses pädagogisches Geschick; es sind die Männer der angewandten Wissenschaft, die im Universitätsbetrieb in Stellungen verwendet werden, die etwa denen unserer Oberlehrer auf der Oberstufe unserer höheren Schulen entsprechen. Sie sind die geeigneten Kräfte für alle University Extension, für alle Schulinspektion, sie vertreten weiter auch die Universität in einem großen Teil der Kuratorien höherer Lehranstalten aller Art, sie sind das Bindeglied zwischen Universität und Praxis und — das unterscheidet sie von unsern Akademikern, die nach den Universitätsjahren alle Fühlung mit der Alma Mater zu verlieren pflegen — sie sind Mitglieder der *Congregation* der Universität, haben über alle Verfassungsänderungen und neuen Aufgaben der Universität mitzustimmen. Sie haben auch bei der Wahl mancher Universitätsbehörden mitzuwirken, namentlich bei den Universitätsdelegationen, jenen Behörden für University Extension, Schulprüfungen, wissenschaftliche Publikationen usw., wo einzelne dafür besonders interessierte Professoren wohl beratend mitzuwirken pflegen, die eigentliche Arbeit aber ganz in den Händen von Männern liegt, die zum weiteren Kreise der Magistri gehören und zwischen Universität und Land das Bindeglied bilden.

Auch die neueren Universitäten (London und Industriebezirk) haben die uralte Einrichtung der Congregation der Magistri bei sich eingeführt. Sie bildet ein wichtiges Bindeglied zwischen Universität und praktischem Leben. Durch die Congregation ist erreicht, daß nicht nur die Verbindungen, also die kleinsten Zirkel innerhalb der Universität ihre Alten Herren haben, sondern daß es eine Alte Herrenschaft der Gesamt-Universität in allen akademischen Berufen gibt, sogar — dank den *passmen* der alten Universitäten — auch in den Kreisen von Handel und Industrie. Was das für die Kulturaufgaben der Universität und für alle finanziellen Fragen des Hochschulwesens bedeutet, das versteht jeder, der es weiß, daß unsere Verbindungen ohne ihre Alte Herren schwer existieren könnten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Stellung der Universität manches Vorbildliche liegt, das freilich sich in englischen Formen bei uns unmöglich nachahmen läßt. Die große Masse der *passmen*, die studierenden Volksschullehrer, die verschiedenen Universitätsdelegationen schaffen der Universität im ganzen Lande — weit über die Kreise der Akademiker hinaus — eine Resonanz, die sie bei uns leider — darüber wollen wir uns nicht täuschen — längst eingebüßt hat. Dieser Vorteil ist teuer erkauft. Nahezu alle Universitätslehrer — obgleich sie nicht gern darüber öffentlich sich äußern — pflegen im Privatgespräch kein Hehl daraus zu machen, daß die studierenden Lehrer mit ihrer mangelhaften Vorbildung eine schwere Last für den Unterricht sind. Und die Zahl der passmen (zwei Fünftel!) die man zu den Studenten in unserem Sinne gar nicht rechnen kann, ist so groß, die Fürsorge für sie nimmt so viel Zeit und Geld der Universität, namentlich der Colleges, in Anspruch, daß niemand daran denken würde, sie einzuführen, wenn sie nicht von Alters her beständen. Englische Einrichtungen mechanisch zu kopieren, dazu liegt wahrhaftig kein Anlaß vor. Vorbildlich davon ist nur der Geist, der die Universität als Ganzes nicht von der großen Masse des Volkes ängstlich abschließt, sondern ihr auch die Beschäftigung mit den Kulturproblemen der Gesamtheit als Aufgabe stellt. Wir müssen versuchen, auf unseren eigenen Wegen das Gleiche zu erreichen. Die Volksschullehrer in Massen an die Universität zu ziehen, ist völlig verfehlt, aber wohl ist es Aufgabe der Universitäten, bei allen Lehrplänen für Volksschulen und höheres Schulwesen beratend mitzuwirken, und

zwar nicht etwa nur wesentlich hemmend, sondern fördernd und helfend. Zu University Extensionvorlesungen sind die Universitätsprofessoren gewöhnlich die ungeeignetsten Leute, aber in den Vorständen solcher Vorlesungsvereinigungen sollten die Universitäten amtlich vertreten sein. An Ferienkursen für einzelne Berufskreise — und gelegentlich für alle Gebildeten — müßten die Universitäten noch sehr viel mehr leisten, als sie jetzt tun. Und wenn die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse die völlig unbesoldete Privatdozentur mehr und mehr beseitigen wird, so sollte man überlegen, ob nicht das unbestreitbare Minus dieser Entwicklung durch Nebenwirkungen auf anderen Gebieten in ein Plus verwandelt werden kann. Der Privatdozent oder Assistent, der gleichzeitig Oberlehrer ist oder Volkshochschulkurse abhält oder an einer pädagogischen Akademie tätig ist, wird in seiner wissenschaftlichen Entwicklung dadurch wohl gehemmt werden, aber er wird in die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Kulturganzen Einblicke tun, die ihm nie wieder verloren gehen und der Universität nur zugute kommen können, und in gleichem Sinne wird es wirken, wenn unter dem wirtschaftlichen Druck der Gegenwart die Universität mehr als bisher gezwungen sein wird, sich aus den praktisch akademischen Berufen zu ergänzen. Und wir werden natürlich nicht daran denken können und wollen, uns ohne Not einen gewaltigen Ballast von wissenschaftlich uninteressierten *passmen* aufzuladen. Aber der hinter dieser Institution steckende Gedanke, daß die Universität nicht nur Gelehrte ausbildet, sondern auch Menschen erzieht, ist doch so urgesund, daß auch wir versuchen müßten, ihn in anderen Formen durchzuführen. Alles was korporatives Leben fördert, freilich ohne die Korporierten von der Gesamtheit abzuschließen — das ist doch das Grundprinzip der englischen Colleges — verdient nachhaltige Unterstützung; daß an einigen Universitäten die viel (und oft mit Recht) verschrieenen Korporationen die Träger aller studentischen Selbstverwaltung sind, ist durchaus zu begrüßen. Und wenn studentische Lesehallen, Sportplätze, Wandervereinigungen, Publika und Vortragskurse für Studierende aller Fakultäten im weitesten Maße gepflegt werden, wenn für alle diese Dinge auch ehemalige Studenten in praktischen Berufen herangezogen und schließlich auch dem Lehrkörper in irgend einer Form angegliedert werden, so läßt sich von der deutschen Grundlage aus mit deutscher Methodik vielleicht noch gründlichere Arbeit leisten, als sie

die englischen Universitätsreformer auf englischen Grundlagen aufgeführt haben.

Bonn. Wilhelm Dibelius.

VOM BILDUNGSWERT DER ROMANISCHEN SPRACHEN[1]).

Der Bildungswert des Sprachunterrichts ist zu allen Zeiten von denjenigen am entschiedensten angefochten worden, die unkünstlerisch und unhistorisch denken. Die Männer der reinen Vernunft und der reinen Zweckmäßigkeit, die rationalistisch und technisch gerichteten Geister sind unsere hartnäckigsten Feinde. Leute wie Ostwald.

Und doch haben auch die Sprachen ihren vernünftigen Zweck, nämlich den Gedankenverkehr und bilden in dessen Dienst ihre Technik aus, die man gemeinhin Grammatik und Wortschatz nennt. Wenn es aber nur darauf ankäme, dann allerdings wäre es das Vernünftigste, eine einheitliche Weltsprache anzustreben und etwa das Esperanto, oder, da wir in Bayern leben, das noch sinnreichere, noch einfachere Universal unseres Kollegen, Prof. Dr. H. Molenaar in Neustadt a. d. H., an den höheren Lehranstalten zu unterrichten. Eine gewisse Bildung würde zweifellos auch dadurch vermittelt. Die Übung des Hin- und Herübersetzens zwischen unserem geschichtlich belasteten und hoch komplizierten Deutsch und dem eben so einfachen wie neugebackenen Universal würde zu mancherlei Besinnung auf grammatische Kategorien und weiterhin sogar zu sprachphilosophischen und sprachgeschichtlichen Erwägungen Anlaß geben. Nicht einmal an sachlichem und spezifischem Gefühls- und Gedankengehalt würde es einem solchen weltsprachlichen Unterricht heute mehr fehlen. Der Gedankenstock, die Themata und damit die Richtungen, in denen wir den Wortschatz zu pflegen hätten, wären auch schon gewiesen: Völkerversöhnung, Weltfriede, internationaler Verkehr, Welthandel, Loslösung aus nationaler Beschränktheit, sozialer Ausgleich und alles, was diesen Idealen dienlich sein könnte: Wirtschaftskunde, Eisenbahn- und Schiffahrtswesen, Flugtechnik, internationale Soziologie, internationales Recht, allgemeine

---

[1]) Vortrag, gehalten auf dem 18. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Nürnberg, am 7. Juni 1922.

Psychologie oder Anthropologie, Geographie, Naturwissenschaften und ähnliches. Das ungefähr hätten die breiten und unerschöpflichen Gegenstände des weltsprachlichen Unterrichtes zu werden. Es liegt keineswegs außerhalb der Möglichkeiten unserer nahen, ja sogar nächsten Zukunft, daß etwa eine sozialistische oder gar kommunistische Unterrichtsverwaltung uns solche Bildungs- und Schulprogramme beschert oder auferlegt. In Rußland, mit dem uns ein Handelsvertrag verbündet, ist dies bereits geschehen. Wir Neuphilologen alle, wie wir dasitzen, können dann allmählich einpacken. Im besten Falle werden wir als eine mehr oder weniger entbehrliche, archaisch-romantische Verzierung am Zukunftsgebäude des Bildungswesens unsere Lebensidylle fristen.

Man muß diesen Teufel sich einmal, roh und rot wie er ist, an die Wand malen, wenn man verstehen will, wohin im Zeitalter der Revolutionen, der Wirtschaftskämpfe und der Konferenzen die pädagogische Reise gehen kann. Wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß wir Neuphilologen selbst unser bescheiden Teil beigetragen haben und fortfahren beizutragen, um den Bildungswert des fremdsprachlichen Unterrichtes auszuhöhlen. Haben wir etwa nicht zu den Zielen des internationalen Reiseverkehres und Menschen- und Warentausches ein schnelles und freudiges Ja gesagt und eigentlich auch sagen müssen? Arbeiten wir nicht an der Politisierung unserer Lehrpläne mit, wenn wir im Begriffe sind, das Englische als eine Handelssprache über das Französische als eine Feindessprache zu setzen? oder dem Spanischen als einem überseeischen Verkehrsmittel den Vortritt zu geben vor dem Italienischen als einer Sprache des Binnenmeeres? Wie man darüber denken mag, jedenfalls haben wir damit die Häute, die wir zu gerben hoffen, in eine Strömung gehängt, die sehr abschüssig werden und unseren besten Besitz hinwegschwemmen kann.

Wenn wir auf die Fremdsprache als Verkehrsform und Umgangsmittel den Hauptwert legen und dementsprechend die formelle Sprachbeherrschung, das Parlieren über alles pflegen, dann, meine ich, ist es in der Ordnung, daß andere, noch modernere Geister uns den Rang ablaufen und uns zeigen, wie es für solches Verkehrswesen ein noch viel einfacheres, wirkungsvolleres, zweckmäßigeres Mittel gibt: die künstliche Weltsprache. Seit dem Ende des Weltkriegs hat das Esperanto riesige Fortschritte gemacht. Früher war es eine Spielerei und eine

papierne Grammatik, heute hat es eine entschlossene und ernste Gesinnung hinter sich: den Bolschewismus.

Es ist Zeit, daß wir demgegenüber unsere Sache auf eine andere Gesinnung gründen, die überhalb des politischen Denkens steht und eine andere Triebfeder hat als den äußeren Verkehrswert der fremden Sprachen. Mir scheint, daß wir vermehrte Fühlung mit den Altphilologen und Germanisten brauchen. Denn diese sind, kraft ihrer sogenannten Unmodernität, in verstärktem Maße auf die inneren Bildungswerte ihres Sprachstudiums angewiesen. Und beinahe möchte ich meine Forderung auf die paradoxe Formel bringen, daß auch der Neusprachler Humanist werden soll, freilich ein neusprachlicher Humanist.

Inneren Bildungswert vermitteln nur diejenigen Gegenstände, die zum ganzen menschlichen Gemüt sprechen, nicht etwa den Verstand allein, oder den Willen, oder die Phantasie allein beschäftigen. Es gibt keine echte Bildung, wenn sie nicht vom Gemüte aus den Weg in die Welt der Erscheinungen und von dort, mit fremden Schätzen beladen, wieder zurück zu der geistigen Totalität des Menschen findet. Es hat wenig oder gar keinen Wert, das sprachliche Ausland aufzusuchen und sich darin herumzutreiben, mag es nun England, Frankreich. Spanien, Italien oder Rußland heißen, wenn man dort draußen sich selbst verliert und ein umgänglicher Affe des Fremden wird. Sollte die Treue zu uns selbst und die Pietät zur eigenen, ererbten Geistesart durch den fremdsprachlichen Unterricht gefährdet oder auch nur gemindert, anstatt vertieft und gestärkt werden, so möchte ich unsere gesamte Berufsarbeit als Unfug bezeichnen und die Streichung unserer Gehälter beantragen.

Wie kommt es nur, daß das Altgriechische z. B., das seiner sprachlichen Struktur sowohl wie seinem kulturellen Gehalte nach uns doch gewiß viel ferner liegt als etwa das Französische oder Englische von heute, so tief zum Herzen sprechen konnte? Denken Sie, was griechische Sprache, Philosophie und Dichtung für Lessing, Winckelmann, Goethe, Hegel, Wilh. v. Humboldt, Hölderlin und Nietzsche bedeutet haben! Es ist ihnen beinahe ein Evangelium gewesen; und mag auch nachträglich ein Fachmann über die geschichtlichen Mißverständnisse ihres überschwänglichen Griechenkultus gelächelt haben, so ist doch gerade durch solche Männer das Griechentum eines der mächtigsten Bildungselemente des Deutschtums geworden. An der griechischen Sprache an und für sich liegt das nicht; an

der griechischen Natur und Kultur ohne die Sprache liegt es auch nicht; an der menschlichen Größe einzelner Geisteshelden: Homer, Aischylos, Sokrates, Platon, Aristoteles, Alexander, schließlich auch nicht.

Wenn man diese drei Dinge auseinander reißt und jedes davon in seiner Besonderung nimmt: die Sprache als Form, die Natur und die Kultur als Sachen, als Gehalt oder Realien und die menschlichen Individuen als Einzelwesen, und wenn man diese Abstrakta dem Schüler vorsetzt, so ist das eine künstliche Ernährung, aber keine Vermittlung von geistigem Leben, keine Bildung. Man hofft, dem Schüler die Zeit und Mühsal des Beißens, des Kauens und Verdauens zu sparen, indem man ihm lediglich die des Schluckens der didaktisch präparierten Pille noch zumutet. In Wahrheit verdirbt man ihm die Zähne, den Geschmack und den Magen und jegliche Lust am Lernen. Man bereitet für seine natürliche Trägheit ein äußerst sinnreiches Bett.

Das echte Lernen, das den Menschen bildet, ist ein selbsttätiges Verhalten des eigenen Geistes gegen den fremden: Umarmung, Ringkampf, Auseinandersetzung, Abstoßung und Eroberung; und der Geist des Griechentums ist eben das, was die Sprache, die Sachen und die Menschen des alten Griechenlandes zu einer Einheit gebildet hat: der griechische Kosmos, die griechische Welt. In diesem allseitigen, einheitlichen und tiefen Sinne hat Wilh. v. Humboldt das humanistische Studium der griechischen Sprache als eine Erfassung der griechischen Welt verstanden[1]); und in ähnlicher Allseitigkeit und Lebendigkeit sollten, meine ich, an unseren Lehranstalten die modernen Fremdsprachen getrieben werden als Einführung in den französischen, in den spanischen, in den italienischen Kosmos von heute. Freilich, so rund und geschlossen wie jene griechische sind diese modernen romanischen Geisteswelten nicht mehr. Sie gehen ineinander über und greifen auch in die englische und deutsche unmittelbar herein. Aber immer gibt in zweifelhaften Fällen die Sprachform den Fingerzeig für das, was die spezifisch französische bzw. die echt italienische, echt spanische Denkweise und Geistesart ist.

---

[1]) Vgl. Julius Stenzel, Die Bedeutung der Sprachphilosophie W. v. Humboldts für die Probleme des Humanismus im Logos, 1921. X. S. 261 ff.

Worauf es ankommt, ist, daß vom Französischen nicht bloß die Formen, nicht bloß die Sachen, nicht bloß Molière oder Rousseau, sondern der französische Geist vermittelt werde. Das ist keine quantitative, das ist eine qualitative Forderung. Und dasselbe gilt für alle andern Sprachen.

Welche von jenen geistigen Welten nun aber die wertvollere sei? Die französische, die italienische, die spanische oder nicht vielmehr die englische?

In Wahrheit sind sie alle von ungefähr gleichem Werte. Denn sie alle haben in einer mehr als tausendjährigen weltgeschichtlichen Feuerprobe sich gefestigt, erweitert, bereichert, bewährt, jede auf ihre besondere Art. Jede hat in ihrer individuellen Geltung sich durchgesetzt. Italia, Hispania, Francia? Ich bin kein Paris, der nach olympischem Auftrag und eigenem Geschmack den Apfel der Zwietracht als Schönheitspreis zu vergeben hätte.

Daß ich durch meine Berufswahl den romanischen Sprachen und Kulturen den Vorzug vor der englischen zugestanden habe, war nur mein persönlicher Geschmack. Es war aber auch ein deutscher Geschmack. Uns Deutsche zieht das romanische Wesen stärker an, weil es uns ferner liegt und weil es eben durch diesen Abstand die größere Ausweitung unseres eigenen Wesens fordert und verspricht, die vollere Ergänzung, die fruchtbarere Berührung. Die Engländer sind unsere Vettern und Basen. Mit solchen Verwandten unterhält man sich gerne; man liebt sich, zankt sich, ist auch verpflichtet sich zu kennen; aber die geistige Ehe mit ihnen ist weniger ratsam und jedenfalls nicht so fruchtbar. Ich halte die Ausdehnung des englischen Unterrichtes auf Kosten des romanischen für eine jener unseligen, allzu praktischen und politisch-pädagogischen Ideen, die in der Richtung auf das Esperanto liegen.

Die Romania hat vor der Anglia auch den anderen Vorzug, daß sie als Kulturwelt älter und mit der Antike natürlicher verwachsen ist; wodurch sie für humanistische Lehranstalten sich besonders empfiehlt. In den realistischen mag man immerhin dem Englischen, das vom Deutschen aus leichter erreichbar ist, den Vortritt lassen.

Da nun aber doch unter den drei großen romanischen Sprachen und Geisteswelten eine Auswahl bzw. Abstufung aus praktischen Gründen des Unterrichtes getroffen werden muß, so wäre es töricht, den praktischen Forderungen nicht auch ins

Gesicht zu sehen. Aber nur für die Auswahl, nicht für den Geist des Unterrichtes selbst sollen sie maßgebend sein. Welche der drei romanischen Welten ist für die heutige deutsche Jugend, ich will nicht fragen, die wertvollste, sondern die nützlichste?

Unbedingt die spanische, wenn man den Handel, den Weltverkehr, die Wirtschaft im Auge hat; denn sie umspannt zwei große Gebiete: das westliche Europa und das südliche Amerika. Dem Spanischen gehört die Zukunft. Es ist nur natürlich und nur zu begrüßen, wenn zunächst in denjenigen Teilen Deutschlands, die nach der See hin gewendet sind, der Unterricht des Spanischen mehr und mehr gepflegt wird. Dem deutschen Binnenland liegt dieser Antrieb vorerst noch ferner; aber er wird auch dort sich in wachsendem Maße geltend machen; um so mehr als das Spanische auch seine gewaltige Vergangenheit hat. Ich möchte nachdrücklich davor warnen, es etwa nur als Handelssprache zu betreiben, zu amerikanisieren und die inneren, menschlichen Bildungswerte, die es birgt, darüber zu vergessen. Denn der spanische Geist, der eine überseeische Welt erobert hat, ist derselbe, der im Mittelalter, die schwersten, zähesten Glaubenskriege bestand und der im Zeitalter der großen individualistischen Erhebungen der Renaissance und der Reformation die strenge Zucht, den Gehorsam und die Unterordnung in Europa vertrat. Er trägt, wie kein anderer in der Romania, die Kennzeichen der Mannhaftigkeit. Die Ehre, der Dienst, der Gehorsam, die Kühnheit, die unbedingte, schmelzende zarte und heftigste Hingabe an eine Idee, der düstere Ernst und dessen echter Bruder, ein goldener, tiefer, harmloser Humor, das alles findet sich in der spanischen Geschichte und Dichtung mit einer Gewalt und Größe ausgedrückt, wie man es in Italien und Frankreich nicht wieder findet. Eines freilich fehlt, oder ist schwach vertreten: das Maß, die Sophrosyne, die schöne heitere Ausgeglichenheit und Harmonie.

Um dies zu finden, muß man nach Italien gehen. Der italienische Geist verhält sich zum spanischen einigermaßen ähnlich wie Athen zu Sparta. Italien ist die Wiege des humanistischen Bildungsgedankens. Dorthin wird immer die Sehnsucht des beschaulichen und künstlerischen Teiles der deutschen Seele wandern. Ich brauche nicht daran zu erinnern, was Dante, Raphael, Michelangelo, Ariost, Manzoni und Leopardi einem gebildeten Deutschen alles zu sagen haben, noch an den Wohllaut, die temperamentvolle Schmiegsamkeit und plastische Klar-

heit der italienischen Sprache zu mahnen. An grammatischer Schärfe steht sie, wie mir scheint, einigermaßen hinter dem Spanischen zurück. Für Bayern und Oesterreich wird das Italienische außerdem eine sehr große praktische Bedeutung gewinnen.

Man könnte sich einen zukünftigen Lehrplan der romanischen Sprachen etwa so denken, daß der Anfang mit dem Spanischen zu machen und dann zum Italienischen überzugehen wäre. Auch dem menschlichen und sachlichen Gehalte nach wird der deutsche Jüngling sich früher und leichter durch die spanische und erst etwas später, dann aber stärker durch die italienische Geschichte und Dichtung ergreifen lassen.

Am spätesten schließlich, zögernd zumeist und widerstrebend, erschließen sich erfahrungsgemäß unsere Schüler dem französischen Wesen. Wieviel leichter ist es z. B. einem 15 oder 16jährigen die Mocedades del Cid des De Castro schmackhaft zu machen als den Corneilleschen Cid. Ja sogar für Dante will ich ihm noch eher das Verständnis eröffnen als für den dichterischen Wert der angeblich so leichten Kinderfabeln des La Fontaine. Die neufranzösische Literatur ist mit Reflexion, Esprit, mit Bon goût und feinen Nüancen so allseitig durchsetzt, hat ein so wenig unmittelbares und ein so vielfach gespiegeltes Gefühlsleben, daß in der Regel erst der reife Mann das richtige Verständnis und tiefere Interesse dafür gewinnt. Am liebsten möchte ich das Französische in die zwei spätesten Klassen oder gar an die Hochschule allein verweisen. Wieviel Mühe und Zeit geht nur mit der Erlernung der leidig komplizierten Orthographie, Aussprache und Grammatik verloren. Und doch nimmt es nun einmal durch lange Gewohnheit, seit den Tagen Gottscheds schon, den ersten Platz in unserem neusprachlichen Unterricht ein. Ich will auch den menschlichen Bildungswert der französischen Kulturwelt nicht im geringsten verkleinern. Nirgends in der Romania ist das geistige Leben so bewegt und beweglich, so vielseitig, so unterhaltsam und im besten Sinne des Wortes interessant, in unsere eigene Geisteswelt so stark und anregend hereinwirkend. Obschon das menschliche Größenformat der führenden französischen Denker und Dichter weder an Dante noch an Shakespeare, weder an Kant, Hegel oder Goethe heranreicht, so ist doch die gesellschaftliche Durchbildung der ganzen Nation ein einzigartiges, gerade für uns Deutsche in höchstem Maße bildendes Schauspiel; die Sprache

selbst mit ihrer Zucht eine treffliche Schule. Einen sonderlichen Ertrag aber hat, so viel ich beurteilen kann, der französische Unterricht an den höheren Lehranstalten, trotz seines langjährigen und intensiven Betriebes, nicht gegeben und wird ihn in Zukunft desto weniger geben, je spärlicher für uns die Gelegenheiten des Parlierens werden.

Welches Interesse haben denn wir Deutschen, daß das Französische als internationale Umgangssprache erhalten bleibe? Wir haben alles Interesse, daß es aus dieser Rolle verschwindet. Wenn sich ihm zweimal 70 Millionen Ohren im Herzen Europas verschließen, und wenn wir nein sagen zu dem Ansinnen: «Parlez-vous français?» so ist es ein Gewinn für die Sache unseres gequälten Vaterlandes. Das Lebensrecht und die Freiheit der eigenen Nation ist nämlich auch ein praktischer Gesichtspunkt. Sieht man denn nicht, wie auf dem breiten Rücken unserer gelehrigen Gutmütigkeit die Leitungsdrähte liegen, die das französische Wort von Paris nach Warschau, nach Prag, nach Petersburg, Moskau, Belgrad und Konstantinopel tragen? Wenn wir diese Drähte abschütteln, geschieht unserer menschlichen Bildung kein ernstlicher Abbruch. Laßt uns doch lieber slawisch sprechen mit den Slawen, oder meinethalb Esperanto, oder noch besser Deutsch, auf keinen Fall und nie wieder aber Französisch.

Alle diese Wandlungen, die ich nur im Großen und Ungefähren, nicht als ausgearbeitetes Programm für die einzelnen Lehranstalten habe skizzieren können, brauchen noch lange Zeit und viele Arbeit, bevor sie sich durchsetzen. Daß im 20. Jahrhundert, da sich alles von Grund aus ändert und erneuert, der neusprachliche Unterricht allein sein altes Geleise wird weiter befahren können, ist ausgeschlossen. Vieles werden wir preisgeben müssen, das uns heute noch unentbehrlich oder selbstverständlich erscheint, anderes dafür gewinnen. Ich fasse meine Wünsche, oder besser, Hoffnungen zusammen.

Möge von dem unschätzbaren Bildungswert, den das romanische Wesen für das germanische hat, womöglich nichts zugunsten des englisch-nordamerikanischen preisgegeben werden.

Möge das Spanische in den unteren Klassen, besonders in den realistischen Anstalten seinen Einzug halten und mehr oder weniger das Französische verdrängen.

Möge an den humanistischen Anstalten, aber auch sonst in den höheren Klassen die Bedeutung des Italienischen höher-

als bisher eingeschäzt werden. Möge ihm insbesondere in Südostdeutschland eine lebhaftere Pflege zuteil werden.

Möge das Französische weniger als Umgangssprache und Mundfertigkeit und mehr nur als theoretisches und historisches Bildungselement und erst dem ausgereiften Schüler gegenüber zur Geltung gebracht werden.

Sodann — um auch einen unmittelbar erfüllbaren und spezifisch bayerischen Wunsch zu äußern —: möge in nächster Zukunft kein Lehrer mehr mit spanischem oder italienischem Unterricht, weder als Wahl- noch Pflichtfach, betraut werden, wenn er nicht die Befähigung dazu durch eine Probe oder Prüfung hat nachweisen können. Anders wird der bisherige Dilettantismus kaum zu beseitigen sein.

Möge vor allem aber der humanistische Geist, der das Sprachliche, das Sachliche und das Menschliche als eine lebendige Einheit begreift, auf der ganzen Linie weiter und weiter vorrücken gegen die Äußerlichkeit einer technischen, formalistischen und rohstofflichen Schulmeisterei und Menschendressur.

München. Karl Vossler.

BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX[1]).

Schulgrammatik und Sprachgebrauch.

XV. Relativ- und Interrogativpronomen.

1. In Verbindung mit Präpositionen wird das Relativpronomen *qui* nicht nur, wie die Elementargrammatik es verlangt, von Personen gebraucht, sondern vielfach statt *lequel* auch von Sachen. Besonders findet es sich, wie Plattner (III 2, 113) bemerkt, bei Kollektivbegriffen und Abstrakten, die eine Gesamtheit menschlicher Wesen bezeichnen, bei Ländern und Städten, also da, „wo die Person sich in Gedanken dem Gegenstand substituieren läßt", aber auch bei rein sächlichen Ausdrücken. Bei Tieren kann stets *qui* verwendet werden: «Il est impossible de ne pas remarquer que, de deux dynasties *à qui* la France a

---

[1]) Vgl. die früheren Artikel I—XIV, *N. Spr.*, XXIII, 70 ff., 155 ff. 354 ff.; XXIV, 193 ff., 393 ff., 577 ff.; XXV, 80 ff., 410 ff.; XXVI, 32 ff. 221 ff.; XXVII, 128 ff., 331 ff.; XXVIII, 218 ff.

ais ses destinées, il en est une qui...» *R.d.d.M.*, 1. Dezember 1899, 483. «Au 5e corps *à qui* l'on reprochait durement de n'avoir s marché, le 6, au canon du maréchal...» *Revue de Paris*, II 15, 466. «Je regrette l'Inquisition, grâce *à qui* j'aurais avé délicieuse et enivrante la pensée que la terre tourne.» d. XI 15, 458. «L'industrie *de qui* l'on peut espérer quelque élioration pour le Midi, n'est encore que très faible.» Ebd. XII 606. «Aussi bien il y a des cas et des métiers, deux métiers moins, *pour qui* cette stricte observation n'est pas toujours ssible.» *R. d. d. M.*, 1. Mai 1900, S. 88. «Ah! je compatis trop la peur de cet enfer *devant qui* je viens moi-même de frissonner.» *vue de Paris* VIII 13, 146. «... car le Japon est une puissance x *qui*, *contre qui* on s'allie...» Ebd. X 21, 49. «Mais il s'est ins agi... de relever cette tombe... que d'instruire la atification d'une œuvre *envers qui* l'on fut injuste, de récrire nom du grand poète...» Ebd. I 9, 179. «Je commencerai r la carrière *à qui* vont toutes les sympathies, sinon les préences de la jeunesse» (Aus der Rede eines französischen mnasialprofessors). «.... les États-Unis, *à qui* s'offrent tous s styles du passé... et *à qui* l'exotisme plaît comme excitant leur jeune curiosité, les États-Unis ont subi l'influence de rt japonais.» *Revue de Paris*, XI 21, 85. «Et Saigon, *autour qui* le paquebot tournait en dévidant le ruban tortueux du nnaï... lui fit l'impression d'une ville molle et charmante.» d. IX 7, 500. «... enfin des jours de liesse, dans les villages ssus, *à qui* en imposaient l'appareil militaire de ces étranges ravanes et le ton conquérant du soudard nègre.» Ebd. XI 8, 4. «En ce moment, cette Bidassoa, *par qui* les deux pays nt séparés, semblait tarie, et son lit vide...» Ebd. III 24, 684. e me suis dirigé vers les deux concerts ou Music-halls *par i* les traditions de la vieille gaieté française sont entretenues Rennes.» *Annales pol. et litt.*, 13. August 1899, S. 102. «Omer admira, mystérieuse et lourde, escortée de ses chiens nombreux, oquets, loulous, caniches, *pour qui* elle partageait du sucre réalablement rompu avec ses dents». *Revue de Paris*, VIII 10, 296.

2. Oft findet man vom Subjekt oder Objekt des Relativsatzes bhängiges *de qui*, wo nach der Grammatik *dont* stehen müßte: On a beaucoup applaudi le général Saussier, *de qui* les sentiments epublicains ne sont pas suspects.» *Revue de Paris*, I 1, 110. »Je suis celui *de qui* la fonction est de s'enfoncer dans les profondeurs de la terre.» Ebd. I 16, 413. «Restait madame

Élisabeth *de qui* les sympathies étaient à conquérir.» Ebd. XI 19, 492. «Selon mes desseins, j'étais devenu l'ami commun, l'homme positif et perspicace *de qui* le conseil paraît précieux.» Ebd. XI 21, 161. «... ce vieillard *de qui* les longs cheveux blancs et jaunes couvrent les épaules ...» Ebd. XI 22, 358. «Il plaignait moins le sort des vieilles demoiselles *de qui* l'humeur revêche ne l'épargnait pas.» Ebd. XII 7, 457. «Il s'informa de la santé d'Alex, *de qui* le nom sembla celui d'un personnage lointain ...» Ebd. XII 12, 687. «Il [le groupe] était composé de jeunes filles insignifiantes et de mères veuves, *de qui* l'aspect, la tenue, le langage, rappelaient à s'y méprendre la mère de mademoiselle Raymonde.» Ebd. XII 13, 46. «Qui donc avait-elle été voir? Mais, monsieur le vice-recteur, tout bonnement, *de qui* l'obligeance, en l'occasion, s'était montrée vraiment exquise.» Ebd. XII 13, 65. «... elle ne pouvait pas non plus se résoudre à se séparer ainsi d'un homme 'si bien', et *de qui*, un an durant, le prestige avait un peu rejailli sur elle et sur son fils.» Ebd. XII 15, 470. «Mais elle ne savait que le nom de l'un des visiteurs, *de qui* le notaire lui avait lu la lettre.» Ebd. XII 15, 503. «Mais elle s'en tirait encore mieux que Maria, *de qui* pourtant le poste était moins dur.» Ebd. XII 20, 734. »L'illustre poète *de qui* je dois prononcer l'éloge était né d'un sang étranger.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 42 (Aus einer Rede von Maurice Barrès in der Académie française) usw. — Wechsel zwischen *de qui* und *dont*: «Combien en trouvez-vous *dont* l'intelligence soit riche de connaissances directement acquises, et *de qui* les pensées et les émotions soient sincères et personnelles?» *Revue de Paris*, II 21, 202. — Zu beachten ist, daß *de qui* nur ein *possessives* Verhältnis ausdrücken kann. Das englische *whose* kann also durch *de qui* wieder gegeben werden, nicht aber *of whom* (Plattner III 2, 112). Dies zeigt sich deutlich in dem folgenden Beispiel, wo im ersten Relativsatz possessives *de qui* statt *dont*, im nächsten aber *dont* steht, weil es sich hier um ein partitives Verhältnis handelt: «... on leur substitue le plus possible des protestants et des juifs, *de qui* la religion m'est fort indifférente, mais *dont* beaucoup possèdent encore des habitudes ...» *Revue de Paris*, IV 14, 305.

3. Auch Formen von *lequel* in Verbindung mit der Präposition *de* können an die Stelle von *dont* treten: «On compte dans la province trois millions d'habitants à peu près, *desquels* trois cent mille sont assez intelligents pour désirer le remède de leur

malaise.» *Revue de Paris*, XI 21, 149. «Ce type a imaginé un certain nombre de trucs fort ingénieux, ma foi, *desquels* je vais avoir l'honneur de vous citer quelques-uns.» *Annales pol. et litt.*, 25. Juni 1899, S. 405.

4. *De qui* ist allgemein gebräuchlich, wenn es sich als Attribut eines mit einer Präposition verbundenen Substantivs auf *Personen* bezieht. Die Elementargrammatik verlangt auch in diesem Falle *duquel*: «C'est même étrange, ces filles qui nous posent des madones, et de la bouche *de qui* tombent des propos de grue.» *Revue de Paris*, XI 5, 116. «A cinq ans, il dessinait d'instinct, ce qui faisait frémir de terreur son père, bon gentilhomme savoyard, aux yeux *de qui* toute occupation était une déchéance, hors chasser et servir le roi Charles-Albert.» Ebd. I 14, 712. «La petite de Givray, sur les nerfs *de qui* la selle de lady Dolby commençait à agir, prit le galop ...» Ebd. I 16, 299. «Il vit Filippa s'élancer au-devant des deux vieux, aux oreilles *de qui* elle murmura quelque chose.» Ebd. I 20, 360. «Sorte d'agent d'affaires, espèce très répandue en Pologne, et par les mains *de qui* passent presque toutes les transactions commerciales et privées ...» Ebd. I 20, 364 usw.

5. Wie von Emil Polentz in seinen lehrreichen Abhandlungen über das französische Relativpronomen *lequel*[1]) nachgewiesen wird, ist die Behauptung der Schulgrammatik, *lequel* sei als Subjekt nur zur Vermeidung eines Irrtums gebräuchlich, unzutreffend. „Bei der Seltenheit der Fälle, wo es durch seine Fähigkeit, das Geschlecht und die Zahl seines Antezedens zum Ausdruck zu bringen, dazu beitragen mochte, einen Zweifel in der Beziehung nicht aufkommen zu lassen, während umgekehrt so oft trotz der Trennung des Relativs vom Beziehungswort *qui* gebraucht wird und gebraucht werden muß, und andrerseits bei der Häufigkeit seines Gebrauchs da, wo von der Vermeidung eines Irrtums nicht die Rede sein kann, sollte man sich scheuen, diesen Grund für die Verwendung anzugeben.“ Dagegen erfährt man das für *lequel* Wesentliche aus der Schulgrammatik nicht, daß nämlich die vollere, betontere Form des Relativpronomens besser geeignet ist, *nachdrucksvoll* hinzuweisen und die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers zu erregen als das fast

[1]) *Die Funktionen des französischen Relativpronomens lequel.* Wissenschaftliche Beilagen zu den Jahresberichten des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1901 u. 1902.

proklitische *qui*, und vor allem vermißt man häufig die Bemerkung, daß *lequel* unabhängig von Präpositionen nur in *erweiternden* Relativsätzen steht, *distinktive* dagegen mit *qui* angeschlossen werden müssen. Außerdem sollte der Schüler erfahren, daß es andere Möglichkeiten gibt, eine falsche Beziehung des Relativs auszuschließen, und daß der Relativsatz sich auch vermeiden läßt. So können in dem vielfach als Beispiel gegebenen Satz *Il y a une édition de ce livre, laquelle se vend fort bon marché*[1]) die Satzglieder umgestellt werden: *Il y a de ce livre une édition qui* ... Das Substantiv kann wiederholt werden: «Avec le grand chien noir du jardinier, *chien* qu'elle détestait ...» *R. d. d. M.*, 1. November 1915, S. 9. Es kann eine Konjunktion hinzugefügt werden: *une édition ornée de gravures et qui* ... Hauptsatz statt Nebensatz: *J'ai acheté une édition de ce livre. Cette édition* ...

Auf die ausdrucksvollere Hervorhebung durch *lequel* wird auch von Plattner (I 374) und von Clédat (*Grammaire raisonnée de la langue française*, § 304) hingewiesen. Letzterer sagt: «Lorsqu'on emploie *lequel* comme sujet, on insiste sur l'idée, c'est comme si on répétait le nom. 'L'éloquence est un don de l'âme, a dit La Bruyère, *lequel* nous rend maître du cœur et de l'esprit des autres.' L'idée serait rendue avec la même nuance si on disait: L'éloquence est un don de l'âme, *et ce don* nous rend maître etc.» Einige Beispiele mögen nun noch zeigen, daß die Verwendung von *lequel* statt *qui* als Subjekt in Beziehung auf ein unmittelbar vorhergehendes Substantiv in der heutigen Sprache wieder häufiger geworden und nicht, wie Littré sagt, auf den *style de pratique et d'administration* beschränkt ist. Das Verhältnis, in dem dabei der Relativsatz zum regierenden Satz steht, ist verschieden; am häufigsten ist die kopulative Verbindung, *lequel* = *et celui-ci* oder *et ce* + Substantiv: «J'ai rencontré le prince Czartoryski, *lequel* m'a mené voir le musée dans ce joli hôtel de ville que tu sais.» *Revue de Paris* I 4, 13. «L'ironie charmante de l'œuvre voltigeait au-dessus de la bataille théologique, *laquelle* ne tardait pas à dégénérer en mêlée politique.» Ebd. III 20, 855 etc. — *Lequel* ≐ *car* (*comme, parce que*) *celui-ci* (kausales Verhältnis): «Entre temps, une constitution avait été votée et la Californie avait pris rang dans l' Union, malgré la violente

[1]) Polentz bezeichnet dieses Beispiel als unmöglich, da ja der Satz heißen soll „es gibt eine billige Ausgabe des Buches". Ohne den Relativsatz hätte also die Aussage keinen Sinn. In *notwendigen* Relativsätzen darf aber nicht *lequel*, sondern nur *qui* gebraucht werden.

opposition des sénateurs sudistes, *lesquels* voyaient s'augmenter ainsi le nombre des États antiesclavagistes.» Ebd. I 6, 215. «... mais ces communications mêmes, la 'poste' les créait, — la ,poste', dans son acception moderne, puisque ce mot eut longtemps un tout autre sens, les anciennes postes étant exclusivement des relais de chevaux et n'ayant rien de commun avec le port des lettres, *lesquelles* étaient confiées à des messagers publics ou privés.» *R. d. d. M.* 1. Juli 1914, S. 138. — *Lequel* = *mais celui-ci* (adversatives Verhältnis): «Il s'occupait d'un grand travail sur les Devoirs, *lequel* est malheureusement demeuré inachevé» (zitiert von Polentz aus Hugo). — Der Relativsatz drückt ein konsekutives Verhältnis aus: «Bernard excommunie les mouches, *lesquelles* tombent mortes.» «Le greffier aspergeait le diable, *lequel* poussait des cris affreux, pendant que lui prenait la fuite...» (Beide Belege von Polentz aus Zola) — *Lequel pourtant* = *quoique celui-ci* (konzessives Verhältnis): «La question déconcerta Carême, *lequel* pourtant ne se troublait pas facilement.» *Revue de Paris*, II 3, 545. — Der Relativsatz ist parenthetischer Natur: «Émile Gautier, *lequel* depuis a quitté le secte, compare, dans sa défense, les anarchistes au Christ qui a prêché l'égalité et maudit les propriétaires.» Ebd. I 4, 209. «Quant à la belle littérature indigène..., ses deux chefs-d'œuvre, le poème de *Rama* et celui de *Mintaragan* (*lequel* contient l'épopée fameuse du *Brata Youda*) ne sont que des imitations du *Ramayana* et du *Maha Bharata*.» Ebd. III 21, 196.

6. Wenn zwei Relativsätze einander folgen, von denen der eine dem andern *untergeordnet* ist, so gilt als Regel, daß zwischen *lequel* und *qui* gewechselt wird: «Jai vu les jeunes poètes s'incliner devant Hérédia, *qui* s'inclinait devant Leconte de Lisle, *qui* s'inclinait devant Hugo, *lequel* ne rendait d'hommages qu'à la démocratie.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 43. «Les risques *qui* naissent de la technique moderne, *laquelle* empoisonne, broie ou mutile des hommes, furent couverts par les cotisations des patrons seuls.» *Revue de Paris*, V 22, 357 usw. Dieser Wechsel braucht nicht einzutreten und findet sich andrerseits auch in *koordinierten* Relativsätzen: «Ils racontent cela à Mme de Bec-Crespin, leur cousine, *qui* le raconte à sa mère, Mme de Contay, *qui* le raconte à Jaubourg, *qui* me le raconte.» *R. d. d. M.*, 15. März 1907, S. 280. — «Il était impossible de songer au système *qui* fut plus tard adopté pour l'Écosse, *lequel* consiste à laisser à chaque *School Board* le soin de choisir le catéchisme qu'il préfère.»

Revue de Paris, X 7, 511. «. . . on chercha ceux *qui* jouaient la comédie, et *lesquels* mettraient le plus d'animation dans les parties.» Ebd. XI 18, 350. «La force sert à faire les conquêtes *dont* on a besoin, *lesquelles* ne sont pas précisément au Maroc.» Ebd. XI 24, 879. «Montaigne a donné lui-même, de ses *Essais*, quatre éditions, *lesquelles* n'en font que deux, à vrai dire, et *qui*, d'ailleurs, par une fortune assez singulière, se trouvent n'être ni l'une ni l'autre le texte qu'on réédite, qu'on lit, qu'on commente.» *R. d. d. M.*, 1. September 1906, S. 192.

7. Nach unseren Lehrbüchern des Französischen ist *dont* statt *d'où* in räumlicher Beziehung und *d'où* statt *dont* im bildlichen Sinne zu vermeiden. Man soll also sagen: *Il ne demeure pas dans la maison d'où je l'ai vu sortir* und *la maison dont il sort, est une des plus nobles du pays.* Die französische Schulgrammatik von Larive et Fleury dagegen gestattet in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch *dont* statt *d'où*, verbietet aber ebenfalls, *d'où* für *dont* zu verwenden: «*Dont* représentant un nom de lieu peut servir de complément circonstantiel aux verbes exprimant la sortie, l' éloignement, la provenance. Dans ce cas, il équivaut à *d'où* et on peut même les employer indistinctement l'un pour l'autre. Il est également correct de dire *le pays d'où je viens, le pays dont je viens.* Mais lorsque *dont* ne représente pas un nom de lieu et qu'il s'agit d'exprimer une idée d'origine, il doit être seul employé à l'exclusion de *d'où*. Par conséquent, il faudra dire: *Les ancêtres dont il descend*, et non pas, *les ancêtres d'où il descend.*» Beispiele für *dont* in räumlicher Beziehung sind zahlreich: «. . . cette île *dont* il ne peut plus partir.» *Revue de Paris*, X 16, 849. «Des choses sans nom, couvertes de linges *dont* le sang dégouttait.» Ebd. XII 2, 235. «Pourtant la défense russe était compromise par la perte d'une partie des positions *dont* les Japonais de la division de Sendaï avaient chassé, le 2 septembre, la brigade Orloff.» Ebd. XII 4, 684. «C'est ce qui a décidé le commandement à assigner d'avance à l'artillerie des emplacements *dont* elle n'a pas bougé.» Ebd. XII 4, 698. «Abd-el-Aziz a quitté Casablanca, où il désirait rester encore, mais *dont* il a dû s'éloigner pour éviter de se trouver présent à la proclamation de son frère.» *Annales pol. et litt.*, 6. Dez. 1908, S. 544 usw. — *D'où* im bildlichen Sinne ist selten: «Le comte de Franois avait laissé un fils en bas âge *d'où* descendaient directement les Franois d'aujourd'hui.» *Revue de Paris*, XII 2. 281 (statt *de qui*, *duquel* oder *dont*).

8. *Quoi* statt *lequel* mit Präpositionen in Beziehung auf Substantiva zu verwenden, gilt heute als nicht mehr statthaft, findet sich aber nicht nur in der Volkssprache, sondern auch in zahlreichen Fällen in der neueren Literatur. Meistens handelt es sich dabei um abstrakte Sachnamen: «Voilà de quelle hauteur il seyait de tenir les rênes, sous *quoi* l'attelage obéit et trotte.» *Revue de Paris*, VIII 13, 137. «Omer connut alors la puissance d'une physionomie très mobile, qui lui donna l'étrange idée d'un ciel à travers *quoi* le vent pousserait des nuages ...» Ebd. 152. «... un ciel sur *quoi* passent les nuées de l'aube ...» Ebd. 158. «Tu me dis là des choses à *quoi* je songe bien souvent moi-même.» Ebd. IV 15, 469. «Le roi, très brave, mais désorienté devant toutes choses à *quoi* il ne trouvait pas réponse ...» Ebd. V 20, 744. «Tu as quelque chose à me dire? — Je t'en réponds! ... une chose à *quoi* tu ne t'attends guère!» Ebd. XI 3, 491. «Il n'est qu'un point sur *quoi* je tienne à les détromper.» Ebd. XI 18, 241 (*chose* und *point* sind die Substantiva, auf die die Beziehung mit *quoi* auch in der heutigen Sprache ohne Bedenken als zulässig bezeichnet werden kann). «Les manèges de la galanterie, par *quoi* on obtient que des dames ou des bourgeoises passent, à la faveur de ce qu'on leur dit, sur ce qu'on leur veut faire, lui paraissent insupportables.» Ebd. VIII 7, 456. «L'enfant s'étonna de cette puissance contre *quoi* les autres jésuites et le supérieur lui-même étaient certainement dépourvus de toute force.» Ebd, VIII 9, 59. «De la nonchalence aimable avec *quoi* elle acceptait d'ordinaire les hommages, elle était passée à une indifférence distraite qui n'avait rien d'encourageant.» Ebd. XI 5, 125. «Les exercices du temps de paix, sur *quoi* s'est fondée l'opinion généralement admise au sujet des torpilles ...» Ebd. XI 19, 669. «Aux cent mâts ... se gonflaient les fins tissus bleus des filets à sardines, canevas diaphanes derrière *quoi* transparaissaient la mer d'émeraude laiteuse, et le cap abritant la rade pleine de cris joyeux.« Ebd. XI 19, 489. «Toutefois j'exige des événements, pour en tirer une certitude, cette sorte de preuves matérielles sans *quoi* nous ne pouvons exactement condamner.» Ebd. XI 20, 711. «Au centre de cette motte ... un pêcheur avait planté deux chevilles à *quoi* se pouvaient retenir momentanément nos pieds.» Ebd. XI 20, 741. «Ils sont là, par tous les temps, les liseurs: pilotis fichés dans le sol, et contre *quoi* la lame brise sans les ébranler.» Ebd. XII 15, 484. «Il y avait des fous qui se vantaient

d'avoir imaginé un appareil avec *quoi* l'on fabriquerait le bonheur comme l'on fait du beurre dans la baratte.» Ebd. XII 16, 717. «Il lui sembla qu'un objet, un être précieux, sur *quoi* elle venait de mettre la main, se dérobait.» Ebd. XVII 16, 772. «Cette excursion à Boghari et à Boghar, *pourquoi* (= *pour quoi*) tous dégringolaient rapidement les marches sans nombre menant du Boulevard au chemin de fer...» *Le Monde illustré*, 11. Februar 1905, Romanbeilage, S. 106). «... la qualité première à *quoi* la langue d'André Theuriet doit sa marque ...» *Annales pol. et litt.*, 21. Februar 1909, S. 193 (aus einer Rede Richepins in der Académie française). «... le portefeuille avait disparu, le portefeuille dans *quoi* le papier, la feuille était enfermée!» Pierre Frondaie, *L'Homme qui assassina*, IV 1. — *De quoi* statt *duquel* als Attribut eines mit einer Präposition verbundenen Substantivs: «Des complications, enfin, du détail *de quoi* il ne la fatiguerait point.» *Revue de Paris*, XI 6, 392. «Il eût suffi peut-être d'un baiser pour que le grand mystère au bord *de quoi* elle se penchait, ignorante et peureuse, lui fût révélé.» Ebd. XII 9, 137. «Ils usent de tous les moyens de locomotion, excepté de celui en vue *de quoi* l'expédition avait été combinée.» *Annales pol. et litt.*, 19. Mai 1907, S. 307. Wie das letzte und die beiden folgenden Beispiele zeigen, kann sich *quoi* auch auf das substantivische Determinativ beziehen: »Il y a notamment, dans le chapelet d'outrages adressés à notre pays, une phrase que j'ai particulièrement goûtée. C'est celle par *quoi* ... elle [la Gazette de Francfort] traite le Parlement d'assemblée en délire ...« Georges Ohnet, *Journal d'un Bourgeois de Paris pendant la Guerre de 1914*, S. 495. «Il est de ceux qui prennent au sérieux toutes les tâches qu'ils entreprennent, et dans celle-ci — comme en toutes celles *à quoi* il consacra depuis près de trente ans son admirable énergie, — M. Doumer se montre plus soucieux de convaincre que de plaire.» *L'Illustration*, 13. Januar 1906, S. 30. Nach Plattner (III 2, 115) sind *à quoi* und *pour quoi* (öfter unrichtig *pourquoi* geschrieben) am häufigsten. Aus meiner Beispielsammlung läßt sich dieser Schluß nicht ziehen.

9. *Où* steht nicht nur im *örtlichen* Sinne für *lequel* + Präposition *(la maison où..)*, sondern auch sonst: «On se pose mille questions bizarres *où* l'on fait de bizarres réponses.» *Revue de Paris*, VIII 11, 528. «Voilà les erreurs *où* l'on s'expose en attachant une importance excessive aux petit faits.» Ebd. XI 18, 402. «Nous nous parlions toujours en franc dialecte d'Écosse

(c'est la langue *où* je pense encore) ...» Ebd. XII 18, 376. «Les frais d'impression ... s'étaient élevés à un peu plus d'onze francs, *d'où* l'on peut retrancher quarante-trois francs et quelques centimes...» Ebd. XI 17, 114. «J'ai déjeuné aujourd'hui chez des amis *où* j'ai rencontré des Européens de Yokohama ...» Ebd. XI 14, 388 (im Hause!). «... le soin méticuleux *où* il était accoutumé,..» *L'Illustration,* 5. Februar 1910, S. 106. «... la vocation littéraire *où* il était prédestiné...» Ebd. 23. April 1910, S. 379. «Un nouveau concours est ouvert ce mois-ci, *où* seront admis les architectes de tous les arrondissements.» Ebd. 16. Dezember 1899, S. 386. «L'œuvre commune *où* nous allons nous dévouer ...» (Aus einem Brief eines gebildeten Nationalen). — Am häufigsten ist *par où* für *par lequel* (im örtlichen Sinne sowohl wie in anderer Beziehung): «Quatre passes permettent de pénétrer aux Pamirs: celle de Taldik, *par où* passèrent Bonvalot et ses compagnons ...» *Revue de Paris,* IV 20, 870. «La porte *par où* il [le boudoir] communiquait avec le salon avait été fermée.» Ebd. XII 1, 33. Dasselbe: Ebd. XI 3, 471. «... devant les grandes fenêtres *par où* l'on apercevait la rue italienne ...» Ebd. XII 3, 579. «Elle songeait au Valnancé de sa jeunesse, aux corridors *par où* Jean de Franois venait la trouver ...» Ebd. XII 4, 862. «... ces mains qui étaient la seule beauté de sa laide personne, ces mains *par où* se manifestait l'excellence de son âme ...» Ebd. X 20, 730. »L'appétit du Dragon compliquait le problème: ce sacré appétit, *par où* s'en était allé tout l'argent des Malhibern, ne s'était pas calmé.» Ebd. XI 1, 178. «Il se rappelle les moindres détails *par où* débuta son roman d'amour avec Joséphine.» *R. d. d. M.,* 15. März 1899, S. 446. «Ce sont quelques-uns des traits *par où* s'opposent la famille des sculpteurs et la famille des peintres.» *Annales pol. et litt.,* 15. Oktober 1899, S. 246. «... les raisons *par où* l'auteur a motivé cette mesure ...» *L'Illustration,* 21. Oktober 1899, S. 258. Dasselbe: Ebd. 9. Dez. 1899, S. 370 (cette confiance *par où* ...); ebd. S. 371 (le trait le plus caractéristique *par où* ...) usw.

10. Ein Relativsatz wird an ein Beziehungswort, das bereits eine andere in der Regel *nachstehende* Bestimmung hat, am häufigsten durch *et,* ferner durch *mais* oder *ou* angeschlossen *(un homme juste et qui aime à faire le bien).* Plattner erwähnt noch *puis* und *enfin.* Hinzuzufügen ist *ni* (nach negativen Sätzen): «Conan-Doyle n'est pas un écrivain raffiné, *ni qui* se complaise dans les nuances de vocabulaire, de style ou de senti-

ment.» *Annales pol. et litt.*, 30. Sept. 1906, S. 214. — Fälle, in denen eine derartige Anknüpfung an ein Substantiv mit *voranstehendem* Adjektiv erfolgt, sind ziemlich selten: «C'est une étrange chose *et qui* confond, qui assomme ...» *L'Illustration*, 2. Nov. 1907, S. 282. — Unbedingt nötig ist die Einschiebung von *et* nicht: «Mais après les élections de 1900, faites sur la question du Transvaal, *qui* amenèrent à Westminster une énorme majorité conservatrice, la question fut de nouveau posée.» *Revue de Paris*, X 8, 865.

11. *Où* hat ein Substantiv oder das Adverb *là* als Antezedens *(là où il n'y a rien le roi perd ses droits)*. Die Auslassung von *là* hat nichts Auffälliges: «*Où* Napoléon a échoué, après des revers qui tuaient par avance la confiance chez ses marins, il n'est pas téméraire d'escompter la réussite, si l'on y travaille avec la volonté d'aboutir.» *Revue de Paris*, X 6, 362. Qu'irais-je faire *où* l'on s'amuse?» *R. d. d. M.*, 1. Dez. 1901, S. 553 usw.

12. Neben *voilà* (*voici*) *ce qui* sagt man auch *voilà (voici) qui*. Plattner (I 376) bemerkt, daß dieses neutrale *qui* nur in Sätzen üblich ist, die einen *Ausruf* enthalten *(voilà qui est trop fort!)*. *Ce* fehlt auch, wo kein Ausruf vorliegt: «*Voilà qui* est clair: si le Japon abat la puissance russe en Extrême-Orient ..., il doit hériter de toute l'ambition russe .» *Revue de Paris*, XII 3, 459. «La politique est une triste chose! dit Louis Falque. Et *voilà qui* n'est pas pour me réconcilier avec elle.» Ebd. XII 10, 349. *Voilà qui* devenait autrement grave que de simples problèmes de conscience.» Ebd. XII 10, 514. «*Voilà qui* suffit à lui donner l'aptitude à juger ses semblables.» Ebd. XII 11, 549. «Fort bien, et *voici* peut-être *qui* nous explique pourquoi les Russes ont toujours échappé à leurs défaites.» Ebd. XII 16, 731. »Mais que ce spectre du panslavisme ait continué d' effrayer les Magyars jusqu'en 1905 ..., *voilà qui* surprendrait peut-être si l'on ne savait que ...» Ebd. XII 24, 877.

13. Als Ersatz für *que (combien, comme)* im Ausruf ist in der heutigen Sprache, besonders in familiärer Rede, *ce que* sehr verbreitet: «*Ce que* je me réjouis de voir les têtes des gens qui ne t'aiment pas.» *Revue de Paris*, I 3, 39. «... et *ce qu*'on te demandera en mariage!» Ebd. S. 40. «... *ce que* ça va être amusant!» Ebd. S. 41. «Et ce qu'on met dedans, *ce que* c'est peu!» Ebd. I 5, 45. »*Ce qu*'elle les a cherchées, ses lunettes!» Ebd. I 8. 60. «*Ce que* je m'en moque, d'Auteuil!» Ebd. I 15, 62. «*Ce que* nous avons ri!» Ebd. I 19, 141. «Oh! *ce qu*'elle lui

serait chère, à cette heure, la plus laide, la plus dédaignée de celles d'autrefois!» Ebd. I 13, 627. «Et *ce qu*'on t'admire ... et *ce que* j'entends de choses quand je suis dans la foule!» Ebd. I 17, 529. Im Nebensatz: «On n'imagine pas *ce qu*'une cervelle de petite fille est inventive, lorsqu'elle ressasse constamment la même idée.» *R. d. d. M.*, 1. August 1908, S. 534. «C'est effrayant *ce qu*'on l'a gâté!» *Revue de Paris,* XVII 15, 476. Im Sinne von „wie lange": «Qu'est-ce qu'un arsenal avec un seul bassin? Voyez *ce que* durent les réparations de la *Pallada* ...» Ebd. XI 12, 829.

14. In Sätzen nach der Art von *c'est une belle chose que la santé* fehlt *que* zuweilen: Qu'est-ce donc notre voyage à nous... à côté de celui de ces deux pauvres vieux!» *Revue de Paris,* XI 21, 212. Während die Auslassung von *que* hier schwerlich zu billigen ist, könnte es in dem folgenden Satz an *zweiter* Stelle wegfallen: «Mais qu'est-ce au juste *que* cette émotion, ou mieux *que* le plaisir sportif?» Ebd. XI 18, 418. Unmöglich wird *que*, wenn es den Sinn entstellen würde: «Pauvre homme que Jules Ferry! Encore plus pauvre homme, M. Waldeck-Rousseau!» *R. d. d. M.*, 15. August 1903, S. 957.

15. Bei einzelnen Präpositionen steht mit Bezug auf den Satzinhalt manchmal *ce,* besonders bei *à*: *Il vint me remercier, ce à quoi je ne m'attendais guère* (Plattner I 375). Eine solche schwerfällige Konstruktion wird besser durch Auslassung von *ce* gemieden: «Ce fut bien *à quoi* il fut contraint à se résoudre.» *Revue de Paris*, XII 10, 369, «Tony les remplaçait tous, *de quoi* il ne se plaignait point.» Ebd. XI 6, 355 (hier wäre *ce dont* vorzuziehen). Statt *ce* kann *là* eintreten: «... mais ce n'est pas *là de quoi* vous arrêter, ni moi.» Lebierre, *Le mouvement réformiste des 35 dernières annees et l'état actuel de la langue française*, S. 9. Vgl. *N. Spr.*, XXVIII, S. 221.

16. Wie das Personalpronomen, so soll sich auch das Relativpronomen nicht auf ein Substantiv ohne Artikel beziehen (deshalb sagt man z. B. *en France, pays qui* ...). Abweichungen sind selten: «Il les assemble en trophées, au pied *desquels* il est permis d'éprouver un sentiment religieux.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 44. «Elle était vêtue de blanc *qu*'assombrissaient des nœuds en velours noir.» *Revue de Paris*, XI 24, 801 *(ne vaut rien*, nach dem Urteil eines Franzosen).

17. Die Schulgrammatik schreibt vor, daß das Relativpronomen (Relativadverb) von seinem Beziehungswort nicht

getrennt werden darf. Wo die Klarheit nicht leidet, ist die Trennung unbedenklich: «Quand il n'y a pas équivoque, le pronom relatif peut, sans inconvénient, être séparé de son antécédent.» Larive et Fleury, a. a. O. S. 70. Einige Beispiele: «.. l'inappréciable bonheur de pouvoir être jeune, et gai, et ardent, *qui* est si souvent refusé aux princes...» *L'Illustration*, 3. März 1906, S. 135. «C'est la question d'Orient, cette question qui a déjà, au cours du siècle dernier, déchaîné de grandes guerres, *qui* se rouvre.» *Annales pol. et litt.*, 11. Oktober 1908, S. 356. «Les Japonais ne sont point de cet avis, *qui* donnent aux algues toutes sortes de jolis noms d'amitié...» *R. d. d. M.*, 15. Januar 1906, S. 363. «Un accident déplorable s'est produit ce matin aux manœuvres du Midi, *qui* a produit une impression profonde.» *Journal des Débats*, 17. September 1913. «Il parle *piggin*, ce petit nègre bizarre, si drôle à écouter, *où* se mêlent français, portugais, anglais et chinois.» *Revue de Paris*, XII 5, 83. «Un nouveau concours est ouvert ce mois-ci, *où* seront admis les architectes de tous les arrondissements.» *L'Illustration*, 16. Februar 1899, S. 386. — Trennung von *celui*: «Il est celui, poète ou prêtre, *qui* donne un sens divin aux nécessités immuables.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 44.

18. *Quel* ist adjektivisches, *lequel* ist substantivisches Fragepronomen. Zuweilen wird jedoch *quel* für *lequel* gebraucht: «M. Masson-Forestier a d'autres moyens pour prouver sa thèse que la race, le milieu, le témoignage des contemporains, l'iconographie et la graphologie. *Quels?* Voici!» *R. d. d. M.*, 15. Dezember 1910, S. 908 (Émile Faguet). «Nous commettons des gaffes ici. — *Quelles?*» Henry Kistemaeckers, *L'Embuscade*, II 7.

19. Das adjektivische *quel* ist nicht zu verwenden in Fällen folgender Art: «Je viens pour acheter l'Athénée de Monsieur. — De monsieur *qui?*» *Revue de Paris*, X 8, 828. Diese Frage, sagt Plattner (III 2, 143), ist nicht notwendig unhöflich, wird es aber durch Zusatz von *quoi*: *Quel est ce monsieur? ... Monsieur Georges ... mais Georges qui? ... Georges quoi?*

20. Nicht immer tritt da, wo es sich um eine *Auswahl* handelt, *lequel* ein: «*Qui*, de ses ministres, a le plus d'influence?» *Revue de Paris*, IV 13, 191. «*Qui* de nous deux est fou?» Ebd. V 15, 493. «*Qui* des deux avait raison?» Ebd. VIII 8, 710. «*A qui* ressemble-t-il des deux parents?» Ebd. XII 13, 148. «Des deux sœurs latines, *qui* sera la plus prospère et la plus grande?» *Annales pol. et litt.*, 5. August 1900, S. 84.

21. *Lequel* kommt auch als *sächliches* Fragefürwort vor: «Mais, dites encore ... Selon vous, *lequel* est préférable, pour une femme, d'être mariée à un homme qui l'ennuie, ou à un homme qu'elle ennuie?» *Revue de Paris*, I 11, 49.

22. Das pleonastische *de* nach *lequel*, *quel*, *qui* und *ce qui* (*lequel admirez-vous le plus, de Corneille ou de Racine?*) ist in der heutigen Sprache selten: «On ne sait ce qu'il faut admirer le plus dans le roman de ..., ou *du* grand effort de pensée ... ou *de* la rare maîtrise avec laquelle ...» *L'Illustration*, 20. Oktober 1906, S. 258.

23. *Qui* ... *qui* wird besonders in gewissen Verbindungen wie *les uns* ... *les autres* gebraucht (*qui çà qui là, qui plus qui moins, qui d'un côté qui de l'autre*). Aber auch sonst findet es sich öfter: «Les officiers et les tirailleurs étaient venus pour me rejoindre, *qui* de Tombouctou, *qui* de Bamakou, d'autres encore du centre des territoires que forme la boucle du Niger.» *Revue de Paris*, XI 8, 733. «Chacun de ces pauvres diables avait sa place attitrée, *qui* à la grille, *qui* sur les marches, *qui* auprès d'un pilier.» Ebd. XI 14, 226. «Une fourmilière d'officiers, une douzaine de généraux discutant carte en main, *qui* avec un lieutenant, *qui* avec un capitaine.» Ebd. XII 7, 555. «Puis, ils s'envolent à tire d'aile, *qui* vers le Nord, *qui* vers le Midi.» *Annales pol. et litt.*, 28. Oktober 1906, S. 274. Rodhe (*Les grammairiens et le français parlé*, S. 40) bemerkt zu diesem *qui* .. *qui*: «Tournure archaïque, conservée seulement dans la littérature.»

24. Vor dem Infinitiv wird statt *que* auch *quoi* verwendet: «Je ne savais plus *quoi* dire.» *Revue de Paris*, II 21, 51. «Sa mère, en l'éveillant, ne savait *quoi* lui dire.» Ebd. II 7, 466. «Dans ce cas, tu vas aller en te promenant, à cheval, à Barfleur. — *Quoi* faire?» Ebd. I 3, 59. *Quoi* und *que* nach einander: «François est abasourdi; il se comprime le front, ne sait *quoi* dire ni *que* faire.» Ebd. XI 21, 126.

25. Wie schon die eben angeführten Beispiele zeigen, ist die Regel der Grammatik, daß *quoi* ohne Präposition nur getrennt vom Verbum vorkommt (*Quoi donc? Quoi de plus malheureux que* ...) nicht ohne Ausnahme. Außer vor dem Infinitiv findet es sich manchmal vor dem Partizip des Präsens und in familiärer Rede in unvollständigen Sätzen vor dem des Perfekts: «Vous avez piqué au plus haut point la curiosité des femmes. — Moi? en *quoi* faisant?» Maurice Donnay, *L'Escalade*. — «*Quoi* fait ce

tantôt, ma petite? — Marguerite raconta son après-midi.» *R. d. d. M.*, 1. August 1914, S. 488.

26. Volkssprache: «Je n'avais plus que lui. *Qui que* j'aurai à présent que vous m'avez détourné mon gars?» *Revue de Paris,* XII 5, 167. Beispiele für *qui qui* bei Plattner (III 2, 154). Vgl. Haas, *Neufranzösische Syntax,* § 376.

Altona. H. SCHMIDT.

LUIS DE ZULUETA.

In der Zeit nach dem Zusammenbruch ist, von theologischer Seite herausgegeben, ein kleines Kollektivwerk „Religiöse Erzieher der katholischen Kirche" (Quelle & Meyer, Leipzig, 1920) ins deutsche Publikum hinausgegangen. Der erste Abschnitt (von J. Mumbauer) beschäftigt sich mit dem in Gestalt des Krieges erfolgten Bankrott aktivistischen Verhaltens und empfiehlt unaufdringlich, aber deutlich das andere, das der stillen Kontemplation zugewendete katholische Lebensideal. Es ist bemerkenswert, daß von katholischer Seite gegen die Auswahl, welche die Herausgeber unter den katholischen Führergestalten der letzten Jahrhunderte getroffen haben, Protest erhoben wurde, weil geflissentlich solche religiösen Erzieher ausgesucht worden seien, die in ihrem Wesen einen Stich ins Ketzerhafte, Unkatholische besessen hätten.

Immerhin vertritt das sehr zur Lektüre anzuratende Buch bei der genannten antiaktivistischen Tendenz eine Auffassung, die bedeutend fester auf dem Boden der römisch-katholischen Kirche steht als die Aufsätze und Äußerungen, mit denen seit einigen Jahren ein Sohn des rechtgläubigen Spanien die Aufmerksamkeit der spanischen Intelligenz, soweit sie liberal gesinnt ist, auf sich zieht.

Zu den spanischen Liberalen rechnet sich Luis de Zulueta, wie allein schon aus der Tatsache hervorgeht, daß sein Name täglich am Kopf des verbreiteten linksgerichteten Madrider Tageblatts, der *Libertad,* unter der Zahl der Mitarbeiter genannt wird. Schrieb er früher für den *Liberal* und den *País,* so ist er jetzt eine der allerstärksten Kräfte der im vierten Jahrgang erscheinenden *Libertad.* Er ist ein Mann in der Mitte der vierziger Jahre, ein eindrucksvoller Redner, der bereits *exdiputado a Cortes* ist, der aber weiter wirkt als Sekretär der Reformistenpartei und der als Professor an der *Escuela Superior*

del Magisterio in Madrid lehrt, d. h. an einem Institut, an dem Lehrer und Lehrerinnen (ausgebildete *maestros normales* oder *nacionales*) für leitende Stellungen an staatlichen Schulen weitergebildet werden.

Liberal, fortschrittlich ist entschieden seine Grundstimmung. Immer von neuem predigt er sein *reformarse es vivir.* Immer von neuem predigt er, daß Aktion neben der Kontemplation, ja über der Kontemplation stehen müsse, daß Aktion besser sei als Opferung. Und folgerichtig betont er die Wichtigkeit der Ethik neben dem auf den Glauben an das Jenseits gerichteten Kurs der alten Kirche seit dem Tridentinum.

Zulueta ist darum nicht etwa Protestant, er ist es nicht trotz starker evangelischer Richtung vieler seiner Überzeugungen. Sein religiöses Empfinden ist viel zu inbrünstig, als daß protestantische Kühle und Nüchternheit ihn verlocken könnten. Seiner Meinung nach sind es der aufs ewige Leben gerichtete Blick und der Kollektivcharakter des Katholizismus, die eine unerschütterliche Zukunft besitzen, und diese Grundtatsachen halten ihn mit seinen Sympathien der alten Kirche immer nahe. Aber sein Idealismus ist zu glühend, als daß ihn erstarrte, erstorbene, geistlos oder widersinnig gewordene Formen befriedigen oder auch nur äußerlich festhalten könnten. So träumt er denn beständig von der verehrungswürdigen Kirche, sie beschäftigt ihn ohne Unterlaß, aber er hört nicht auf, sich über ihre Mißstände zu empören und Abhilfe zu verlangen. Seine Einwände richten sich dabei gegen Verhältnisse, die zu den Fundamenten der römischen Kirche gehören, und er ist sich darüber völlig im klaren, daß er als rechtgläubiges Glied sich ihr nicht anschließen kann.

Natürlich hat Zulueta, wie angesichts dieser Stellung, in einem romanischen Lande und bei seiner Altersstufe zu erwarten ist, ein bestimmtes Verhältnis zu *Renan.* Wiederholt zeigt sich, wie ihn dieser Mann und besonders die *Vie de Jésus* beschäftigt hat, von denen manch ein Verbindungsfaden zu reform-katholischen oder modernistischen Strömungen hinführt. Der Eingangs- und der Schlußaufsatz von Zuluetas Sammlung *La Oración del Incrédulo,* über die noch ausführlicher die Rede sein soll, knüpfen auch äußerlich deutlich an *Renans* Namen an. Von spanischen Landsleuten preist er offenbar als vorbildlich für seine Anschauungen besonders einen Mann, der im Dezember 1917 gestorben ist, den Madrider Universitätsprofessor und Präsidenten

des Instituto de Reformas Sociales, *Gumersindo Azcárate*[1]). Ihm und dem unitarischen, christlichen Bekenntnis, dem jener bis zum Tode treu geblieben ist und das er mit dem Begräbnis auf dem Zivilfriedhofe bezahlte, hat Zulueta mehrere von starker Sympathie zeugende Artikel, die den Beschluß der eben schon genannten Sammlung bilden, dargebracht.

Zwei Buchveröffentlichungen Zuluetas liegen vor mir. *La Edad Heróica* (Das heroische Lebensalter) heißt die eine[2]). Es ist der Abdruck von drei Vorträgen, die Zulueta im November 1915 in der *Residencia de Estudiantes* gehalten hat, d. h. in jenem Studentenheim, das seit 1910 in der *Calle de Fortuny* in Madrid besteht und Studierenden der *Universidad Central* gemeinsame Unterkunft, Verpflegung und einen idealen geistigen Nährboden vermitteln möchte. Ein anderer umfangreicherer Band, *La Oración del Incrédulo* (Das Gebet des Ungläubigen) enthält 45 Aufsätze, offenbar Neudrucke von Zeitungsartikeln, wie Zulueta deren beständig welche schreibt.

Was Zulueta vor vielen anderen geschickten Publizisten, die das heutige Spanien besitzt, auszeichnet, ist nicht so sehr seine große Belesenheit, seine Bekanntschaft mit der Literatur seines Vaterlandes und — äußerlich erkennbarer — mit der Frankreichs, Deutschlands, des Nordens, Rußlands usw., die es ihm gestattet, Simmel oder Duhamel, Tolstoj oder Kierkegaard oder Dante, Houston St. Chamberlain oder Delehaye usw. zu zitieren. Was ihn auszeichnet, ist meines Wissens auch nicht eine durch ihn erfolgte augenfällige äußere Förderung spanischer Verhältnisse, obwohl er doch beständig zu Fragen des geistigen Lebens, der Unterrichts- und Kirchenorganisation usw. polemisch oder fördernd Stellung nimmt. Zuluetas Bedeutung beruht vielmehr auf dem Schwunge, mit dem er immer von neuem das Banner des Idealismus entfaltet, mit dem er als fortschrittsgläubiger Freund aller erhabenen menschlichen Bestrebungen auf bessere Zukunft und höhere Ziele hinweist. Mit dieser Tätigkeit erfüllt er im heutigen öffentlichen Leben seines Landes eine wichtige Funktion.

---

[1]) Vgl. in Deutschland einiges Biogaphische über ihn in Mitteilungen aus Spanien II 1918, S. 90f.

[2]) Publicaciones de la Residencia de Estudiantes Serie II, vol. 8 Madrid 1916.

Dieser Mann besitzt aber außer den Grundanschauungen, die ihn zu einem hervorragenden Pädagogen — seiner Schüler und seines Volkes — prädisponieren, eine andere große und notwendige Gabe, nämlich eine beneidenswerte Macht über die Sprache, eine selbst bei den rhetorischen Romanen seltene Kraft des Wortes. Und aus ihr heraus schreibt er Essays auf Essays, die aus Tagesproblemen immer das Ewiggültige herausschälen und in hoher Formvollendung darzustellen wissen. Als einen Meister der spanischen Essaykunst dürfen wir ihn bezeichnen. So stark ist sein Drang nach einer geistvollen, knappen, abgerundeten Form der Darstellung, daß auch seine drei im „Heroischen Alter“ gesammelten Vorträge in Essayform aufgelöst erscheinen: jeder der drei Vorträge gliedert sich im Drucke deutlich in neun oder zehn essayartige (mit besonderer Überschrift versehene) Unterteile.

Bei der Seltenheit, die neue spanische Bücher in öffentlichen Büchereien wie in privaten Studierstuben Deutschlands heute bilden, möchte ich ganz kurz den Inhalt dieser Vorträge wie den des anderen Bandes analysieren.

Zuluetas Absicht beim Halten der drei Vorlesungen war, der studentischen Jugend eine enthusiastische Anschauung von der entscheidenden Bedeutung der Jünglingsjahre zu geben, die er als das heroische Lebensalter bezeichnen möchte. Manche Mahnungen, die er an die spanische Jugend richtet, um ihr das Ideal einer Selbsterziehung in Wissen, Fühlen und Wollen vor Augen zu stellen, könnten auch über den Kreis der geistigen Elite seines Volkes hinaus für die gebildete Jugend anderer Kulturvölker beherzigenswert sein. Jedenfalls tritt uns in der Entrollung eines allseitigen Erziehungsbildes der ganze Reichtum von Zuluetas Persönlichkeit entgegen, die in harter, aber liebevoller Arbeit sich mit den großen und fruchtbaren Gedanken des europäischen Kulturlebens, die auf Menschenbildung Bezug haben, auseinandergesetzt hat. Den *estudiante* ermahnt er, ein wahrer *estudioso* zu werden, d. h. nicht nur Student dem Namen nach zu sein, sondern danach zu streben, möglichst eine Forschernatur zu werden. Zu den Problemen der Erotik spricht er in oft nur andeutender Knappheit Gedanken von ebensolcher Tiefe und Feinheit aus wie zum Problem der Religion. Deutlich nimmt man aber bei ihm in dieser Vortragsreihe ein Vorwiegen der ästhetischen Neigungen wahr. In diesem Sinne wird von ihm nachdrücklich die Herausarbeitung der

alma hermosa (der *schönen Seele*) gefordert. Es ist eine Pädagogik mit großzügigem Programm, die er aufstellt: Interesse für Kunst, für Wissenschaft, für soziale Fragen, für Religion, weiterhin für Reisen, Umgang mit bedeutenden Menschen, Sport. Das alles bezieht er ein, und es ist in diesem Bildungsideal Platz für Dinge, die sonst in Spanien durchaus nicht so zum allgemein anerkannten pädagogischen Gute gehören wie in anderen Ländern. Der Schluß der Vorträge gipfelt in Erörterungen, die zum Weltkriege Beziehung haben. Er knüpft an Professor Hamanns Ausführungen in der „Frankfurter Zeitung" am 29. September 1914 an, um den Krieg als schrecklichstes aller Übel zu verwerfen und die Hoffnung auszusprechen, daß es gelingen möge, den Heroismus der Jugend in andere edlere Kanäle zu leiten. Sein Wunsch ist nicht ein weichlicher, sondern ein durchaus heroischer Pazifismus, den er vor allem bei seinen eigenen spanischen Landsleuten verwirklicht sehen möchte. Freilich sagt er gar nichts Näheres darüber, wie er sich im einzelnen diesen heroischen Pazifismus denkt.

Zuluetas Bildungsideal ist letzthin in der Sorge für sein spanisches Volk, also national verankert. Auch sonst zeigt er sich deutlich als eine edle, echte Blüte, die auf dem alten gepflegten Stamme spanischen Wesens erwachsen ist. Zwei Merkmale sind es, die ihn als Spanier erkennen lassen. Erstens der ästhetische Schwung und das Schwergewicht, das er — wie vom Minister bis zum Kirchenbettler herab jeder Vollblutspanier — auf eine gewisse ästhetische Lebensgestaltung legt. Zweitens die Forderung des Heroentums, wie sie im Titel der Vortragsreihe *Edad heróica* und in ihren Grundgedanken zum Ausdruck gelangt, und die sich von dem alten herben Stoizismus, wie er in der spanischen Geschichte seit Seneca nie verloren gegangen ist, herleiten mag.

Als drittes wesentliches Element gärt durch die Gedankenkreise Zuluetas sein religiöses Interesse und zwar ein religiöses Interesse mit der besonderen spanischen Zuspitzung auf die römische Kirche. Will man Zuluetas Gedanken darüber kennen lernen, so muß man die *Oración del Incrédulo, Ensayos sobre el problema religioso* vornehmen. Dies Essaybuch ist entschieden bedeutender als die drei Residencia-Vorträge, indem es nicht nur viel reichhaltigeren Inhalt hat, sondern indem es auch die eigentümliche Begabung Zuluetas am besten zu zeigen vermag.

Die Liebe zum gepflegten, mit Dichterkraft geformten Essay vermählt sich hier mit einem Material, das würdig ist, eines jeden Mannes, nicht nur eines Schulmannes Lebensinteresse auszumachen. Ethische, soziale, religiöse Fragen, wie sie den reifen Mann beschäftigen, sind ausgiebig behandelt. Liegt über der *Edad heróica* ein weicher, ästhetischer, manchmal süßlicher Duft, so kämpft hier ein männlicher, freier Geist von edelster Bildung und edelstem Wollen die Tageskämpfe des Lebens seines Vaterlandes mit. Die 45 Aufsätze ordnen sich außer den zwei einleitenden in fünf Abschnitte ein: I. *Sobre el espiritu religioso*, II. *Sobre el catolicismo*, III. *Sobre el estado y la iglesia*, IV. *Sobre la iglesia española*, V. *Ensayos varios*. Man erhält einen lebendigen Eindruck von den religiösen, kirchlichen und innerpolitischen Problemen, die das Herz der besten Spanier heute bewegen. Sie sind von dem liberalen christlichen Standpunkt aus gesehen, den ich anfangs schilderte. Nicht apokalyptische Gesichte, aber Glut und Tiefe der Empfindung, wie sie den Verfasser der *Paroles d'un croyant* auszeichneten, durchfluten diese *Oración del Incrédulo*. Zulueta ist ein mit der Zeit fortgeschrittener Lamennais. Es ist bemerkenswert, wie er sich nicht darauf beschränkt, von der *Democracia en la ciudad de Dios* zu reden, sondern wie er begeistert für das Los des Proletariers redet. Er kann leidenschaftlich, radikal sein, ohne demagogisch, verhetzend zu werden, was sich freilich bei einem Manne von Qualitäten, wie ich sie kennzeichnete, beinahe von selbst versteht. So wird Jesus in der Szene von einem Ministerrat (p. 115) als junger proletarischer Arbeiter eingeführt. Oder es beschäftigt ihn in einem anderen Essay (*El bastón y los báculos*, p. 173) die Frage, warum die Kirche, die doch aus dem revolutionären Christentum hervorgegangen sei, es immer mit der Macht halten müsse. Wieder in einem anderen, dem folgenden (*Frente a la tormenta social toque de campanas*, p. 179) wendet er sich gegen die katholischen Syndikate, die das proletarische Ideal zerstören, aber andererseits auch gegen die bewaffnete Revolution wider die öffentliche Macht: *No. No son las viejas campanas las que podrán conjurar la tempestad de los tiempos presentes. Ni las que congregan a las católicas cofradías sindicales ni las que anuncian resistencias armadas. No. El único remedio razonable consiste en conducir la electricidad, y, sobre todo, en canalizar las aguas tormentosas, llevándolas por los cauces regulares de una evolución legal, para que, en lugar de destruir, rieguen y*

fecundicen esta tierra amarga y la embellezcan con la florida esperanza de las futuras cosechas y de las nuevas auroras. — In *La miseria del clero* (p. 209) kämpft Zulueta wie viele vor ihm für eine angemessene Bezahlung des niederen spanischen Klerus, wobei er mit Schärfe gegen die fürstliche Lebensweise der hohen Prälaten polemisiert.

Aber dieses Vorkämpfertum für die Armen, Entrechteten ist für ihn nur ein Interesse neben anderen. Zahlreiche sonstige Fragen des religiösen, kirchlichen und staatlichen Lebens haben im Laufe der Jahre seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ihn veranlaßt, über die großen allgemeinen Prinzipien nachzudenken, die in ihnen in speziellen Form sich äußern. Selten sind Zuluetas Essays in Ausführungen über allgemeine, abstrakte Themen gehalten wie in *Intelectualismo y voluntarismo* oder *La estética y la religión.* Meist sind es feierliche oder alltägliche, große oder kleine Geschehnisse, nicht selten auch bestimmte Tagesereignisse, an die sich seine Betrachtungen knüpfen; und daher wohnt ihnen eine starke Buntheit und Lebensfülle von vornherein inne. Dazu kommt sein geniales Talent zur Belebung, zur Dramatisierung eines Stoffes, den er sich einmal zur Darstellung ausgewählt hat. Und so entstehen kleine Meisterwerke wie die nur zwei Druckseiten umfassenden *Palmas benditas* (p. 31), in denen der ganze Palmsonntagzauber der spanischen Stadt verdichtet ist und in denen doch zugleich in wundervoller Weise der (evangelische) Zweifel anklingt, ob die gesunden lebenden Palmen unter Gottes freiem Himmel nicht besser ihre Daseinsbestimmung erfüllen als die künstlich gebleichten, die das Volk durch die Straßen trägt und die der Priester zu schützenden Talismanen für die Häuser weiht. Ein herrlicher Osterhymnus in Prosa ist *Tiempo de resurrección* (p. 33), ein Preis der Auferstehung, eine Mahnung zur Freude über die Wiederkehr der Sonne und über die beseligende Einsicht, daß der Mensch nicht Asche, sondern lebendige Flamme ist. *Una pastoral inédita* (p. 43) fingiert den Hirtenbrief eines Bischofs *ex partibus infidelium*, den er zur Besserung des Katechismusunterrichts schreibt und in dem er auf den Geist der Bergpredigt, überhaupt auf den Geist im Gegensatz zum Buchstaben und mehr noch auf die Liebe als auf den Glauben dringt. Die Sorge um befähigte Lehrer für den Unterricht im Katechismus, die Sorge um die Evolution der religiösen Ideen treiben den *obispo de Hades* zu dem Ent-

wurf, in dem wir Zuluetas eigene Gedanken zu lesen haben. Denselben Bischof läßt Zulueta in *En el camino de Damasco* (p. 49) einen Brief schreiben an einen, der seinen Damaskustag erlebt hat und den er nun ermahnt, sich nicht in blinden kirchlichen Übereifer zu stürzen, vor allem nicht ohne weiteres eine Konsequenz zu ziehen, die keine Konsequenz zu sein brauche: nämlich seine fortschrittliche politische Partei zu verlassen. Religiosität involviere nicht staatserhaltende Gesinnung, wie die Religiosität der großen Massen deutlich beweise. *Yo creo, yo creo que ese* (die Religiosität der Massen) *es el porvenir. — Pero hagámonos dignos de él. ¿La Iglesia, la Iglesia oficial, el elemento humano, histórico, de la Iglesia está enteramente libre de culpa?* — Ein anderer Aufsatz, der über Leo XIII. handelt (p. 81 ff.), zieht über diesen Papst zuletzt folgende Summe: *Fué inteligente sin ser genial, literato sin ser poeta, ilustrado sin ser sabio, virtuoso sin ser santo. No empañó el resplandor de la tiara; pero la magestad de sus tres coronas pesaba excesivamente sobre aquella sagaz cabeza, tan atrayente, tan expresiva, de diplomático italiano.*

Vom Traum des Papstes handelt ein anderer Essay, einer von denen, die wie schon manche der vorerwähnten besonders phantastisch und wirksam eingekleidet sind. Es sollen einige größere Stücke daraus hier als Probe angeführt werden (p. 73 ff.).

Su Santidad no podía dormir.

Sudaba y trasudaba y cuando un sudor se le iba otro le venía. En la cama, como en el gobierno de la Iglesia, ya no sabía de que lado volverse. Le dolía horriblemente la cabeza, aquella pobre cabeza de párroco honrado sobre la cual pesaba la tiara más que la misma cúpula de San Pedro.

¿Por qué el Espíritu Santo se había posado sobre su cabeza, después de volar sobre tantas otras, en el pasado y laborioso Cónclave? Cualquier cardenal tenía mas cara de Papa, R . . . por ejemplo, que se perdía de vista, o el viejo O . . . que hablaba con tanto aplomo como si Dios, para crear el mundo, le hubiera pedido su consejo sin haber logrado seguirlo al pie de la letra.

¡Pero, él . . .! Aquello era una pesadilla. De todas partes soplaban vientos de tempestad arrastrando remolinos de hojas secas y hábitos de fraile. Todo se tamboleaba, desde las mitras episcopales hasta los viejos campanarios. Veía pasar, en fantástica danza, clérigos modernistas, obreros rebeldes, políticos anticlericales, el ministro ateo con la antigua sotana de seminarista y el obispo sospechoso con sus secretas insignias masónicas . . .

El horizonte católico no clareaba por ninguna parte. Todo impiedad, persecución, libertades, conflictos y revoluciones. El p Papa acongojado, buscando un poco de fresco, daba una vuelt la almohada, como hubiera querido volver este condenado plan

Veni, Creator Spiritus — mentes tuorum visita — rezaba c dientes recordando las promesas de infalibilidad, y divina insp ción. — Ven, ven, Espíritu Creador, ven a visitar las inteligen de los tuyos, que nunca como ahora lo necesitaron.

En su angustia, no sabia ya si estaba despierto o dorm pero ello es que, en sueños o en vela, creyó que se le abrían cielos y que en un mar de claridad veía a los ángeles cantando Salmos con una música extraña . . . ¿era la Internacional, D mío? . . . o leyendo unas hojas, que ya le parecían su últi Encíclica, ya se le antojaban los libros que acababa de incluir el Index . . .

En el centro de la Gloria creyó notar algo que se removía, acabó por reconocer una blanca paloma envuelta en un haz destellos que impedían contemplarla plenamente.

Der Papst macht an der heiligen Taube eine Beobachtun die ihn überrascht — sie scheint ihm nämlich wie in eine Strahlenkäfig zu sitzen —, dann *púsose mentalmente de rodill* und er vernimmt andachtsvoll, was die Taube redet:

¡Bien comprendo; oh, Cabeza Visible de la Iglesia! tus inqu tudes y congojas. Pero. ¿no ves? Me hallo aprisionada en l redes de mi propia claridad. He afirmado y enseñado tantas cos que ya no puedo mover mis blancas alas sin tropezar con algu definición dogmática o encontrarme frente a algun texto biblic Y así me tienes inmóvil dentro de mi santa aureola, que viene ser para mí lo que es para tí el glorioso e infranqueable recint del Vaticano.

Recordarás que en más de una ocasión nos propusimos dej a un lado toda la política. Pero, hijo mío, non possumus. Wi können nicht lassen von der weltlichen Macht, wir können auch nach unserer ganzen Vergangenheit nicht liberal und fort schrittlich sein . . . *¡Non possumus!, hijo mío non possumus Los tiempos son tristes. ¡Ah, cuando yo volaba sobre las colina galileas, a orillas de aquel lago cuya brisa de amor y de liberta parece llegar a veces todavía a traves de este rutilante cerco de reglas, y dogmas, y viejos concilios, y textos en lenguas muertas!*

Callóse la Santa Paloma. El Papa creyó desplomarse en una angustia de muerte. Se despertó; y, hundiendo entre las manos la

frente sudada, repetía a media voz, tristemente . . . ¿Non possumus? . . . ¿Non possumus?

Sehr wirkungsvoll in der dramatischen Steigerung ist jener andere Aufsatz, auf den ich bereits kurz hinwies: *Jesús en el consejo* (p. 115).

Ein spanischer Ministerrat in der Semana Santa. Den Teilnehmern unsichtbar, wohnt ihren Beratungen ein bleicher, schlecht gekleideter junger Arbeiter bei.

Sie überlegen: „Wie sollen wir vor dem Lande die Ministerkrise erklären? Welche offizielle Wahrheit sollen wir herausgeben?"

Der junge Arbeiter, kein anderer als Jesus, vom Himmel herabgestiegen, spricht schmerzerfüllt Worte des Evangeliums vom Licht und von der Finsternis vor sich hin.

„Diese Arbeiter und Beamten! Sie drohen, tyrannisieren und lehnen sich auf. Es ist endlich Zeit für die Regierung, das Kapital zu schützen, damit es dem Lande erhalten bleibt und nicht auswandert. Schutz des Reichtums ist das erste Gebot."

Jesus wiederholt erschüttert die Worte des Evangeliums vom Reichen und vom Nadelöhr.

„Reden wir daher vor der Öffentlichkeit von recht viel Freiheit und Fortschritt, weisen wir aber zugleich darauf hin, daß der bürgerliche und militärische Strafcodex streng gegen jeden, der sich gegen Konstitution und Gesetze erhebt, angewendet wird."

Da kann sich der Unbekannte nicht halten, er erhebt sich, und die Hand gegen den Ministertisch ausstreckend, donnert er: «*¿Por qué me llamáis Señor, Señor y no hacéis lo que digo?*»

Diese Worte sind das Signal zu allgemeiner Empörung. Man führt den lästigen Eindringling ab in den *Carcel Modelo*. «*He ahí el fruto de las malas propagandas y de las libertades de perdición*» — *afirmaba gravemente el prelado cuyo pastoral anillo fueron besando uno tras otro, los nueve ministros.* Ist es ein Anarchist aus Barcelona? Dreimal, *rojo de indignación, su Ilustrísima repitió . . .: ¡No conozco a ese hombre! Entonces, a lo lejos, cantó un gallo.*

Ich glaube, daß die angeführten Beispiele einen Begriff davon geben, in welchem Geist und in welcher Art die Essays geschrieben sind. Es sind noch manche anderen lehrreichen und schönen Stücke, besonders solche zu einzelnen bestimmten Zeitereignissen in der Sammlung vertreten. Die *Concordia entre*

las Iglesias, das Lieblingsthema aller groß und idealistisch denkenden Frommen, behandelt ein sehr schöner Essay, der an *Duhamels Vie des Martyrs* anknüpft und an den Brüsseler Weltkongreß von 1894, an das Beileid der protestantischen und jüdischen Gemeinden zu einem Granatenunglück in einer Pariser katholischen Kirche, an die *World-Conference* der amerikanischen Episkopalkirche und an die Politik Benedikts XV. gegen die griechisch-katholische Kirche erinnert. Gegenüber einer Verteidigung der Inquisition durch Maura in der Kammer weist Zulueta rühmend auf die Genfer hin, die sich nicht geschämt haben, Servet, den Calvin einst grausam und frevlerisch verbrannte, ein Sühnedenkmal zu errichten. Anläßlich der Konstantinsfeiern von 1913 mahnt er, das gepriesene Religionsedikt einmal wirklich durchzulesen und sich die Toleranz desselben zu Herzen zu nehmen. Ein ander Mal protestiert er gegen eine vorgekommene Verbrennung protestantischer Bücher, da sich das mit moderner Gewissensfreiheit nicht vereinbaren lasse. Oder er mokiert sich darüber, daß ein marokkanischer Taleb, Mohamed ben Abd-el-Krim (wie es scheint, das Haupt des späteren großen Riffkabylenaufstandes vom Sommer 1921?) beim Besuch der *Escuela normal* als Mohamedaner von der Teilnahme am katholischen Religionsunterricht befreit worden ist, während für Nationalspanier, die Dissidenten sind, kein derartiger Dispens erteilt wird.

Ein anderer „Fall“, der die Kritik Zuluetas herausgefordert hat, ist der des ehemaligen Provisors der Diözese Madrid Juan Aguilar Jiménez. Dieser ist 1915, obwohl seine Ernennung zum Mitgliede des geistlichen Gerichtshofes (des *magistrado de la Rota)* schon offiziös beschlossen war, dem päpstlichen Stuhle von Seiten des Staates nicht vorgeschlagen worden, weil auf einen Brief des Mannes, der tolerante Anschauungen vertrat und veröffentlicht wurde, der konservative spanische Klerus Einspruch erhob. In zwei Aufsätzen befaßt sich Zulueta mit diesem Skandalfall. *Un triunfo de la tolerancia* ist der ironische Titel des einen, in dem der eben angegebene Sachverhalt behandelt wird. In *La iglesia y la libertad* kommt er auf den Fall Aguilar zurück. Sein Provisorat hat dieser Mann aufgeben müssen, den Sitz in der Rota hat man ihm nicht übertragen, aber der Zurückgesetzte hat, was Zulueta freut, die Genugtuung erhalten, daß er trotz allem in den Zentralausschuß der Nationalen Verteidigungsliga des Klerus — zu der sich auf demokratischer

Basis etwa 18000 spanische Priester zusammengeschlossen haben — mit großer Majorität wiedergewählt wurde.

Hinsichtlich der Trennung von Staat und Kirche (*Lo que es del César*, p. 109 ff.) und hinsichtlich der Ordensschulen (*Ineficacia de la coacción*, p. 155 ff.) äußert sich Zulueta mit der Besonnenheit, die nach den französischen Erfahrungen geboten ist: eine vom Staat getrennte Kirche könne leicht konspirieren, und es sei besser für den Staat bei Bezahlung und Ausbildung der Geistlichen die Finger im Spiele zu behalten. Gegenüber den Ordensschulen empfiehlt es sich, mit gekreuzten Armen zuzusehen und nicht durch Verfolgung ihren Nimbus zu erhöhen. Im übrigen bleibe als bestes Mittel der Bekämpfung die Einrichtung staatlicher Schulen, die wirklich besser als die Ordensschulen werden müßten.

Jeder, der in die kulturellen und innerpolitischen Fragen des modernen Spanien sich einführen lassen will, kann kaum einen besseren Führer dabei finden als Zulueta, wie aus dem, was ich auseinandersetzte, wohl erkennbar ist. Zwar vertritt er ja nur die eine Auffassung der spanischen Verhältnisse — die vom oppositionellen Standpunkte aus —, aber sein Weitblick ist so groß, seine Kritik ist so maßvoll, seine Darstellungskraft so echt spanisch und künstlerisch, daß es Belehrung und Genuß zugleich verschafft, an seiner Hand die gröberen und feineren Probleme zu studieren, mit denen das heutige Spanien in religiöser, kirchlicher, innerpolitischer Hinsicht zu ringen hat.

Halle (Saale) Werner Mulertt.

VERMISCHTES.

ZU A. BIESE'S: WIE UNTERRICHTET MAN DEUTSCH?

Über das jüngste Werk Bieses hörte ich wiederholt zu meiner Überraschung urteilen, es sei ja sehr schön geschrieben und famos zu lesen, wie alles von Biese, aber praktisch biete es nicht viel, für den täglichen Gebrauch habe man kaum etwas davon. Nicht nur verschiedene Kollegen äußerten sich in diesem Sinne, sondern ähnlich urteilte auch Paul Cauer in einem Kolleg über die Methode des deutschen Unterrichts. Nach allem, was ich von Biese kannte, hatte ich ganz andre Erwartungen, und diese wurden durch die Lektüre des Buches auch keineswegs enttäuscht. Gerade für den praktischen Gebrauch, vom Leseunterricht in der Sexta bis zur Literaturkunde auf Prima, fand ich eine Fülle höchst willkommener Winke und geistvoller Anregungen.

Wie erklärt sich dagegen das oben erwähnte Urteil tüchtiger Fachmänner? Ich glaube, daß bei den meisten die Verschiedenheit der eigenen geistigen Einstellung von der sich häufig an das Gefühl wendenden, künstlerischen Auffassung Bieses das Verständnis oder die willige Gefolgschaft verhinderte; und doch scheint mir die Art Bieses, wenigstens bei der Behandlung von Literaturwerken, die einzig richtige zu sein.

An einem kleinen Beispiel, dem prächtigen Kapitel: „Wie behandelt man Märchen und Erzählung?" möchte ich das zu beweisen versuchen.

„Alle Kunst der Methode," sagt Biese (S. 14), „muß darauf hinzielen, daß in deutschen Stunden gleichsam eine reinere Luft die Gemüter umwehe." Auch die Lehrpläne von 1901 sprechen von „Begeisterung" und der „Fähigkeit, die deutsche Jugend für deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröße zu erwärmen".

Wie kann man aber anders dieses hohe Ziel erreichen, als daß man selbst mit dem Herzen dabei ist, nicht nur mit dem Kopf, daß man selbst die Wärme in sich spürt, die man zu entfachen wünscht?

Wird sich dadurch selbst die deutsche Grammatikstunde angenehm abheben von der Behandlung der Fremdsprachen, so gilt das umso mehr von der deutschen Lektüre, die den Schüler langsam tief in den reichen Blumengarten unserer Nationalliteratur hineinführt. Darin steht aber manch zarte Blüte, die durch rauhes Anfassen unwiederbringlich vernichtet wird.

Zu ihnen gehört die ganze Lyrik, aber auch die poetische Erzählung, vor allem das Märchen. Wie kann man nun ein solches Märchen im Unterricht behandeln, ohne ihm den Blütenstaub abzustreifen?

Biese geht davon aus, daß das Märchen ein Kunstwerk ist, daß es sich als solches zwar an den ganzen Menschen wendet, doch „nicht so sehr an das Denken und an das Wollen, wie an das Gefühl, an die Phantasie, an Herz und Gemüt". (S. 45.) Das höchste Ziel der Behandlung im Unterricht darf daher nicht das logische Verständnis sein, wenn auch natürlich alles Unverstandene erklärt werden und der Verstand immer *mit* arbeiten muß, sondern es muß „die psychologische Erfassung der inneren Zusammenhänge sein" (S. 46). Nur an den Verstand aber wendet sich der Lehrer, der glaubt, ein Märchen „erklären" zu können (ein Widerspruch in sich!), wenn er es logisch analysieren und in Teile mit begrifflichen Überschriften zerlegen läßt. Diese abstrakten Begriffe dringen fremd und störend in die Märchenwelt voll Phantasie und Anschauung ein und ertöten jede Wirkung (vgl. B. S. 45). Ferner ist ein Märchen auch nicht dazu da, um eine Nutzanwendung, eine praktische Moral herauszudestillieren. Wie „das rein verstandesmäßige, pedantische Zergliedern und Zerpflücken", so hat auch „das oft gut gemeinte, aber übel angebrachte beständige Hinschielen nach Gut und Böse schon unendlich viele Stunden deutschen Unterrichts zur Qual gemacht" (S. 47).

Die schlimmste Mißhandlung eines Märchens ist aber endlich die „grausame Hineinzerrung der Grammatik", „das Suchen nach Haupt-, Eigenschafts-, Verhältniswörtern, ähnlichen Wendungen" usw.

(S. 47). Das setzt dem ganzen Unheil die Krone auf und damit ist dem Schüler dann das Märchen für alle Zeiten verschandelt und verekelt.

Mit dieser Ansicht steht Biese keineswegs allein. Zahlreiche moderne Dichter — Hesse, Strauß, die Brüder Mann — haben in ihren Romanen die Schule wegen dieses allzu aufdringlichen Doktrinarismus und Moralismus scharf angegriffen und bei Tausenden gewesener Schüler und Schülerinnen begeisterten Beifall gefunden.

Muß sich angesichts dieser Mißstände, die Biese hier im Gegensatz zu den genannten Dichtern so objektiv ruhig darlegt, und die viel verbreiteter sind, als man glauben sollte, nicht jeder Deutschlehrer ernstlich fragen: Wie sieht so eine Märchenstunde bei *mir* aus? Hebt sie sich erfreulich heraus aus den übrigen „Lern"stunden oder steht sie unter derselben Anspannung der Verstandeskräfte, wie irgendeine lateinische Grammatik- oder Rechenstunde? Wenn ja, wie steht es dann mit dem Ziel, das doch jeder deutschen Stunde, vor allem in unsrer schweren Zeit gestellt ist: „die Jugend zu begeistern für die Schätze unsrer Literatur und ihre Herzen dafür zu erwärmen?" (vgl. Lehrpläne).

Daß dies niemals gelingen kann durch Analysieren, Moralisieren und grammatische Übungen, darin wird jeder Biese beistimmen. Doch wo ist nun der richtige Weg? Biese betont mit Recht, daß sich eine allein gültige Anleitung nicht geben läßt, da doch — hier, wie stets — alles von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, aber einen Weg weist er uns doch, und zwar sehr konkreter und praktischer Art.

Der Lehrer, so sei kurz zusammengefaßt, erzähle das Märchen nach kurzer Einstimmung frei aus dem Gedächtnis, doch möglichst nach dem Wortlaut des Textes. Will er das nicht wagen, dann lese er vor und lasse dann in Abschnitten frei, mündlich, wiederholen oder auch lesen (S. 45).

Soweit werden es die meisten wie Biese machen. Dann aber kommt die große Versuchung, das arme Märchen, wie irgendein Kapitel aus Nepos oder Xenophon, unter die Lupe des Verstandes zu nehmen, es zu analysieren usw.

Dieser muß hier unbedingt widerstanden werden. „Man tut besser, (wie sich Biese vorsichtig ausdrückt!) man bleibt ganz auf dem Boden der äußeren Anschauung und der inneren Seelenvorgänge" (S. 46). Bilder gilt es vor die Phantasie zu stellen und Gefühlserregungen im Herzen zu wecken. Wohin versetzt uns das Märchen? Was geht da vor? Was für Menschen treten in die Erscheinung? Was wollen sie? Was tun sie? Was hemmt, was fördert sie? Was folgt aus ihrem Wollen, aus ihrem Tun? Welche verzögernden Ereignisse treten ein und biegen die Handlung um? Welches ist der Ausgang? Haben wir ihn erwartet? Bezeichnet er etwas allgemein Menschliches?

Das ergibt eine Erklärung aus der Natur des Gegenstandes heraus, nämlich die psychologische Erfassung. Sie muß das Ziel, das Einheitliche bei der Erklärung aller Dichtung sein, nicht die logische oder moralische.

Als Beispiel für diese lebendige, praktisch leicht verwendbare Art, führt er uns dann „Dornröschen“ vor, das man, so knapp die Erläuterung ist, dramatisch aufgeführt zu sehen glaubt, so lebendig und anschaulich ist die Darstellung.

Welch erfrischender Gegensatz zu dem „erschreckend pedantischen, schulmeisterlichen Geist“, der sich in so weitverbreiteten und angesehenen „Erläuterungen“ „lähmend breitmacht“ (S. 49) wie etwa in der von Lyon, dem Verfasser des für den Grammatik- und Sprachunterricht ganz vorzüglichen „Handbuch der deutschen Sprache“, von der Biese ausgeht.

Da wird zunächst der Begriff „Märchen“ erklärt, der Wortschatz erläutert („Dorn“ fast eine Seite lang!), dann die Sätze grammatisch zergliedert und endlich der Inhalt in kurzen, knappen Sätzen wiedergegeben. Zum Schluß wird der Inhalt des ganzen „Stückes“ in *einem* Satz zusammengefaßt, dann in *eine* Überschrift. Und jetzt können die einzelnen, etikettierten „Vorgänge“ noch einmal erzählt werden.

Zur Übung könnte man es auch von rückwärts machen lassen. Da muß es wirklich jedem, der nicht im Deutschen Fakultas für die Oberstufe hat, grausen, einschließlich dem kleinen Sextaner, der das Opfer all dieses Aufwandes ist. Und dabei soll er doch Freude an der Sache haben, und weder er noch sein Lehrer sollen vergessen, daß sie zusammen eine Dichtung lesen, ein Kunstwerk und nicht ein zur Einübung irgendwelcher Regel ausgeklügeltes „Lesestück“. Wie kommt es nun, daß trotz des besten Willens doch immer wieder so viele alte und junge Lehrer nach jener von Biese so vernichtend kritisierten Methode verfahren?

Neben dem äußeren Grunde, daß es erschreckend viele Erläuterungsschriften nach der Art Lyons gibt, die alle viel zu viel erklären und zerpflücken und die besonders von Anfängern allzu eifrig benutzt werden, scheint mir ein innerer Grund in folgendem zu liegen:

Der Philologe ist durch sein Studium an strenge Kritik, exakte Interpretation und möglichst tiefes Eindringen gewöhnt. Daher bringen es viele nicht über sich, bei der Erläuterung eines so zarten Kunstgebildes, wie es ein Märchen ist, einmal auf dies schwere Rüstzeug zu verzichten, hier einmal nicht das „Verstehen“ als höchstes Ziel zu erstreben, sondern, abweichend von ihrer sonstigen, wissenschaftlichen Methode, vor allem auf eine gefühlsmäßige, künstlerische Wirkung auszugehen und ihr alles andere unterzuordnen. Dieser, nicht nur dem Philologen eigene, deutsche Hang zur Gründlichkeit, — im übrigen ja unsere stärkste Seite — der nichts unerklärt lassen kann, alles zergliedern, zerpflücken muß, bis kein unklarer Rest mehr übrig bleibt, hat leider als Kehrseite die Neigung, alle Betätigung der Phantasie, gefühlsmäßiges, künstlerisches Erfassen ohne weiteres als minderwertig abzulehnen, oder gar als — z. B. für die Schule — ganz unmöglich und gar nicht existierend zu betrachten.

Das ist aber eine traurig einseitige Auffassung. Eine ganze Welt, die der Kunst, des Schönen, nach der doch so viele unsrer Schüler ein heißes Verlangen tragen, bleibt solchen Wagnernaturen völlig verschlossen, wenn sie sich auch ihr Leben lang mit nichts

andrem befassen. Sie sind in großer Gefahr, von Mephistos Spott getroffen zu werden:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr.
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"

Münster i. W. PAUL SCHULTZ.

AMERIKA-KUNDE.

Zwei Aussprüche, die ich im Jahre 1910 hörte, als ich kaum einen Monat in den Vereinigten Staaten zugebracht hatte, sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Ein tüchtiger amerikanischer Universitätslehrer sagte, als ihm eine Hörerin einen Amerikanismus in der Aussprache verbessern wollte: "What do *we* care about England — England is too far away!" Und eine drüben wohlbekannte Pädagogin sagte, gleichfalls vom amerikanischen Sprachgebrauch: „Wenn drei amerikanische Autoritäten übereinstimmen und *eine* englische Stimme hat es anders, so folge ich unbedenklich der englischen." Diese Sätze, schon damals bezeichnend für latente Strömungen, sind im Laufe der letzten zehn Jahre wahrhaft symbolisch geworden; hinter der Frage des Sprachgebrauchs türmen sich Fragen der Politik, der Kultur, der Weltanschauung: Hie Amerikanismus — hie Angloamerikanismus! Daß die Kenntnis solcher und ähnlicher Fragen auch dem Deutschen not tut, das haben uns eben diese Jahre nur allzudeutlich gelehrt, und heutzutage, wo die „Auslandkunde" eines der beliebtesten Schlagwörter ist, sucht man eifrig, früher Versäumtes auch auf diesem Gebiete nachzuholen. Mit Recht setzt sich daher der Münstersche Lektor Dr. F. Schönemann in eindringlichster Weise für eine „wissenschaftliche Amerikakunde" ein[1]). In drei Vorträgen variiert er dieses große Thema: er begründet zunächst seine Forderung im allgemeinen, skizziert dann in treffender Weise „das Amerikanertum in der Literatur" (wobei besonders auf die Stellung Amerikas zu englischer und deutscher Kultur ein interessantes Licht fällt), und findet schließlich beherzigende Worte über „Deutsche Kultur im Auslande". Seine Schrift besitzt die Eigenschaft, die wir oft, besonders in den Kriegsjahren, an auslandkundlichen Schriften schmerzlich vermissen mußten: Die nüchterne Sachlichkeit, die den Dingen klar ins Auge zu sehen gewillt ist und sich von Nörgelei und bitterer Ungerechtigkeit gegenüber den Erscheinungen des Auslands zu hüten sucht. Auch Schönemann bestätigt eine Erfahrung vieler Auslandsdeutscher, die mit geweckten Sinnen und einiger Beobachtungsgabe draußen geweilt haben. In den meisten Fällen lehrt uns der lange Aufenthalt im

---

[1]) *Amerikakunde.* Eine zeitgemäße Forderung von Dr. Friedrich Schönemann, Lektor an der Universität Münster (Harvard University 1913—1920). Bremen 1921. Angelsachsenverlag. 40 S. Preis 8 M.

Ausland unser Vaterland nicht weniger lieben, aber er schärft unseren Blick für unser eigenes Wesen, unsere Vorzüge und Schwächen und macht uns vor allem deutlich, daß die Begriffe „Deutscher", „Deutschland" und „Deutschtum" gerade durch die räumliche Entfernung eine Geschlossenheit und Tragweite des Inhalts gewinnen, deren wir uns als heimatliche Partikularisten oft nicht bewußt werden.

So findet der mit amerikanischen Verhältnissen Vertrautere in diesen drei Vorträgen reiche Anregung, demjenigen aber, der das weite Gebiet dieser Studien als Neuland betreten will, werden sie ein besonnener, sicherer Führer auf den Weg sein.

Dresden. WALTER FISCHER.

EIN FRANZÖSISCHES ETYMOLOGISCHES WÖRTERBUCH.[1]

Sagen wir es gleich: eine monumentale Leistung, die dem jugendlichen, aber schon zu früher Meisterschaft gelangten Verfasser wie dem rührigen und opferbereiten Verleger Ehre macht, die dem REW Meyer-Lübkes sich würdig anreiht und eine Synthese des bisherigen etymologischen Wissens auf galloromanischem Gebiete darstellt! Wir wünschen dem Werke die Wirkung und Verbreitung, auf die es Anspruch hat!

v. Wartburgs FEW, auf ungefähr 24 Lieferungen berechnet, ist nicht etwa eine sklavische Neubearbeitung des REW fürs Französische, sondern konnte bei dem ihm zur Verfügung stehenden Raum in verschiedenen Punkten den Rahmen weiter ziehen als Meyer-Lübke bei seinem Werk: es treten nicht nur neue Artikel auf (so *almucia*), Verf. konnte nicht nur die Dialekte in einem bisher in etymologischen Wörterbüchern noch nie dagewesenen Maße ausschöpfen — er muß jahrelang die Bibliotheken Frankreichs und der Schweiz mit nimmermüder Sorgfalt durchpflügt haben —, er konnte auch die Buch- und Fremdwörter in größerem Umfange heranziehen — nur absolut Gelehrtes und termini technici bleiben nach seiner Angabe weg —, er führt auch Orts- und Eigennamen an, soweit sie für die Geschichte der Appellative lehrreich sind, ferner berücksichtigt er die Ausstrahlung Frankreichs nach romanischen und nichtromanischen Landen — es werden also gelegentlich lat. Stichworte angeführt, die durch linguistischen Einsturz nicht mehr in Frankreich, nur etwa im Deutschen oder in keltischen Sprachen als Entlehnungen heimisch sind (z. B. *admissarius*, das nur in den Saliergesetzen und im Inselkelt. auftaucht) — vor allem aber ist die *historische* Ergründung der *kulturellen, sach- und wortgeschichtlichen Probleme*, die sich an die einzelnen Wörter knüpfen, in Angriff genommen. Wir erfahren also z. B. s. v. *agasa* „Elster" die Synonyma auf galloromanischem Gebiet, die Kämpfe, die Typus *pica* und *agaza* einander geliefert haben, *wie* sie sich geographisch und *warum* sie sich so und so entschieden haben. Hier zeigt sich der

[1]) Walter von Wartburg, *Französisches Etymologisches Wörterbuch*. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes, Kurt Schröder, Bonn-Leipzig. 1. Lief. 1922. Inlandspreis 30 M.

Einfluß der kulturhistorisch-sprachgeologischen Forschung Juds, der v. Wartburgs Lehrer gewesen ist und selbst durch den Einbau der Gilliéron'schen sprach-biologischen Lehre in das Lehrgebäude der sprachvergleichenden Romanistik sich ein unvergängliches Verdienst erworben hat. Ein zweiter Teil des Wörterbuches, den Verf. im Vorwort (S. V) ankündigt, wird der etymologischen Forschung die Absonderung des Geklärten vom Ungeklärten ermöglichen, indem einerseits (wie in abgekürzter Form auch REW in seinem deutsch-romanischen Wortverzeichnis) die Wortfamilien, die für einen Begriff (z. B. „dumm") verwendet worden sind, anderseits die Wörter unbekannten Ursprungs für diesen Begriff zusammengestellt werden: aus den Analogien, die die erste Liste an die Hand gibt, werden andere Forscher die zweite verkürzen helfen können.

An der Anlage des Wörterbuches wird man wenig kritisieren. Es ist vor allem ein „etymologisches", d. h. ein um die *Ur*sprünge sich kümmerndes Wörterbuch, kein „lexikologisches", d. h. die späteren Entwicklungen schilderndes, es dient mehr der Erhellung der Vorgeschichte als der Geschichte der Wörter: v. Wartburg hat mit besonderer Liebe die vulgärlat., germ., kelt. *Quellen* der Wörter dargestellt, sein Blick dringt vom Nebeneinander des Heute in das dunkel geschichtete Urromanische, die Wandlungen der Wörter innerhalb des Französischen selbst bis auf den heutigen Tag sind zwar ebenfalls behandelt, aber, da die frz. Wortforschung noch nicht so weit gediehen ist wie die deutsche, kann an die Zuweisung der Wörter zu bestimmten sozialen Milieus, an die Analyse des Stimmungsgehalts, die Erörterung der in ihnen verborgenen Latenzen, kurz an die *stilistische* Einordnung noch nicht gedacht werden. Die Zeit wird kommen, da man eine Etymologie nicht nur an der berühmten Alternative „lautlich" — „begrifflich", sondern an dem bisher stiefmütterlich behandelten Kriterium „stilistisch" scheitern lassen wird (ein solcher Fall scheint mir der von frz. *cocotte*, Rez., *Über einige Wörter der Liebesspr.* Art. 2 oder der von sp. *candonga Ztschr.* 42, 34). Das vorliegende Buch ist und kann nur sein eine „Darstellung des galloromanischen Sprach*schatzes*", d. h. ein *Inventar* der lexikologischen Typen und ihrer Ableger, nicht eine *Biographie* der galloromanischen Wörter. Das ganze geistige Innenleben der Wörter, wie es Bally und neuestens auch Gilliéron zeichnet, es müßte zuerst an den Individual- und Sozialsprachen, der Schriftsprache usw. studiert werden. Vielleicht werden überhaupt spätere Generationen die heute übliche, so unerläßlich gewesene Versenkung in die Mundarten und die relative Vernachlässigung der Schriftsprache nicht verstehen. Z. B. ist die Behandlung des schriftfrz. *affecter* unter *affectare* „nach etwas trachten" wenig liebevoll, wenn man daneben die Buchung von havr. *affecter* «augmenter son mal par l'imagination», Bayeux «refl. se forcer, s'appliquer» hält: mich würden z. B. die verschiedenen Bedeutungen des schriftfrz. Wortes („eine Vorliebe haben", „bestimmen für", „heimsuchen", *affecté* „affektiert" etc.), auch in ihrer Genesis, interessieren. Es ist ein wenig widerspruchsvoll, wenn z. B. die Bedeutung eines Dialektworts in ihrer ganzen Feinheit dem betr. Lokalwörterbuch entsprechend gebucht wird — ein an sich sehr

lobenswerter Vorgang, da bei den abkürzenden Umsetzungen viel vom Stilgehalt des Wortes verloren geht —, die des schriftsprachlichen Wortes als selbstverständlich vorausgesetzt und auch nicht weiter erklärungsbedürftig angesehen ist wie gerade in dem Falle *affecter*. Gewiß ist Beherrschung des Schriftfrz. für den Benutzer eines etymologischen Wörterbuchs des Frz. selbstverständlich, aber viele Probleme werden gerade durch deren Selbstverständlicherklärung eliminiert. Ist z. B. norm. *adoreux* «flatteur, flagorneur» wichtiger und kulturhistorisch interessanter als *adorer une femme, un plat* etc.? Unter *air* suche ich vergeblich etwas über die Bedeutungen „Arie", „Art und Weise", unter *adjutare* etwas über *adjudant*. In dieser Beziehung begrüße ich die von Vossler ausgehende Höherschätzung der Literatur als sprachwissenschaftliches Dokument, wenn ich auch dessen Aburteilung der „Idioten", die Gilliérons «sujets» gewesen sein sollen (*hier* 29, 150) — wie ist dies Wort gemeint: intellektuell wertend oder im Sinn des griech. ἰδιώτης? — nicht unterschreiben möchte. Vielleicht werden auch die Romanisten dereinst die Erforschung des Französischen von der Schriftsprache als festem Standpunkt aus betreiben, wie Kluge in seinem — allerdings für weitere Kreise bestimmten — etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache es durchführt. Wir Linguisten mußten einst „aufs Land" gehen, um die würzige Luft des wahren Sprachlebens zu atmen — wir haben gelernt, daß die Landluft nicht „rein" ist von städtischen Einflüssen — ist es also nicht wieder bald an der Zeit, die Sprache der Städte und ihrer richtunggebenden Kultur zu studieren? Müssen wir nicht auch die soziale oder vertikale Gliederung der Sprache neben der dialektalen (horizontalen) und der historischen betrachten? Leider haben wir fürs Frz. noch nicht so viele standessprachliche Wörterbücher wie fürs Deutsche. Sainéans *Langage parisien au XIX*[e] *siècle* hat hier einem richtigen Bedürfnis abgeholfen: dies Buch hat — eine Kolumbusidee! — die linguistische Bedeutung der Stadt Paris, die die Dialektforscher nur in fernen Reperkussionen „auf dem Lande" wahrnahmen, vor uns aufleben und die verschiedenen Milieus der Hauptstadt, die Dirnen, Gauner, Fleischer, Theaterleute etc. vor uns defilieren lassen. In diesem Zusammenhang beklage ich die Ausschaltung des Argots aus v. Wartburgs Werk: soll das Kriterium der Bedeutung für die Allgemeinheit herangezogen werden, so sehe ich nicht ein, warum ein sav. *alebroge* «très grand» (S. 72) wichtiger sein soll als das allgemein gebräuchlich gewesene *alboche* „Deutscher" oder ein gaum. *aglaé* «fille simple, niaise» (S. 53) bedeutungsvoller als *alphonse* «souteneur». Wenn Verfasser meint, Argotwörter, die allgemein gebräuchlich geworden sind, seien eben keine Argotwörter, so hätte er *alboche*, *alphonse* jedenfalls berücksichtigen müssen. Warum sollte das schon volksfrz. *j'en ai marre* „ich habe genug davon" sich nicht trefflich einordnen lassen unter die s. v. *aanmarren* angefügten Dém. *enmarer* «enrayer une voiture», ang. *emmarrer* «embarasser», da es doch ebenso gebildet ist wie etwa *abonde* „Überfluß" aus *abonder*? Mir scheint die Abneigung gegen die Argots auf einer Ansicht von der Künstlichkeit dieser Sprechweisen zu beruhen, die aus doppeltem Grunde

heute veraltet ist: 1) weil auch den natürlichen Sprachen viel Künstliches eignet (Gilliéron), 2) weil die Argots nicht bloß künstlich sind, wie man früher glaubte. Aus der bisherigen historischen Einstellung wird sich wohl auch beim Verf. die Vernachlässigung der „geschichtslosen" Interjektionen erklären, wenn ich das Fehlen eines Artikels *ah!* „ach", einer Erwähnung von *aïe!* «au» richtig deute. Die Abtrennung der Empfindungswörter vom übrigen Wortschatz trägt ebenso eine der Sprache fremde Klassifizierung in die Sprache hinein wie die vom Verf. mit Recht bekämpfte Absonderung der gelehrten Wörter. Sie liegt im Geiste einer Zeit, die mehr das Logische als das Empfindungshafte der Sprache betrachtete. (Im Literaturverzeichnis fehlen auch Espes Arbeit über Interjektionen im Altfrz. und die wertvollen Bücher Thuraus über die Refrains).

Daß Verf.'s und meine Ansichten über den phantasievoll-irrationalen Charakter der Sprache sich decken, wenn jener auch in der Praxis die Außenschicksale der Wörter lieber behandelt, entnehme ich seiner lichtvollen Auseinandersetzung mit Gilliéron, die in den Worten gipfelt (ich belasse den Fettdruck des Originals): „***Frei*** wirkt die sprache, wenn sie solche ausdrücke [wie *boule, poire, caboche* etc. statt *tête*] in reicher zahl schafft, unter ***zwang*** steht sie, wenn sie einen davon auswählen soll, um sich aus einer kritischen situation zu befreien". Ganz genau so schrieb ich *Lbl.* 1920, S. 379: „Die Sprache kann nur schon Vorhandenes adoptieren und adaptieren; der affektische Charakter aller Neubildung kann nicht aus der logischen Hilflosigkeit stammen. Daher sind wohl die urspr. Umschreibungen Luxus, der später systemisiert wird. Die Sprache spielt mit der Neubildung zuerst wie das Kind — dann erst wird sie praktisch wie der Mann. Sie huldigt dem Prinzip des freien Wettbewerbs: mit einem den Universitätlern naheliegenden Bilde kann man auch sagen, sie lasse die Neubildungen zuerst «privatisieren», bis sie ihnen gestattet, in eine «Vakanz» einzuspringen."

Ich verzeichne nun eine Reihe von Einzelbemerkungen, zu denen mir die 1. Lieferung Anlaß zu geben scheint:

**abbiberare*: hier wäre Gilliérons Antwort auf Thomas' Kritik des *Atlas* in der diesem beigegebenen Antikritik zu zitieren.

abc. Ich vermisse Angaben über die Aussprache *abécé* etc. nach den Arbeiten von Sheldon, Schulze etc. — Die Form *be-a-ba* ist nicht „seltsam": es handelt sich um das Syllabieren einer einfachsten Silbe *ba*, die aus den ersten zwei Buchstaben besteht, was sich zuerst durch Buchstabieren der beiden Laute, dann Wiederholen der durch sie gebildeten Silbe vollzieht.

ab hoc. An Verdrängung von *cum* > *con* in der Galloromania durch *cunnus* > *con* kann ich trotz der leicht sich einstellenden Parallele des Einspruchs Ciceros gegen *cum nobis* nicht glauben: man bedenke, daß *cum* die Präposition stets vortonig steht, ferner daß *con* als Präfix erhalten blieb.

ablativus: hiezu vgl. Frantzen und van Poppel *Neophil.* V 69, 177, 180f. und Rez. *Ztschr.* 41, 360.

abnormis: Das bei God. einmal belegte *anormement* könnte auch ein *énormément* und überhaupt bloß eine okkasionelle Bildung sein.

absens: hiezu nach REW Register und Nicholson, *Recherches philologiques romanes* aprov. *abs* „unbebaut".

academia: hiezu noch Roques *Rev. d. phil. fr.* 23, 214.

**accaptare* als Rekomposition von *acceptare* (zu *accipere*) scheint mir aus verschiedenen Gründen unannehmbar: von „annehmen" zu „kaufen" scheint mir der Weg überhaupt schwierig; zweitens weist die urspr. Bdtg. «procurer» auf ein **ad-captare* (zu *capere*) „fangen" (vgl. engl. *purchase* „kaufen" = afrz. *pourchacier* „verschaffen").

accubare: die *f*-Formen erkläre ich im Neuph. Mitt. 1921, 121 aus *conflare* (die brütende Henne bläst sich auf).

accusare: raccusepéter wäre vielleicht durch die Analogie *roussepéter* (*rousser* & *péter*, anders Rez. Litbl. 1922) zu stützen, zu *racusète* und seiner Endung vgl. Rez. *Bibl. arch. rom.* II/2 Artikel 1.

addicare: wallon. *se lèii adire* «se laisser persuader», nach Verf. im Altfrz. unbelegt, findet sich bei Froissart als *se laisser à dire* und ist wohl auch so aufzulösen.

ad retro: vend. *are* als Ruf gehört wohl mit span. *arri* und frz. *harri* zusammen, die vielleicht nichts mit *retro* zu tun haben.

Aegidius: hiezu norm. *girot* „Dummkopf", *girie* „Alfanzerei" (Sainéan l. c. 38) und ptg. *giria* „Argot" (Rez. *Rev. d. fil. esp.* 1922).

aegyptius: hiezu engl. *gipsy* und den Pariser Straßennamen *rue de la Jussienne*.

Ägyptus: über nizza. *guet* vgl. Rez. *Archiv* 140, 265.

aer: renn. *lanlairs* «balivernes» nicht nur zu *contes en l'air*, sondern zu dem volkstümlichen Refrain *lanlaire*.

aestimare: zu den Verben des Liebens und besonders zu kat. *estimar* „lieben", das sich sard. *istimo* „ich liebe" vergleicht, s. Art 1 von Rez., *Über einige Wörter der Liebesspr.*

**affactare:* zu sp. *afeitar* vgl. Castro *Rev. d. fil. esp.* V 26.

affinis: über alb. *áfër* „nahe" vgl. Jokl, *Studien z. alb. Etym.* u. *Wortbildung* S. 104, der Urverwandtschaft mit got. *fēra* annimmt, allerdings sich auf das unhaltbare Argument stützt, daß *affinis* „nahe" in dem rom. Sprachen nicht existiere.

agaza: kat. *garsa* stammt aus urspr. *gassa* wie *recers* (woraus *arrecerar*) aus *recessus* etc.

Zu den Ausdrücken für „Hühnerauge", vgl. Gamillscheg — Spitzers „Klette".

agorr: hierzu vgl. Schuchardt *Ztschr.* 30, 210—3.

alamannus: halmãdé unverständlich sprechen, mit *h*, vielleicht auch aus *parler le haut allemand?*

alauda: das Diminutiv *alouette, lodola* soll „nicht recht verständlich" und zur Vermeidung eines Doppelsinns **la loue* «lupa» (aber sonst heißt das Fem. von *loup* doch *louve*!) dienen? Nun, und **hirundula* (*rondinella* etc.)? Hier erkenne ich die entpoetisierende Wirkung Gilliérons! Bei welchen Tieren denn außer den bekanntesten kleinen Vögeln soll Zärtlichkeit und Kosebedürfnis sich sprachlich ausdrücken?

al-bītīchah: für die Zugehörigkeit von lothr. *bozek* „Kind" spricht mallork. *budeca* „kleines Kind" (Rez., *Lexik. aus d. Katal.* S. 28).

**alibanus:* hiezu vgl. noch **olitanus* von *olim* = mall. *aldá* „alt".

allium: rheinländ. *ölich* erklärt sich nach Mitteilung von Prof. Frings aus sprachgeographischen Gründen aus *unio* (frz. *oignon*) + *lauch:* in alten Texten findet sich *unlauch.*

Allobrogus: hierzu Schuchardt *Grazer Tagespost* 9. I. 1916.

alter: bearn. *auste* aus **artre* vergleicht sich kat. *asbarda* aus *albarda*, *asbrer* aus *arbrer* = **arbor-arius*, *asmussar* neben *armussar* = **remūtiare.*

altus: ich vermisse neben segré *hautcoeurcé*: schriftfrz. *haut-le-corps*, ferner *le haut mal*; neben *haut-murer*: altfrz. *haut tondu* (worüber Schultz-Gora *Ztschr.* 36, 84 und Rez. *Ztschr.* f. frz. Spr. 40 I 127), *haut huppé* etc.

Das *h* von *haut* ist für mich nicht aus Kontamination mit fränk. *hok*, sondern aus der Aspiration zu erklären, die die Erreichung eines hochgelegenen Zieles onomatopoetisch malt: auch bei la Fontaine *(Le coche et la mouche)* wird dies durch den Hiatus *au haut* angedeutet. Ebenso ist ja schließlich das *h* von *haleter* aus dem Nach-Luft-Schnappen und wohl auch das *h* von altfrz. *haliegre* aus dem Freiatmen (nicht aus dtsch. *heil!*) zu erklären.

al-zagaie: hiezu noch Schuchardt *Rev. Basque* 1913, S. 37.

Unter den S. V/VI angeführten Bezeichnungen für „dumm", die für Verf. unbekannten Ursprungs sind, lassen sich doch wohl einige mit ziemlicher Sicherheit etymologisieren: nfrz. *mion* «sot» gehört nach den Parallelen bei Pauli, *Enfant, garcon, fille* S. 273/4 wohl zu *mie* „Brotlaib"; aprov. *dauf* «niais» = got. *daufs* „verstockt", dtsch. *taub*; *redoissit* „stumpf", „stumpfsinnig", vgl. REW 7146; *ahu* «niais» gehört zu *dahu* (Esnault, *Le Poilu* etc. S. 35: *faire affûter le dahu* „einem imaginären Fabeltier auflauern lassen", „jem. anführen"); bezüglich *quando* (*celi)* wandte ich mich an den Bonner katholischen Theologen Prof. Neuß und erhielt auch die gewünschte Auskunft (Karte vom 14. III. 1922): „In der Absolutio ad Tumbam, nach ihrem Anfangsworte auch Libera genannt, d. h. einem vom Priester und Chore wechselseitig gesungenen Gebet um Errettung der Seele des Verstorbenen im Gerichte Gottes, das liturgisch vor dem in der Kirche aufgestellten Sarge nach den Exequien vor der Beerdigung verrichtet wird, heute durchweg vor einem leeren, den Sarg andeutenden Tumba, das aber auch bei Jahrgedächtnissen angeschlossen wird, beginnt eine Stelle, die der Priester singt und der Chor dann markant aufnimmt, mit quando coeli movendi sunt et terra (Joel 3, 16). Ich könnte mir denken, daß irgendwo Kirchensänger nach dieser Stelle genannt worden seien. Bei der Häufigkeit gestifteter Anniversarien in alten Kirchen, wo vielleicht kaum ein Tag ohne solches war, wäre das nicht unverständlich. Für diese Sängerhilfsdienste hat man naturgemäß oft gute, aber nicht eben überbeschäftigte Leute genommen, die auch an Wochentag-Vormittagen, wie eben Beerdigungen und Anniversarien fallen, Zeit haben, und das sollen noch heute nicht immer die Klügsten sein." Nam. *djodjo* fügt sich den bei Fr. Kocher *Reduplikationsbildungen im Franz. u. Ital.* (1921), Register s. v. *jojo*, angeführten *jojo* „Kind" usw. an; *pagnouf* fügt sich zu *pignouf*, worüber Sainéan l. c. S. 198; über *gnouf*

vgl. Rez. Bibl. arch. rom II. 3, 149 ff. nach Thurau, der Refrain S. 167; pik. *lustucru*, das auch in Villattes *Parisismen* vorkommt,[1]) ist einfach = *l'eusses-tu-cru?* vgl. etwa *matuvu* „Schauspieler" (= *m'as-tu vu*).

Die äußerst sauber und übersichtlich gedruckte und mit beispielgebender Sorgfalt korrigierte 1. Auflage enthält sehr wenig Druckfehler; es ist mir nur das folgende Geringfügige aufgefallen: S. I, Z. 11 st. *Etymologien* l. *Etymologieen*; S. VIII Anm. 1. Morin st. Marin; s. v. *acchordare* l. Octovien st. Octavien; s. v. *acidula* zu verbessern: rumelxarten; s. v. *acquirere* l. kat. *aquerre* st. *acquerre;* s. v. *acūcula*, Anm. 1 l. Fragezeichen am Schluß des Satzes; s. v. *amabilis* abzuteilen *mal-aimable*.

Die Scheidung von phonetischer Schreibung durch Kursivdruck von der aus Quellen übernommenen Orthographie scheint nicht immer streng durchgeführt, warum z. B. s. v. *aestívare:* npr. *estiva*, aber s. v. **affannare*: npr. Var *s'afana?*

Bonn. LEO SPITZER.

FRANZÖSISCH *ALLER*.

Von der Herkunft des viel besprochenen frz. *aller* ist in der letzten Zeit in dieser Zeitschrift öfter die Rede gewesen. Die maßgebende Ansicht faßt A. Hilka Bd. 27, 454 so zusammen: „*aller* bleibt weiter in Dunkel gehüllt, will man sich nicht noch immer mit einer Abschleifung dieses vielgebrauchten *ambulare* > *aler* auf nordgallischen Boden begnügen, wobei freilich strenge Lautgesetze nicht mehr obwalten können." Ich möchte die Leser dieser Zeitschrift hinweisen auf meine Bemerkungen über frz. *aller* in meinem Buch „Sprachkörper und Sprachfunktion", Berlin 1921 (Palästra 135), S. 44 ff. Dort ist die Frage der Kürzung und ihr Verhältnis zu den Lautgesetzen in größerem Zusammenhang behandelt.

Die Kürzung ist eingetreten in der Befehlsform *ambulátis!* Daß gerade Befehlsformen gekürzt werden, kann man in verschiedenen Sprachen beobachten (S. 32 ff.). Beim Befehl sprechen Ton, Gebärde und Situation so stark mit, daß mit sprachlichen Mitteln gespart werden kann. Man legt beim Befehl besonderes Gewicht auf die hochtonige Silbe und drückt die schwachtonigen Silben herab: *Es wird stillgestanden!* wird zu *stillgestanden!*, dieses wird in der Kommandosprache weiter gekürtzt zu *stillstann!* *ambulátis!* wird zunächst zu *amulátis!*, und dies wird weiter gekürzt zu *alátis!*. Also: *am(b)ulátis*, *a(mu)látis*. Bei Verben, bei denen gerade der Imperativ häufig gebraucht wird, kann dann die Imperativform andere Formen nach sich ziehen.

Zu den a. a. O. gegebenen Beispielen für gekürzte Imperative füge ich hinzu: lat. *cap* (vgl. F. Vollmer, Glotta 1, 116), lat. *cette* 'gebt her' aus **ce-date* (vgl. K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen, S. 252, F. Sommer, Handbuch der lat.

---

[1]) Vgl. Verlaine, *Oeuvres* I S. 159: *Car la boulangère . . . Bernant Lustucru, son vieil homme, A tantôt couronné sa* [ihres Liebhabers] *flamme.*

Laut- und Formenlehre [2] S. 136). Dem frz. *ardez!* aus *gardez!* (a. a. O. S. 33) ist *arrèche!* = *marche!* in der Kommandosprache zur Seite zu stellen (vgl. M. Bréal, Mémoires de la société de linguistique 11, 4[2]).

Zu den Beispielen dafür, daß vom Imperativ aus ein neues Paradigma gebildet wird (S. 137 ff.), gesellt sich lat. *sedēre:* galloromanische Mundarten haben einzelne Flexionsformen aufgebaut auf den Imperativ (vgl. K. Jaberg, Archiv f. n. Spr. 126, 378 ff.). Die Imperative *setz dich*, *setzt euch* sind eben besonders häufig. — Der Imperativ *iss* wird oft kleinen Kindern gegenüber gebraucht; so kommt es, daß von dem Imperativ gr. *ἐσϑι* aus (mit der Imperativpartikel *ϑι*) die Homerische Form *ἐσϑίω* 'ich esse' (*ἔδω*, lat. *edō*) gebildet worden ist, vgl. K. Brugmann IF 32, 63 und dazu R. Thurneysen IF 39, 189.

Giessen. WILHELM HORN.

ZUR INTERPRETATION LA FONTAINE'SCHER FABELN

Wir gebrauchen und schätzen ihn; er erleichtert uns das Verständnis, ohne uns zu stören; er hilft uns auf angenehme und freundliche Weise.

Diesem Ideal eines philologischen Kommentars, das Vossler selbst in seiner Untersuchung über „Sprache als Schöpfung und Entwicklung"[1]) aufzeigt, ist er in seinem Buche „La Fontaine und sein Fabelwerk"[2]) recht nahe gekommen. Reges Interesse nur läßt mich in einzelnen Punkten zu anderen Ergebnissen kommen, läßt mich einfügen und erweitern, wo ich Lücken zu sehen glaube. Wie man eben liebe Dinge nie schön genug haben kann . . .

1.

Im 5. Kapitel (S. 87 ff.) gibt Vossler „ein Beispiel ästhetischer Stilanalyse". Die bekannte Fabel vom Raben und Fuchs (I, 2) nimmt er aufs Korn.

„In *Maître Corbeau* und *Maître Renard* gelten die Tiernamen ‚Rabe' und ‚Fuchs' als Personennamen . . . . Schon diese sind unübersetzbar." («La Fontaine», S. 89.)

Ob uns ein „Meister Rabe" und ein „Meister Fuchs" nicht auch vertraut wären? Wichtig scheint mir aber hier vor allem die besondere Bedeutung von *maître*. Ist der Advokat, der *maître ès arts* oder der bürgerliche Handwerksmeister gemeint? Oder gebraucht La Fontaine das Wort hier in der etwas verblaßten Nuance in Ausdrücken wie *maître ivrogne*, *maître sot* u. dgl.? Dem Fuchs erkennen wir den Titel des Advokaten zu, der berufsmäßig die Dummen betrügt. Der *maître corbeau* indes erinnert stark an den *maître sot*, wo der ursprünglich lobende Titel *maître* durch die Verbindung mit einem Begriff wie *sot* in merkwürdigen Kontrast gerät und einen ironischen Zug bekommt.

„*perché* bedeutet nicht bloß das Sitzen des Vogels überhaupt, sondern ein stolzes und protziges Thronen." («La Fontaine», S. 90 und „Sprache als Schöpfung und Entwicklung" S. 86.)

---

[1]) Heidelberg 1905 bei Karl Winter.

[2]) Ebenda 1919.

Vosslers Hinweis auf Littré scheint mir nicht stichhaltig zu sein. *Percher* bedeutet eben nach Littré das Hocken eines Vogels auf einem (meist hohen) Ast, vielleicht eher mit der Nuance des Mühevoll-Sichobenhaltens, des Leicht-Herabfallen-Könnens. Auch wäre die künstlerische Wirkung, die darin besteht, daß wir bis zum Vers 10 noch gar nicht wissen, ob der bis dahin gänzlich passive Rabe auf die plumpe Schmeichelei hereinfallen wird, vorweggenommen, wenn er schon im ersten Verse das wäre, als was er sich erst nachher entpuppt: ein dummer, eitler Protz. Das Fallenlassen des Käses ist seine einzige, dafür auch entsprechend törichte, „Äußerung".

Die Umstellung (*sur un arbre perché* statt *perché sur un arbre*) läßt sich stilistisch vielleicht so deuten: *sur un arbre perché* führt gleich auf die Höhe, während *perché sur un arbre* das Auge den langen, ermüdenden Weg vom Boden bis zum Gipfel machen ließe.

«*tenait en son bec un fromage*». Daß man hier nicht immer, wie wir, an ein *morceau de fromage* dachte, zeigt die Illustration zu unserer Fabel in der Sammlung «Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et Fables de La Fontaine» von Robert[1]), wo der Rabe scheinbar mühelos einen ganzen Eidamer Käse im Schnabel hält.

„*À peu près* unterstreicht das Diplomatische. Der Erzähler .. läßt uns vermuten, daß die Redensarten des schlauen Tieres noch viel feiner und schmeichelnder klangen." («La Fontaine», S. 91.)

Ist dieser Ausdruck nicht eher eine persönliche Einfügung La Fontaines, der leise andeuten will, daß er kein Chronist, sondern ein Erzähler ist, daß es ihm auf wortgetreue Wiedergabe gar nicht ankommt? Der Künstler hat oft das Bedürfnis, sein Werk leichter schwebender zu machen, es nicht allzusehr im Tatsachenstaub historischer Gewissenhaftigkeit untergehen zu lassen. „Erzählende Erzählung" liegt vor (Walzel *GRM* 7, 161).

„*Hé!* ist ein formloser, zudringlicher Anruf" («La Fontaine», S. 91). „*Hé!* eine ziemlich vulgäre, vertrauliche und zudringliche Art, die Leute auf sich aufmerksam zu machen" („Sprache als Schöpfung und Entwicklung", S. 88).

Hé! muß zwar laut gerufen sein, aber die Entfernung zwischen dem Vogel auf dem Baum (*perché*) und dem Tier unten entschuldigt wohl von vornherein das Erheben der Stimme. *Hé!* scheint mir hier vielmehr ein Ausdruck des Erstaunens zu sein. Der Rabe kann verstehen: „Ah, wen seh' ich da zu meiner Freude!" Der Fuchs aber wird gemeint haben: „Wie? Der Rabe, dieser dumme alberne Kerl, ist der glückliche Besitzer dessen, was mich aus meiner Höhle gelockt hat?" Ihm den Käse abzunehmen, ist des Fuchses selbstverständliche Folgerung. «*Bonjour*» — die Verbindung ist hergestellt, der Plan ist fertig: «*Monsieur du Corbeau* . . . .» Das Verhängnis nimmt seinen Lauf . . .

Ich sehe also in den wenigen Versen keine „Stufenleiter vom rohen *Hé* bis zum geckenhaften *Phénix*", sondern das *Hé!* erhält erst durch das Folgende seine Aufklärung. Hier gilt es das anzuführen.

[1]) Paris 1825.

was Vossler von einer anderen Stelle sagt: „Wie in einem Organismus steckt das Ende als Keim schon im Anfang“.

«*Que vous êtes joli, que vous me semblez beau.*». Sieht man den nach dem Käse lüsternen Fuchs nicht um den Baum herumlaufen („einmal hin und einmal her“) und einen Platz suchen, von dem aus er den Raben, der bisher vielleicht durch Zweige verdeckt war, besser sehen kann? Daß lateinisch *pulcher* und *decorus* schon die verschiedene Bedeutung von *joli* und *beau* hatten, glaube ich nicht: *decorus* heißt ja „stattlich“, was zu „schön“ paßt, es wäre auf englisch *handsome*. Aus seiner Quelle hat La Fontaine wohl nur die Anregung entnommen, die angebliche Schönheit des Raben durch zwei Epitheta auszudrücken. Mit *joli* und *beau* hat er einen guten Griff getan, indem das *i* die süße Schmeichelei, das *o* den Ernst der Schmeichelrede hervorhebt.

Sembler schwächt den Wahrheitsgehalt merklich ab. Es bedeutet ein subjektives Urteil, das durchaus keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit macht, sondern oft sogar das Gegenteil von *être* bedeutet. Bei aller Schmeichelei bleibt der Fuchs doch immer noch recht vorsichtig.

«*sans mentir, si votre ramage*
se rapporte à votre plumage . . .»

Sans mentir klingt wieder im Vers 16:

«*Cette leçon vaut bien un fromage, sans doute.*»

Erst die offensichtlich unehrliche Beteuerung der Wahrheit in schwülstigem Tonfall, dann Schadenfreude und Trost in feiner Verbindung. *Sans doute* ist gewissermaßen eine ironische Neuauflage des schmeichlerischen *sans mentir*. Über *sans doute* sagt Vossler in „Sprache als Schöpfung und Entwicklung“, S. 92: „. . . scheint mir durch den Reim veranlaßt zu sein . . . Vielleicht der einzige Makel in dem vollendeten Meisterwerkchen.“ Auch sei eins von beiden überflüssig, entweder *bien* oder *sans doute*. Dem kann ich nicht zustimmen. Der Sinn des Verses ist der: „Diese Lehre ist doch einen Käse wert. Du selbst wirst damit einverstanden sein.“ Es liegt eine köstliche Frechheit darin, daß der Fuchs nicht bloß zum Schaden den Spott fügt, sondern dem Raben zumutet, sich selbst als angeführt und dadurch belehrt zu betrachten.

Ramage übersetzt Vossler («La Fontaine», S. 92 und „Sprache als Schöpfung und Entwicklung“, S. 89) mit: „süßes Geflüster der Singvögel im Zweige“ und „Zweigmelodie“.

Die Etymologie ist völlig vergessen und wird vom Franzosen nicht mehr empfunden. *Ramage* bedeutet einfach Gezwitscher und erregt keine lokale, höchstens musikalische Vorstellungen.

«*pour montrer sa belle voix . . .*»

ein besonders feines Beispiel der „Einfühlung“. Fast ist La Fontaine selbst Rabe und hat seine Freude an der vermeintlich schönen Stimme. Wir könnten verdeutlichend etwa schreiben: *pour montrer «sa belle voix»* oder *pour montrer sa «belle» voix*. Es handelt sich um ein Zitat, wenn man den von Lorck neuerdings geprägten Ausdruck anwenden will, um „erlebte Rede“. Voßler nennt diesen Ausdruck («La Fontaine», S. 94) „einen kleinen, scheinbaren Mißgriff der

Wortwahl". *Montrer* bedeutet ein prahlerisches Zeigen = *faire montre de*, genau wie im lateinischen Vorbild *ostendit vocem* das „Ostentative" hervorhebt. *Faire entendre* wäre prosaisch und psychologisch nicht durchwärmt.

Se saisir wird von dem einem rechtlich zukommenden Besitz gesagt, ist also ein juristischer Ausdruck. Der Fuchs nimmt in Besitz, was ihm (rechtlich) gehört, nach dem Rechte des geistig Stärkeren.

«Le corbeau honteux et confus
jura, mais un peu tard, . . .»

erinnert an Beethovens Lied von der schönen Chloe: „Jawohl, sie schrie, doch lange, lange hinterher", wo durch die Musik die beabsichtigte Wirkung schelmisch unterstrichen wird.

2.

S. 160ff. versucht Voßler, aus vier bzw. fünf „Wolfsfabeln" eine Entwicklung des Wolfsmotivs herauszuarbeiten. Das Ergebnis faßt er S. 171 so zusammen:

„Überblickt man die Wandlungen, die der La Fontainesche Wolf durch fünf Bearbeitungen bzw. Fabeln hin erfahren hat, so sieht man, wie er von der geistlosen Tierheit durch eine Schulung des Denkens, Heuchelns, Berechnens, Paktierens und schließlich der Selbsterziehung und Überspannung hindurch sich zu selbstbewußter Tierheit und zu einer geistigen Wolfsnatur zurückfindet."

Die erste Fassung[1]) der Fabel I, 10 (*le loup et l'agneau*) kennzeichnet, so sagt Vossler, vollauf den brutalen Dummkopf, dessen Gründe seine Körperkräfte sind. In der zweiten Fassung kommt geistige Plumpheit in erschreckendem Maße hinzu: ein neugeborenes Lamm macht die Argumente des Wolfes lächerlich.

Der arme Wolf! Dumm ist er, gewiß! Aber nicht so hoffnungslos, wie Vossler meint. Wenigstens gestattet die Fabel ein solches Urteil nicht. Der Wolf braucht ja keinem Völkerbundsrat oder einer Juristenversammlung sein angebliches Recht klar zu machen. Dann müßte er allerdings mehr Scharfsinn aufbringen. Hier hat er es nur mit einem wehrlosen Lamm zu tun. Ihm ist das Ende der Begegnung von vorneherein sicher: er wird das Lämmchen auffressen. Daran kann niemand etwas ändern. Seine „Argumente" sind bloße Zeremonie, eine Art nachlässig hingeworfener Höflichkeitsformel. Er will wohl dem Lamm den Tod etwas leichter machen, wenn er ihm sagt: So ganz unschuldig bist du auch nicht. Daß es nicht darauf eingeht, ist nicht des Wolfes Schuld. Wichtig ist ihm außerdem seine eigene Rolle: er will sich einen guten Abgang verschaffen, indem er Gründe für seine Gewalttat sucht. Von dem Augenblick an, da das Lamm ihm, dem Überlegenen, zu widersprechen wagt, gibt er sich keine weitere Mühe, sondern frißt es auf *sans autre forme de procès*.

---

[1]) Es fehlen in der ersten Fassung die weiteren Gründe des Wolfes: das Lamm habe ihn im vergangenen Jahr geschmäht; wenn nicht, so sei sein Bruder es gewesen; überhaupt gehöre es zur Sippe der Feinde.

Gewalttätig, ohne nach dem Recht der Schwachen zu fragen, ist der Wolf — ganz wie die Mächtigen der Erde. Daß er daneben auch mit einer gehörigen Portion Dummheit gesegnet ist, lehrt die nächste Fabel.

III, 3 *Le loup devenu berger.*

Hirten und Hunde haben ihm arg zugesetzt. Er ist der dauernden Bedrängnis müde, sucht — und findet ein Mittel, müheloser an seine Beute zu kommen. Er verkleidet sich als Hirte. Alles geht gut. Schon ist er nahe dem Ziel. Auch die Stimme des Hirten will er nun nachahmen, wie oft im Siegesübermut der Starke die Vorsicht vergißt. Der zu fein gesponnene Faden seiner List reißt. Man erkennt ihn und schickt ihn mit einer gehörigen Tracht Prügel nach Hause.

Eine andere Seite des Wolfscharakters nur, nicht, wie Vossler, etwas ganz Neues, das Motiv des heuchlerischen Wolfes nämlich, finde ich in dieser Fabel.

Den Triumph des Raubtiers zeigt die Fabel

III, 13 *les loups et les brebis.*

Durch widerlich gemeine Schlauheit — von der feinen List des Fuchses so verschieden wie eine plumpe Keule von einem venetianischen Florett — im Verein mit körperlicher Überlegenheit suchen die Wölfe der Schafe habhaft zu werden. Ein betrügerischer Friedensvertrag soll ihnen dabei helfen. Ein Zweifel an der mala fides der alten Wölfe, der *ennemis sans foi*, ein Zweifel an ihrer Treulosigkeit kann nicht auftauchen. Man höre nur:

«C'était apparemment le bien des deux partis:
Car, si les loups mangeaient mainte bête égarée,
Les bergers de leur peau se faisaient maints habits.
Jamais de liberté, ni pour les pâturages,
Ni d'autre part pour les carnages:
Ils ne pouvaient jouir, qu'en tremblant, de leurs biens.»

Solche Friedensabsichten sollten ehrlich sein? Taschendiebe würden mit ihren Opfern, den Reisenden, einen ähnlichen Vertrag schließen: Wir lassen euch in Zukunft ruhig reisen, ihr laßt uns ungestört eure Taschen plündern. Warum machen wir uns das Leben gegenseitig so schwer? Wenn dann die Reisenden noch auf die Hilfe der Polizei — wie die Schafe auf die der Hirten und Hunde — verzichteten, und wenn die Taschendiebe als Gegenleistung ihre hoffnungsvollen Sprößlinge in die Wohnung der Reisenden (oder besser: die Wohnung ihnen) auslieferten, dann wäre dies Gegenstück lückenlos.

In die Sprache des Alltags übersetzt, verlangt der Vertrag von den Schafen: Schafft eure Hirten und Hunde ab, damit wir euch ungestörter fressen können. Es ist Wolfslogik, wenn Freiheit, Ruhe und Gleichheit gepredigt wird. Und in der Tat: auf geheime Benachrichtigung hin werden Schafe und Hunde zu gleicher Zeit umgebracht.

Eine stilistische Feinheit nur, keine Veränderung der Quelle, ist es, wenn La Fontaine die wahre Gesinnung der alten Wölfe dem Leser auf einem kleinen Umweg mitteilt. Damit wird Vosslers Fragestellung, wie weit das Verhältnis zwischen Wolf und Schaf rechtlich

veredelt werden könne, hinfällig. Denn die Absicht der alten Wölfe ist es, die Schafe aufzufressen, nicht aber das Verhältnis zu ihnen rechtlich zu „veredeln".

Mit den Großen ist nicht gut Kirschen essen. Manchmal macht sie törichte Selbstüberschätzung ungefährlich (III, 3). Laßt euch aber nicht unnötig mit ihnen ein! Sie wissen, selbst bei scheinbar gerechten Verträgen, ihren Vorteil wahrzunehmen (III, 13). Widersprecht ihnen nicht, sonst ergehts euch wie jenem Schaf (I, 10)! So warnt La Fontaine vor den Wölfen der Erde.

Und er fährt fort: Reue ist bei ihnen von kurzer Dauer. Denn der einzelne „ist nicht allein der Gewalttätige, sondern nur ein Teil einer ganzen Welt von Gewalttätigkeiten". (Vossler, S. 163). Er wird von dem Stärkeren ebenso wie die Schwächeren von ihm selbst behandelt. Diese plötzliche Erkenntnis macht den Wolf in der Fabel

X, 5 *le Loup et les bergers*

wieder zum Raubtier. Friede wird erst sein, wenn der Wolf keinen Reißzahn, der Mensch keinen Fleischkessel mehr braucht. Bis dahin — und hier erklingt leise ein zweites Motiv — bleibe jeder das, wozu ihn die Ordnung der Natur geschaffen hat. Eine solche Erkenntnis hätte allerdings die Natur des Raubtiers vergeistigt. Aber der Wolf kommt nicht zu diesem Erlebnis. Er gibt seine unnatürlichen Anwandlungen auf, nur weil er die Ungerechtigkeit empfindet, die darin liegt, daß die Hirten straflos tun, was ihm bei Todesstrafe verboten ist. —

Der Versuch, zu zeigen, „wie innerhalb eines und desselben ‚moralischen' Themas aus einem ersten Motiv in allmählichem Fortgang sich zäh und zusammenhängend die anderen herausschieben" (S. 160), scheint also nicht recht durchführbar zu sein. Das Bild des Wolfes verändert sich nicht, es vervollständigt sich, je öfter wir ihm in den Fabeln begegnen. So wie wir auch einen Menschen erst kennen, wenn wir ihn in verschiedenen Lebenslagen gesehen haben.

Dieser Eindruck verstärkt sich, sobald man alle „Wolfsfabeln" in Betracht zieht, und nicht, wie Vossler, nur vier herausgreift und sie in Beziehung zueinander setzt.

In den vierzehn Fabeln ist der Wolf zweimal der brutale (I, 10 u. III, 9), einmal außerdem der gemeine, hinterlistige Heuchler (III, 13). Einmal erliegt er seiner Gier (VIII, 27). In acht Fabeln fällt er seiner eigenen Leichtgläubigkeit zum Opfer oder der feinen List seines Gegners (III, 3; IV, 15; IV, 16; V, 8; VIII, 3; IX, 10; XI, 6; XII, 17). Zwei Fabeln nehmen eine Sonderstellung ein: In I, 5 achten wir den unverwüstlichen Freiheitsdrang des fast verhungerten Wolfes, der aus Not alle erniedrigenden Dienste des Hundes auf sich nehmen will. Aber an der Kette liegen, nicht frei laufen dürfen? Nein, lieber weiterhungern! In der Fabel *Le loup et les bergers* (X, 5) hat der Wolf — allerdings nur für kurze Zeit — reuevoll-sentimentale Anwandlungen. —

Es ist überhaupt die Frage, ob bei einer so großen Zahl von Fabeln, in denen die Schilderung des Wolfes zur Kennzeichnung

gewisser Menschentypen dient, von einer einheitlichen Darstellung oder Entwicklung die Rede sein kann. Ist nicht vielmehr das Tier in der Fabel so sehr Mittel zu einem vom Dichter beabsichtigten Zweck, daß seine natürlichen Merkmale oft fast völlig verblassen? Das geht mitunter — z. B. in der Fabel *Le loup et la cigogne* (III, 9), wo der Wolf im Rahmen einer nur wenig geänderten Erzählung ebensogut ein Marquis de N. N. *** sein könnte — soweit, daß der Tiername nur noch als Pseudonym erscheint.

Wenn wir aber schon einmal fragen, welche Rolle der Wolf ganz allgemein in La Fontaines Fabeln spielt, d. h. wann und in welcher Absicht der Dichter ihn auftreten läßt, dann gibt es nach dem Gesagten wohl nur eine Antwort: Eine biologische Entwicklung zur immer reineren Herausstellung seines eigenen Typus kann ich nicht finden.

Der Wolf dient zur Darstellung des brutal-gewalttätigen Dummkopfs, der sich nur mit äußeren Machtmitteln durchsetzen kann und den List leicht überwältigt. Versucht er einmal, recht schlau zu sein, dann fällt er selbst in die Gruben, die er andern gegraben hat. Edler Regungen ist er nur selten fähig.

Godesberg b. Bonn. WALTER OSTERMANN.

LA NOUVELLE REVUE FRANÇAISE[1]).
(Januar-Juni 1922).

Von größeren Erzählungen findet sich in den Heften April-Juni der vortreffliche Roman von Jean Schlumberger *Le Camarade infidèle*, dessen Thema ein wenig an das der Curelschen Komödie *L'Amour brode* (in zweiter Fassung *La Danse devant le miroir*) erinnert. Er schildert, wie das Bedürfnis einer stolzen und feinen Frau den im Kriege gefallenen Gatten zu bewundern, obwohl sie eigentlich Grund hat ihm zu mißtrauen, von dem Kameraden des Gefallenen genährt wird, obwohl auch er keine Illusionen über den wahren Charakter des unbedeutenden und ungetreuen Mannes hat. Und wie dabei trotz alles guten Willens auf beiden Seiten das Bild des Toten in der Seele der Frau verblaßt, die gutgemeinte kameradschaftliche Lüge zusammenbricht, die beiden Menschen, so sehr sie sich es auch in Heroismus und Herzenszartheit zu verbergen suchen, zueinander in Liebe und Verlangen hingezogen und schließlich durch siegreichen Kinderwillen bezwungen werden. Eine mit sehr viel Gefühl und sehr viel Geist geschriebene Erzählung, die auch in wohlabgewogener Rede manche kluge Gedanken vorbringt, wirksam durch die scharfgeprägte, durch feines, logisches Zergliedern der Gefühle glänzende, und doch auch wieder stimmungsmäßig abgetönte Dialogführung. Beispiel einer vornehmen, leidenschaftslosen, gedämpften, reifen und ausgeglichenen, mit dem Beigeschmack der Ironie gewürzten Erzählungskunst. Neben diesem Kabinettstück fallen die kürzeren Erzählungen dieser Hefte z. T. sehr beträchtlich ab.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXIX S. 58ff.

Unter den in jedem Heft gebotenen lyrischen Gaben ist die schönste sicher Vildracs in der Aprilnummer enthaltenes Gedicht *Le Jardin*, schlichte, reimlose Verse, fesselnd in ihrer reizvollen Mischung von gefühlvoller Erinnerungswehmut und leichtherziger Vergeßlichkeit. Ganz feingeschmiedete Wortkunst in Mallarmés Manier ist Paul Valérys *Fragment du Narcisse* (Maiheft). In ähnlicher Weise virtuosenhaft malt mit sprachlichen Klängen und Rhythmen in den *Stances à la rivière Sorgue* (Juniheft) François-Paul Albert die aus der Flut aufsteigende visionäre Erscheinung. Die Verse der anderen, noch vertretenen Dichter verlieren sich stark in Künstelei. Ganz unverständlich bleibt im Aprilheft eines ungenannten Dichters *Poème*.

Von besonderem Interesse sind die *Réflexions sur la littérature*, mit denen fast in jedem Heft Albert Thibaudet vertreten ist. Im Januarheft spricht er über das nach seiner Ansicht beste Kriegsbuch: *L'Agonie du Mont-Renaud* von Georges Gaudy. Obwohl das Buch keine bedeutenden literarischen Eigenschaften aufzuweisen habe, sei es doch bewundernswert. Weniger wegen dessen, was der Verfasser, der nur Soldat und kein Schriftsteller sei, wie etwa Barbusse, sage, als wegen dessen, was er nicht sage. Wegen der phrasenlosen Wahrhaftigkeit, die gerade den nichtssagenden Gesprächen der Soldaten z. B. ihren Wert verleihe. Das Buch sei das Loblied der Disziplin, des militärischen Geistes. Sehr glücklich vergleicht er die Schilderung des Korporals Gaudy mit Victor Hugos *Cimetière d'Eylau* und die schweigende, zu allem fähige, selbstverständliche Pflichterfüllung der Kämpfer des Mont-Renaud mit der einmal von Anatole France erzählten, völlig disziplinlosen Drückebergerei einer Schar von Nationalgardisten von 1870/71. — Treffend spricht er in einem Aufsatz (Februar) über die Bedeutung und den Einfluß der Dichter Mallarmé und Rimbaud. Mallarmé habe die französische Poesie in die Richtung des Absoluten getragen und bei den Dichtern die Kühnheit gereizt nach dem Äußersten zu streben. Mit Recht charakterisiert er die Poesie Rimbauds als die Dichtung des außerhalb der großstädtischen Kultur sich bewegenden Wanderers und findet sehr schöne Worte der Wertschätzung und Deutung einzelner Gedichte. Wie dieser Aufsatz eine Verteidigung dieser Dichter gegen ihre Widersacher ist, so bedeutet der Aufsatz über *La critique du Midi*, der sich mit den Büchern von L. Daudet, *Les œuvres dans les Hommes* und von J. Carrère, *Les mauvais maîtres* beschäftigt (Juni) eine Verteidigung der Romantik gegen die Kritiker des romantikfeindlichen Südens, der um der Bewahrung der lateinischen Tradition willen die Verworrenheit des Nordens ablehne. Mit welchem Verständnis Thibaudet romantischer Gefühlsart gegenübersteht, beweist der Aufsatz über *Le Roman de la douleur*, der im Aprilheft die Ausführungen des Maiheftes über *Le Roman du plaisir* nach der Richtung des tieferen Lebensverständnisses und der höheren Kunst bedeutsam ergänzt.

Weniger sachliche Belehrung als reichen ästhetischen Genuß trägt der Leser aus der *Chronique dramatique* davon, die von Heft zu Heft Maurice Boissard bietet. Ein Musterbeispiel seiner

leichten, liebenswürdigen, flanierenden Art ist die hin- und hergaukelnde, in scharfer Pointe auslaufende Chronik des Juniheftes. Seine spielerische Art verhindert ihn nicht in melancholischer Betrachtung den Tiefstand des zeitgenössischen Theaters zu beklagen oder in äußerst scharfen Worten — im Aprilheft, gelegentlich von Ausführungen über Molière — mit dem „langweiligsten Schriftsteller", Paul Bourget ins Gericht zu gehen, der es vermocht habe, Molière zu einem politischen Schriftsteller, zu einem Parteimann, natürlich von Bourgets eigener Partei zu stempeln, und um das Genie Molières zu charakterisieren, die Deutschen, die Hohenzollern und den Krieg von 1914 zu zitieren! In sehr witziger Weise macht er sich an anderer Stelle über die lächerliche Emphase von Victor Hugo lustig (Mai), und im Juniheft lehnt er — lehrreich für manche deutsche Kritiker — Schnitzlers *Reigen* ab: «A vrai dire, c'est peu intéressant, et vraiment un peu trop purement animal».

Zu den besonders auch für deutsche Leser wertvollen Beiträgen darf die ausführliche Besprechung gerechnet werden, die im Märzheft Julien Benda der Romantrilogie *L'Aube ardente*, *La Journée brève* und *Le Crépuscule tragique* von Abel Hermant widmet. Diese Romanreihe darf ähnliches Interesse beanspruchen, wie R. Rollands *Jean Christophe*, da sie eine Darstellung des geistigen Zustandes der Generation Frankreichs zwischen 1870 und 1918 bringt: «Elle est l'expression — une des dernières peut-être et non la moins précieuse — de la France intéllectualiste et spéculative, dans son contraste avec la France montante, éprise, nécessairement hélas! et peut-être pour son salut, des religions de la morale et de l'action (S. 275)». Der Held der Trilogie, Philippe Lefebvre, ist der Vertreter des älteren, individualistischen, dem Kult der Vernunft geweihten, jeder Romantik, jedem Dogmatismus abgeneigten Frankreich, der in Gegensatz gerät zu der pragmatischen, weniger kritisch-intellektualistisch gerichteten Jugend. Ist heute, so fragt der Kritiker, eine Versöhnung zwischen diesen beiden Geistesrichtungen möglich oder überhaupt wünschenswert? Sieht die Zukunft nicht vielleicht so aus, «que pour bien longtemps encore, la France aura autrement besoin de voir ses fils vénérer l'énergie du cœur et la furie de la volonté que la perfection de la pensée (264)»? Wenn das der Fall ist, so wird noch auf lange hinaus die Gesinnung der französischen Intelligenz auf Gegensatz und Kampfstimmung gestellt sein und die intellektuellen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, die André Gide mit so ernsten Worten wieder aufgenommen wissen wollte (Novemberheft 1921), werden sich nur langsam und schwer, vielleicht überhaupt nicht mehr anknüpfen lassen.

Würzburg. Walther Küchler.

LA CULTURA.

La Cultura ist eine neue italienische Monatsschrift für Philosophie, Literatur und Kunst, die im Verlag von Leo S. Olschki unter der Leitung des auch in Deutschland rühmlichst bekannten Professors an der Universität Rom, *Cesare de Lollis*, seit November 1921 erscheint. Aus der Lektüre der bisher vorliegenden sieben ersten Hefte ersieht

man, daß es dem Herausgeber bei der Zusammensetzung seiner Zeitschrift um die Betätigung seines hochentwickelten Kulturbewußtseins zu tun ist, daß er durch eine Vereinigung und Versöhnung von Tatsachenwissenschaft und Philosophie zu jener Synthese von Wissen und Gedanke gelangen will, die der moderne Mensch sich als geistiges Ziel setzen muß, wenn er sich vor sich selbst und gegenüber den Dingen innerlich behaupten will. In diesem Sinne sind einige seiner eigenen Beiträge abgefaßt; z. B. der programmatische Einleitungsaufsatz des ersten Heftes *L'ideale della cultura*, in dem er beklagt, daß die höheren italienischen Bildungsstätten nicht dem Ideal umfassender, einheitlicher Kultur nachstreben, sondern daß sie im Spezialistentum verharren und sich damit begnügen, verstreute Kenntnisse zu vermitteln und nach alter Gewohnheit einzuprägen. In längeren, scharfen, aber sachlichen Ausführungen, die den für seine Grundauffassung so bezeichnenden Titel tragen *Idee sì ma anche fatti*, beschäftigt er sich (Heft 3) mit dem Buche von G. Toffanin *La fine dell' Umanesimo* (Torino 1920). Toffanin hatte behauptet, daß die Romantik der lateinischen Völker der deutschen Romantik nichts verdanke, sondern daß jene Grundstimmung romantischer Art, die Versöhnung von Kunst und Leben, sich bereits bei der Gegenreformation finde und ganz besonders in der Deutung einiger Stellen der Poetik des Aristoteles, wie sie verschiedene italienische Theoretiker der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts gegeben hätten. De Lollis weist nach, daß diese These der Kontrolle der historischen Tatsachen, die allein sie bestätigen könnten, nicht standhalte und daß daher das ganze Buch eigentlich nur ein geistreiches, aber unfruchtbares Spiel sei. — In dem Aufsatze *Lascateci la scuola* (April 1922, Heft 4) wendet er sich nicht minder bestimmt gegen die Verquickung von Wissenschaft und Politik, wie sie in der beabsichtigten, aber von der philosophischen Fakultät abgelehnten Gründung einer Professur für vergleichende italienische und französische Literaturgeschichte an der Universität Rom von diplomatischer Seite her versucht worden war. Seine Haltung begründet er mit dem Mißtrauen gegen die eigennützigen Ziele einer interessierten Politik und mit der Überzeugung, daß die Ideen, wenn sie überhaupt Flügel haben, schon aus eigner Kraft ihren Weg finden. Als willkommenen Kronzeugen für die gleiche Auffassung läßt er in Heft 6 den französischen Senator V. Bérard zu Worte kommen und findet dabei schöne und mutige Worte für die Idee der Freiheit und Freizügigkeit der Wissenschaft und des Gedankens über alle politischen Bestrebungen, Bevormundungen und Machtansprüche hinweg: *Noi pensiamo che per gl' intellettuali di tutti i paesi debba tornare a vigere nella sua assoluta pienezza il diritto di indirizzarsi là dove la loro curiosità, che, se regolata ad arte, non avrebbe più nulla di superiore, li sospinge. Del tutto come avanti la guerra. La quale può bene avere scompigliato la trama d'oro dei sogni umanitari, ma non ha distrutto, perchè inaccessibile, quel mondo a parte nel quale si ritrovano gli uomini di studio* (S. 243).

Ganz im Sinne des Kulturstrebens des Herausgebers schreibt *Giovanni Gentile*, wenn er in dem Aufsatz *Il problema della scuola* (Heft 1) beklagt, daß das *Staatsexamen* als unerläßliche Bedingung

für jeden Unterricht an der Schule, wie es B. Croce während seines Ministeriums einführen wollte, nicht Gesetz geworden ist, weil die Parteien sich nicht genügend für sein Zustandekommen eingesetzt und weil gerade die Lehrer der *scuole secondarie* aus egoistischen Gründen sich ihm widersetzt hätten.

Die Zeitschrift führt über die Erörterung der italienischen Kulturprobleme hinaus zur Behandlung von Persönlichkeiten, Werken und Bewegungen der Weltliteratur, so Zeugnis ablegend für jene immer mächtiger sich durchbringende Erkenntnis, daß jeder geistige Organismus, mag er auch noch so innig mit dem heimischen Boden, dem er entsprossen ist, verwachsen sein, doch in beständiger Berührung mit dem Hauch oder dem Strom des an keine Grenzen gebundenen menschlichen Geistes, der über und durch alle höheren Intelligenzen flutet, sich befinden muß, um zur Fülle des eigenen Seins und zur höchsten Kraft des Wirkens zu gelangen. So stehen Abhandlungen über *Gabriele d'Annunzio* von Mario Praz (Heft 3,5,7), über *Flaubert critico e l'ultimo De Sanctis* von Giuseppe Toffanin (Heft 1) neben solchen über *Stendhal* (Heft 3) von P. P. Trompeo, *Sainte-Beuve* (Heft 5), von A. Capumi, *Eduard Mörike* (Heft 4), von E. Maddalena, *E. T. A. Hoffmann* (Heft 6) von R. Bottacchiari. Über spanische Literatur handelt R. Palmieri in den Aufsätzen *Rassegna iberica* (Heft 5) und *Alle soglie del romanticismo spagnuolo* (7. Heft). Eine neue Erklärung der Bedeutung des Wortes *goliardo* gibt F. Ermini in der Skizze *Il. Golia dei Goliardi* (Heft 4). Indem er die biblisch-christliche Symbolik zu Hilfe nimmt, stellt er fest, daß in der mittelalterlichen Scholastik der Riese Goliath als Bild und Verkörperung des Satans galt und daß, wie die wahren Gläubigen *plebs davidica, populus davidicus e davidici* genannt werden, die Gefolgsleute Satans, *gli scolari mondani e sacrileghi, si chiamano goliardi, cioè satanici e diabolici* (S. 172). — In jedem Heft sind ferner sachkundige, zum Teil ausführliche Besprechungen von italienischen und ausländischen Neuerscheinungen sowie kurze Hinweise auf bemerkenswerte Artikel in Zeitschriften enthalten. Wir haben es hier mit einer trefflich geleiteten Zeitschrift zu tun, die ein gutes Bild von dem regen Interesse bietet, das hervorragende italienische Gelehrte dem künstlerischen Schaffen der Völker in Vergangenheit und Gegenwart entgegenbringen. Wir freuen uns den Lesern der „Neueren Sprachen" von Zeit zu Zeit über ihren reichen Inhalt berichten zu können.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

DIE DANTE-ÜBERSETZUNG VON ALFRED BASSERMANN.[1]

Im Jahre 1892 war der erste Teil erschienen, *Dantes Hölle;* 1898 der zweite Teil, *Dantes Fegeberg*; und *Dantes Paradies* führt im Jahre 1921 das Werk nach fast dreißig Jahren zu Ende. Eine schöne, achtungsgebietende Leistung liegt vor uns, die Arbeit eines Lebens, unternommen aus der Stimmung der Ehrfurcht und Bewunderung

[1]) Erschienen in drei Teilen im Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin. Preis geb. 250 M.



vor dem Werk des Genius und aus dem Verlangen das fremde Gebilde zu einem Schatz der eigenen Sprache zu wandeln, mitzuhelfen, daß ein Schritt weiter getan werde zu jener idealen deutschen Danteübersetzung, nach der seit Generationen gerungen wird. Von allen deutschen Danteübersetzungen ist die Bassermannsche vielleicht diejenige, die jenes Ringen des Deutschen mit dem Italiener am deutlichsten und ergreifendsten zum Ausdruck kommen läßt. Jenes ehrliche und hochgemute Ringen um die größtmögliche Treue nach Form und Inhalt, jenes Kämpfen mit den Schwierigkeiten, die Sprache und Sinn des Vorbildes immer von neuem dem Übersetzer in den Weg werfen. Bassermann macht sich die Sache nie leicht, er übergeht die Schwierigkeiten nicht, sondern er sucht sie auf, schaut ihnen ins Gesicht und entscheidet sich nach gewissenhafter Prüfung aller Möglichkeiten, nicht ohne Zuhilfenahme des eigenen, immer sicherer gewordenen Gefühls und Instinkts, für eine Auffassung, für diejenige, die ihm die richtige dünkt. Bassermann ist als Danteübersetzer zuerst Dantephilologe. Beweis dessen die immer zahlreicher werdenden Anmerkungen und die Auseinandersetzungen des Anhangs, die fest verwachsen sind mit der Gesamtleistung. Übersetzung und Anhang sind nicht voneinander zu trennen und sind in vielen Fällen nebeneinander zu gebrauchen. So schafft er sich die feste Grundlage für die Übersetzung, die nicht so sehr als freie dichterische Leistung, denn als Dienst am Werke Dantes zu werten ist. Bassermanns Danteübersetzung ist Danteinterpretation, strenge, lautere, getreue Wiedergabe von Dantes Gedicht, ohne jede virtuosenhafte Willkür, ohne Schmuck und Prunk. Er behält die Terzine, so schwer es auch sein mag, weil das Gedicht in Terzinen gedacht und geschrieben ist, um den zwiefachen Eindruck von scharfer Gliederung und unaufhaltsamem Vorwärtsstreben nicht verloren gehen zu lassen. Er behält den Reim, aber ohne sich zu Reimkünsteleien verleiten zu lassen, ohne um des Reimes willen Treue und Klarheit des Sinns zu benachteiligen.

Bassermanns Danteübersetzung ist für den verfaßt worden, der sich — ehrlich und getreu wie der Übersetzer selbst — mit Dante auseinandersetzen, der so tief als möglich in das Verständnis seines Werkes eindringen will und dazu den gewissenhaften Führer braucht. Diese Übersetzung ist vielleicht nicht zum Vortrag bei Dantefeiern geeignet, aber sie ist unentbehrlich bei Übungen im Universitätsseminar oder wo immer sich ein Mensch ernsthaft um Dante bemüht. Sie ist weder glatt noch schwungvoll, manchmal mag sie geradezu den enttäuschen, der nach entsprechender dichterischer oder künstlerischer Wiedergabe Dantescher Verse verlangt (wenig befriedigt z. B. die Übersetzung der Aufschrift überm Höllentor oder die Erzählung der Francesca da Rimini oder der Schluß der Abschiedsrede Virgils an seinen Schützling), aber für solches Versagen entschädigt das im Verlauf der Übersetzungstätigkeit immer vollkommener sich ausbildende Vermögen den Kern der Danteschen Ausdrucksweise zu treffen. An Gründlichkeit und Innigkeit der Einfühlung in Sinn und Sprache der Commedia — ohne Sentimentalität und ohne die leiseste Anwandlung Dantes Strenge und Ernst durch die Erregung

des eigenen Gefühls zu verhüllen oder zu verflachen — läßt sich die Bassermannsche Nachdichtung von keiner der besten Danteübersetzungen, der von Philalethes und Gildemeister etwa, übertreffen. Sie hat vor ihnen, neben anderen Vorzügen, den der Modernität voraus, d. h. sie ist das Werk eines feinsinnigen Gelehrten, der völlig vertraut ist mit der gesamten Danteforschung bis auf die neueste Zeit.

Würzburg WALTHER KÜCHLER.

DARF DER SPANISCHE UNTERRICHT „REZEPTIV“ BETRIEBEN WERDEN?[1])

Im Kampf um den Sprachunterricht, im Streit der Meinungen über besondere Vorrechte dieser oder jener neueren Sprache bei der geplanten Schulreform sind in letzter Zeit Stimmen laut geworden, die für den Unterricht einer zweiten oder dritten Fremdsprache die *rezeptive* Methode empfahlen. Damit nicht etwa für die — nun amtlicherseits als Unterrichtsfach anerkannte — spanische Sprache auch diese Methode allgemein angewandt wird, die dem Unterricht von vornherein den Stempel des Nebensächlichen, vielleicht gar minder Bedeutungsvollen aufdrücken würde, bedarf die obige Frage ernster Prüfung.

Sollen die Schüler nur „auf“- oder „annehmen“? Sollen sie nur in der Klasse arbeiten, die häuslichen Arbeiten dagegen ganz fortfallen oder bleiben sie dem Belieben des einzelnen überlassen? Soll die Übersetzung vom Deutschen ins Spanische vernachlässigt werden oder gar ganz unterbleiben? Sollen — nach der ersten Einführung in die Sprache — grammatische Fragen nur im Anschluß an die Lektüre behandelt werden? Soll sofort mit einer Lektüre begonnen werden, soll diese den Hauptbestandteil des Unterrichts bilden?

Daß bei dem *jetzigen spanischen Unterricht jede bewußte Zielsetzung fehlt*, kann nicht bestritten werden; man brauche nur an die oft zufällige Auswahl dieses oder jenes längeren oder kürzeren Lehrbuches zu denken, die äußeren Umstände des Unterrichtskursus u. a. Nun aber wird es Zeit, über Ziel und Aufgaben des spanischen Unterrichts zu verhandeln, wie er an unseren höheren Lehranstalten in Zukunft betrieben werden soll. Zunächst werden *einige Richtlinien* aufgestellt werden müssen.

Jede neuere Sprache muß m. E. ihr eigenes Ziel, vielleicht auch *ihre eigene Methode haben*, die mitbedingt sind durch den *Zweck* des Sprachunterrichts wie die *Bildungs- und Kulturbedürfnisse* unseres Volkes. Wir Neuphilologen sind uns bewußt, daß wir bis heute noch nicht *den* Weg — um nicht Methode zu sagen — für den neu-

---

[1]) Wenn von Deutschbein m. W. zuerst empfohlen worden ist, die zweite fremde Sprache „rezeptiv“ zu lehren, so geschah das, weil die Ziele, die sich der Unterricht in einer fremden Sprache stecken müßte, wenn er seine Aufgabe voll und ganz erfüllen will, in zwei fremden Sprachen sich nicht erreichen lassen. T. .Z

sprachlichen Unterricht gefunden haben, der den Gegenwartsforderungen einer deutschen Kulturpolitik in der Nachkriegszeit entspricht.

Zweck und *Nutzen* gehen in erster Linie den Lernenden an, *Ziel* und *Methode* den Lehrenden. Nur dürfen die Meinungen beider Parteien nicht auseinander gehen; zwischen Gegensätzen müssen Ausgleiche geschaffen werden. Wir Neuphilologen müssen auch die Forderungen der Zeit erfüllen, wenn wir nicht rückständig genannt werden wollen; die letzten neuphilol. Tagungen zeigen den neuen Anfang in der stärkeren Berücksichtigung der Kulturkunde.

Warum lernt der Primaner Spanisch? Nicht, um später in Mußestunden die Klassiker und modernen Schriftsteller zu lesen, aber auch nicht, um romanische Philologie zu studieren, sondern um sich *ausreichende praktische Sprachkenntnisse anzueignen*, die ihn befähigen sollen, später als *Handelskorrespondent* tätig zu sein, oder *im spanischen Ausland* als Kaufmann, Fabrikant, Ingenieur, Arzt, Lehrer usw. seinem *Berufe* mit Erfolg nachgehen zu können und mit dem Leben in sprachlicher Beziehung fertig zu werden. Das *deutsche Volk* andererseits sollte in großem Umfange Spanisch lernen, weil es nach der englischen die wichtigste Handels- und Verkehrssprache der Welt ist, weil sie die anerkannte Landessprache in *den* Staaten ist, mit denen uns Deutsche seit Jahrzehnten engste wirtschaftliche Beziehungen und kulturelle Interessen verknüpfen, weil unser wirtschaftlicher Wiederaufbau einen lebhaften Handel mit den zurzeit recht erstarkten süd- und mittelamerikanischen Ländern gebieterisch verlangt, nicht zuletzt, weil die Pflege spanischen Sprachunterrichts auf unseren deutschen Schulen neben einer tatkräftigen Unterstützung des Auslanddeutschtums in spanischen Ländern die günstigsten Aussichten bietet für eine moralische und kulturelle Eroberung wie für eine politisch zuverlässige Bundesgenossenschaft.

Von diesen Erwägungen über Zweck und Nutzen aus müssen *Ziel und Aufgaben* mitbestimmt werden. Darum die obige Frage!

Daß im Unterricht die Fähigkeit erworben werden soll, eine leichtere oder mittelschwere Lektüre mit Verständnis zu lesen, ist eine elementare Forderung. Weit wichtiger ist es, in den Geist und Stil der spanischen Sprache einzudringen, um dann deutsche Gedanken in spanische Form zu kleiden. Auf das *Hinübersetzen ins Spanische* kommt es also in erster Linie an; das verlangt allein schon der Beruf des Handelskorrespondenten in der Mannigfaltigkeit der Geschäftsbriefe wie in der Abfassung von Berichten. Auch ist die Lektüre spanischer Zeitungen — für den deutschen Kaufmann draußen aus politischen und gesellschaftlichen Gründen unentbehrlich — zum Teil weit schwieriger als die Lektüre einfacher Erzählungsstoffe. Für diese wichtigen Aufgaben ist vor allem *unentbehrlich eine gründliche Kenntnis und Beherrschung der spanischen Syntax*. Das fordert allein schon die große Verschiedenheit vom deutschen Sprachgebrauch. Darum muß bereits auf der Schule, in einem geordneten Unterrichtsbetrieb, eine ausführliche Behandlung der syntaktischen Erscheinungen Platz haben. Leider versagen von den heute

im Unterricht gebrauchten Lehrbüchern die allermeisten in dieser Beziehung. Bis auf wenige Ausnahmen ist die *Syntax bei den Lehrbuchpädagogen und Grammatikern das Stiefkind gegenüber der Formenlehre*; darum kommen die Schüler oft genug auch nicht so weit. Ich will mich hier nur auf die Angabe der wichtigsten syntaktischen Erscheinungen und Schwierigkeiten beschränken: die außerordentlich starke und fruchtbare verbale Kraft des spanischen Stils, der das Adverbium, den adverbiellen Ausdruck oder das Substantiv der deutschen Sprache mit Vorliebe vermeidet (Ersatz deutscher Adverbien z. B. gern, leider, bald, wieder, schließlich usw.); das bedeutet die Neigung, die Handlung auszudrücken. Weiter die spezifisch spanische Verwendung der Nominalformen: der äußerst häufige Gebrauch des Infinitivs (anstatt eines deutschen adverbialen Ausdrucks oder eines deutsch. adverb. Nebensatzes, ferner in der vielfachen substantivischen Verwendung der Infinitivform). Dann die Beliebtheit des Gerundiums als Ersatz für einen deutschen Nebensatz. Die größte Beachtung verdient die Lehre vom *Modus*. Gerade die Behandlung der Aussage (ihre Wertung als rein subjektiv empfundene Vorstellung oder als objektive Berichterstattung) und ihre modale Umschreibung durch den Konjunktiv oder Indikativ bedarf weit eingehenderer Erörterung als etwa im Französischen. Dieselbe Pflege beansprucht der Gebrauch der verschiedenen Tempora (Imperfekt oder Perfekt, Futurum). Daneben wäre noch zu erwähnen die Anwendung der spanischen Hilfsverben (ser, estar, haber, tener) wie die Übersetzung der deutschen Modalverben (dürfen, mögen, müssen, sollen, können, wollen) — je nach ihrer subjektiven Schattierung und quantitativ-qualitativen Färbung — durch besondere Verben und modale Konstruktionen. Gerade hier hat der Spanier — im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauch — fein abgetönte Bedeutungsunterschiede. Recht kompliziert ist auch die Rektion mancher Verben, wie überhaupt der Gebrauch der Präpositionen; ebenso schwierig ist das Kapitel vom Pronomen.

Alle diese wichtigen grammatischen Erscheinungen aber *muß* der Schüler *gründlich kennen*; er muß sie durchgedacht und sich in zahlreichen Übungssätzen und Beispielen völlig zu eigen gemacht haben. Denn er braucht tüchtige und sichere Kenntnisse gerade in der spanischen Syntax im späteren Leben vielleicht mehr als im Französischen. Bei einem vorwiegend rezeptiv orientiertem Unterricht, dagegen wird er die Unterschiede zwischen deutscher und spanischer Syntax nur oberflächlich kennen lernen, nie aber die Fähigkeit erwerben können, sie zum zuverlässigen Übersetzen ins Spanische und zu freien Arbeiten zu beherrschen.

Um die erforderliche gründliche Besprechung und Durchnahme bei beschränkter Zeit zu ermöglichen, wird es nötig sein, die *Formenlehre möglichst kurz und knapp* zu behandeln. Das kann um so leichter geschehen, weil der Unterricht an die grammatischen Kenntnisse im Lateinischen und Französischen anknüpfen darf und muß. Geschieht das regelmäßig und in ausgiebigem Maße, dann wird die Erörterung syntaktischer Erscheinungen kurz und klar gehalten

sein können, so daß reichlich Zeit gewonnen ist für die richtige Einübung im gesprochenen und geschriebenem Beispiel.

Als *lebende* Sprache, die in erster Linie auch den Lebenden zu dienen hat, sollte die spanische Sprache nicht nach der rezeptiven Methode unterrichtet werden. Für den Unterricht in den toten Sprachen (etwa im Griechischen) mag — wenn es geht — diese einen Gewinn an Kraft und Zeit bedeuten, für den Unterricht im Spanischen würde ihre Anwendung von vornherein einen Mißerfolg zum Schaden des lernenden Volkes wie der Lehrenden bedeuten.

Menden i. W. ALFRED GÜNTHER.

SPANISCHER LEHRGANG.

Entwurf von St.-R. Melsheimer-Essen und St.-R. Dr. Günther, Menden i. W.[1])

Allgemeine Richtlinien für den fakultativen Unterricht auf der Oberstufe.

Allgemeines Lehrziel.

Einsicht in das grammatische System der Sprache vom sprachhistorischen und sprachpsychologischen Gesichtspunkt aus; stete Vergleichung mit dem Französischen und im Rahmen des Möglichen und Zweckmäßigen Heranziehung lateinischer Sprachformen und -erscheinungen. Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache; erste Einführung in die Handelskorrespondenz.

Starke Berücksichtigung der Kultur, Geschichte und Landeskunde Spaniens wie der spanischsprechenden Staaten Amerikas als eine Einführung des Schülers in den Geist und die Denkweise des Spaniers.

Besondere Lehraufgaben.

OII: 2 Stunden:

Erwerbung einer richtigen Aussprache durch regelmäßige Lese- und Sprechübungen. Einprägung der vier Hilfsverben «tener, haber, ser, estar» und der regelmäßigen Konjugation. Artikel, Substantiv und Deklination, Adjektiv, Adverb unter steter Berücksichtigung der Wortbildung und Wortbedeutung. Erlernung der Pronomina und Zahlwörter. Die wichtigsten Präpositionen. Heranziehung syntaktischer Erscheinungen, soweit sie zum Verständnis der Satzkonstruktion und zur Übersetzung erforderlich sind. Aneignung eines angemessenen Wortschatzes, schriftliche und mündliche Übersetzungen und freiere Übungen, im Anschluß an ein Lese- und Übungsbuch, das besondere kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse spanisch sprechender Länder berücksichtigt.

U I: 2 Stunden:

Reflexive und unpersönliche Zeitwörter, Klassenverben und unregelmäßige Verben. Das Wichtigste aus der Kasus-, Tempus-

---

[1]) Von den Verfassern dieses Entwurfes erscheint demnächst im Verlage von Quelle & Meyer ein „Lehrbuch des Spanischen für höhere Lehranstalten."

und Moduslehre. Einführung in den Briefstil. Lektüre eines leichten spanischen Schriftstellers der Neuzeit.

Fortführung der mündlichen und schriftlichen Übungen wie in O II.

O I: 2 Stunden:

Unvollständige Zeitwörter. Das Wichtigste aus der Syntax. Übersetzung deutscher Hilfsverben und Adverbien. Der Infinitiv, das Gerundium, das Partizip. Vertiefung und Erweiterung der Lehre von Tempus und Modus. (Konjunktiv). Syntaktische Vergleiche der spanischen und französischen Sprache. Mündliche und schriftliche Übungen wie in U I.

Kurze Übersicht über die spanische Literaturgeschichte; Lektüre: Ausgewählte Abschnitte aus der Blütezeit spanischer Dichtung (Cervantes, Calderón).

Nach den amtlichen Richtlinien über eine freiere Unterrichtsgestaltung auf der Oberstufe ist — bei Berücksichtigung nur der wichtigsten sprachlichen Erscheinungen — die Durchführung obiger Lehraufgaben auch in einem zweijährigen Kursus möglich.

NEUPHILOLOGISCHE OSTERWOCHE IN MÜNCHEN.

(Vom 18.—24. April 1922).

Die besonderen Schwierigkeiten, die sich der praktischen Fortbildung der neusprachlichen Lehrer noch immer entgegenstellen — zu kostspielige Reisen ins Ausland und unzureichende Mittel zur Anschaffung fremdsprachlicher Werke — haben das bayrische Unterrichtsministerium veranlaßt, dem Antrage des bayr. Neuphilologen-Verbandes, einen *Ferienkurs* zu veranstalten, gern zu entsprechen. Allerdings war die Zahl der Teilnehmer auf etwa 90 beschränkt. Außerdem konnten nur solche aus Südbayern und der Rheinpfalz berücksichtigt werden, da der Andrang sonst ungewöhnlich groß gewesen wäre.

Die Veranstaltung wurde am Montag, 18. April in der Universität eröffnet durch Begrüßungsansprachen des Ministerialdirektors Geheimrat Dr. Melber als Vertreter des bayrischen Unterrichtsministeriums, des Oberstudienrats Martin als Vorsitzenden des bayr. Neuphilologen-Verbandes und des Universitätsprofessors Dr. Vossler als Kursleiter.

In den Mittelpunkt der Erörterungen waren die jüngsten Fortschritte unserer Fachwissenschaft gerückt. In fünf Vorlesungen entwickelte der bekannte Verfasser von *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* — Prof. Vossler (München) — Wesen und Wert der mächtig aufblühenden *Onomasiologie*, besprach die bereits erzielten Früchte auf dem Gebiete der Wortforschung und der psychologisch orientierten Grammatikbetrachtung sowie deren teilweise unfruchtbare Spekulation, Fehler, Übergriffe und Vorschnelligkeiten. In weiteren fünf Vorlesungen ließ Vossler die *Wegbereiter des neuen Frankreich* in scharf kritischer Einstellung vor seinen Hörern vorüberziehen, angefangen von Ernest Renan bis Barbusse

und Romain Rolland. Auf allgemeinen Wunsch wurden diese Vorträge in französischer Sprache abgehalten, wodurch die feinstimmig eingeschobenen Textproben stilvoll verknüpft wurden. — Professor Dr. Jules Simon, Universitätslektor (München), behandelte in fünf Vorlesungen *«Les régions de la France»* und in drei weiteren die *Probleme des modernen Argots*, die im Korporalschaftsroman von Barbusse auftreten, und die für den Mann im Felde wie für die Sprachentwicklung und Erfassung der Volksseele gleich wichtig sind. Die geographischen Vorträge waren glücklich nach allen Seiten vertieft, besonders geologisch und geographisch. Interessant war der Charakter der Bewohner in seiner Abhängigkeit von Rasse, Boden und Klima der einzelnen Landschaft herausgearbeitet, wobei der humorvolle Vergleich zwischen den beiden gesinnungsähnlichen Kelten Barthou und Lloyd George einerseits, gegenüber dem Gallier Poincaré und dem Kelten Lloyd George anderseits noch lange in der Erinnerung aller Zuhörer leben wird. — Die Reihe der romanischen Vorträge wurde von Prof. Dr. Hartmann (München) geschlossen. Der Vortragende gab in mächtigen Strichen (in drei Vorlesungen) eine Einführung in die Sprache und Literatur spanischer Zunge. Auf den Ausbau unserer Beziehungen zu dem ritterlichen Volke der Spanier kann nicht eindringlich genug hingewiesen werden.

Geheimer Hofrat Prof. Dr. Schick (München) sprach in drei Vorträgen (in englischer Sprache) über die *Hamletprobleme*. In alter Frische verfolgte der berühmte Shakespeareforscher die Spuren der Hamletfrage, man möchte fast sagen, bei allen Völkern der Erde bis in ihre japanisch-chinesische Verzweigung. In drei weiteren Vorlesungen verbreitete sich der Redner über die neuesten *Fortschritte der englischen Philologie*, konnte jedoch leider nur das Allernötigste andeuten, da ihn eine Tagung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft viel zu zeitig für die Kursteilnehmer nach Weimar rief. — Als englischer Lektor las Mr. Manning über *englisches Schulwesen* (fünf Stunden) und dreistündig über *englische Phonetik*. Er erörterte an Hand verschiedenartiger Stilproben die stark- und schwachstufigen Formen der Aussprache und ließ schließlich von einigen Kindern der englischen Kolonie Gedichte zum Vortrag bringen, was seine eigenen Ausführungen beleben und veranschaulichen half.

Eine wertvolle Ergänzung zu obigen Hauptgebieten lieferten vier Vorträge des Privatdozenten Dr. med. Nadoleczny (München) über Phonetik im allgemeinen. Durch Apparate, Modelle und Karten wurde Physikalisches und Physiologisches trefflich veranschaulicht. Als Nutzanwendung ergab sich die Wichtigkeit einer langsamen und mäßig starken Atmung, des lautlich richtigen und schönen Sprechens von Schülern und Lehrern. Im Zusammenhang damit muß die Forderung kleinerer Klassen auch vom hygienischen Standpunkte aus unterstrichen werden, da in großen Klassen die Stimme leicht vergewaltigt wird. — Ich denke mir die wichtige Frage lautreinen und schönen Sprechens praktisch lösbar auf Grundlage des künstlerischen Einheitsdeutsch nach Vorschlägen Siebs, ein Ideal, dem auch in den höheren Schulen — nicht nur auf der Bühne — nachzueifern wäre und zwar in allen Unterrichtsfächern. Ergänzend mit be-

sonderem Bezug auf unsere Schulbedürfnisse möchte ich noch anfügen, daß gerade auf den Unterschied des hellen und dunklen Vokalgebietes hinzuweisen wäre; nach meiner Meinung werden die dunklen Vokale in Süddeutschland fast immer zu flach und hell (und der Stimme schadend) ausgesprochen; hier sollte uns die größere dunkle Plastik des Italienischen und Französischen Muster sein. Auch ließen sich dann bei weicherem Stimmansatz die stimmhaften Konsonanten ohne weiteres erzielen.

Im Anschluß an die Vorlesungen wurden das romanische und das englische Universitätsseminar besichtigt, die in luftigen großen Räumen untergebracht sind und vorzügliche Arbeitsgelegenheiten bieten. Ein weiterer Besuch (am Sonntag) galt dem Gottesdienste in der amerikanischen Kirche und hernach der reichhaltigen Bücherei der Kolonie. Am Sonnabend (22. April) und Montag (24. April) fanden abends gesellige Zusammenkünfte statt.

Alles in allem kann diese erste derartige Veranstaltung eines Ferienkurses als sehr nützlich und förderlich für die Fortbildung der Neuphilologen angesprochen werden. Solange nicht nach dem Beispiele der Beurlaubung der Volksschullehrer zu Studienzwecken auch für Philologen ein Studiensemester auf Kosten des Staates eingeführt wird, sollte die Einrichtung fachlicher Fortbildungskurse zu einer regelmäßig wiederkehrenden werden. Bei einer späteren Wiederholung wäre es zu wünschen, daß das Ministerium *allen* bayerischen Kollegen die Teilnahme an denselben freistellt, wenn auch bezüglich der Fahrtentschädigung und der Tagegelder eine Beschränkung auf Zahl und Kreise eintreten müßte. Dieser voraussichtlich *viel* größeren Teilnehmerzahl könnte Rechnung getragen werden durch eine *freiere Gestaltung* des Vorlesungsplanes, der Vorträge über Amerika, Italien, Rußland (Sprache und Landeskunde), außerdem einen praktischen Zweig wie *Unterrichtserfahrungen* besonders seitens der Seminarlehrer, Interpretationsübungen für den Unterricht auf der Oberstufe, Disputationen über angemeldete Themen u. ä. vorsehen könnte. Jedenfalls müßte der Nachmittag — bei einem bereits fünfstündigen Vormittagsbetrieb! — unbedingt von weiteren Übungen freigehalten werden für Arbeiten in den Staatsbüchereien, für die nötige Erholung, namentlich vor abendlichen Theaterbesuchen. Auch hier könnten noch Erleichterungen vorgesehen werden, durch die sich das lange unnütze Anstehen um teure Karten erübrigen würde.

Die starke Inanspruchnahme der neuen Ferienkurse hat schlagend bewiesen, daß Bedürfnis und Wille der Weiterbildung die weitesten Philologenkreise beherrscht. Wir müssen daher dem Ministerium besonderen Dank dafür aussprechen, daß es die Mittel zur Abhaltung der Kurse bereitgestellt hat.

München. Alfred Bernhard.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXX. JUNI/JULI 1922. HEFT 5/6.

HANDBUCH DER WISSENSCHAFTLICHEN BIBLIOTHEKSKUNDE von *Dr. Victor Gardthausen*, Prof. an der Universität Leipzig. Bd. 1. 2. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. VII, 239 und IV, 147. 30 u. 28 M.

Ein handlicher Grundriß der Bibliothekskunde fehlt schon seit Jahren auf dem Büchermarkte. Gardthausens Buch soll diese Lücke schließen. Von den beiden Handbüchern, die bisher auf diesem Gebiete zur Verfügung standen, war Gräsel[1]) zu umfangreich und zu stark mit gelehrtem Apparat überladen, Ladewig[2]) betonte mehr die Verwaltungsfragen der Bücherei. Dazu waren beide veraltet. Wer eine Gesamtdarstellung der Bibliothekskunde versucht, hat nicht nur mit der gewaltigen Masse des Stoffes selbst zu kämpfen, sondern auch zu der vielumstrittenen Frage der Stoffbegrenzung und Stoffauswahl Stellung zu nehmen. Gardthausen geht nach seinem Vorwort (S. VI) bewußt den Mittelweg zwischen Gräsel und Ladewig. Über die Methode der Stoffauswahl und -Abgrenzung läßt sich bei einem Handbuch der Bibliothekskunde immer streiten. Eine einigermaßen befriedigende Lösung ließe sich vielleicht bei Verteilung der einzelnen Stoffgebiete an fachkundige Mitarbeiter inden. Gardthausens Buch ist, wie er im Vorwort bemerkt, aus seiner Vorlesungstätigkeit an der Universität Leipzig herausgewachsen. Der Verfasser hat leider bei der Redaktion die formale Seite vernachlässigt und neben kleinen sachlichen Ungenauigkeiten ein Heer von groben Druckfehlern übersehen, wie sie einem ehemaligen Bibliothekar nicht unterlaufen sollten. Hier liegt wohl auch der Grund für die scharfe Ablehnung, die das Buch in Fachkreisen erfahren hat.[3])

Vielleicht ist dieses Urteil doch etwas zu hart. Der junge Bibliothekar hat Gardthausens Buch entschieden mit Freuden begrüßt. Auch dem Vertreter der philologischen und historischen Fächer wird Gardthausens lebendige und kurze Orientierung über die Fragen der Bibliothekskunde nur willkommen sein.

Das Werk zerfällt äußerlich in zwei ungleiche Bände. Band I umfaßt inhaltlich zwei große Gruppen: das Buch und die Bibliothek. Ausgehend vom Begriff „Buch“ führt uns G. durch das weite Gebiet der Buchkunde. Hier finden wir in aller Kürze die neuesten Forschungsergebnisse über Schreibstoffe, Papier, Buchformat, Handschriften, Buchdruck. Inkunabelkunde. Nach praktischen Winken über die Behandlung „gesunder und kranker Bücher“ folgt in großen Zügen die Geschichte des Einbandes und ein Abschnitt über „Erwerbung der Bücher“ unter besonderer Berücksichtigung der Technik des modernen Buchhandels. Am Kopfe der einzelnen Kapitel gibt der Verfasser in der Regel eine willkommene Zusammenstellung der

---

[1]) Handbuch der Bibliothekslehre. 2. Auflage, Leipzig 1902.

[2]) Politik der Bücherei. Leipzig 1912.

[3]) durch Schwenke im Zentralblatt für Bibliothekswesen 37. 1920, S. 283 ff., der auch eine Zusammenstellung der Druckfehler gibt.

wichtigsten Literatur, leider ohne jede alphabetische oder wenigstens chronologische Ordnung. Nicht immer sind wichtige Neuerscheinungen berücksichtigt. Ich vermisse z. B. im Kapitel „Einband“ bei dem Namen des Erfurter Buchbindermeisters Joh. Fogel (I, S. 64) die neueste Veröffentlichung Schwenkes[1]) über diesen Meister. Der Verfasser kennt natürlich dieses Werk; denn er zitiert es selbst im ersten Band S. 37. Bei dem Abschnitt „Erwerbung der Bücher“ würde man gern einiges über den heutigen Stand des Universitätsschriftenaustausches mit dem Ausland erfahren. Der Krieg hat die Frage ins Stocken gebracht. Auch über die inzwischen gebildete „Notgemeinschaft der Wissenschaft“, die vor allem der Beschaffung der Literatur des hochvalutigen Auslandes dienen soll, wird der Verfasser in einer zweiten Auflage den Leser orientieren müssen. Gerade für den Vertreter der modernen Sprachen wird diese Frage in Zukunft sehr brennend werden. In der zweiten Hälfte des ersten Bandes verbreitet sich der Verfasser über das Thema „Bibliothek“. Einem Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Bibliotheken vom Altertum bis in die neuere Zeit folgt eine Zusammenstellung der wichtigsten Bibliotheken des In- und Auslandes (S. 138 ff.), meist mit knappen Literaturangaben und orientierenden Notizen über die gedruckten Kataloge. Hier wird der Lehrer der neueren Sprachen manches Interessante für sein Fach finden. Auch über Bücherliebhaberei und Bücherliebhaber des Auslandes werden wir kurz unterrichtet. Ein Kapitel „Kulturgeschichte“ tut sich uns auf in dem Abschnitt von der Beraubung der Bibliotheken im Kriege (S. 182 ff.). Mit einer Darstellung der modernen Bibliothek nach ihren einzelnen Gattungen und der Technik des Bibliothekbaues schließt der erste Band.

Der zweite Band behandelt rein bibliothekarische Fragen, wie Bibliographie, Kataloge, Bibliothekarberuf und Bibliothekverwaltung. In der Übersicht über die verschiedenen bibliographischen Hilfsmittel, vor allem über die nationalen Bibliographien der einzelnen Länder (S. 14 ff.) findet der Leser manchen wertvollen Wink, wie er schnell und sicher zu seiner Fachliteratur kommt. Nur im Vorübergehen sei auf das „Auskunftsbureau der Deutschen Bibliotheken“ hingewiesen (S. 66), das mit Hilfe der „Suchlisten“ schwer zugängliche Werke an den einzelnen Bibliotheken nachweist. Noch immer ist diese Einrichtung zu wenig bekannt. In den letzten Kapiteln über den Bibliothekar und die Verwaltungsaufgaben der Bibliothek vermißt man eine tiefer gehende Stellungnahme des Verfassers zu den neuen Problemen und Lebensfragen, vor die unsere modernen Büchereien durch den Krieg und seine wirtschaftlichen Folgen gestellt sind. Hier macht es sich stark bemerkbar, daß der Verfasser schon seit Jahren dem praktischen Dienste fernsteht. Trotz der

---

[1]) Die Buchbinder mit dem Lautenspieler und dem Knoten in: Wiegendrucke und Handschriften, Festgabe K. Haebler z. 60. Geburtstage dargebracht ... Leipzig 1919, S. 122 f. Fogel wird S. 129—135 behandelt. Wertvoll sind die Tafeln mit den in Fogels Werkstatt verwendeten Stempeln.

verschiedenen Ausstellungen, die an dem Buche zu machen sind, muß anerkannt werden, daß durch Gardthausen das Problem der Schöpfung eines bibliothekswissenschaftlichen Handbuches eine wertvolle Förderung erfahren hat.

Würzburg. HEINRICH ENDRES.

GUSTAV NECKEL, *Ibsen und Björnson*. Aus Natur und Geisteswelt. 635. Band. Teubner. Leipzig und Berlin 1921.

Man muß sich vor Augen halten, daß die Bücher „Aus Natur und Geisteswelt" eine „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen" bilden sollen, um dem Werke G. N.'s gerecht zu werden. Er will keine in der Tiefe verborgen gebliebenen Erkenntnisse über Ibsen und Björnson zutage fördern. Seine Aufgabe beschränkt sich auf klare, übersichtliche Bearbeitung vorhandenen Stoffes. Sie ist im ganzen glücklich gelöst. In ihrem Verhältnis zur norwegischen Literatur, in der Verwandtschaft und Verschiedenheit ihrer Art, in ihrem vielseitigen Schaffen werden beide Dichter gut geschildert. Mehr analytischer Weise, ja wohl zu sehr analytischer Weise, so daß sich die Bilder nicht zu klar erschaubarem Mittelpunkte verdichten. Und das ist wohl der stärkste Einwand gegen N.'s Buch. Bei Björnson, dem leichter erfaßbaren, fühlt man diesen Mangel wohl weniger. Wer aber das Verständnis Ibsens vermitteln will, der muß vor allem die Geheimnisse dieser „Sphinx" — Neckel bezeichnet damit den Charakter der Wildente — auszudeuten suchen. Kein leichtes, aber ein hochinteressantes Unterfangen. Etwas einseitig orientiert hat sich Rolf Engert als letzter daran gewagt. Seine beachtenswerten Ausführungen über das Frauenproblem bei Ibsen und über die Idee des dritteu Reiches machen es erst richtig fühlbar, daß N. manchen Geheimschlüssel in Ibsens Gedankengänge unbenutzt gelassen hat. Wohl finden sich Bemerkungen über Ibsens Stellung zur Frau und zum dritten Reiche, aber sie sind nur leicht übersehene Streiflichter. Das zögernde, aber ständige Suchen Ibsens nach dem höheren Menschen, der Geist und Sinn vermählend ein Leben in Freiheit führt, dessen Wille mit dem schicksalhaften Weltwillen harmonisch zusammengestimmt ist, wird zu wenig aufgezeigt, und leicht wird die Ahnung dieser innersten Bemühung durch den Vergleich Ibsens mit Kant und durch die Gegenüberstellung Goethes wieder unterdrückt. Wohl trug Ibsen allezeit ein moralisches Gefühl in sich, aber nur in „Brand" und „Peer Gynt", ja, vielleicht nur in „Brand" fällt es mit Kant'scher Moralisteneinseitigkeit zusammen. Mit „Kaiser und Galiläer" beginnt eine neue Ära in Ibsens Schaffen, deren tiefster Sinn nichts anderes ist als die Überwindung der Moral, so wie sie Goethe überwand: durch die Vollkommenheit der Persönlichkeit, in der Religion, Kunst, Moral und Leben zur unzertrennbaren Einheit zusammengeflossen sind, insofern sie bei jeder Handlung ineinander wirken und — sich beschränkend oder verstärkend — bewußt werden. Selbstverständlich ist diese Vollkommenheit der Persönlichkeit kein Zustand der Erfüllung, sondern eine Bewegung zu immer tieferer Erfüllung hin.

Ein ästhetisches Problem von Interesse ist der symbolische Charakter in „Baumeister Solneß". N. meint: „Die Handlung ist ohne den symbolischen Sinn eigentlich ein Unding". Viele werden ihm recht geben, manche auch nicht. Ist es wirklich ganz gleichgültig, ob jemand schwindlig ist oder nicht, und vollends in den Augen zweier Liebenden, die sich wie Hilde Wangel und Solneß gegenüberstehen? Ist die Unfähigkeit einen Turm zu besteigen nicht eine Beschränkung des Lebensgefühls, die leicht unerträglich wird für höhere Menschen, die deutlich den Drang zum Übermenschen in sich tragen? Und um solche Menschen handelt es sich doch! Wohl fließt aus der Handlung ein symbolischer Sinn, aber sie scheint mir auch rein menschlich verständlich und erfühlbar.

Mit warmer Begeisterung hat N. die Biographie Björnsons geschrieben. Ich teile sie, wenn er den feineren Stil des „Handschuhs" oder die tragische Wirkung von „Über die Kraft I" rühmt, während mich die Novellen nicht so sehr in ihrem Bannkreis zu fesseln vermochten. Sind seine norwegischen Bauerngestalten wirklich ganz Natur oder sind sie nicht doch zuweilen merklich „gedichtet"? Ich kann nur meinen Zweifel aussprechen. Ich kenne die nordische Psyche nicht aus eigener Erfahrung, um ihm mehr als persönliche Bedeutung geben zu können. Andere haben auch gezweifelt. Möge, mit dieser Tatsache vertraut, nun jeder Leser für sich eine Entscheidung suchen. N. schätzt Björnson hoch, sehr hoch sogar. Er traut ihm das Zeug zu „das germanische Gegenstück" zu liefern zu Dostojewsky's „Schuld und Sühne". War er wirklich tief genug psychologisch veranlagt, heimisch genug in der leichtfüßigeren, lichteren Gegenwelt — ja, ist diese Gegenwelt überhaupt schlankweg die germanische? Diese Fragen *sind* wohl Fragen. Man vergesse nicht, daß der genialste Psychologe des vergangenen Jahrhunderts, Nietzsche, von Dostojewsky gesagt hat: „. . . er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhals".

Martin Sommerfeld, *Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang.* Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Verlag von Max Niemeyer, Halle a. d. S., 1921.

S. untersucht Nicolais geistige Struktur und die Entwicklung seines Verhältnisses zu den Geistern, die den Sturm und Drang einleiteten, und zu den Stürmern und Drängern selbst, zu Klopstock und den Klopstockianern, zu Gerstenberg, Hamann, Jung Stilling, Herder, Lavater, zu Goethe und seinem Kreis, zu Bürger und Voß. Er untersucht sorgfältig und scheut mühsame Gelehrtenarbeit nicht. Seine Methode möglichst vollkommen die historischen Dokumente heranzuziehen, möglichst vorsichtig auszudeuten, möglichst sine ira et studio zu beurteilen, sichert ihn gegen gefährlichen Angriff. Sie ist fast unantastbar. Einer vielumstrittenen Persönlichkeit wie Nicolai kann kein gerechterer, kein nachsichtigerer Beurteiler gefunden werden. Wie S. untersucht, muß jeder Forscher untersuchen, wenn — er die Grundlagen seiner Erkenntnisse legt. Nur so sieht er vieles, nur so ein jedes Ding in seinem eigenen Lichte. Soll

er dabei stehen bleiben? Es wäre die höchste Toleranz und — Schwäche. Als „Beitrag“ znr Geschichte der Aufklärung ist mir S.'s Buch teuer; die *Geschichte der Aufklärung*, vollends wenn sie mit dem Sturm und Drang in Beziehung gesetzt wird, kann aber nach umfassenderen Gesichtspunkten betrachtet und muß auch *gewertet* werden. Da kann als ihr Sinn das Streben nach immer vollkommenerer Mittelmäßigkeit erkannt und verurteilt werden, gegen das sich mit Notwendigkeit und notwendig überschäumender Kraft die Jugendbewegung der Stürmer und Dränger wandte. S.'s Buch ist die Vorstufe dieser Erkenntnis, auf der wir noch vernehmen ohne teilzunehmen; auf der nächst höheren Stufe ist Geschichte Leben, an dem wir teilhaben, an dem wir uns messen, aus dem wir uns wegweisende Blicke in die Zukunft suchen.

München. LUDWIG BARTHEL.

Neue Tauchnitz-Bände.

Nr. 4544. *Mas'aniello* by MARIE HAY.

Die Geschichte des Neapler Fischers Tommaso Aniello, der 1647 die Revolution gegen die spanischen Unterdrücker anführte, wird uns als Roman erzählt. Ein temperamentvolles Vorwort betont unter manchen Seitenhieben gegen die exakte Geschichtswissenschaft das Recht und den Wert einer „romantischen“ oder besser romanhaften Geschichte, die allerdings, wie durch zahlreiche Bibliographienachweise dargetan ist, die Quellenstudien nicht vernachlässigen darf. Unwillkürlich denken wir an Ricarda Huchs Garibaldi, Confalonieri und großen Krieg. Die beim historischen Roman besonders der neueren Zeit erstrebte Entfernung von der Person des Dichters, die oft durch eine Art szenischer Darstellung mit durchgeführtem Dialog erzielt wurde, haben wir in Ricarda Huchs Werken mit anderen Mitteln kennen gelernt, verstärkt noch durch das Gefühl, daß im Handeln der Menschen Kräfte sich betätigen, die sich unserer Beobachtung entziehen. Solcher Art ist vorliegender Roman nicht. Er hält die Mitte zwischen dem fast kühl anmutenden epischen Bericht der Huch und der aufstachelnden Überwältigung Enrica Handels. Es ist mehr der Bericht eines Zuschauers mit eingestreutem Dialog. Eines Zuschauers unserer Zeit beinahe, dessen Reflexion die Handlung seiner Figuren begleitet. „Das Temperament des Volkes ist ein Kaleidoskop", „das Volk ist wie ein Kind, schnell gereizt und schnell besänftigt“ usw. Schlimmer ist, daß dies auf die Gestalten abfärbt: der Reflexion, der Führer einer Volksmasse müsse ein Schauspieler sein, folgend, redet der Held oft wie ein Schauspieler mit „beiseite“ und „leise“. Das "God has asked me to understand too much", das er einmal ausspricht, wird dem Leser nicht psychologisch verständlich gemacht, wie es auch ein Irrtum ist zu glauben, wir könnten in des Helden oder seines Volkes Seele lesen, wenn wir immer wieder italienische Ausrufe in Bericht und Dialog eingestreut finden. Immerhin, die Volksszenen sind kraftvoll — wenn auch durch Wiederholung abgeschwächt — und der Ehrgeiz der Verf. "romantic history" zu geben ist sicher mit der Anerkennung einer lesbaren geschichtlichen Erzählung zufrieden.

Nr. 4545. *The Sentimental Traveller* by VERNON LEE.

Der Band führt den Leser durch Mitteldeutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Gewidmet ist er der deutschen Interpretin Irene Forbes-Mosse, wie auch in der Einleitung mit besonderer Liebe Deutschlands gedacht wird "of all countries the first to be good to me". Nur ein Zufall ist es, daß der Rhein ein Grenzfluß ist, und jedes Volk außer dem deutschen scheint der empfindsamen Reisenden dort undenkbar.... Wie der Titel eines früheren Buches lautete, ist überall erstrebt, den genius loci, „die unfaßbare launische Gottheit", den Zauber des Eigenartigen eines Ortes festzubannen. Dies ist ihr eine seelische Wirklichkeit, der wahre Ort taucht erst auf, wenn die Wirklichkeit sich den Formen der Phantasie anpaßt. Unter Abwehr eines künstlichen Nationalismus wird die Seele des betr. Volkes zu erfassen gesucht und durch das Individuum, die Freundschaft mit Angehörigen dieses Volkes, gefunden. Ein wenig Don Quichoterie wird gern zugegeben, die Neigung zu „dem Deutschland, das Gottseidank dazu beitrug, uns alle ein bißchen romantisch zu machen". Romantik ist das Wort, Romantizismus — sit venia verbo. Nicht der Visionär, der Träumer hat das Wort. Schauer der Vergangenheit, die Gegenwart oft beschattend, huschen durch die individualistische Darstellung. Höchstens bei den italienischen Beschreibungen spielt durch Heranziehen des Naiv-Volkstümlichen das wirklliche Erkennen eine Rolle. Wo dies fehlt, wird die Darstellung oft, was man journalistisch nennt. Ich glaube wir reisen anders, das 20. Jh. läßt uns anderes erleben und anderes sehen wollen, und unsere „Romantik" geht — um in der englischen Literatur zu bleiben — von Kinglake über Doughty zu Wells vielleicht. Ich glaube wir sind aber auch keine empfindsamen Reisenden, und das Buch ist ja wohl auch geschrieben für "souls seeking comfort and rest in the art and the ideals of the Past".

Nr. 4546. *All Roads lead to Calvary* by JEROME K. JEROME.

Ein pessimistischer Titel, erstaunlich für den, dem Jerome nur als Verfasser der "Three Men in a Boat" gilt — so wie die Briefe Mark Twains überraschten — wie ja auch harmlose Gemüter in Busch nur den Clown sahen. Der Humorist spricht hier nicht mehr im Bild, sein Empfinden gibt er ungeformt als Diskussion. So ist, um es gleich zu sagen, das Buch mehr eine Diskussion als ein Roman — mit allen Fehlern, die einer solchen anhaften: Mangel an Handlung, Plastik, Leben und Geschlossenheit. Ein schlechter Roman also, der nicht schöpferisch eine Balzacsche Welt erschafft, der nicht einmal, wie es der moderne englische Roman fast zu erfordern scheint, ein Lebensschicksal fest umreißt. Joan Allways Leben ist nur ein dünner Faden, ist an sich bedeutungslos, wäre es nicht das Mittel, die Ideen auszudrücken, die ein grübelnder Verstand, ein übervolles Herz in diese Seiten hineingebannt hat. Sonst ist in der neuen englischen Literatur die Lyrik und vor allem das Drama zur Rednertribüne geworden, hier einmal der Roman. So ist dies Buch eines der interessantesten Dokumente der neuen englischen Geistigkeit. Joan beginnt als Revolutionärin, die Geborgenheit des Eltern-

hauses verläßt sie für eine literarische Bohême: die Presse. Die erste Entscheidung zum Leidensweg: "the idea is that there comes a time when we have to choose. Whether like our friend Carlyle we will 'give up things' for our faith's sake — or go for the carriage and pair." Aber unsere Welt hat eine bröckelnde Stuckatur, wir wollen Staub wischen, und die Decke fällt ein; mit den besten Absichten richten wir Unheil an. Das ganze Milieu Journalistik treibender Frauen, deren Sich-Hinwegsetzen über die Tradition auch gegen ihre natürliche Bestimmung, kann Joan auf die Dauer nur die Empfindung geben, daß etwas mit unserer Welt nicht in Ordnung ist. Bis sie schließlich ihre anfängliche Bewunderung des freien Weibes mit dem resignierten Bekenntnis endet, daß die Frau geschaffen wurde, um vom Manne abhängig zu sein, und daß alle Arbeit, sich selbst den Lebensunterhalt zu verdienen, sie nur auf Wege führt, die ihrer Natur zuwiderlaufen. Man denkt fast an den bösen Schluß des Romans von A. H. Schmitz: „Wenn wir Frauen erwachen." Indessen das Milieu ist ein anderes und das Ziel auch; Joan ist sich von Anfang bewußt, daß ihr Leben ein Opfergang ist: ihr Leben wird geopfert um der Menschheit Willen. Sie stürzt sich mit ganzer Kraft in die Pressefehden: Freihandel und Schutzzoll, Krieg und Frieden, antikapitalistische und anti-Bourgeois-Fanfaren. Aber die Presse muß leben, muß Kompromisse schließen und Konzessionen machen. Der Kampf gegen einen König der Presse — dessen Urbild, wer mag, leicht finden kann — muß mit einer Niederlage enden. Und dann kommt der hoffnungslose Pessimismus der «L'Ile des Pingouins», der «Révolte des Anges», daß Macht unrettbar verdirbt. Die Kanzel ward zum Unheil, als sie unbeschränkte Macht erhielt und die Presse tritt heute in die Fußstapfen des mittelalterlichen Priesters. Und so sind alle Menschen. Töne, die Jerome in seiner Zeitschrift "Common Sense", die er als Mitglied der U. D. C. in den "Foreign Affairs" anschlug, kehren auf vielen Seiten des Romans wieder. Die an Weltverbrüderung denken, hassen ihr eigen Volk; die Feinde der Tyrannis wünschen Galgen für ihre Gegner, die Friedensapostel sind blutdürstig. Das Publikum will von Gewalttätigkeiten lesen, und da die Presse nicht die Zahl der Morde erhöhen kann, so predigt sie Krieg und hat dabei den Profit, als patriotisch gelobt zu werden. So kommt der Krieg, und Joan geht als barmherzige Schwester nach Frankreich und an die Front. — Ein Motiv, das leise angeschlagen wurde, gewinnt jetzt Macht. Wie sie in den Dissonanzen der Tannhäuserouvertüre den unaufhaltsamen Marsch der Pilger zu vernehmen glaubte, wie sie in ihrer Schönheit die legitime Waffe der Frau, in ihrem Kampf für das Wohl aller zu erkennen glaubte, so klingt ihr jetzt aus Blut und Schrecken der Nachtigallensang: ich liebe dich. Der Krieg in aller Scheußlichkeit wird gemalt, die Barbusseschen Schlammorgien kehren wieder, in den Verwundetengesprächen die bittere Erfahrung, daß Tapferkeit und Brutalität zu nahe verwandt, die beißende Folgerung, daß Heroismus nicht nur durch Krieg, sondern auch durch Seuchen gezeitigt wird und daß wir also auch für eine Pestepidemie beten müßten, wenn wir für Krieg beten, und die vernichtende haßerfüllte

Anklage: "That's what we mean when we thalk about 'My country', a pack of selfish, soulless, muddle-headed old men." Bis beruhigender die Jeromesche Resignation kommt: nicht Frankreich, nicht Deutschland macht die Kriege, sondern wir, du und ich machen sie, denn wir lieben sie. So müssen *wir* also anders werden, und so wie diese Verwundeten verschiedener Nationen schon *eine* Gemeinde sind, so erhebt sich jetzt in Joans Willen und Phantasie der Traum vom dritten Reich. "All roads lead to Calvary." Aber der Weg zum Kalvarienberg ist der Weg zum Leben. "Let there be Love" ist das alte — neue Gebot. Gott ist nur ein anderer Name für Liebe. Das dritte Reich ist erst das Leben. Und wie in Georg Kaisers „Gas" findet der Schluß die Tochter neben ihrem Vater, der wie so viele ein Jerusalem bauen wollte und Schiffbruch erlitt, und wie dort ihr Schoß, so versprechen hier ihre Hände dem Alternden eine glücklichere Fortsetzung seines Lebenswerkes.

Nr. 4547. *The Pagoda Tree* by B. M. CROKER.

Herr Crawford zieht mit seiner Tochter aus, einen Schatz zu suchen — die Hinterlassenschaft eines reichen, in Indien gestorbenen Verwandten. Eine indische Geschichte also, die weniger vom Land und den Eingeborenen, als von der anglo-indischen Bevölkerung erzählt; meist im Dialog. Kiplings Essenz ist reichlich verdünnt, aber es passiert viel, bis schließlich das Testament des Großonkels in einem Bambusstock, worin es 40 Jahre verborgen war, gefunden wird. So ist Herr Crawford reicher Grundbesitzer geworden, und seine Tochter heiratet auch. Da werden in einer Höhle versteckt auch noch die zahllosen Juwelen des Großonkels entdeckt, doch ein durch die Regen verursachter Landrutsch verschüttet den Schatz, bevor er gehoben. Schade!

ROSE MACAULAY, *Dangerous Ages*. London 1921. (W. Collins & Co.) 270 S. 7/6.

Vier Generationen einer Familie, von der 20jährigen Gerda bis zur 80jährigen Mrs. Lennox, treten gleichzeitig auf — eine Vielheit, wie sie vom neusten englischen Roman geliebt wird — und das Handeln dieser Personen, oder besser das Denken, denn vor lauter Denken kommen sie kaum zum Handeln, wird geschildert. Die äußere Handlung ist geringfügig, eine Verwicklung nebensächlich, die Charaktere sind seltsam vag gehalten. Dies, wie auch die überlegene Diktion mit den überreichlichen Anspielungen auf Tagesereignisse und dazwischen eingestreuten Versen zeigt das Abrücken von der realistischen Tradition der unmittelbar vorhergehenden Epoche. Wie in dem berühmt gewordenen Buche "Potterism" will die Verfasserin in "Dangerous Ages" ein Zeitbild geben und eine Moral. Eine Moral, die keine Predigt sein will, sondern deren Geste ein Achselzucken ist, eine spöttisch-amüsierte Toleranz, die eine Stelle des Romans: „jedes Lebensalter hat seine Gefahren für jedermann in unserm gefährlichen Leben" — die Worte eines psycho-analytischen Arztes — als Motto hinstellt, und die vielleicht bezeichnend ist für die Haltung einer revolutionierten Zeit dem Problem des Daseins.

gegenüber. Denn diese Zeit hat eine ungeheure geistige Umwälzung durchgemacht, und das Leben, wie es sich in den Büchern der jungen englischen Romandichter spiegelt, ist grundverschieden von dem, das die zu Ende gehende viktorianische Epoche schilderte, ist verschieden selbst von der Interpretation, die Wells und Galsworthys Romane uns vermittelten. W. L. George (in "A Novelist on Novels") konnte noch sagen, daß in der Unterhaltung der Engländer und besonders der Engländerinnen das Geschlechtliche eine große Rolle spiele, daß aber der Roman nichts dergleichen enthalte, also unaufrichtig und falsch sei; nun, das ist längst erreicht, der Ansturm der Romanschriftsteller hat das Unaussprechliche von gestern zu Selbstverständlichkeiten gemacht: Gerda, die jüngste Vertreterin „hatte mit ihren 23 Jahren über Dinge debattiert, von denen ihre Großmutter, Mrs. Hilary, in den 63 Jahren ihres Lebens niemals gehört hatte", ja, ihrer Mutter, der jugendlichen 43jährigen Mrs. Neville Bendish gegenüber — die in der Eröffnungsfanfare des Buchs nach einem morgendlichen Bad, nur mit einem Morgenrock bekleidet, auf eine Buche klettert und in deren Zweigen ihr Frühstücksbrot verzehrt und mit den Vögeln um die Wette pfeift — dieser frischen höchst unladyhaften Mutter gegenüber sagt sie: „das Geschlecht ist das Wichtigste das ganze Leben hindurch. Mutter, was hat es für einen Sinn, sich davor zu verkriechen? Man muß ihm ins Gesicht sehen, muß es brauchen, nur so kann man ins Reine damit kommen." Gerdas schamlos-reiner Blick auf diese Welt, die das Beiwort "besexed" trägt, siegt; er führt sogar — nach langem Sträuben gegen die konventionelle Form — zur glücklichen Ehe. Alle andern werden verwirrt. Neville ist durch die ewigen Debatten ihrer Kinder über Polygamie und freie Liebe unangenehm berührt; Rosalind, Nevilles Schwägerin, befaßt sich malitiös damit und studiert Psychoanalyse (übrigens *das* große Thema, denn kaum ein neuer englischer Roman, der nicht den Namen Freuds zitierte oder von seinen Theorien spräche) und Mrs. Hilary, Nevilles Mutter, konsultiert Woche um Woche den psychoanalytischen Arzt, dessen Lehren langsam ihre ganzen Anschauungen auf den Kopf stellen. Nur die alte Mrs. Lennox ist jenseits dieser Dinge, wie sie jenseits des Lebens, jenseits der Zeit ist. Denn die Zeit, das unheimliche Verrinnen der Zeit, das große Thema des Desillusionsromans, ist ein dominierendes Motiv dieses Buches, ist auch das einzige Motiv, das den sonst mehr abbildenden als beschreibenden Stil aus seiner mokanten Kühle lockt und ihm eine Trauer, ja Bitterkeit verleiht. Die Zeit ist „der ewig fließende Strom, der alles hinwegträgt, und es ist im Grunde so gleichgültig, was man tut oder erreicht im Leben, da es so bald ein Ende hat". Der Jugend vergeht sie so schnell, daß sie nicht gleichen Schritt halten kann, Mrs. Hilary ist sie so lang, daß sie nervöse Angstzustände bekommt; nur die Großmutter ist ruhig, für sie ist die Zeit tot. Am schlimmsten aber leidet Neville, sie steht zwischen den Generationen, die Furcht vor dem Altern, vor dem Fluch der Frau, die mit dem Kindergebären ihre Kraft erschöpft, mit der Sorge um sie ihr Leben ausgefüllt hat und nun, wie Mrs Hilary, vor der tatenlosen leeren Resignation steht, scheucht sie

wieder an die Arbeit, wieder an die medizinischen Studien, die sie als junge Frau aufgegeben. Aber sie findet, daß das ungeübte Gehirn die leichte Fassungskraft der jungen Jahre verloren hat, und sie kann nur schmerzlich auf die Tätigkeit der anderen sehn. Ihr Mann, ihre Schwestern, ihre Kinder sind politisch-sozial tätig, extrem links natürlich — Labour Party, Workers' Educational Association, etc. — wie es in einer Welt, deren breitestes Bild Beresford malte, nicht anders denkbar ist. — Jedes Alter hat seine Gefahren, wir können sie nicht auf eine Formel bringen, weil sie irrational sind wie das Leben selbst ... vielleicht ist die Jugend das schönste, „ein unbekümmert Schlendern über den Jahrmarkt des Lebens", ... frei von Gefahren ist nur das hohe Alter jenseits der 80, wo man nicht recht einsieht, wozu all der Lärm diente, „denn das Alter hat ja gar keine Bedeutung, wie alles auf diesem lächerlichen Planeten".

Ein Buch, das, da es in eigener Art eine Spiegelung des Lebens gibt, künstlerisch zu der Reihe der vielen Erneuerungsversuche des englischen Romans zählt — wenn auch hinter Cl. Dane und Dorothy Richardson zurückstehend —, das als Zeitbild zu den allerinteressantesten der so begabten jungen englischen Romanschriftstellerinnen zu rechnen ist.

Freiburg i. Br. WALTER F. SCHIRMER.

ECKART VON SYDOW, *Die Kultur der Dekadenz.* 8°. 325 S. Sibyllen-Verlag Dresden 1921.

Der Verfasser will als Psychologe durch Analyse der einzelnen Persönlichkeiten der Dekadenz den Typus des Dekadenten schlechthin erfassen. Es handelt sich nicht um die Literatur allein, sondern um den ganzen Komplex der „Kultur der Dekadenz". Überraschend ist die Spannweite und Kühnheit der Konzeption, die nicht, wie das in bisherigen Untersuchungen der Dekadenz geschah, auf die „Dekadenz" im engeren Sinne sich beschränkt, sondern Rousseau und die Romantik, leider auch Michelangelo und „Hamlet", mit einbegreift.

Ein weiter und reicher Aspekt tut sich auf: drei große Kapitel handeln von der Dekadenz im metaphysischen Bewußtsein, im Sozialleben und von ihrer Darstellung in den verschiedenen Künsten. Die Analyse geht mit Notwendigkeit von dem «ennui» aus, als dessen Äußerungen und Symptome alle Dekadenzphänomene dargetan werden: das Gefühl der Nichtigkeit und Unzulänglichkeit der eigenen Existenz und der Dinge, die Scheu vor dem Leben und die Sehnsucht nach dem Tode, die Lust am eigenen Leid, die Blasiertheit; vor allem die paradoxalen Gegensätzlichkeiten in der seelischen Verfassung des dekadenzhaltigen Menschen, wie Lebensmüdigkeit vereint mit Lebensdurst, Schüchternheit unmittelbar neben Selbstüberhebung, der Kult des Heros und des Dandy; auch die Ausstrahlungen der ennui-Stimmung in das Weltbild des Dekadenten, wie in Naturgefühl und Zeiterlebnis. Das zweite Kapitel zeigt den Dekadenten im sozialen Körper: gepeinigt von Sehnsucht nach Einsamkeit und zugleich nach Mit-leben-können mit der Menschheit

was ihm so erschwert wird durch sein unüberwindliches Fremdheitsgefühl; der Dekadent als Lebemann (eine ausgezeichnete Analyse des Verhältnisses des Dekadenten zur Prostitution); im Kaffeehaus (auch diese Ausführungen ganz ausgezeichnet); als Bohémien und Weltenbummler. Von dem dritten Kapitel seien hervorgehoben die Abschnitte über Debussy, Kubin als Maler und Schriftsteller, über Körperhaltung und Gestus des Dekadenten, über Gorki, Maeterlinck und über die Anordnung der Gedichte in den «Fleurs du Mal». Das Material ist reichhaltig, aber bei weitem nicht vollständig, will es auch nicht sein.

Als Führer durch das Labyrinth der Dekadenz hat der Verfasser den besten gewählt, den er finden konnte, Baudelaire, dem er durch eine allseitige meisterhafte Analyse in würdigster Form dankt. Durch das gewissenhaft zusammengesuchte Zitatenmaterial (Selbstzeugnisse besonders von Amiel, Baudelaire und Flaubert) sind die Ausführungen gut begründet. Das Beste an dem Buch ist wohl die Vertiefung der Analyse ins Metaphysische, ins Kosmische hinein, indem alle Lebensformen und Lebensäußerungen der Dekadenz als „Wesensfunktionen" des Negativen ausgedeutet werden. Es tut dem historisch Denkenden und nach großen geistigen Perspektiven Verlangenden wohl, einmal eine solche weiträumige und weitrahmige „Wesensschau" der Dekadenz vor sich zu haben.

Man möchte es gerne neben die besten Werke unserer phänomenologischen oder morphologischen Literatur stellen, wenn ihm nicht bedenkliche Mängel anhafteten. Da ist zum ersten etwas vordringlich Konstruktives, ein Schematismus, der für die Gegebenheiten der Dekadenz zuweilen nur irgendeine gedankliche Hilfskonstruktion der Analyse unterschiebt. Ein Psychologe sollte nicht mit einer Begriffsdreiheit, wie: das Absolute, das Dämonische, das Negative = das Dekadente, operieren.

Dann der noch empfindlichere Mangel an historischer Einstellung. Das Fehlen einer historischen Gliederung der Dekadenz selbst läßt sich mit dem rein psychologischen Interesse des Verfassers entschuldigen. Aber die Dekadenz wird nicht einmal eindeutig als historische Epoche abgegrenzt, sonst dürften Michelangelo und „Hamlet" nicht mit einem Baudelaire oder Amiel in ein Schubfach gesteckt werden. Dann bringt der Verfasser keine, wenn auch noch so flüchtige, Skizzierung dessen, was der Dekadenz vorausgeht. Wenn ich von Dekadenz, von Zersetzung, höre, dann will ich zunächst wissen, was denn eigentlich dekadent wird. Der Verfasser müßte zeigen, daß die Gedanken und Stimmungen des Dekadenten wesentlich in dem Weltbild und Welterlebnis voraufgegangener Zeiten wurzeln, daß z. B. eine große Linie führt von dem «Media vita in morte sumus» des St. Galler Mönches über Villons «Ballade des dames du temps jadis» bis zu der «Charogne» Baudelaires, daß etwa der «ennui» eines Amiel und das impressionistische Seinsgefühl eines Stendhal erst dann einen wahrhaft metaphysischen Sinn erhalten, wenn sie gefaßt werden als „Dekadenzform" jenes Lebensgefühls sub spezie aeternitatis, wie Scheffler oder Goethe es besessen haben, daß die gleiche seelische Wesenheit metaphysische Trägerin

ist von den Landschaftsbildern des Barock, von Rousseaus rauschhaftem Raumgefühl (vgl. Corresp. v. 26. 1. 1762) und von Eichendorffs traumverlorenem und todestraurigem Erbeben im Raum.

Dazu hat der Analytiker vergessen, auf nationale Wesensunterschiede zu achten, wodurch manche Züge in der Physiognomie der Dekadenz verwischt werden. Von der englischen Dekadenz ist mit keiner Silbe die Rede. Die Darstellung ist, weil fast nur auf die französische Dekadenz gegründet, zumeist nur auf diese zutreffend. Es gibt eben nicht bloß einen Typus des Dekadenten. Der Verfasser hätte in der germanischen Rasse noch einen ganz anderen Typus sehen müssen, nämlich den, der mit der Dekadenz ringt, willens sie zu überwinden (die Ethik eines Hebbel und Ibsen, Nietzsches krampfhafte Konzeption des Übermenschen). Er hätte gesehen, daß es ein Charakteristikum der Franzosen ist, die Dekadenz mit einer geradezu weiblichen Hingabe nnd Zartheit zu erleben und Gestalt werden zu lassen, vielleicht eine letzte Formung findend in dem graziösen epikuräisch lächelnden *dilettantisme* eines Renan und A. France («L'Ile des Pingouins» als klassisches Werk französischer Geschichtsphilosophie), indes aus germanischem Blut eine männlich zu nennende Dekadenz aufsteht, Nietzsches verzweifeltes Ringen, aus dem schließlich die Kraft fließt zu dem großen metaphysischen Bau der Spengler'schen Geschichtsphilosophie. Vielleicht aber will der Verfasser diesen anderen Typus nicht in seinem Bilde der Dekadenz wissen, vielleicht hätte er ihn in sein Schubfach des Absoluten oder Dämonischen gesteckt; zum mindesten vermisse ich eine Stellungnahme zu diesem Problem.

Ich bedaure es, daß der Verfasser seine an sich so umfassende Konzeption nicht intensiver, ich meine: spannungskräftiger, gemacht hat durch historische Blickeinstellung. Statt dessen klammert er sich in dem überflüssigen Schlußkapitel, das auf bleibende Lebenswerte der Dekadenz hinweisen soll, an die Idee des Fortschritts, diese leergebeutelte Gliederpuppe.

Würzburg. Franz Rauhut.

Jacques Rivière, *Studien*. Übertragen von Hans Jacob. 8°. 218 S. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1921. Preis geb. 40 M. (z. Z. der Ausgabe).

Studien möchte ich diese — Gedichte über Baudelaire, Paul Claudel, André Gide, über die Maler Cézanne, Matisse, Gauguin, Ingres, die Musiker Rameau, I. S. Bach, César Franck, Claude Debussy, Borodin und Moussorgski eigentlich nicht nennen. Es sind nicht Studien, die aus dem mit Fleiß und heißem Bemühen, mit Plan und Methode getriebenem *Studium* des Fachmannes hervorgegangen wären, sondern eher *Etudes* in musikalischem Sinne, poetisch-musikalische Phantasien und Variationen über ein Thema. Als solche darf man sie bezeichnen und genießen. Die Wahrheit — sagt Rivière einmal — ist ein zerbrechlich Ding, ... man erlangt sie nicht durch den Weg der Überlegung. Man sucht sie? Dann ist man bereits an ihr vorübergegangen (S. 150). Und so ergründet er

Geheimnis und Art der Dichter und Künstler, über die er spricht, nicht durch eindringliches Forschen und nachdenkliches Überlegen, sondern er strömt seine Begeisterung über sie, sein Entzücken und sein Wohlgefallen an ihrer Kunst in einer Art feinster ästhetischer Wollust und in einer Gefühlswallung aus, die ihre Bewegung von der innigsten Berührung mit dem Wesen der befreundeten Geister herleitet. Man liest diese *Studien* nicht so sehr, um Belehrung und Aufschluß über die behandelten Persönlichkeiten zu gewinnen, sondern eher, um sich dem Reiz hinzugeben, der in diesem zu bewußter Kunst gesteigerten Vermögen des Mitschwingens mit der Seele und dem Formwillen des Dichters und in der Formulierung der eigenen Empfindungen vor seinen Schöpfungen liegt. Am glänzendsten gibt sich diese Manier vielleicht in der aus dem Jahre 1911 stammenden *Studie* über den damals dem französischen Publikum noch sehr wenig bekannten André Gide, in der Rivière sich bemüht, „diese in ihre Beweglichkeit verliebte Seele zu überraschen" und „dieses wechselnde Lächeln zu durchdringen". Der französische Wortlaut dieser Studien ist mir nicht bekannt, doch auch ohne Vergleich mit dem Originaltexte wird ersichtlich, daß die Übersetzung von Hans Jacob, dem deutschen Rimbaud-Biographen, ein Glanzstück neuer deutscher Sprachkunst darbietet.

ALBERT SCHRAMM, *Schreib- und Buchwesen einst und jetzt*. 49 Seiten Text und 96 Tafeln. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig 1922. In Halbleinen geb. M. 26.

Der Verfasser, Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift in Leipzig, berichtet in knappster Darstellung und mit Hilfe eines reichen Bildmaterials, das vielleicht zweckmäßiger nicht vor den Text, sondern in ihn hineingestellt worden wäre, wie sich Schreib- und Buchwesen bei den großen Kulturvölkern gestaltet hat und welche Bedeutung ihm zukommt. Er bespricht schrift- und buchlose Kulturen, zentral- und ostasiatische Kulturen, die Mittelmeerkulturen, Europa und die europäische Expansion durch die Jahrhunderte hindurch und zuletzt die moderne Technik (Papiermaschine, Druckmaschine, Gießmaschine, Setzmaschine, Buchbindermaschinen, Chemie und Photographie im Dienste des Buchgewerbes, Bleistift, Stahlfeder und Schreibmaschine). Der in diesem Büchlein aufs äußerste zusammengedrängte Stoff, die äußere Geschichte des wichtigsten Verbreitungsmittels der Äußerungen des menschlichen Geistes, eben des geschriebenen und gedruckten Wortes, soll, was wohl manchem nach der Lektüre dieser fast zu kurzen Ausführungen erwünscht sein dürfte, in einem Handbuch in Bälde ausführlicher behandelt werden.

R. BORINSKI, *Das Theater*. 116 S. Preis geb. M. 9,—. (Wissenschaft und Bildung Band 167). Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1921.

Borinski war viel zu sehr Philologe, als daß er die Aufgabe, die ihm mit Abfassung dieses Bändchens gestellt war, hätte lösen können, nämlich die Aufgabe, eine Übersicht über die Stellung des Theaters in der Geschichte der menschlichen Kultur zu geben. Er

spricht von Theaterstücken und Typen der dramatischen Dichtung, aber nicht oder nur ganz oberflächlich vom Theater, von der Einrichtung, von den Menschen des Theaters, von dem Kulturproblem „Theater". So gibt sein Buch weder eine historisch befriedigende Darstellung von der Bedeutung des Theaters als Bildungs- und Kunstinstitut, noch kann es Wesentliches beitragen „zur Klärung der für die Zukunft eines gesunden Theaters notwendigen Voraussetzungen", wie der Verlag in seinem Begleitschreiben hoffen möchte.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

HELMUT HATZFELD, *Einführung in die Interpretation neufranzösischer Texte.* 115 S. München 1922, Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. M. 15.—

Daß die ästhetische Ausdeutung der literarischen Werke auf unseren Hoch- und Mittelschulen im allgemeinen recht stiefmütterlich behandelt wird, ist nicht zu leugnen, und so darf denn das viel mißbrauchte Wort, es fülle eine Lücke aus, von diesem Büchlein wirklich gesagt werden. Hatzfeld, ein Schüler Vosslers, dem wir außer seiner Münchener Dissertation („Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen", 1915) schon eine Reihe feinsinniger Schriften verdanken („Dante", „Paul Claudel und Romain Rolland", „Einführung in die Sprachphilosophie", erschienen bei Rösl & Co. in München, in der „Philosophischen Reihe" Band 21, 30 und 40) gibt zunächst 6 Seiten „Methodische Gesichtspunkte für die Interpretation" und zeigt dann sein Verfahren an kurzen Proben, die er aus den hervorragendsten Schriftstellern der letzten drei Jahrhunderte sehr geschickt ausgewählt hat. Das 17. Jahrhundert ist durch Lafontaine, Molière, Racine und La Bruyère vertreten, das 18. nur durch Voltaire und Rousseau, das 19. aber durch Madame de Staël und Chateaubriand, Lamartine und Victor Hugo, Musset, Michelet und Balzac, Gautier und Baudelaire, Flaubert und Sully-Prudhomme, und von Lebenden endlich durch Anatole France und Romain Rolland. Es sind auch, wie man schon aus diesen Namen ersieht, alle literarischen Gattungen berücksichtigt.

Schriften mit ähnlichen Zielen gab es bisher nur in französischer Sprache (z. B. von Albalat und von Roustan, dessen «Précis d'Explication française» der Verfasser für die Stücke aus Racine, La Bruyère, Voltaire und Flaubert benutzt hat) — aber sie scheinen bei uns nicht so bekannt geworden zu sein, wie es der Bedeutung der Interpretationskunst insbesondere für die Schule entspricht. Zu dem, was er von ihnen gelernt hat, fügt Hatzfeld ein ungewöhnlich feines Empfinden für den stilistischen Wert und die ästhetische Wirkung der französischen Worte und Wendungen.

Auf den Einwand, daß sich die Bedeutung eines Kunstwerks nur aus dem Ganzen, nicht aber aus einem winzigen Bruchteil (etwa aus einer 1½ Seiten umfassenden Szene des „Tartuffe" oder gar aus 9 Versen von Mussets „Marrons du feu") erkennen lasse, sei angesichts der praktischen Notwendigkeiten kein allzugroßes Gewicht gelegt, und überdies hat der Verfasser, wo er konnte, solche Proben gewählt, die wenig Raum beanspruchen und gleich-

wohl etwas Abgeschlossenes bieten (lyrische Gedichte, von Voltaire ein Brief). Auch daß das Schema, nach dem er verfährt (bei jedem Stück gibt er: Abgrenzung, stoffliche Erfassung, literarhistorische Einstellung, formale Würdigung, sprachliche Betrachtungen, stilistische Analyse und Kritik) ein wenig starr ist, will nicht allzuviel besagen. Eher wäre zu bemerken, daß Hatzfeld der Gefahr, aus den Texten zu viel herauszulesen oder besser gesagt zu viel in sie hineinzuinterpretieren, nicht immer entgangen ist. So wird z. B. (S. 18 oben) die Erkrankung der Elmire im „Tartuffe" zu einer bloßen Erfindung der klugen Magd Dorine, zu einer unwahren Behauptung, die sie demnach eigens zu dem Zweck aufstellt, dem Zuschauer zu zeigen, wie Orgon sich ausschließlich um das Befinden des kerngesunden Tartuffe kümmert und nicht um das seiner kranken Frau. Aber abgesehen davon, daß Dorine dieses Experiment lediglich zu ihrem Privatvergnügen machen würde, wird uns im Stück selbst ausdrücklich gesagt, daß die Elmire tatsächlich krank gewesen ist (vgl. z. B. Akt III, Szene III). — Ebenda wird zu den paar Worten Cléantes («Je sortais, et j'ai joie à vous voir de retour. La campagne à présent n'est pas beaucoup fleurie») bemerkt, sie zeigten in ihrer alltäglichen Abgedroschenheit und in ihrer logischen Zusammenhanglosigkeit besser als alle eventuellen Bühnenanweisungen, mit wem wir es zu tun haben; in einem Atemzug sage dieser Mann, er freue sich seinen Schwager wiederzusehen und die Felder stünden eben nicht besonders in Blüte. Aber Cléante ist doch das Sprachrohr Molières und deshalb nicht gerade als Schafskopf gezeichnet und dann kann ich diese zwei Zeilen auch weder abgedroschen noch zusammenhanglos finden. *Je sortais* (das nicht erklärt wird) heißt „ich wollte eben gehen"; „nun aber freue ich mich, daß Ihr vom Land zurückgekehrt, und ich begreife wohl, daß Ihr nicht lange dort geblieben seid, denn es ist jetzt nicht sehr reizvoll auf dem Lande." Was sollte er sonst sagen, und wie sollte er es weniger abgedroschen ausdrücken als durch *fleuri* (das S. 19 als ein Lieblingswort Molières gekennzeichnet wird)? — Endlich wird der „Tartuffe" (wie auch der Misanthrope) zu den großen *zeitlosen* Komödien gerechnet, und damit bin ich um so mehr einverstanden, als andere anders urteilen, indem sie auf die zeitliche Bedingtheit gerade des „Tartuffe" (damalige Häufigkeit der Heuchler) ein m. E. übertriebenes Gewicht legen. Aber dann hätte Hatzfeld nicht S. 8, mit ausdrücklicher Beziehung auf die Komödie Molières, die alte Behauptung wiederholen sollen: „Es ist bekannt, daß die französische Literatur nicht Werke besitzt wie Faust oder Hamlet, denen eine gewisse Zeitlosigkeit anhaftet". Ich glaube ohnehin, daß man die zeitliche Bedingtheit der Molièreschen Komödien zu übertreiben und über dem Suchen nach dem kulturhistorischen das Zeitlos, Ästhetische zu vernachlässigen pflegt.

Einzelheiten übergehe ich. Druckfehler sind nicht eben selten, und in Lamartines „Le Lac" (S. 56) läßt die Druckanordnung nicht erkennen, daß die Strophen 6 bis 9 der Elvire in den Mund gelegt werden, noch auch, wie die Strophe 9 metrisch gebaut ist.

Pasing vor München. Eugen Lerch.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

BAND XXX. AUGUST-OKTOBER 1922. HEFT 7/8.

JOHN STERLING.

Sterlings Leben läßt sich in wenige Sätze zusammenfassen. Eine frohe, sonnige Kindheit: eine Jugendzeit, die Glänzendes verheißt: ein Mannesalter, das nur wenige markante Ereignisse aufweist, keine ehrgeizigen Kämpfe, keinen Wechsel von Erfolgen und Niederlagen, das aber durch eine tückische, schleichende Krankheit verdüstert zu einem allzufrühen Ende führt: das sind in kurzen Zügen die Umrisse einer Lebensbahn, die nicht viel Beachtenswertes zu bieten scheint. Aber wenn auch sein Dasein verläuft, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen, so ist er doch durch seinen Charakter und seine Begabung wie durch seine Beziehungen zu bedeutenden Männern seiner Zeit eine interessante und anziehende Persönlichkeit, die eine Betrachtung wohl verlohnt.

Es trifft sich merkwürdig, daß dieser Mann, der während seines Lebens zu keiner Zeit im Vordergrund gestanden hatte, zweimal der Gegenstand einer biographischen Darstellung geworden ist. Die Aufgabe, Sterlings Nachlaß herauszugeben und seinen Lebenslauf zu schildern, fiel nach Verabredung seinem Freund und Lehrer Julius Hare zu: 1848 ließ er demgemäß "John Sterling's Essays and Tales, with Life" in zwei Bänden erscheinen. Hare hatte aber seiner Stellung entsprechend — er war Geistlicher der Staatskirche — sein Thema, wenn auch klar und eingehend, doch etwas gar zu einseitig behandelt und Sterling wesentlich als Theologen betrachtet, was für den größeren Teil seines Lebens nicht zutraf. Gegen sein Verfahren erhob sich lauter und zum Teil erbitterter Widerspruch: man vermißte in der Charakteristik zu sehr die rein menschlichen Züge und fragte sich, ob Sterling es wohl verdient habe, "to be hung up as an ecclesiastic scare-crow,



as a target for heterodox and orthodox to practise archery upon". Jetzt hielt es Carlyle für seine Pflicht, dem toten Freunde gegenüber der Welt ein Bild von ihm zu entwerfen, das eher der Wirklichkeit entsprach, und man ist sich klar darüber, daß dies Bild ein frischeres, intimeres und zutreffenderes geworden ist als das von Hare gebotene. Seine Biographie, wirklich "a labour of love", das menschlichste unter seinen Büchern, erschien 1851[1]).

Wir wollen nun, ehe wir an die Betrachtung von Sterlings Werken gehen, seinen Lebenslauf verfolgen, dabei auch sein Verhältnis zu Goethe und Carlyle ins Auge fassen, einiges über seine religiösen und politischen Ansichten sagen und gelegentlich mit Benutzung später erschienener Werke verschiedene Ergänzungen und kritische Bemerkungen zu den beiden Biographien mitteilen.

Sterling kam im Jahre 1806 auf der Insel Bute an der Westküste Schottlands zur Welt, wo seine Eltern kurze Zeit sich aufhielten. Sie waren beide schottischen Geblüts, aber in Irland geboren und erzogen. Sterling war also von Herkunft ein Kelte, und es hängt zu viel an dieser Herkunft, als daß wir nicht dabei einen Augenblick verweilen müßten. Die guten Eigenschaften dieses Volksstammes zeigen sich später gerade bei ihm in hervorragendem Maße. "Their unquestioning courage, loyalty, gaiety, eloquence gave Sterling his brilliancy, which was saved from the faults that usually go with the artistic temperament by a delicate conscience and the controlling moral sense." So heißt es in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Emerson (S. 7).

Seine Erziehung war etwas ungeregelt, da seine Eltern öfters ihren Aufenthaltsort wechseln mußten. Die glücklichsten Tage seiner Jugend verlebte er auf dem Lande in dem Dorfe Llanbethian in Glamorganshire, von dem er uns eine liebevolle Schilderung hinterlassen hat (vgl. Carlyle S. 15—19). Seine weitere Erziehung erhielt er während eines Jahres in Paris, seit 1814 in London. Im Oktober 1824 war er soweit, daß er die Universität Cambridge beziehen konnte, wo er zunächst in das Trinity College eintrat, das er bald mit Trinity Hall vertauschte. Zu seinem Glück geriet er hier in einen Kreis hochstrebender und geistig regsamer Jünglinge hinein, von denen

---

[1]) Ich zitiere sie nach der *half-crown edition*.

die Mehrzahl sich später einen großen Namen gemacht hat. In Cambridge nannte man sie spottweise „die Apostel“, sie aber nahmen die Bezeichnung willig für sich an. Diesem Kreise, von dem Sterlings Biograph Hare gar nicht und Carlyle nicht ausführlich genug spricht, gehörten teils früher, teils später an: Tennyson (der hier seine ersten Gedichte vorgetragen haben mag), Hallam, John M. Kemble (bekannt durch seine angelsächsischen Studien), Spedding (der Herausgeber von Bacons Werken), Richard Monckton Milnes, als Dichter und Politiker hervortretend, Spencer Walpole (später Sprecher des Unterhauses), der Rechtsgelehrte Frederick Pollock u. a. m. Besonders nahe standen Sterling zwei unter ihnen: Frederick Denison Maurice, der Begründer der christlich-sozialen Bewegung, der später sein Schwager wurde, und Richard Chenevix Trench, der als Erzbischof von Dublin endete. Er war Verfasser mehrerer philologischer Schriften (English past and present: on the study of words); auch hat er an der Wiege des großen Oxforder Wörterbuchs gestanden (1857). Beiden blieb Sterling sein Leben lang in Freundschaft verbunden. Von dem Leben, das in dieser Gesellschaft herrschte, zeichnet uns Charles Merivale[1]) (nachmals Dechant von Ely, Verfasser einer römischen Geschichte) ein anschauliches Bild. Er sagt da u. a.: "Our common bond has been a common intellectual taste, common studies, common literary aspirations. We soon grew, as such youthful coteries generally, into immense selfconceit. We began to think that we had a mission to enlighten the world upon things intellectual and spiritual . . . . Coleridge and Wordsworth were our principal divinities, and Hare and Thirlwall were regarded as their prophets: or rather I should have put Shakespeare at the top of all, and I should have found a lofty pedestal for Kant and Goethe . . . . We lived in constant intercourse with one another, day by day, meeting over our wine or over our tobacco, but every Saturday evening we had a more solemn sitting, when each member of our society, about twelve in number, delivered an essay on any subject chosen by himself, to be discussed and submitted to the vote of the whole number. Alas, what reckless joyous evenings that were! What solemn things were said, pipe in hand: how much serious emotion was

[1]) Autobiography (1899), S. 80. Vgl. auch Milnes' Äußerungen in der Biographie von T. W. Reid I, 81/82.

mingled with alternate bursts of laughter: how much sentiment was mingled with how much humour. Kemble once said: 'The world is one great thought, and I am thinking it'".

Diese geistig so strebsame Schar von Studenten fand aber auch an der Hochschule tüchtige und wissensreiche Lehrer vor. Außer Whewell, dem Master des Trinity College — damals wohl der erste Mann in Cambridge — waren es vor allem die oben genannten Hare[1]) und Thirlwall, denen sie sich anschlossen. Hare hatte einen eigentümlichen Entwicklungsgang durchgemacht. Seine Eltern hatten sich aus Mangel an Mitteln auf den Kontinent zurückgezogen: so war er, ihr zweiter Sohn, 1795 in der Nähe von Vicenza geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in Bologna, wo die Eltern ihn und seine Brüder in der Obhut von Clotilda Tambroni, die dort an der Universität das Griechische lehrte, auf einige Zeit zurückgelassen hatten. In ihr verehrte er seine zweite Mutter. Den Winter 1804/5 verbrachte die Familie in Weimar, wo sie den Umgang von Goethe und Schiller sowie den des Herzogpaares genießen durfte. Dort lernte der geistig geweckte Knabe zuerst die deutsche Sprache und Literatur kennen und gewann ein Interesse an ihr, das sein ganzes Leben hindurch vorhielt. Von ihm wird noch später die Rede sein müssen. Nicht geringer war die Einwirkung Thirlwalls auf den Kreis dieser Studenten nach der Verehrung zu schließen, die ihm stets gezollt worden ist, wenn wir auch Zeugnisse über seine Lehrtätigkeit nicht besitzen. Beachtenswert ist das Interesse, welches beide Männer an der deutschen Literatur nahmen. Bereits 1820 hatte Hare Fouqués Sintram übersetzt; der Plan, die übrigen Werke des Dichters folgen zu lassen, blieb freilich unausgeführt. Folgenreich war die Übertragung von Niebuhrs römischer Geschichte, die beide Freunde von 1824—1828 unternahmen und die in England eine lebhafte Polemik entfesselte. Nicht minder bedeutsam wurde Thirlwalls Übersetzung von Schleiermachers Schrift über das Lukasevangelium, ungefähr das erste Anzeichen vom Eindringen der Bibelkritik in England, das natürlich auch sofort auf energischen Widerspruch stieß (Life of Maurice I, 453). Als der Berliner Theologe 1829 nach London kam, suchte Thirlwall seine Bekanntschaft, führte ihn in Cambridge ein und fuhr eigens nach

[1]) Vgl. über ihn Aug. J. C. Hare, memorials of a quiet life I, 191. II, 78 u. ö: ferner A. P. Stanley, Quart. Rev., Bd. 97.

London, um ihn dort predigen zu hören. Übrigens waren auch seine deutschen Interessen nicht ganz auf die Theologie beschränkt. Schon am 16. November 1821 schreibt er — und zwar auf Deutsch — an Bunsen, er habe sich mit großer Lust und größerem Nutzen auf das Studium der deutschen Literatur gelegt. „Tiecks Genovefa scheint mir das vollkommenste Gedicht, das in den neueren Zeiten irgend ein deutscher Schriftsteller hervorgebracht hat" (Letters literary and theological [1881] S. 60.) In demselben Jahre wie der erste Band der Niebuhrübersetzung erschienen von ihm zwei Novellen von Tieck (die Gemälde und die Verlobung) auf Englisch. Als er den Dichter 1839 in Dresden aufsuchte, konnte er aus dessen Mund Lob und Dank dafür entgegennehmen.

Es ist nicht zu verwundern, wenn von solchen Männern in der akademischen Jugend das Interesse für deutsche Dinge geweckt wurde. Bei Sterling sollte sich dies freilich erst später — wesentlich unter dem Einfluß von Carlyle — zeigen. Er hatte schon nach zwei Jahren die Universität verlassen, ohne sein Studium formell abgeschlossen zu haben. Über die Gründe zu diesem Schritt bleiben wir im Unklaren. Hare (s. 12 ff.) vermutet, daß der engbegrenzte Kreis der Studien ihm zu wenig Befriedigung gewährt habe, und daß er es vorzog, seine eigenen Wege zu gehen. Was sollte nun aus ihm werden? Zu der üblichen Laufbahn eines Theologen, Arztes oder Juristen fehlte ihm die Lust. Der parlamentarischen Karriere, zu der ihn sein Rednertalent zu bestimmen schien, stand seine schwache Gesundheit sowie seine Unfähigkeit zu ständiger, ausdauernder Arbeit im Wege. So finden wir ihn denn im Sommer 1828 in London zusammen mit seinem Freund Maurice, wo beide sich als Schriftsteller betätigten. Sie erwarben das kurz vorher begründete Athenaeum, in dem Sterlings erste literarische Versuche, u. d. T. "Shades of the dead" erschienen. Es sind dies eine Reihe von kurzen historischen Aufsätzen, Gestalten wie Alexander der Große, Jeanne d'Arc, Columbus u. a. behandelnd, noch ziemlich unselbständig, denn er gesteht offen, das Beste darin Maurice und Coleridge zu verdanken. Aber diese Tätigkeit als Schriftsteller füllt seine Zeit bei weitem nicht aus: er taucht in dem gesellschaftlichen Leben Londons unter, wobei das Haus seiner Eltern für ihn der Mittelpunkt war. Sein Vater nahm damals eine sehr angesehene Stellung ein: er verfaßte die Hauptleitartikel der *Times*, die viel beachtet wurden. Von leb-

haftem, ja stürmischen Temperament, das man beim Sohn wiedererkennt, bildete er den Mittelpunkt eines großen Kreises. Carlyle gibt von ihm eine meisterhafte Charakteristik (S. 208 ff.). Die Mutter scheint mehr eine stille, sinnige Natur gewesen zu sein; von ihr wird Sterling das Zarte, Liebenswürdige in seinem Wesen geerbt haben. Auch außerhalb des Hauses machte er wertvolle Bekanntschaften, vor allem die von John Stuart Mill, dem er sein Leben lang eng befreundet blieb. Sie trafen sich zuerst in einem Debattierklub, über den Mill in seiner Selbstbiographie (S. 125 ff.) berichtet. Der Mehrzahl nach waren die Mitglieder Liberale von verschiedener Richtung, die im öffentlichen Leben nachmals eine Rolle gespielt haben: Macaulay, Bulwer und sein Bruder, dann Thirlwall, von dem Mill erklärt, er habe nie einen besseren Redner gehört, ferner Praed. Wilberforce und manche anderen. Die Tories waren schwächer vertreten, doch ist unter ihnen wenigstens der Faustübersetzer Hayward zu nennen. Als dritte Partei traten nun im Winter 1828/29 Maurice[1]) und Sterling hinzu. Auch sie waren entschiedene Liberale, aber den anderen darin entgegengesetzt, daß sie die utilitarische Richtung, der auch Mill damals noch angehörte, scharf bekämpften. Sie vertraten die modernen Ideen der durch ganz Europa gehenden Reaktion gegen die Philosophie des 18. Jahrhunderts (Mill a. a. O. S. 128). Von den beiden Freunden war nach Mills Ausdruck "Maurice the thinker, Sterling the orator". Mill zog sich bald aus diesem Kreise zurück, die Beziehungen zu Sterling, von dem er stets im wärmsten Tone spricht, hörten aber darum nicht auf (a. a. O. S. 154). Er rühmt dessen ehrlichen, offenen Charakter, seine Wahrheitsliebe im Großen wie im Kleinen, seine vornehme Art, die ihn seine eigene Überzeugung ebenso lebhaft verfechten ließ, wie sie ihn dazu trieb, seinen Gegnern gerecht zu werden, sein Pflichtbewußtsein und seine Begeisterung für die Freiheit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mill auf die politischen Ansichten seines Freundes sehr stark eingewirkt hat; bezeugt er doch selbst, daß ihre Ideen im Laufe der Zeit sich immer mehr einander genähert hatten (S. 156). Bedauerlich bleibt nur, daß Hare so gut wie gar nicht und Carlyle gar zu wenig von dieser Freundschaft Notiz nehmen: jener nicht, weil ihm Mill schon wegen seiner religiösen Stellung antipathisch sein mußte, dieser

---

[1]) Vgl. Mills Brief in *Life of F. D. Maurice* I, 75.

nicht aus einer Art von Eifersucht und wegen der Entfremdung, die durch seine eigene Schuld zwischen ihm und Mill eingetreten war (vgl. Garnett, Life of Carlyle S. 139).

Daß Sterling in dem Leben und Treiben der großen Gesellschaft nicht aufging, dafür haben wir einen Beweis an seinem Verhältnis zu Coleridge, das sich jetzt anbahnte. Wie auf die Mehrzahl der jungen Generation machte der Dichterphilosoph von Highgate auf Sterling den tiefsten Eindruck, der auf lange Zeit für sein Fühlen und Denken bestimmend blieb (Brandl, Coleridge S. 404). Um dieselbe Zeit hatte er auch Wordsworth kennen gelernt und spricht von ihm in einem längeren Brief an seinen Freund Trench voller Verehrung und Bewunderung (Letters and Memorials of R. Ch. Trench I, 8). Er kontrastiert ihn und Coleridge sehr geschickt und sagt da: "Coleridge is the philosopher in conversation by being *all* philosopher, and Wordsworth by not affecting to be it all. The conversation of the latter springs from and is coloured by the immediate circumstances, is full of observation and kindliness and refers to the people he is among. Coleridge, without much attention to time or place, pours out his mind in reflection, and it is only marked by particular circumstances or facts, inasmuch as it seems habitually to have absorbed the outward world into its own substance." So oft es ihm möglich war, wanderte er nach Highgate hinaus und lauschte den Lehren des Philosophen. Von den Gesprächen, die er mit Coleridge führte, hat er leider nur eines ausführlich aufgezeichnet (vgl. Hare S. 16ff.). Dies Gespräch springt, wie es natürlich ist, von einem Gegenstand zum anderen über, oft ohne deutlichen Zusammenhang. Es geht aus von einem Bildnis Luthers – "the dear Hero", wie auch Coleridge ihn nannte — es folgt eine Abhandlung über Landschaftsgärtnerei aus Anlaß der Bemerkung eines der Anwesenheit über die schöne Lage von Highgate. Er spricht dann über den Gegensatz von Grund- und Kapitalbesitz und dessen Einfluß auf die Zustände im Volke; gegen die sozialen Mißstände empfiehlt er als Heilmittel den Freihandel in Getreide sowie die zwangsweise Auswanderung eines bestimmten Anteils der Bevölkerung. Dann beklagt er es, daß die Regierung zu wenig für die kirchlichen Bedürfnisse des Landes tue, und wendet sich einer Betrachtung über den antiken Gottesbegriff und die Rolle der Priester im allgemeinen zu, von denen er behauptet, daß durch ihr Wissen und unter ihrer Führung erst

die Eroberung fremder Länder erfolgt sei: Interessanter noch als diese z. T. anfechtbarem Ausführungen ist die Schilderung, die Sterling von Coleridges Äußerem und seinem Wesen gibt. Er sagt da u. a.: "Mr. Coleridge is not tall and rather stout: his features, though not regular, are by no means disagreeable; the hair quite grey, the age and forehead very fine . . . His manner and address struck me as rather formally courteous ... He speaks perhaps rather slowly, but never stops and never even hesitates. There is the strongest appearance of conviction, without any violence in his manner. His language is sometimes harsh, sometimes careless, often quaint, almost always drawn from the fresh delicious fountains of our elder eloquence". Er erzählt dann weiter, daß er drei Stunden in seiner Gesellschaft verbracht habe, wobei Coleridge, wie bei ihm üblich, den größten Teil der Zeit das Wort führte. Bemerkenswert ist noch ein Satz des Berichts: "It is painful to observe in Coleridge, that with all the kindness and far-seeing intelligence of his eye, there is a glare in it, a light half unearthly, half morbid. It is the glittering eye of the *Ancient Mariner*"[1]).

Um diese Zeit spielt sich in Sterlings sonst so ruhig verlaufenden Leben eine etwas aufregende Episode ab. Er war mit dem General Torrijos bekannt geworden, der in London als Haupt der spanischen politischen Flüchtlinge lebte. Sterling hatte schon zugleich mit seinen Freunden die Notleidenden in jeder Weise unterstützt. Nun tauchte bei diesen der Plan einer Invasion in Spanien auf mit dem Zweck den schlechten und unfähigen König Ferdinand VII. zu stürzen und dem unglücklichen Lande die Freiheit wiederzugeben. Der Versuch einen solchen Monarchen zu beseitigen schien aussichtsvoll und verdienstlich. Leider wurde er nur von einer kleinen Schar mit unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzt, die überdies im Lande keine Unterstützung fand. So kam denn, was kommen mußte: Torrijos wurde mit seinen Anhängern von den Regierungstruppen gefangen und auf dem Marktplatz von Malaga erschossen. Sterling hatte an dem Zuge selbst teilnehmen wollen, war aber auf Wunsch des Generals mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit zurückgeblieben. Gerade in diesen Tagen verlobte er sich mit der Schwester eines Freundes, ein Grund mehr in

[1]) Ähnlich äußern sich hierzu Emerson und Harriet Martineau pvgl. Campbell, Einleitung zu "The poet. works of S. T. Coleridge", (. CXX). Vgl. auch einen Aufsatz in Fraser's Magazine 37, 189.

England zu bleiben. Die Hochzeit fand im November 1830 statt. Bald danach gestaltete sich seine Gesundheit so ungünstig, daß es ihm nötig schien ein wärmeres Klima aufzusuchen. Er siedelte nun nach der Insel St. Vincent über, wo seiner Familie durch Erbschaft eine Zuckerplantage zugefallen war, die er jetzt verwalten sollte. Hier ereilte ihn die Nachricht von dem tragischen Ende seiner spanischen Freunde, und es ist begreiflich, wie niederschmetternd sie auf ihn wirken mußte. Man durfte später nie in seiner Gegenwart davon sprechen, und wir werden noch sehen, welchen Einfluß sie auf sein inneres Leben hatte. Es ist aber wohl ein Irrtum von Carlyle, wenn er von diesem Ereignis eine neue Periode in Sterlings Leben datiert: diese Wendung war doch schon vorher durch den Ortswechsel, den Eintritt in eine neue Umgebung und einen anderen Interessenkreis, durch dte Loslösung von Familie und Freunden erfolgt. Länger als fünfzehn Monate hielt er es indessen in Westindien nicht aus, zumal da seine Frau unter dem Tropenklima sehr zu leiden hatte: im August 1832 ist er wieder in England. Von nun an ist sein Leben ein fortgesetzter Kampf gegen die verheerende Krankheit, der er schließlich zum Opfer fällt. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Bonn, wo er hauptsächlich theologische Studien treibt; leider erfahren wir über seinen Aufenthalt dort nichts Näheres[1]). Hier trifft er mit seinem Freund und Mentor Hare zusammen und entschließt sich auf dessen Zureden ein Amt in der Staatskirche anzunehmen. So trat er im Herbst 1834 die Stelle als Hilfspfarrer bei Hare zu Hurstmonceaux an der Küste von Sussex an. Mit dem regsten Eifer widmete er sich den neuen Pflichten und strebte dabei dem Vorbild des Apostels Paulus nach (Hare S. 50). Zu seinem Amtsgenossen stand er im glücklichsten Verhältnis, und dieser spricht selber von der Freude, die es ihm gewährte einen solchen Mitarbeiter zu haben. Für Sterling war es von großer Bedeutung, daß ihm die Bibliothek des Pfarrherrn stets offenstand. Das ganze Haus war eigentlich eine große Büchersammlung; diese enthielt gerade an deutscher Literatur alles irgendwie Bedeutende, jedenfalls mehr als in Oxford oder Cambridge zu finden war (vgl. Quart. Rev. 97, 8). Hier war es nun, wo Sterling die in Bonn angefangenen Studien in der deutschen Theologie fortsetzte, und

[1]) Das Exemplar seiner Gedichte auf der hiesigen Staatsbibliothek enthält eine handschriftliche Widmung an den Philosophen Christ Aug. Brandis, mit dem er also verkehrt haben muß.

wir werden bald sehen, daß sie bei ihm ganz andere Folgen hatten als bei Hare. Seine Tätigkeit als Geistlicher dauerte übrigens nicht länger als acht Monate. Seine Gesundheit war den Anstrengungen des Amtes nicht gewachsen; ein Hauptgrund aber für sein Fortgehen waren religiöse Zweifel, die ihm aufgestiegen waren und die an anderer Stelle zu behandeln sind. Es war überhaupt ein Mißgriff, daß er sich diesem Beruf zugewandt hatte; Carlyle tadelt ihn deshalb mit Recht (er nennt es "a rash, false, unwise step" und spricht von "clerical aberration" und "theosophic moonshine": S. 92).

Sterling war von dieser Zeit an genötigt seines Lungenleidens wegen den Winter in einem südlichen Klima zuzubringen, und diesem Umstand ist es zu verdanken, daß er zu literarischer Produktion mehr als früher Gelegenheit fand. So verweilt er zunächst mehrere Monate in der Nähe von Bordeaux, wo er das Schloß von Montaigne besucht, später in Madeira und zweimal in Italien; dort genießt er die Kunstschätze in vollen Zügen und schreibt begeisterte Briefe nach Hause, was Carlyle, der für solche Dinge wenig Sinn hatte, mißbilligend erwähnt (S. 145, 153). Zuletzt lebt er in Südengland und zwar in Falmouth, wo er mit der gastfreundlichen Quäkerfamilie Fox viel verkehrte und auch mit seinem Freund Mill wieder zusammenkam. Nachdem er noch den Schmerz erfahren, innerhalb weniger Tage seine Mutter und seine Frau zu verlieren, starb er im September 1844 zu Ventnor auf der Insel Wight. Er hatte nur ein Alter von 38 Jahren erreicht.

Was ist nun die literarische Ausbeute dieses allzukurzen Lebens? Sterling hat einen Band Gedichte, einen Roman, einige Erzählungen in Vers und Prosa, ein Drama, endlich eine Reihe von Aphorismen hinterlassen. Über vieles müssen wir kurz hinweggehen, da uns ein Teil seiner Werke unzugänglich ist und wir uns für diese auf das Urteil seiner Biographen verlassen müssen. Was seine Lyrica angeht, so ist über sie nur zu sagen, daß es ihnen im ganzen an poetischer Kraft, Wärme und Originalität gebricht. Er moralisiert zu viel, und wie er Menschen schildert, werden sie uns nicht lebendig. Sein längstes und anspruchsvollstes Gedicht "The Sexton's Daughter", eine Erzählung aus dem kleinbürgerlichen Leben, ist, wie man schon früh erkannte, bloß ein Abklatsch von Wordsworth. Ein anderes Gedicht hat für uns ein spezielles Interesse: es ist die Ballade "the Lady of the Castle", Nachahmung eines Gedichts

von Fouqué (die Belagerung von Ancona: Gedichte, Bd. 3 [1818], S. 261). Bei einem anderen Gedicht stellte sich eine solche Ähnlichkeit mit einem Uhlandschen heraus, daß Sterling es unterdrückte (Hare S. 109). — Über Sterlings Roman 'Arthur Connigsby' (1833) urteilt Carlyle (S. 83) im ganzen nicht ungünstig. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der ähnlich wie der Verfasser mit radikalen Ideen erfüllt sich ins Leben hineinstürzt, dabei innerlich Schiffbruch leidet und endlich im Schoße der Kirche den Frieden findet, den Sterling auch für sich erhofft hatte. Der Held des Romans ist dabei stark unter dem Einfluß von Coleridges Ideen, ohne daß dieser ausdrücklich genannt wird. Das Buch wurde vom großen Publikum ebensowenig beachtet wie Sterlings Drama "Strafford"[1]), ein Stoff, an dem ja auch Brownings Kunst gescheitert ist. Nach Sterlings Auffassung geht Strafford daran zugrunde, daß er einen humanen Absolutismus in einem Lande herzustellen strebte, das nur für ein parlamentarisches Regiment sich eignete. Alle ehrlichen Leute standen ihm entgegen und kämpften nach seinem Tode auch gegen den König. Straffords Anhänger waren gerade die wertlosesten, die ihn in der Stunde der Gefahr verließen. Strafford ist nach des Verfassers Anschauung ein Charakter von dem Typus eines Alba, Wallenstein oder Napoleon, eine Auffassung, die von seinen Freunden nicht geteilt wurde, so geneigt sie waren das Gute in dem Drama anzuerkennen[2]).

Wir kommen jetzt zu zwei Werken von Sterling, die einer ganz anderen Gattung angehören und etwa die Richtung anzeigen, nach der seine Begabung lag. Carlyle bezeichnet sie als "mock-heroic poems", wie ich glaube, mit Unrecht. Sie sind es schon deshalb nicht, weil Sterling nach Carlyles eigenem Zeugnis wenig Talent für Humor und Satire besaß. Er sagt von ihm (S. 112): "Of *wit* he had plenty and did not abuse his endowment that way, being always fundamentally serious in the purport of his speech: of what we call *humour* he had some, though little: nay, of real sense for the *ludicrous* in any form, he had not much for a man of his vivacity". Man könnte die fraglichen Gedichte genauer epische Erzählungen mit einem leichten satirischen Einschlag nennen. Das erste ist "The Election, a poem in seven books" (1841). Carlyle gibt Auszüge daraus

[1]) Vgl. Hare S. 161ff.; Carlyle S. 205.

[2]) Vgl. Froude, Carlyle's Life in London, I. 245 (he could find no true image of Strafford there).

und rühmt es nach Gebühr. Er schildert die Vorgänge bei einer Parlamentswahl; in dem einen Kandidaten haben wir Sterling selbst zu sehen, dem ein typischer Landjunker gegenübersteht. Dieser ist der Sieger bei der Wahl, während der Unterlegene die schöne Braut heimführt, um die der andere sich beworben hat. Manches ist darin noch unreif, vieles dagegen scharf gesehen und mit Glück wiedergegeben.

Viel bedeutsamer für Sterlings dichterische Entwicklung ist das zweite Gedicht "Cœur de Lion". Dies sollte sein *magnum opus* werden, das Beste, was er geben konnte und wonach er beurteilt zu werden wünschte. Sein Plan war die Erziehungsgeschichte eines Menschen darzustellen, ihn durch die Wechselfälle seines Lebens zu begleiten und aus der rauhen Schale den echten Kern seines Wesens hervorwachsen zu lassen (Hare S. 197). Sterling schreibt darüber an Carlyle: "It is becoming an Odyssey with a laughing and Christian Achilles for hero". Sterlings Richard ist keineswegs die vom Schimmer der Romantik umflossene Gestalt, die uns geläufig ist; er stellt ihn vielmehr hin als "a Christian man, who therefore loved the Saracens to throttle, a boon companion too and partisan of all whose watch-word was: Sirloin and Bottle". Die Form ist die der ottava rime, aber nicht etwa nach dem Vorbild von Byron und Hookham Frere, sondern, wie schon Hare richtig gesehen hat, nach dem Muster von Ariosto. Sterlings Tod hat den Abschluß des Ganzen verhindert; acht Gesänge sind fertig geworden, davon sind die beiden ersten in Frasers Magazine Bd. 39 (1849) abgedruckt, was Carlyle übersehen hat. Der Rest war wohl nicht druckreif. —

Es wäre voreilig über das uns Vorliegende ein endgültiges Urteil zu fällen. Nur so viel läßt sich sagen: es ist ein Roman voll bunter Abenteuer, der seine Anregung vielfach aus der Schauerromantik holt, mit deren Requisiten er arbeitet. Was die Form betrifft, so ist ein Fortschritt den früheren Dichtungen gegenüber unverkennbar; die Strophen rollen leicht und glatt dahin. Von Humor ist freilich, wie oben bemerkt, keine Spur zu entdecken.

Haben wir bei diesem Überblick über die dichterischen Erzeugnisse Sterlings wenig Originelles entdecken können, so gilt nicht das Gleiche von seinen Prosaschriften, die viel mehr Charakteristisches von seinem Wesen und seiner Denkweise offenbaren. Nur die wichtigsten Aufsätze können hier behandelt

werden. Während seines Aufenthalts bei Bordeaux schrieb er für die von seinem Freunde Mill redigierte Westminster Review einen Essay über Montaigne (Jahrg. 1837, dann in Essays and Tales I, 129).

Man erhebt sich von der Lektüre des Montaigneessays mit einem gewissen Gefühl der Unbefriedigtheit, so gute und scharfsinnige Gedanken er auch im einzelnen enthält. Zunächst dauert es etwas lange, bis der Verfasser zur Sache kommt, dann ist es die Überfülle der Ideen, die Hand in Hand geht mit einer öfters wahrnehmbaren Unklarheit.

Ähnliches wie von diesem Aufsatz gilt von dem über Carlyle, der wohl Sterlings bedeutendste schriftstellerische Leistung darstellt[1]), (gedruckt in der Westminster Review 1839, danach Essays and Tales I, 252—381). Es ist kaum möglich von dem reichen Inhalt dieses sehr umfänglichen Aufsatzes in kurzen Zügen einen Begriff zu geben; wir müssen uns damit begnügen ein paar Hauptpunkte hervorzuheben.

Über die Einleitung schreibt ihm Mill: "If I have a fault to find with your introduction, it is . . . that it gives an account of the transcendental part (if I may so call it) of Carlyle's opinions in somewhat too transcendental a manner, and not interpreting his views in language intelligible to persons of opposite schools will scarcely serve to recommend them to any" (Letters of J. St. M., S. 112). Sterling gibt zur Einführung eine gute Übersicht über Carlyles Weltanschauung in dreizehn Leitsätzen. Gebührenden Nachdruck legt er auf sein Verhältnis zur deutschen Literatur und Philosophie. Ihr Hauptgedanke ist nach seiner Auffassung der, daß das menschliche Leben und das ganze Weltall Manifestationen einer höheren Idee sind, die überall in der Wissenschaft und vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, in der göttlichen Offenbarung sichtbar wird. Diese Idee näher zu bestimmen und sie als Quelle unseres Seins und Denkens zu erweisen ist das Hauptproblem für die großen Philosophen von Kant bis Hegel. In dieser Beziehung ist Carlyle mit den Deutschen ganz einig, indessen kann er mit keinem der Genannten verglichen werden. Sein Ziel ist es nicht zu wissen, sondern zu leben, d. h. mannhaft zu kämpfen und das Höchste zu leisten, dessen wir fähig sind. Also auf praktisches Wirken kommt es ihm zuerst an; das Schöne muß

---

[1]) Vgl. A. Bain, Life of J. St. Mill, S. 50.

dahinter zurückstehen, das Wahre hat nur insofern Wert, als es auf den Charakter und den Willen des Menschen Einfluß übt. Bei Carlyle sind die Klarheit des Blicks, der das Bleibende erkennt, und die Wärme des Gefühls, womit er es umfaßt, der Hauptcharakterzug; nicht minder lebhaft ist sein Haß gegen Trug, falsche Rhetorik und Sentimentalität. Daher sein besonderes Interesse für Männer, die tapfer für ihre Ideale eingetreten sind und deren Wesen uns zu schildern ihm am besten gelingt. — Ein besonderer Abschnitt ist Carlyles Humor gewidmet. Das Ergebnis lautet, "that there is in Mr. Carlyle as in Jean Paul ... a share of tumultuous abruptness and of gloomy spectral fervour, which increases the significaney of his words, while it removes them from the ideal of poetic roundness and delicacy". Nachdem er noch den Stil Carlyles eindringend behandelt hat, geht er zu dessen einzelnen Werken über und zwar zunächst zu der Sammlung kritischer Aufsätze, insbesondere zu zweien über Goethe (es waren freilich schon fünf davon erschienen). Entgegen allen Angriffen und Mißdeutungen, denen das Andenken des Dichters in England ausgesetzt war, betont er Carlyles hohes Verdienst um richtige Wertung und klare Erkenntnis seiner allumfassenden Bedeutung. An Carlyles Schriften müsse künftig jeder anknüpfen, der über Goethe mitreden will. Sterling bespricht dann noch mehr oder weniger ausführlich die anderen Essays. Im Anschluß daran werden noch zwei Bücher behandelt: "Sartor Resartus" und die „Geschichte der französischen Revolution". Was das erstere angeht, so interessiert uns vornehmlich ein weit ausgeführter Vergleich zwischen den Ansichten von Goethe und Prof. Teufelsdröckh. Goethe bezeugt überall die Achtung vor dem Gewordenen, vor der Autorität, Teufelsdröckh ist instinktmäßig erbittert gegen alles, was Menschenwerk heißt. Er erkennt den Pfad, der von der Vergangenheit in die Zukunft führt, aber da, wo er gerade steht, kann er keine Spur von ihm entdecken. Goethe kümmert sich wenig um die Vergangenheit und gar nicht um die Zukunft, dafür wirkt er kräftig und freudig in der Gegenwart[1]). In der Besprechung der "French Revolution" verdient der energische Protest Erwähnung, den Sterling gegen Carlyles Versuch erhebt

---

[1]) Man denkt hier an seinen bekannten Spruch: „Liegt dir gestern klar und offen, wirkst du heute kräftig frei: darfst auch auf ein Morgen hoffen, das nicht minder glücklich sei."

die Septembermorde, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch den Abscheu des Lesers gegen eine solche Brutalität abzuschwächen. Da wirft er ihm mit Recht "ill-timed and poorly imagined sophistry" vor und nennt diese Äußerung "wretchedly perverse". Gegen den Schluß hin kommen anläßlich eines Vergleichs zwischen Luther und Carlyle einige Stellen vor, die auch bei Sterlings Freunden Anstoß und Befremden erregten, die aber für seine innere Entwicklung von großer Bedeutung sind. Er setzt da aneinander, wie die Wissenschaft jetzt das Recht in Anspruch nimmt zu bestimmen, welche Prämissen sie zulassen will, uneingeschränkt von den Beschlüssen der Konzilien und Theologen. Sie läßt der Religion die ihr zukommenden Rechte, verlangt aber für sich nur die Festsetzung dessen, was für den Aufbau des Wissens wesentlich ist. Auf diesem Standpunkt steht eben Carlyle, während Luther zwischen Vernunft und Autorität schwankt. Es ist der alte Konflikt zwischen Glauben und Wissen, der so lange die Geister erregte und der für Sterling durchaus nicht im Sinne der Orthodoxie entschieden ist. Der Schlußgedanke des Aufsatzes lautet: es gibt keine glücklichere und reinere Verbindung zwischen Menschen als Verständnis und Ehrfurcht für das, was wahrhaft weise und schön ist, denn auch dies ist Religion: ein Wort, das als Motto für das Ganze dienen könnte. – Das Meiste, was wir aus Sterlings Essay erfahren, ist uns heute keine Neuigkeit mehr. Auch war ein abschließendes Urteil über Carlyle damals noch nicht möglich, da manche seiner wichtigsten Schriften, zumal die sozialpolitischen, erst später herauskamen. Aber es gehörte Mut und Überzeugungstreue dazu einem noch wenig bekannten, und wo er bekannt war, vielbefehdeten Autor zur Seite zu treten, und dafür gebührt Sterling ebensoviel Ehre wie für seine offenherzige Kritik dem Freunde gegenüber, wo er dessen Irrtümer und Einseitigkeit bekämpft.

Über den letzten hier zu erwähnenden Aufsatz können wir uns kurz fassen. Er trägt den Titel: Characteristics of German Genius (gedruckt in der Foreign Quarterly Review von 1842, dann E. & T. I, 382) und bezieht sich auf ein Buch von Mrs. Sarah Austin (Fragments of German Prosewriters). Auch sie gehörte zu Carlyles Kreis (vgl. Mutschmann, N. Spr. 37, 344), und Sterling war mit ihr eng befreundet. Hier tritt uns sein Enthusiasmus für Deutschland (that modern Holy-Land) aufs deutlichste entgegen; die deutschen Dichter sind nach

seiner Ansicht denen der Griechen ähnlicher als die irgend einer anderen Nation. Dann behandelt er etwas umständlich, wie es seine Art ist, die Entwicklung der neueren europäischen Literaturen bis zur deutschen hin, welche die Krone und den Abschluß des Ganzen bildet. Danach fragt er: was ist der spezifische Charakter der deutschen Autoren in den letzten Jahrzehnten? Ist es ihre Einfachheit und Schmucklosigkeit? Ist es die Wärme und Fülle des Gefühls? Ist es ihr Mystizismus oder dessen Gegenteil, die Reflexion? oder in weiterem Sinne der Schatz ihres Wissens? Kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir ihre Bildung, ihre geistige Kultur als das Bezeichnende ansehen? Alles dies trifft nur bedingt zu, ist aber keine genügende Antwort. Allein es gibt eine Eigenschaft im Menschen, welches alles dies in sich schließt: er nennt sie "earnestness of heart", der feierliche Ernst, die Ehrlichkeit und Überzeugungstreue. Mit diesem Ernst verbindet sich ein Gefühl für Freiheit, die man dahin versteht, daß der einzelne größere Pflichten, als ihm die Allgemeinheit zumuten würde, freiwillig auf sich nimmt und endlich ein Gefühl für Menschenwürde, das die deutschen Dichter, Philosophen und Historiker gleichmäßig beseelt.

Gedanken wie die oben entwickelten lagen den Höchstgebildeten des damaligen England nicht fern, und zweifellos hat Carlyle das Seinige getan, um sie bei seinem jungen Freunde zu nähren. Man würde indessen fehlgehen, wenn man sagen wollte, Sterling sei ein Schüler oder gar ein Nachtreter von Carlyle gewesen. Dazu war er geistig viel zu selbständig, und Carlyle gesteht dies in seinem Buche ohne weiteres zu. Die beiden hatten sich zum erstenmal im Februar 1835 bei Mill getroffen und sogleich Gefallen aneinander gefunden, so daß sich bald ein intimer Verkehr zwischen ihnen entwickelte. "Identity of sentiment, difference of opinion" ist gleichsam das Leitmotiv, die Grundlage, auf der sich ihre Freundschaft aufbaute. Meinungsverschiedenheiten müssen sich öfters ergeben haben; hätte sonst Carlyle von ihm als "the stiff gainsayer" gesprochen (S. 169) oder seine "stubbornness of opposition" beklagt? Vor allem scheint Carlyles Theorie von "Might and Right" seinen Widerspruch erregt zu haben. In politischen Dingen stand ihm nämlich Sterling ziemlich schroff gegenüber; anders war es freilich auf religiösem Gebiet. In London kam er unter den Einfluß von Coleridge. „Dieser[1]) hatte gründliche Studien in

[1]) Vgl. Pfleiderer, Die Entwicklung der protestant. Theologie etc., S. 391 ff.



der deutschen Philosophie gemacht und hatte durch Vermittlung des philosophischen Idealismus die Versöhnung mit dem kirchlichen Glauben gefunden. Jetzt lehrte er: das Christentum ist nicht Theorie und nicht gelehrte Spekulation, sondern das Leben selber. Der Glaube sollte sich nicht mehr auf Autorität, sondern auf das ideale Wesen des menschlichen Geistes begründen und als die Vollendung der menschlichen Vernunft zu verstehen sein." Diese Grundsätze lehrt Coleridge in den wenige Jahre zuvor publizierten "Aids to Reflection", die sozusagen die Laienbibel für das junge Geschlecht wurden. "To Coleridge — schreibt noch 1836 Sterling an Hare — I owe *education*. He taught me to believe that an empirical philosophy is none, that Faith is the highest Reason, that all criticism, whether of literature, laws or manners, is blind, without the power of discerning the organic unity of the subject". Wie stark Coleridge auf ihn gewirkt hat, ersieht man aus seinen oben erwähnten Erstlingsarbeiten im Athenaeum, desgleichen aus seinem Roman "Arthur Coningsby", von dem auch schon früher die Rede war (S. 8). In ihm gewahren wir wie in einem Spiegelbild Sterlings eigenen Lebenslauf: das war der Weg, den er in den nächsten Jahren selbst gehen sollte. Es kamen aber noch andere Umstände hinzu, die ihn auf diesen Weg drängten. Wir wissen, wie tief ihn der Tod von Torrijos erschüttert hatte: er mochte sich (wenn auch mit Unrecht) der Mitschuld zeihen, weil er ihm nicht von seinem Vorhaben abgeraten hatte. Dann hatte er auf St. Vincent einen furchtbaren Orkan erlebt; wie durch ein Wunder war er mit seiner Frau und dem neugeborenen Kinde dem Tode entgangen. Gerade dies Ereignis bewirkt in ihm eine Steigerung und Vertiefung des religiösen Empfindens, von jetzt an nehmen seine Studien zusehends eine theologische Richtung an. Damals schreibt er an einen Freund: "Disciplined by many grave events and not, I trust, unguided by the Holy Spirit, I have begun of late to read the Bible with diligence and unfailing interest, and have in some degree learnt by experience the power and advantage of prayer" (Hare S. 46). In diesem Geiste tritt er an seine Studien in Bonn heran, und so wird es Hare ein Leichtes, ihn für den Kirchendienst zu gewinnen. Aber darf man nicht annehmen, daß gerade seine Beschäftigung mit der deutschen kritischen Theologie auch die ersten Zweifel in ihm hat laut werden lassen? Wenn er dann bald sein Amt wieder aufgibt, so haben neben der Rücksicht

auf seine Gesundheit diese Dinge doch stark mitgesprochen. Inzwischen setzt er seine Studien in der deutschen Theologie fort, versenkt sich in Schleiermachers Sittenlehre und Predigten sowie in Tholucks Schriften, dessen Buch „von der Sünde und vom Versöhner“ er übersetzt. Im November desselben Jahres muß Hare (S. 94) feststellen: "The line of his studies was such as to estrange him more and more from the theological and ecclesiastical opinions of our church". Um diese Zeit schreibt Sterling: "I feel no pleasure, but great pain, in differing from so many of the wisest and holiest of my countrymen, but I dare not lie for God". Wie genau stimmt dies zu der sittlichen Forderung, die Carlyle aufstellt (a. a. O. 92): "What is incredible to thee, thou shalt not at thy soul's peril attempt to believe! Elsewhither for a refuge or die here. Go to Perdition if thou must, but not with a lie in thy mouth; by the Eternal Maker, no!" Bald geht Sterling noch weiter. Er liest das Leben Jesu von D. Fr. Strauß und ist geneigt, trotz einiger kritischer Vorbehalte ihm zuzustimmen. Gerade wie im Falle von Carlyle (vgl. übrigens dessen Brief vom 14. Juli 1841 über "Anti-Straussism": New letters I, 238) hielt er es für loyal und pflichtgemäß, einem Manne beizuspringen, gegen den sich so viele z. T. giftige Angriffe richteten. Es ist aber klar, daß damit sein Abfall von der Kirche besiegelt war. Er endet wie sein Freund Carlyle in einer Art vagem Theismus und undogmatischem Christentum. Wieweit Carlyle zu diesem Resultat beigetragen, läßt sich schwer feststellen. Er selbst hatte ja schon früh dem Glauben seiner Jugend entsagt (Life in London I, 13), und es lohnt sich, eine Briefstelle aus dem Jahre 1837 anzuführen (a. a. O., S. 130), wo er Sterling anredet: "But on the whole, John, what a belief thou hast in the devil! I declare myself an entire sceptic in that faith .... Worse blasphemy I could not readily utter." Ansichten, wie er sie in der Biographie (z. B. S. 85) ausspricht (religion is not a doubt, it is a certainty) werden auch Sterling beeinflußt haben. Wo diese Sicherheit fehlt, muß man den Kirchenglauben entschlossen fahren lassen.

Auch nach einer anderen Richtung hin ist Carlyles Einfluß auf seinen Freund unleugbar, nämlich in dessen Verhältnis zu Goethe. Hierüber hat bereits J. M. Carré in der «Revue germanique» (Bd. X, 314) das Nötigste gesagt, doch läßt sich immerhin einiges hinzufügen. Sterling steht zunächst auf dem

Boden des allgemein englischen Vorurteils, Goethe sei "a great intellect with a depraved heart." Diese Anschauung findet ihren dichterischen Ausdruck in seiner Novelle "The Onyx Ring" (entstanden auf Madeira 1837/38, gedruckt in Blackwoods Magazine 1838, dann in E. & T. II, 394 ff.). Hier tritt uns die Gestalt des Dichters Walsingham entgegen, zu der eben Goethe Modell gestanden hat, wenigstens wie Sterling ihn sich vorstellte. Danach ist Walsingham ein Mann mittleren Alters, von feinem, ruhigen, gedankenvollen Äußeren, weniger wohlwollend als würdevoll und selbstbewußt. In der Unterhaltung ist er schlagfertig und allseitig interessiert: man empfängt von ihm den Eindruck höchster geistiger Begabung und hört ihn Gedanken aussprechen, die man selber nie geahnt hat. Aber es umgibt ihn doch eine gewisse Kühle, und gerade dadurch hat er wohl die Kraft, Leute, die ihm sympathisch sind, besonders Frauen, an sich zu fesseln. Alles, was erhaben, ernst oder schmerzlich ist, weiß er sich fernzuhalten, nur die klaren und abgerundeten Formen der Schönheit sind der Gegenstand seiner Kunst, der zu gefallen er viele sittliche Übel und herzlosen Egoismus zu übersehen geneigt ist (a. a. O. 413). Weiterhin heißt es "the cold, far-glancing, many-sided, self-idolizing, consummate artist" (E. u. T. 512), und, um dem Leser vollends jede Sympathie für ihn zu rauben, wird in einem Brief über ihn berichtet, daß er ein Mädchen, mit dem er einst ein Liebesverhältnis unterhalten und das einige seiner schönsten Gedichte inspiriert hatte, verlassen hat, um nach Italien zu gehen. Er hat nicht einmal Abschied von ihr genommen, da er peinliche Szenen nicht liebt und ihr nur empfohlen, sich in der Kunst lithographischen Zeichnens zu üben, für die sie Talent zu haben scheint. Einige Züge des Bildes mögen ähnlich sein, im Ganzen nähert es sich doch einer Karikatur und verdient den Tadel, den Carlyle ausgesprochen hat (S. 111: Goethe . . . . as some absurd, high-stalking, hollow play-actor or empty ornamental clock-case of an Artist). In einem Briefe aus Madeira gesteht er (16. Nov. 1837): "I have been looking at Goethe, especially the Life — much as a shying horse looks at a post. In truth, I am afraid of him".

Aber bald sollte die Zeit kommen, wo sich Sterlings Urteil über den großen Dichter wandelte. Carlyle war andauernd bemüht sein Vorurteil zu bekämpfen. Er schreibt ihm z. B. am 25. Dezember 1837: "As to Goethe, no other man whatever . . . has yet

ascertained what Christianity is, and what Paganity is and all manner of other *anities*, and has been alive to all points in his own year of grace with the life appropriate to that. This in brief is the definition I have always given of the man since I first knew him. The sight of such a man was to me a gospel of gospels and did literally, I believe, save me from destruction outward and inward". (Life in London I, 130). Den Winter 1838/39 verbringt Sterling in Rom, und die Eindrücke, die er von den antiken Kunstwerken erhielt, mögen ihm auch das Verständnis für Goethes Dichtung und Persönlichkeit mehr erschlossen haben. Hare (S. 124) spricht um diese Zeit von seiner "growing admiration for Goethe." Bereits während seines Aufenthalts bei Bordeaux hatte er Dichtung und Wahrheit sowie Die italienische Reise gelesen (Carlyle S. 122): jetzt ließ er in Blackwoods Magazine (Bd. 46 und 47) eine Übersetzung von Teilen des ersteren Werks erschienen. Ende 1840 nimmt er seinen Aufenthalt in Falmouth und verkehrt dort mit der hochgebildeten Quäkerfamilie Fox und auch mit Mill, der dort bei seinem kranken Bruder weilte. Eine Tochter des Hauses hat sehr wertvolle Aufzeichnungen über diese Zeit hinterlassen, die zwar sehr anerkannt, aber bisher fast gar nicht ausgenutzt sind[1]). Aus ihnen geht hervor, wie eifrig man sich in diesem Kreise mit dem deutschen Dichter beschäftigte. Sie verhandeln über Faust, besprechen Tasso und Iphigenie und wägen ihren Wert gegen einander ab. Über Goethes Charakter urteilt Sterling jetzt ganz anders als früher: "The more Sterling examines his character", schreibt Miss Fox, "the less he believes in his having wilfully trifled with the feelings of women; with regard to his selfishness, he holds that he did but give the fullest freest scope for the exercise of his gifts, and as we are the gainers thereby, we cannot call it selfishness" (a. a. O. I, 382). Mill, selbst ein warmer Bewunderer Goethes, teilt diese Ansicht vollkommen (S. 300). Ein weiteres Thema der Unterhaltung knüpfte sich an die Lektüre von Hermann und Dorothea und von Wilhelm Meister. Sterling hatte Carlyles Übersetzung schon auf St. Vincent gelesen, dann aber sich an den Urtext gemacht und urteilt jetzt darüber: "I have gone through it with indescribable pleasure and see clearly how much there is to be set against even those parts which formerly most offended me.

---

[1]) Caroline Fox, Memories of old friends, 2 Bände, 1881.

The indecorums unfit it for young women, but its moral tendency I cannot but revere, while the clear and full beauty must be felt and loved, not talked about. On the whole, the book is more than any other the Gospel of Experience, certainly not completely, transparently poetic . . . but with more knowledge of human life, wants and necessities than can anywhere else be found. Goethes works are the only world except the real in which it is possible for a man of our age to live". (Oct. 1841: bei Hare S. 163: ähnlich bei Car. Fox I, 271)[1]).

Es muß ein Triumph für Carlyle gewesen sein, daß es ihm gelungen war seinen Freund zur Anerkennung von Goethes Größe zu bekehren. Gewiß war dies ein Moment, geeignet ihre Freundschaft noch enger zu knüpfen, aber das Verhältnis ruhte doch auf einer noch festeren Grundlage. Beide machten sie Front gegen den herrschenden Materialismus und Sensualismus, gegen die rohe Empirie: beide haßten gleichermaßen die Lüge, die Halbheit, die Zweideutigkeit, wo immer sie sich im Leben breit machte. Allerdings fehlte es nicht an Divergenzen, vor allem auf politischem Gebiet, wie schon bemerkt wurde. Während Carlyle als Konservativer, um nicht zu sagen Reaktionär, anzusprechen ist, war Sterling von Hause aus entschiedener Demokrat und blieb es bis an sein Ende. Das beweist nicht nur seine rege Teilnahme an der Vorbereitung von Torrijos Expedition, dafür haben wir auch später Zeugnisse. Man vergleiche, was er über den Mangel an Überzeugungstreue und die blinde Selbstsucht der Konservativen sagt (Hare S. 100), oder wie er die Unfähigkeit der herrschenden Klassen für die ihnen anvertraute Aufgabe geißelt (ibid. 108); ferner den wichtigen Brief Mills an ihn mit dem bitteren Angriff auf die Tories, die er später als "the stupid party" bezeichnete («qui ayant leur lit bien fait ne veulent pas qu'on le remue» nach einem Worte Turgots: Letters I, 14). Sterlings Briefe an Mill liegen leider nicht vor; wie seine Anwort gelautet hat, kann nicht zweifelhaft sein. Indessen diese radikalen Tendenzen haben Carlyle nie ernstlich gestört. Man kann sagen: er hat Sterling von Anfang an geliebt wie keinen anderen Menschen. Schon 1835, wie er ihn eben kennen gelernt, nennt er ihn "by far the *loveablest* man I have met for many a year" (ein Ausdruck, den übrigens auch Mill gebraucht). Ähnlich äußert er sich in einem

[1]) Vgl. hierzu Carlyles Brief (Life in London I, 240).

Brief an Emerson von 8. Dezember 1837. Um so härter mußte ihn der frühe, wenn auch lange vorauszusehende Tod eines solchen Freundes treffen. Sterling hatte ihm vom Krankenlager aus einen letzten poetischen Gruß zugesandt ("written as if in star-fire and immortal tears"); er antwortet darauf mit einem schönen, wahrhaft ergreifenden Brief vom 27. August 1844 (New letters, Bd. I, 318)[1]): "My friend — To-day another little note from you makes the heart start within us. On Sunday morning gone a fortnight there came another [bei Carlyle S. 229], which will dwell in my memory, I think, while I have any memory left. Ever since it mingles with every thought or is itself my thought: neither do I wish to exclude it if I could. To me there is a tone in it as of sphere-music, of the eternal melodies which we know well to be sacred — sadder than tears and yet withal more beautiful than any joy. My friend, my brave Sterling! A right valiant man; very beautiful, very dear to me, whose like, I shall not see again in this world. — We are journeying towards the Great Silence; what lies beyond it earthly man has never known nor will know; but all brave men have known that it was Godlike, that it was right *Good*, that the name of it was *God. Wir heißen Euch hoffen.* What is right and best for us will full surely be. Tho' He slay me yet I will trust in him. "*Eterno amore*": that is ultimate significance of this wild clashing whirlwind which is named life, where the sons of Adam flicker painfully for an hour. My wife is all in tears: no tear of mine, dear Sterling, shall, if I can help it, deface a scene so sacred. The memory of the brother that is gone, shall be divine to us: and if it pleases the Supreme Wisdom, we shall — O my Friend, my Friend! . . .

Yours evermore T. C.

Sollen wir die Summe von Sterlings Existenz ziehen, so könnte es scheinen, als ob sein Leben ein verfehltes gewesen sei: wie er selbst sagt: "Life had ceased to be a chain and fell into a heap of broken links" (Hare S. 226). Indessen hieße das doch zu hart urteilen. Ob er als Schriftsteller und Dichter noch etwas Bedeutendes geleistet haben würde, wäre müßig zu erwägen; seine letzten Werke geben Grund dazu die Frage zu bejahen. Aber nicht hierin liegt für uns seine wahre Bedeutung. Sterling gehört zu den Menschen, die nicht so sehr

---

[1]) Vgl. auch Reminiscences (ed. Norton) I, 131.

durch ihre Schriften als durch ihre Persönlichkeit auf ihre Umgebung wirken. Durch sein Temperament, seine Liebenswürdigkeit, seinen Geist und seinen Reichtum an Gedanken wußte er die Menschen anzuziehen und festzuhalten. Den Samen, den er wenn auch nur in engem Kreise ausgestreut hat, ist gewiß nicht verloren gegangen. Auch an ihm muß sich das Wort erfüllen, daß die Nachwelt ganz geben soll, was das Leben nur halb erteilt hat. So sind denn von dem Ruhmesglanz der großen Männer, in deren Bannkreis er sich bewegt hat, auch auf seine Gestalt ein paar Strahlen gefallen.

Berlin. GEORG HERZFELD.

KOMIK UND TRAGIKOMIK BEI MOLIÈRE.

Man räumt in Deutschland Molière gern den Vorrang vor Corneille und Racine ein (und bei den Festbetrachtungen zu seinem 300. Geburtstag wurde das wieder deutlich), indem man erklärt, er sei in stärkerem Maße als die beiden Tragiker über die Grenzen seiner Zeit und seines Volkstums ins Reinmenschliche und Ewiggültige emporgewachsen. Diese Behauptung der größeren Entgrenztheit Molières beruht auf einer Verkennung des tatsächlich Gegebenen; denn in Wahrheit beherbergt er eine reichere Anzahl rein französischer Elemente in sich als Corneille und Racine, und seine Verknüpftheit mit dem *Siècle Louis XIV* ist genau so völlig wie die der beiden anderen. Ihn „leichter" verstehen als die beiden Tragiker, heißt oft genug ihn mißverstehen. Und gerade in seinen persönlichen und tiefen Werken wird er häufig nicht verstanden. Das hängt damit zusammen, daß man das Wesen seiner Komik und Tragikomik, oder doch ihre Verflochtenheit, nicht ganz erfaßt. Stilisiert möchte ich es so ausdrücken, daß es zwei Molières gibt, einen persönlichen und einen unpersönlichen. Der unpersönliche, den man auch im objektiven Sinn romantisch nennen könnte, ist der leichter faßliche und eindeutiger bekannte. Dieser Molière ist so ganz der objektive Gestalter uralten französischen Farcengutes, des gallischen Lachens schlechthin, daß gewissermaßen anonyme Volkslieder aus ihm aufsteigen. Man spricht sehr viel von dem Einfluß der Umgebung und des Bildungsweges auf den Dichter, und tatsächlich ist Molière durch beide Faktoren stark zur volkstümlichen Gestaltung gedrängt worden. Im

ältesten Paris als Bürgerssohn geboren, früh mit den Hallen, früh mit dem Volkstheater in Berührung; als junger Mensch vor Vollendung seiner Studien aus der bürgerlichen Bahn geworfen; in seiner Theaterleidenschaft durch Liebe zu einer begabten Schauspielerin und fragwürdigen Frau bestärkt; durch Mißerfolge aus der Hauptstadt in die Provinz getrieben, und nun jahrelang Frankreich durchwandernd als eine Art Faktotum des Theaters, als Schauspieler, Dramaturg, Leiter: so muß er ... ja, was muß er? Nichts als entwickeln, was in ihm liegt, rätselhaft und durch kein Milieu und kein Schicksal erklärt. Er könnte ein Lump werden, er könnte ein Kaufmann werden, er könnte sich zu besonderen schauspielerischen Leistungen erheben, er könnte als Dichter das Erlebte lyrisch wie Villon gestalten, könnte Tragödien schreiben wie der unstete Montchrestien. Er bereichert sich gerade am komischen Volksgut, gerade an der Farce, weil das Organ hierfür in ihm liegt, weil die Farce selber in ihm vorgebildet ist. Man kann nicht genau sagen, wie lange er rein fremdes Gut übernimmt, wann er selber zu gestalten beginnt. Man kann eigentlich überhaupt nicht genau feststellen, was Molière auf dem Gebiet der Farce an ganz Eigenem geleistet hat. Hier ist bis zuletzt alles sein eigen und nichts ihm gehörig. Es ist wie mit Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden". Die Farcen Molières könnten, von sprachlichen Eigenschaften abgesehen, dem Dichter des Advokaten Patelin gehören, so wie Molière selber der Dichter des *Avocat Patelin* und auch der mancher Courtelineschen Szene sein könnte. Anders ausgedrückt: die französische Farce, der keine Renaissance noch sonstige Entwicklung Wesentliches anhaben konnte, die ein sich gleichbleibendes prachtvoll gesundes Stück französischer Volksseele enthält, hat im 17. Jahrhundert besonders glücklichen und kraftvollen Ausdruck durch Molière gefunden, der Farcendichter Molière ist etwas Un- und Überpersönliches, ist Volksseele schlechthin.

Gewöhnlich wird nun der Entwicklungsgang des Dichters so hingestellt, als sei er nur in seinen Lehrjahren, bevor er zur Reife und auch zur privaten und wirtschaftlichen Sicherheit kam, so ganz tief und jedenfalls so ganz überzeugt in die bloße, die Nichts-als-Farce eingetaucht. Dann kommt der Erfolg vor dem König, Molière faßt in Paris festen Fuß, er langt mit den *Précieuses ridicules*, obwohl dies noch eine völlige Posse ist, doch schon nach höheren Zielen als denen des Spaßmachers, und

nun folgen Schlag auf Schlag seine großen Charakter- und Sittenstücke. Aber zwischen diese mächtigen und in verhältnismäßig geringen Zeitabständen hervorgebrachten Kunstschöpfungen drängt sich doch immer wieder das unpersönliche Volksgut, die Farce. Warum das?

Man gibt seit Jahrhunderten eine unbestreitbar richtige, aber in ihrer Äußerlichkeit nichts erklärende Erklärung. Weil Molière Theaterdirektor war, weil er vor einem im ganzen rohen Publikum mit den „hohen" Stücken nicht genügend Geld verdienen konnte, aus Berufspflicht und Kassenrücksicht also schrieb er bis an sein Lebensende immer wieder jene Farcen in der Art seiner Anfänge. *Le Médecin malgré lui soutient le Misanthrope*, schreibt Voltaire, *c'est peut-être à la honte de la nature humaine, mais c'est ainsi qu'elle est faite.* Und diese Begründung der späteren Possenproduktion Molières ist sich, soviel ich sehe, immer gleich geblieben, wenn auch moderne Ästhetik ihre Werturteile nicht nach dem hoch oder niedrig der Gattung austeilt und eine wohlgelungene Posse, deshalb etwa weil sie Posse ist, mitleidig oder stirnrunzelnd ansieht. Die Kassenrücksicht könnte aber nur dreierlei erklären: entweder daß Molière auch späterhin irgendwelche Farcen anderer Autoren aufführte oder die eigenen früher entstandenen im Spielplan behielt, oder endlich nach altem Rezept neue zurechtschneiderte, die dann eben tatsächlich nicht neu, sondern laue und lahme Wiederholungen wären. Aber gerade das, was unbestritten der Fall ist, und worauf es ankommt: daß nämlich Molière buchstäblich bis zum Sterben mit ungeheurer Frische und Unwiderstehlichkeit immer neue Gestaltungen jener Volksliedthemen fand, die ich das *gallische* Lachen nenne, gerade dieser rätselhafte Kernpunkt der Angelegenheit bleibt unerklärt. Und es ist doch durchaus rätselhaft, daß ein Mensch auf die ernsthaften Erschütterungen des *Tartufe* und *Don Juan* immer wieder ganz ungedankliche Komik folgen lassen und aus ihr wiederum unmittelbar zu tiefem und leidenschaftlichem Ernst übergehen kann.

Freilich wird man kein Gefühl für dieses Rätsel haben, sofern man auch Molières persönliche Stücke als ganz unpersönliche Hervorbringungen ansieht. Und das ist eine Auffassung, die heute in der Literaturwissenschaft ausschließlich zu herrschen scheint. Eine jüngste sorgfältige Molière-Monographie, die vorsichtig und bescheiden das Fazit der vorangegangenen großen Arbeiten auf diesem Gebiete zieht, Wilhelm Friedmanns Ein-

leitung in die Neresheimersche deutsche Molière-Ausgabe[1]), betont in immer neuen Wendungen, zugleich mit Nachdruck und Selbstverständlichkeit, daß „die klassische Dichtung nun einmal nicht subjektiv ist und nicht die Gefühlserlebnisse des Dichters formt". Es liegt aber in solchem übersteigerten Betonen des unpersönlich handwerksmäßigen Kunstschaffens, des Objektivierens und Typisierens unter ständiger Blickrichtung nach außen, auf das Publikum, unter Leugnung des innerlich zwangsmäßigen Dichtens, die große und gar nicht zu vermeidende Gefahr, das Wesen der dichterischen Schöpfung überhaupt zu verkennen. So wenig es das unbewußt aus dem Gefühl allein herausgeborene Kunstwerk ohne die Arbeit des formenden Verstandes geben kann, so wenig ist zu irgend einer Zeit ein Kunstwerk, ein wirkliches, mit dem objektivierenden Verstande allein gemacht worden. Man gebraucht die ganz relativen und immer nur partiell richtigen Bezeichnungen des Unpersönlichen, Objektiven und Typischen viel zu absolut und läßt sich von ihnen in die Irre führen. Man kann objektiv und unpersönlich allenfalls und approximativ denken, aber niemals dichten, man kann auch nie einen reinen Typus dichterisch gestalten. Ohne subjektive Erregtheit ist dichterische Konzeption nicht begreiflich. Der Verfasser einer Moralität, des „Jedermann" etwa, hat sich selber, seinen eigenen Anteil am Jedermann geschildert, sein Stück ist subjektives Erlebnis, sein Held ist eine Individualität, ist ein Teil oder Aspect seines Ich, so gut wie das Stück und der Held eines modernsten romantischen Dramas subjektiv gesehen und individuell sind. Nur Unterschiede des Grades, nicht der Art liegen vor. Weil die Art des Dichtens immer die gleiche bleiben muß: ein Gefühlserlebnis wird geformt, Herz und Kunstverstand arbeiten zusammen, nein: arbeiten nacheinander am selben Gegenstand. Wer einer Epoche rein objektives, der andern rein subjektives Dichten zuspricht, versteht nichts vom eigentlichen Wesen der Dichtkunst, die im Objektivieren des Gefühlserlebnisses besteht. Dies widerspricht nicht etwa dem, was ich über die Farcen Molières als über unpersönliche Schöpfungen schrieb. Sie sind es nur insofern, als der Dichter in ihnen ein primitiver, ein nicht vom Kollektivum Volk losgelöster Mensch, eben Volksseele selber ist. In rein bewußter objektiver Handwerksmäßigkeit, wie Spielzeug für Jahrmärkte, wurden auch sie nicht geschnitzt und geleimt.

[1]) Propylaeenverlag 1921.

Daß nun gerade auf Molière die in ihrer Absolutheit sinnwidrige Theorie vom objektiven Gestalten so schrankenlos angewendet wird, hat seinen doppelten Grund (was aber nicht mit Berechtigung zu verwechseln ist). Einmal ist eine Reaktion gegen eine ebenso verkehrte gegensätzliche Meinung im Spiel. Weil es bekannt ist, daß Molière mit Armande Béjart höchst unglücklich verheiratet war, haben unkritische und phantasiebegabte Menschen, wie etwa der junge Paul Lindau, in seinen Stücken weichmütige und schamlose lyrische Konfessionen sehen wollen, derart als habe dieser starke, aufrechte und vieles umfassende Mann immer nur auf sein eigenes Schicksal, vielmehr auf einen einzigen Punkt dieses Schicksals gestarrt und in völliger Würdelosigkeit zugleich darüber geklagt und Geld daraus geschlagen. Die Schule der Ehemänner und der Ehefrauen, Alceste und sein Verhältnis zu Célimène, ja selbst — eine Verzerrung sondergleichen! — Amphitrion sind so aufgefaßt worden. Stärker aber als die Reaktion gegen die Widerwärtigkeit solcher Erweiterungen wirkte ein anderes. Molière, heißt es unter reichhaltiger Dokumentierung aus seinen Werken, ist der Dichter des *bon sens*, der gesunden Durchschnittlichkeit, die allem Überschwang des Denkens und Fühlens feindselig gegenübersteht. Bei Corneille hat man es mit einem Übermaß an Willensstarrheit, bei Racine mit einem Übermaß an hemmungsloser Leidenschaft zu tun, bei Molière dagegen mit einer braven und normalen Ausgeglichenheit. Hinter Corneille steht der übertriebene Rationalismus, der Willenskrampf eines Descartes, hinter Racine die Vernunft- und Willensausschaltung des Jansenismus, die zu den pathologischen Verirrungen einer Phaedra führen muß, wenn die „Gnade" fehlt — hinter Molière dagegen der behutsame und geruhige, auch bequeme Epikuraeismus Gassendis, der, bei Licht besehen, auf eine gewisse Trägheit und Feigheit, auf Philisterhaftigkeit hinausläuft. Philisterhafte Unberührtheit von großen Erschütterungen aber ist die rechte Basis, der richtige Zustand für unbeirrte Objektivität, für sachliche Arbeit. Das ist sie nun freilich — aber eben deshalb kann sie unmöglich der Zustand eines Dichters sein. Man verstehe dies recht: sie kann wohl die Basis abgeben für Gedichte, in denen ein Béranger sich den lieben Gott der ehrlichen Leute zusammenreimt; aber sie kann doch nie und nimmer zur Gestaltung dämonischer Charaktere wie des Geizigen oder des Heuchlers, zerrissener Menschen wie des Misanthrope auslangen. Wer

solche Menschen schildert, der muß sie erst einmal in sich erlebt haben; mit dem Sehen ist es nicht getan, weil man nichts *sieht*, was man nicht erlebt; und als Normalmensch erlebt man das Anormale nicht. Molière als den Mann des *bon sens*, als den „Apostel der Natürlichkeit“ (Friedmann) zu nehmen, das muß in die Enge und die Irre führen. Man lasse sein Leben an sich vorüberziehen: aus geebneter Bahn des Bürgers und Akademikers stürzt er sich trotz der viel erwähnten Studien bei Gassendi in die Bohème des Schauspielerlebens, die im 17. Jahrhundert eine viel stärkere und mißachtetere ist als etwa heute; in seiner Eheschließung verfährt er so unpraktisch als möglich; als gefeierter Schauspieldirektor und Dichter erregt er töricht viele Feindschaften; als schwerkranker Mann, der das nötige Geld besitzt um sich zu pflegen, spielt er bis zum tödlichen Zusammenbruch weiter; — — wo steckt der *bon sens* in alledem? Ich sehe das Gegenteil, ein leidenschaftliches Künstlernaturell. Und man lasse seine Werke auf sich wirken. Dämonische, überreizte, überspannte Charaktere auf der einen Seite. Und auf der anderen der nüchterne, platte *bon sens*? Gewiß, in Cléante, in Philinte usw. Aber hinter und über diesen „Aposteln der Natürlichkeit“ steht jedesmal ein Lachen, so laut, so gewaltig, so schneidend, daß auch diese Parteinahme selber für die Natürlichkeit weit über alle Möglichkeiten des *bon sens* hinausgeht. Im ganzen gewinne ich aus Molières Leben und Werk ein gleichförmiges Bild: das eines Menschen, der den *bon sens* leidenschaftlich verehrt, weil er ihn bei sich selber schmerzhaft vermißt. Man könnte sagen, Molières Hymnen auf den *bon sens* seien ähnlich zustande gekommen, wie die waffenklirrenden Balladen des Grafen Strachwitz. Der sehnte sich aus der philisterhaften Enge vormärzlichen Beamtentums ins Schrankenlose; und jener sehnte sich aus der Ruhelosigkeit seines Wesens ins Normale, Durchschnittliche, Biedere, „Natürliche“. Und hier wird ein zweiter Irrtum dieser Abstempelung: „Molière, ein Apostel der Natürlichkeit“, ein Irrtum von großer Tragweite, offenbar.

So wie man geneigt ist, Molière zum Manne des *bon sens* zu verengen, ebenso entgrenzt man ihn gern in den Verehrer des Natürlichen schlechthin. *Ce n'est point ainsi que parle la nature* gilt als sein Lieblings- und charakteristischster Ausspruch. Wobei denn in mehr oder minder hohem Maße übersehen wird, daß es mit dieser *nature* das gleiche auf sich hat, wie mit der

humanité des 18. Jahrhunderts. Beidemale handelt es sich um eine national und zeitlich umgrenzte Angelegenheit. Molière kennt die Natur im weitesten Sinn, er kennt die Sehnsucht nach ihr, kaum anders als Rousseau sie kannte. Noch einmal: wie, wenn es anders läge, hätte er so schmerzliche Töne für Alceste finden können? Aber für den Ethiker Molière sehnt sich Alceste aus der wahren Natur heraus: denn sie ist ihm identisch mit der Gesellschafts- und Staatsform des Sonnenkönigtums. Sein Ideal ist der Staat Ludwigs XIV.; in diesem Staat herrscht die wahre Natürlichkeit, der wahre *bon sens*; wer ihm zuwiderhandelt, steht außerhalb der eigentlichen, rechtmäßigen Natur und muß befehdet werden. Infolgedessen ist alles, was man vom Reinmenschlichen und Ewigmenschlichen bei Molière redet, nur halb wahr (und „halb" ist schon sehr milde gerechnet). Gewiß, er kennt rein menschliche Regungen; aber er läßt sie nicht gelten, wenn sie der Lebensform des ludovicischen Frankreich widerstreben. Darin ist er ganz und nur Franzose des 17. Jahrhunderts. Und all seine gedanklichen Kunstwerke sind so zu erklären. Sein sittlicher Maßstab ist ein staatlicher: was der Lebensform der Gesellschaft entspricht, aus der sich Ludwigs Staat erklärt und erhält, das ist sittlich und besteht zu Recht. Was dawider ist, leidet zu Recht und wird mit Recht zunichte. Die Forderungen des französischen Staates können mit denen der Natur schlechthin zusammenfallen: daß ein alter Mann kein Anrecht auf eine junge Frau hat, daß er nicht berechtigt ist, sie von Welt und Bildung abzuschließen, ist solch ein natürliches Prinzip schlechthin. Aber oft genug kann der Fall anders liegen. Daß ein wohlhabender Gutsbesitzer, nur weil er bürgerlich ist, nicht ein adliges Mädchen heiraten darf, daß ein Heißsporn für Wahrheit und Echtheit um sein Glück gebracht und aus seinem Lebenskreis gedrängt werden muß (denn schließlich hat der gebildete Alceste doch keinen andern Lebenskreis als Versailles und Paris) — ist dies auch durch Naturrecht zu erklären? Sicherlich nicht, und sicherlich nur aus dem Wesen und den Notwendigkeiten der französischen Gesellschaftsordnung im 17. Jahrhundert. Aber allen, die hiergegen handeln, macht Molière unerbittlichen Prozeß. *Vous l'avez voulu, George Dandin* tönt es jedem entgegen, der wegen seiner Gesellschaftsuntauglichkeit entgleist ist, einerlei ob seine Untauglichkeit auf eine sittliche Verfehlung im hohen und allgemeinen oder nur im zeitlich und staatlich begrenzten Sinn hinausläuft. Nach der tiefsten Be-

rechtigung dieses Gesellschaftsrechtes fragt Molière genau so wenig, wie Calvin nach der Berechtigung seines Gottes, persönlich unschuldige Menschen zu verdammen. Eine solche Frage wäre beiden Männern gleich unerhört, wäre *procès à Dieu*. Man stellt die Lösung des *Tartufe* gern als einen Fehler und eine Gewaltsamkeit hin, als unkünstlerische Schmeichelei: das ist dieses Eingreifen des Königs keineswegs. Nicht Schmeichelei bedeutet es, sondern schönste aus wärmster Überzeugung geflossene Huldigung. Und mehr als das, es handelt sich hier um die eigentlich notwendige Lösung des Konfliktes. Was ist denn der Tartufe? Jesuit oder Jansenist? Wir wissen es nicht, weil für Molière nichts darauf ankam. Nicht einmal auf die geistliche Form der Heuchelei kam es ihm an. Er schildert nur eben einen skrupellos begehrlichen und starken Menschen, dem jedes Mittel recht ist, seine Begierden zu stillen. Erst bedient er sich der Heuchelei — und der geistlichen nur deshalb, weil Frömmigkeit gerade ein Modegewand ist, zu einer anderen Zeit könnte er etwa den Überpatrioten spielen —, und als die Heuchelei durchschaut ist, aber bereits ihre Früchte getragen hat, geht er zur offenen Gewalt über. Wenn er jetzt siegt, so würde das die Gesellschaftsordnung antasten, so würde ein staatsfeindliches Prinzip triumphieren. Das kann Molière, der an sein Königtum glaubt, auf keine Weise zugeben. Aus seinem eigentlichen Glauben heraus läßt der Dichter seinen gottgleichen König rettend eingreifen. Ludwig XIV. ist hier für Molière kein *deus ex machina*, vielmehr sozusagen ein *deus ex necessitate*, aus der Notwendigkeit einer Weltanschauung, einer Religion heraus[1]), sowie in burleskerer Fassung auch der Teufel, der Molière Don Juan holt, aus der gleichen Notwendigkeit und aus keiner flüchtig übernommenen Maschinerie stammt. Und es will mir auch scheinen, als tue man Molière unrecht, wenn man sein Verdammungsurteil gegen Tartufe und Don Juan auf rein menschliche Sittlichkeit basiert sein läßt. Man beachte doch, was für ganze Kerle und stattliche Bestien der Dichter aus seinen zwei Hauptsündern gemacht hat, wie er sie in kraftvoller Ungebrochenheit ohne Verkleinerung und Jämmerlichkeit enden,

[1]) Von Karl Vossler, der im allgemeinen in Molière doch nur eine Mensch gewordene Vis comica sieht, habe ich diese Notwendigkeit des Tartufe-Schlusses einmal in einer Vorlesung stark betonen hören. Für alles andere und weitere meiner Ausführungen kann ich ihn freilich gar nicht in Anspruch nehmen.

wie er sie über die Orgons und Sganarelles hinausragen läßt; man stelle sich weiter vor Augen, wie oft Molière die freche Kraft zum Siege führt und die verprügelte Schwäche und Dummheit verhöhnt, ohne viel nach der allgemeinen Sittlichkeit zu fragen. Nein, Tartufe und Don Juan müssen deshalb unschädlich gemacht werden, weil sie Feinde der ludovicischen Gesellschaftsordnung sind, weil der Heuchler, der das Gesetz umgeht und die Sicherheit der Familie antastet, weil der Adlige, der die anderen Stände nicht respektiert, eine Unmöglichkeit in diesem Staate sind.

Natürlichkeit aber in diesem Sinn gesellschaftlicher und staatlicher Konvention aufgefaßt, bedeutet eine noch viel engere Bindung, als sie der Natürlichkeit als einer allgemeinen normalen Durchschnittlichkeit innewohnt. Und so muß ihr gegenüber erst recht betont werden, daß man Molière auf sie nicht festlegen kann, weder seinem Leben noch seinen bedeutendsten dichterischen Gestalten nach. Allzuviel dem Normalen, allzuviel der gesellschaftlichen Konvention Widersprechendes ist in ihm und macht ihn erst so recht eigentlich zum Dichter. Doch er bewährt sich als Kind einer rationalistischen, descartischen Epoche. Descartes hat mit starker Evidenz auch über die geherrscht, die ihm widerstrebten. Unmittelbar sieht man seinen Vernunftwillen nur in Corneille am Werk, und dort so sehr, daß es der modernen Auffassung bisweilen schwer fällt, noch das Tragische in den Gestalten dieses Dichters zu erfassen. Denn seine Helden stellen einen so ungeheuren Willen in den Dienst ihrer klaren Vernunfterkenntnisse, daß sie mit sich selber, mit ihren Leidenschaften kaum erst zu ringen brauchen. Ihr Vernunftwille ist immer sogleich Sieger, und die sogleich in sich einheitlich gewordenen Menschen halten so starr an ihrer Sache, ihrem Recht fest, daß sie nur vernichtet, aber nicht eigentlich erschüttert und besiegt und zu innerlichem Leiden gebracht werden können. Dagegen bestätigen die Helden Racines gerade durch die Verzweiflung ihrer Willenlosigkeit, durch ihre leidenschaftliche Selbstzerfleischung das Vernunftgesetz Descartes: in Qualen muß untergehen, wer nicht im Stande ist nach ihm zu leben. In Molière nun steckt von beiden großen Tragikern ein reichliches Etwas. Ihm ist der stoische Heroismus Corneilles nicht gegeben, er weiß von Leidenschaften und Schwächen. Fraglos stammt das beste Gefühl des Arnolphe, der ein junges Mädchen an sich, den Alternden, ketten will, aus Molières eigenem Erleben, frag-

los stammt Alcestes Aufbäumen gegen jede Verlogenheit ebenfalls aus Molières eigenem Herzen. Aber er nimmt sich, gönnt sich nicht die Wollust der Selbstzerfleischung, er geht immer wieder den Vernunfts- und Willensweg, geht ihn um so entschiedener, heftiger, grausamer, je mehr er fühlt, daß er nicht nur über fremde, sondern über eigene Schwächen — ich meine über das, was diesem Franzosen des 17. Jahrhunderts als Schwäche erscheint — zu Gericht sitzt. Die Kraft zu solchem Gerichthalten aber schöpft er jedesmal aus dem gallischen Lachen, aus dem Untertauchen in die Farce, das Urteil und die Strafe fallen jedesmal komisch aus, und was sich so ergibt, sind Tragikomödien, die ich für einzig in ihrer Art halte, die mir eine weder vor noch nach Molière je erreichte höchste Form der Tragikomödie bedeuten.

Ich skizziere den Begriff und die Möglichkeiten dieser Dramenart. Dort wo die Bezeichnung Tragikomödie zuerst auftritt, ist sie ein Verlegenheitsausdruck und kann uns ästhetisch nichts lehren, weil sie die Sache nicht trifft. Die von Humanismus und Renaissance (positiv und negativ) beeinflußten Fortbildner der mittelalterlichen Passion — sie wollten nicht roh sein wie das Mittelalter und nicht heidnisch wie die Renaissance — gaben ihren etwas antik geregelten Mysterien den Namen *Tragicomédie*. „Er ist," sagt Morf „zunächst dieser erbaulichen Dramatik der Protestanten eigentümlich und begegnet hier seit der Mitte der fünfziger Jahre (des 16. Jahrhunderts) als Titel von Stücken, welche die traurigen Prüfungen und die fröhliche Errettung der Frommen darstellen".[1]) Das ist wie gesagt eine Verlegenheitsbezeichnung. Man war gewöhnt, die Tragödie mit dem Tode des Helden enden zu sehen. Wenn nun nach schweren Leiden ein versöhnlicher Ausgang eintrat, so wurde das als ein Übergehen in die Komödie aufgefaßt, obwohl doch das Versöhnliche, ja selbst das „Fröhliche" noch längst nichts Komisches zu sein braucht. Wenn ein Frommer in den Himmel oder ein verlorener Sohn ins Vaterhaus einkehrt, so fehlen hierbei wesentliche Momente des Komischen. Noch das 18. Jahrhundert hat in dieser Beziehung getastet und von *comédies larmoyantes* gesprochen, wo es sich um weinerliche Stücke ohne Komik handelt, Hier hat die neutrale Bezeichnung „Drama" oder „Schauspiel" wohltätig gewirkt.

[1]) Geschichte der französ. Lit. im Zeitalter der Renaissance. 2. Aufl. 1914, S. 240.

Aber eine wirkliche Vereinigung von tragischen und komischen Elementen enthält gleich das erste Theaterstück in einer modernen Sprache; ja das komische Element dürfte den eigentlichen Anlaß zur Loslösung des Schauspiels aus der liturgischen Umklammerung gegeben haben, die unheiligen Teufel mögen die Hauptschuld daran tragen, daß das Adamsspiel aus dem Kircheninneren vor das Kirchportal und auf den Marktplatz drang, wo denn die weltliche Luft der weiteren Entwicklung ins Weltliche förderlich war. Gleich vor diesem Anfang des Komischen auf der Bühne empfindet man freilich das relativische Schwanken aller ästhetischen Wirkungen. Wenn Rabelais (XV, 13) erzählt, wie Villon eine Passionsaufführung ins Werk setzt und seine *Diablerie* mit gräßlichem Lärm, fürchterlichen Masken und stinkendem Feuerwerk einen Umzug veranstaltet, so berichtet er, wie dies *avec contentement du peuple et en grande frayeur des petits enfants* geschieht. Das verständige Volk erfaßt die Komik der Sache, die Kinder nehmen sie ernst und empfinden Furcht und Schrecken. Es gibt zu allen Zeiten verständiges, reflektierendes und rein kindliches Publikum. Das naive lacht, wo das reflektierende sehr traurig gestimmt ist — so lachen Kinder aller Zeiten über die unzweckmäßigen Bewegungen eines Blinden oder Krüppels, weil sie von seinem Leiden nichts ahnen —, das naive Publikum vergießt dafür aber auch heiße Tränen und bebt vor Angst, wo das fortgeschrittenere sich belustigt. Wir brauchen diese Erfahrung nicht im Mittelalter zu suchen, wir finden sie im Kinotheater unmittelbar bestätigt. So wird es immer Grenzfälle geben, wo man sich fragen muß, ob der Autor eine Szene, einen Charakter tragisch oder komisch gemeint hat. Vorerst aber sei daran festgehalten, daß unzweifelhaft komische und komisch gemeinte Szenen (bisweilen ausdrücklich mit der Angabe „zur Auffrischung der Zuschauer") gleich anfangs in die Mysterienspiele eindrangen, Clownerieen und Farcen. Das ist die niedrigste Stufe der Tragikomödie, eine rohe Koordination ohne innerliche Beziehung der tragischen und komischen Teile aufeinander. Sehr lange, und auch dann noch, als höhere Stufen bereits erreicht waren, ist diese primitivste Art tragikomischen Theaterspiels gepflegt worden. Schücking in seinen „Charakterproblemen bei Shakespeare" zeigt überzeugend, wie der Clownspaß bei Shakespeare bisweilen ohne alle Innerlichkeit roh koordiniert in die tragische Handlung hineintappt (S. 18 ff.). Er mußte das überzeugend nachweisen, da auch hier wieder relati-

vische Wertungen ins Spiel treten können, und da es bisweilen ein Leichtes ist, die erste Stufe roher Koordination als den bedeutend höheren zweiten Grad aufzufassen, wo es sich nicht mehr um ein primitives Nebeneinander, sondern um einen die Illusion verstärkenden Stimmungsgegensatz handelt. Schücking führt als „illusionsstörende Bemerkung" den Zuruf des ersten Totengräbers in „Hamlet" an den zweiten an, er solle ihm aus einer bekannten Londoner Kneipe „ein Liter Schnaps" holen. Das ist anachronistischer Clownspaß. Aber wenn der Mann gefühllos vergnüglich bei seiner düsteren Verrichtung plaudert, witzelt und singt, und wenn Hamlet ausdrücklich bemerkt: „Hat dieser Kerl kein Gefühl von seinem Geschäft? Er gräbt ein Grab und singt dazu", so ist doch hier über die Clownerie hinaus mit Meisterschaft die tragische Stimmung durch den Gegensatz der komischen Szene erhöht. Dieses antithetische Koordinieren zur Stimmungserhöhung liegt dem logischen Wesen des Franzosen nahe. Die französische Romantik, ganz besonders Victor Hugos Dramatik, ist voll davon. Der Farcenakt in *Ruy Blas* steht freilich hart auf der Grenze zwischen antithetischer Stimmungserhöhung und bloßer Clownerie.

Immerhin auch dies noch ist Koordination und nicht Synthese, Verschmelzung. Man wird solch eine Synthese von einer Mischung großer und kleiner, heller und dunkler Eigenschaften im gleichen Charakter erwarten. „Dieser Mann, mein Fräulein (so erklärt Alexander in „Troilus und Cressida" der Heldin den Charakter des Ajax), hat sich die Eigentümlichkeit von allerlei Tieren zugeeignet: er ist so kühn wie der Löwe, so täppisch wie der Bär, so langsam wie der Elefant; ein Mann, in dem die Natur so viele Launen gehäuft hat, daß seine Tüchtigkeit in Torheit untergeht, seine Torheit durch Verständigkeit gewürzt ist . . ." (I, 2). Lernt man dann aber den Ajax selber kennen, so ist keine wirkliche Größe in ihm: Plumpheit, Eitelkeit, Beschränktheit herrschen allein. Man macht in umgekehrter Richtung die gleiche Erfahrung mit Victor Hugos Cromwell. Kleinliche Züge, die komisch wirken könnten, sind vorhanden, und doch wirkt der Mann einheitlich groß und durchweg tragisch in seinem Ringen mit der Welt und sich selber. Dabei hat Hugo den größten theoretischen Wert auf die Mischung des Großen und Kleinen, Schönen und Häßlichen innerhalb der Charaktere gelegt. *César dans le char de triomphe aura peur de verser. Car les hommes de génie, si grands qu'ils soient, ont toujours*

en eux leur bête qui parodie leur intelligence. C'est par là qu'ils touchent à l'humanité, car c'est par là qu'ils sont dramatiques (Cromwell-Vorrede). Gewiß, solche Widersprüche im Charakter sind „dramatisch"; aber zum Tragikomischen führen sie nicht, vielmehr wird immer der Gesamtcharakter rein tragisch oder rein komisch wirken. Das hängt mit einem Gesetz zusammen, das der Dichter zu respektieren hat, weil es Naturgesetz ist. Man kann es die Einheit der Richtung oder Stimmung nennen. Ein Mensch mag noch so viele gegensätzliche Eigenschaften in sich beherbergen, so dominiert doch immer eine seelische Gestimmtheit: Cäsar bleibt Cäsar, auch wenn ihm der Gedanke peinlich ist, den Triumphwagen umzustürzen; ja, selbst in seiner krankhaften Todesfurcht bleibt der Prinz von Homburg noch der Held von Fehrbellin, ein Mensch äußerster Intensität, eine Größe. Wo die Einheit der Charakterstimmung angetastet wird, da liegt ein Fehler gegen die Natur vor. Schücking hat gezeigt, wie Shakespeare zu „szenenweise verschieden aufgefaßten Charakteren" ein paarmal dadurch gekommen ist, daß er eben mit all seiner Genialität auf die höchste Wirkung jeder Einzelszene hinarbeitete und dabei die Wahrheit des Ganzen außeracht ließ. Wie er im Shylock, in der Cleopatra genial entgleiste, aber doch eben entgleiste. Wäre eine antithetische Stilisierung in der Art Victor Hugos erlaubt, so möchte ich sagen, daß jeder und auch der widerspruchsvollste Mensch in allen Lebenslagen dem Prinzip der Richtungseinheit gehorche und immer entweder Held oder Hanswurst sei. Wenn der Held im Schlafrock vor seinem Kammerdiener komisch erscheint, so ist nicht der Held daran schuld, vielmehr der Schlafrock zum kleinen und der Kammerdiener zum großen Teil.

Und hier allein liegen die Möglichkeiten einer synthetischen Tragikomödie: sie hat den bedeutenden Charakter, in einen Zustand oder eine Umgebung zu versetzen, die ihn lächerlich erscheinen lassen. Dieser Möglichkeiten sind sehr viele: an die Stelle des Schlafrocks kann etwa eine zu lange Nase, an die Stelle des Kammerdieners eine oberflächliche Gesellschaft treten oder ein kokettes Mädchen. Und hier liegen denn auch die Möglichkeiten des Mißverstehens, wenn man sich von der eigenen Zeit entfernt. Dem 17. Jahrhundert und früheren Zeiten gegenüber entstehen bisweilen Zweifel, ob ein und der andere Held in lächerlichem Zustand und einer Umgebung, die ihn lächerlich nimmt, wirklich ein Held und nicht doch vielleicht nur ein

Hanswurst ist, den sein Dichter rein komisch, satirisch oder humoristisch, objektiv also oder verurteilend oder mit versöhnlichem Mitleid verlacht. Den Stücken der Gegenwart steht man deshalb sicher gegenüber, weil man bei den Dichtern auf ein bestimmtes Maß psychologischen Fein- und Mitgefühls rechnen kann, das zum Allgemeingut der Gebildeten geworden ist. Wenn im Kino ein naiver Teil des Publikums über die närrische Haltung eines Unglücklichen lacht, der im Wahnsinn den Bierkrug für seine Geliebte hält und zärtlich umarmt, so weiß ich ganz genau, daß der Filmdichter nicht für diesen Teil des Publikums geschrieben hat, daß er nicht Lachen erregen, sondern Tragik ins Groteskgrausige erhöhen wollte. Aus diesem genauen Wissen ums Gegenwärtige heraus läßt sich aber rücktastend auch wohl Gewißheit für Vergangenes gewinnen.

Aus der mißachtetsten Gestalt der Ilias, aus dem bissigen Clown in „Troilus und Cressida" hat Stephan Zweig in seinem „Tersites" eine rein tragische Gestalt gemacht, wie er denn sein Stück auch ein Trauerspiel nennt. Zweigs Held hat alle äußeren und inneren Eigenschaften, die in naiveren Zeiten fast ausschließlich dem Possenhelden zukamen. Er ist häßlich und verwachsen, kraftlos, feige, dabei boshaft, prahlerisch und begehrlich, er ist Prügel gewohnt. Mit all diesen Eigenschaften, durchgebläut auf offener Bühne, erniedrigt der Frau gegenüber wie den Männern, wird er doch zu einem völlig unzweideutigen tragischen Helden. Der Dichter bringt das durch zwei Mittel fertig. Einmal: er leiht dem elenden Menschen in all seiner Erniedrigung das Gefühl und die Würde eben dieser Erniedrigung, er läßt ihn sich ausströmen, er zeigt durch alle Verzerrung und Verdunkelung hindurch als inneres Einheitsprinzip des widerspruchsvollen und zerrütteten Menschen eine Sehnsucht nach Schönheit und Größe, eine verzweifelte Kenntnis der eigenen Unzulänglichkeit.

> In mir ist nichts, nur Kleines, Wesenloses,
> Nur Schlamm, zerriebener Stein, doch nichts, daraus
> Man formen kann. Ich kann nicht Taten zeugen,
> Und das ist gut, denn müßten nicht die Werke
> Dem Schöpfer ähnlich sein? (III, 4.)[1]

Das zweite Mittel besteht darin, daß dem Manne nicht nur die Würde und das Ausströmen seiner Qual, sondern auch eine

[1] Ausgabe 1919, Inselverlag, Leipzig.

tatsächliche Katharsis zugestanden wird. Es geht ja doch in der tragischen Katharsis nicht darum, daß im Zuschauer eine äußerste und befreiende Entladung hervorgerufen wird — der ist kein Dichter, der nicht mit seinem Geschöpf allein ist —, sondern um eine Reinigung des leidenden Helden. Ihm (und nur sekundär und gewissermassen zufällig dem Publikum) wird es als Erlösung zuteil, daß ihn ein äußerstes Übermaß seiner Leiden zerreißt. Tersites stirbt mit aller Wollust und allen Ehren eines tragischen Helden, ja, er stirbt eigentlich als Sieger, denn sein Gegenspieler und Mörder Achilles ist innerlich gebrochen. Freilich triumphiert in Tersites doch nur eine boshafte und in sich selbst kraftlose Rachsucht, und so mischen sich in das Mitleid für ihn sehr peinliche Gefühle; aber daß man ihn irgendwo nicht ernst nehmen könnte, ist durch das Ausströmen und die Katharsis völlig unmöglich gemacht.

Handelt es sich in „Tersites" um eine gänzliche und bewußt einseitige Umbiegung ursprünglicher Possenelemente ins Tragische — und gerade wegen dieser krassen Eindeutigkeit habe ich ihn vorangestellt —, so hat Rostand in seinem *Cyrano de Bergerac*, den er aufs glücklichste eine *Comédie héroïque* nannte, etwas von der mittelalterlichen Auffassung des Gebrechens als einer komischen Angelegenheit beibehalten. Cyranos übergroße Nase wirkt als komische Entstellung. Aber mit den gleichen Mitteln wie der Tragiker Zweig wahrt Rostand seinem Helden das ernsthaft Heldische. Cyrano hat das Gefühl seines Mangels, ihm ist der würdige Ausdruck seines Schmerzes verliehen, gerade dort am entschiedensten verliehen, wo er sich der Stilwidrigkeit eines Ausströmens nach Art tragischer Helden bewußt ist:

> Je ne laisserai pas, tant que j'en serai maître,
> La divine beauté des larmes se commettre
> Avec tant de laideur grossière! ... Vois-tu bien,
> Les larmes, il n'est rien de plus sublime, rien,
> Et je ne voudrais pas qu'excitant la risée,
> Une seule, par moi, fût ridiculisée! ... (I, 5.)

Die Bewußtheit, Intensität und stilgemäße Würde im Ausdruck des Schmerzes — wohlgemerkt: die stilgemäße!, denn wenn Cyrano nicht seinem Wesen und seiner Kultur entsprechende Worte fände, wenn er sich nach oben oder unten verirrte, wenn er deklamierte wie ein Cid oder fluchte wie ein roher Musketier, so läge darin sofort eine Unterstreichung des

Komischen —, der seinem Wesen angepaßte Schmerzausdruck läßt hier den Helden das komische Element der Häßlichkeit überwinden und ins Tragische umgestalten. Wenn trotzdem und trotz des tödlichen Ausganges dieses Stück keine Tragödie, auch keine Tragikomödie, sondern wirklich ein „heroisches Lustspiel" ist, so liegt es daran, daß Cyrano nicht nur die tragischen Wohltaten des Sichausströmens und der Katharsis, des im eigenen Übermaß endenden, heldisch zum Frieden kommenden Leidens erfährt, daß ihm vielmehr dazu auch der Genuß seiner Kräfte und die Erfüllung seiner besten Sehnsucht gegeben ist. Als Dichter und Fechter ist er beglückt, und das Fechten und Dichten geht ihm fast noch über das Lieben; und auch als Liebender sieht er sich gerade in dem ihm höchsten Sinne — seelisch und dichterisch — gekrönt. Mit der ihm antithetischen Gestalt Christians steht es ähnlich. Christian, der schöne Junge, hat das Possengebrechen der Dummheit. Aber er weiß es, es quält ihn, und er trägt es mit Würde:

Christian: Las! je suis sot à m'en tuer de honte!
Cyrano: Mais non, tu ne l'es pas puisque tu t'en rends compte.
D'ailleurs, tu ne m'as pas attaqué comme un sot.
Christian: Bah! on trouve des mots quand on monte à l'assaut!
(II, 10.)

Und wenn Christian dort, wo er als betrogener Betrüger mit Cyranos Geist die Geliebte gewinnt, dafür aber seelisch auch ihn statt seines eigenen Ichs beglückt sieht, wenn er da zu etwas peinlicher Komik herabsinkt, so steigt er wieder durch Bewußtwerden, neue Würde und Katharsis. Verblendung des Verlangens hat ihn von dem betrügerischen Mittel Gebrauch machen lassen. Daß Cyrano aus dem Lager fort und fort an Roxane im Namen des Gatten geschrieben hat, weiß Christian nicht, und als er es erfährt, findet er sogleich die ihm eigene Art der Klugheit und Würde, den *esprit militaire* wieder: er sucht den Tod im feindlichen Feuer, nachdem er bemüht gewesen, eine Verständigung zwischen Roxane und Cyrano anzubahnen. Hier ist eine größere Dosis Komik durch eine größere Dosis Tragik kompensiert. *Comédie* bleibt das Stück nur dadurch, daß eben nicht der gute und wirklich bis zuletzt dumme — aber sympathisch gehaltene dumme — Christian, sondern Cyrano der eigentliche Held ist. Ein drittes Mal wendet Rostand das Mittel der Bewußtheit und Würde bei der Heldin an, hier freilich etwas

anders als bei Cyrano und Christian. Denn während bei den Männern ständig das Bewußtsein des Gebrechens gegeben ist und der Schmerz darüber, liegt bei Roxane eine Entwicklung, ein Nacheinander statt jenes Nebeneinander vor. Sie beginnt als eine rein komische und zwiefach komische Gestalt: sie ist *Précieuse ridicule*, insofern ihr das Geistreiche über das Geistige und das Seelische geht; und auch diese Verlogenheit ihrer Natur ist nicht in sich echt, indem eine höchst unpreziöse Verliebtheit in das hübsche Gesicht des jungen Christian, indem ganz einfache Erotik unter der Preziosität verborgen liegt. Im vierten Akt aber ist Roxane durch die Liebesbriefe Cyranos derart im Feuer geläutert, daß sie nun über alle Sinnlichkeit und alles Spiel hinaus ist und auf echtes und tiefes Gefühl echt und tief reagiert. *Et ce n'est plus que pour ton âme que je t'aime*, sagt sie zu Christian und glaubt das wirklich. Freilich sie glaubt, daß der schöne Christian diese schöne Seele besitze und nicht der häßliche Cyrano; und freilich, diese schöne Seele hat sich nach wie vor höchst geistvoll ausgedrückt. Daß Roxane in der Errungenschaft ihrer seelischen Tiefe nach keiner Seite auf die Probe gestellt wird, scheint mir der feinste und französischste Zug dieses tiefen Spiels zu sein. Erst als alle irdische Verkörperung ein Ende nimmt, fünfzehn Jahre nach dem Tode Christians und im Augenblick da Cyrano stirbt, erfährt Roxane, daß beide Männer für ihre Liebe eine unentwirrbare Verflechtung und Einheit bedeuteten. Gealtert, in klösterlichen Betrachtungen, wird sie dieser Einheit ohne Anfechtungen und Wirrnisse nachtrauern können. Bei Cyranos Sterben aber wendet Rostand mit äußerster Stärke das andere Mittel, die Katharsis, an, um das Heldische seines Helden zu wahren. Im Fieberdelirium darf Cyrano für alles Höchste fechten, dem sein Leben gegolten hat. Nichts Kleinliches, Schwaches, Lächerliches bleibt. Und daß die Ursache seines Sterbens keine heroische, sondern eine peinliche, niedrige, zufällige, an sich betrachtet: possenhafte ist — *un laquais laisse choir une pièce de bois ... Je le vois, là, par terre, un grand trou dans la tête!* (V, 3) —, das erhöht durch Stimmungskontrast nur die Tragik des rein heroischen Todeskampfes.

Eine Mischung der in Zweigs Trauerspiel und Rostands heroischer Komödie beobachteten Elemente findet man in Viktor Hugos *Le Roi s'amuse.* Von Unkraft, die bei Zweig nicht nur den Tersites, sondern auch den Achilles beherrscht, ist, hier

nichts zu spüren, die Personen sind alle und durchweg leidenschaftlich und ungebrochen aktiv. Jeder genießt sich in voller Verausgabung seiner Kräfte, und somit steht man näher bei Rostand. Aber Triboulet leidet ähnlich wie Tersites unter seiner Bajazzorolle, die ihm von der Natur aufgezwungen worden, die weite Bezirke seines Innenlebens verkrüppelt hat, und die nicht paßt zu seinen seelischen Aspirationen. Der thematische und psychologische Abstand von Triboulet zu Cyrano und Tersites bleibt deshalb doch überaus weit, auch ist in der technischen Behandlung mindestens zwischen Hugo und Zweig ein klaffender Unterschied. Und dennoch findet sich in dem Hugoschen Stück wieder dieselbe Zweiheit, auf die es in dieser Untersuchung ankommt: Man wird Triboulet keinen Augenblick komisch nehmen, weil ihm in jedem die Würde und das Ausströmen seines Schmerzes, und weil ihm die fürchterlichste Katharsis gegeben ist: er glaubt den Fuß auf die Leiche seines Königs und Feindes zu setzen und bricht über dem Leichnam der durch ihn selber zu Tode gekommenen Tochter zusammen.

Aus solcher Gleichartigkeit in grundverschiedenen modernen Stücken darf man wohl rückschließen auf das „ernstgemeint" und „nicht ernst gemeint" in vergangenen Zeiten. Zweifel an der Meinung des Dichters entstehen da, wo er seine Helden in kleinliche und niedrige Lagen bringt und mit kleinlichen Gebrechen behaftet. Man wird dann immer darauf zu lauschen haben, welche Töne der Held zum Ausdruck seines Schmerzes findet. Natürlichkeit und Würde lassen sich in jeder Sprachform und in jedem Zeitalter von Deklamation und Haltlosigkeit unterscheiden. Sodann aber ist in Betracht zu ziehen, ob dem Helden die Katharsis, das heldische Ende, vergönnt ist. Einen Schulfall für diese Punkte gibt der Troilus in Shakespeares „Troilus und Cressida" ab. Weil sich der überschwängliche junge Mensch an ein nichtiges Geschöpf fortwirft, weil sich in Pandarus' Gestalt Possenhaftigkeit in seine unmittelbare Nähe drängt, weil die griechischen Gestalten des zwiespältigen Stückes mehrfach ins Possenhafte verzerrt sind, hat man häufig auch den Troilus komisch aufgefaßt. Dem gegenüber zeigt Schücking[1]) aufs eindringlichste, weil eng an den Text gelehnt, wie Troilus' „wirkliche Natur" in seinen Reden und seinem Verhalten zum Ausdruck kommt, wie sie voller Idealismus und Tapferkeit ist,

---

[1]) a. a. O., S. 50ff.

wie sie edle „Bescheidenheit“, wie sie „etwas kindlich Schlichtes, Anspruchsloses“ enthält. Er hätte hinzusetzen können, wie sie auch für wütend erbarmungslose Blutgier Raum hat — ein Zug, der gewiß nicht sittlich ist, auch ins Gemälde gebracht wurde, um Hektors Milde dagegen abstechen zu lassen, ein Zug aber, der fraglos auch ein mächtiges Gegengift wider die komische Wirkung dieser Gestalt bedeutet. Und wenn Schücking feststellt: „Als Hektor fällt, tritt er an seine Stelle“, so entspricht das genau meinem Gedankengang: es ist dem Troilus eine Katharsis gegönnt.

Aus allem bisher Gesagten wird nun eines völlig deutlich: während die ursprüngliche Bezeichnung „Tragikomödie“ einem traurigen Stück mit versöhnlich heiterem Ausgang galt (auch Hardy versteht ja die Mischung im Wesentlichen noch so), und während naive Meinung auch heute noch gern annimmt, daß Beimischung von Komödienbestandteilen die Tragik eines Stückes mildere, wird in Wahrheit die Tragik durch das Komische verstärkt, bedeutet Tragikomödie eine Steigerung der Tragödie. Die Jämmerlichkeit des Mädchens, an das Troilus sein bestes Gefühl verschwendet, verstärkt sein Elend und unser Mitleid für ihn; die Niedrigkeit des Achill läßt das Ende des ritterlichen Hektor um so qualvoller und Mitleid erregender erscheinen. Bei Triboulet, Cyrano, Tersites wird das Tragische durch die Komik des körperlichen Mankos und der Situation nicht verstärkt, sondern recht eigentlich hervorgebracht. Wenn dem aber so ist, daß aus dem Komischen besonders starke Tragik herausgepreßt werden kann, so kann man sich ohne Spitzfindigkeit fragen, ob denn nicht die Umbiegung ins rein Tragische zurück, die Zulassung der Katharsis, in diesem Falle eine Abschwächung bedeute. Ein äußerstes Leiden, das den qualvoll überreizten Lebensnerv zerreißt und zur großen Ruhe der Vernichtung führt, ist eine Erlösung und somit eine Milderung, eine Befriedigung. Ein ernsthaft empfindender Mensch, der sich der Unwürdigkeit seiner Lage dauernd bewußt bleibt und keine Erlösung daraus findet, ist übler daran als der durch Katharsis zur Ruhe gebettete: er ist in ein Inferno der Komik gesperrt. Das ist höchste, unverbogene Tragikomik, und sie sehe ich nur bei einem Dichter vollkommen erbarmungslos durchgeführt: bei Molière.

Der Fall liegt am klarsten im *Misanthrope.* Alceste ist ein ernster, tiefer, gebildeter Mensch. Nichts, gar nichts an ihm schlägt ins Hanswurstartige über. Wie ernst ihn der Dichter

nimmt, geht eigentlich vor allem daraus hervor, daß er ihn zum Träger der eigenen ästhetischen Ansichten, also zu seinem Sprachrohr in beruflichen Dingen macht. Alcestes Urteil über das preciöse Sonett und über das schlichte Volkslied ist Molières eigenes Urteil, wie aus mancher anderen Äußerung des Dichters fraglos zu entnehmen ist. Die gleiche Schlichtheit und Geradheit des Fühlens wie in dieser ästhetischen Sache zeichnet Alceste in seinen gesellschaftlichen und seinen sittlichen Wertungen aus An Feinheit des Gefühls, an innerlichem Adel ist er seiner gesamten Umgebung überlegen; jedes seiner Worte bringt das eindeutig zum Ausdruck. Er hat nur einen Mangel: ihm fehlt der *bon sens*, die normale Durchschnittlichkeit, die in jedem Augenblick zu Kompromissen bereit ist, und ohne die „der Hof" und „die Stadt" nicht bestehen können. Und widerum: Alceste selber kann ohne die geschliffene Gesellschaft von Versailles und Paris nicht leben, denn nur in Versailles und Paris findet er Menschen seiner Kultur. Seiner Kultur — nicht seines Wahrheitsdranges, seiner Leidenschaftlichkeit. Ständig muß er mit ihnen zusammenstoßen, ständig an ihnen leiden, sich bis aufs Blut verletzen; aber ohne ihre Gesellschaft wird er erst recht leiden. Diese Qual des Zusammengehörens und doch nicht Zusammenpassens wird am brennendsten, wo es um das engste Zueinander, um die Liebe geht. Célimène ist keine Cressida. nur eine Dame ihrer Zeit und Umwelt. In Célimène drängt sich für Alceste alles zusammen, steigert sich aufs äußerste, was ihn an der Gesellschaft anzieht und abstößt, aller Reiz und alles Gift; Célimène hat überindividuelle Bedeutung, in einer Moralité könnte sie *Le Siècle* heißen, aber sie ist nicht das Saeculum schlechthin, sondern das Siècle Louis XIV. Alcestes *C'est pour mes péchés que je vous aime ainsi* gilt nicht nur der Geliebten, es gilt seiner ganzen Umgebung, und es ist keine Übertreibung, sondern der getreue Ausdruck einer verzweifelten Stimmung. Aus dieser Stimmung hätten die Tragiker Corneille und Racine jeder ihren Ausweg gefunden: bei Corneille hätte die Vernunft des Helden gesiegt und ihn von Célimène und ihrer Welt losgerissen; bei Racine wäre die Leidenschaft in Selbstzerfleischung buchstäblich verblutet und so zur Ruhe gekommen[1]). Molière gönnt seinem Helden weder das eine noch

[1]) Ich berühre mich hier in einigen Punkten mit Friedmanns Ausführungen (a. a. O., S. 82 ff.), dem aber der Begriff des Tragikomischen, also das meiner Studie Wesentliche, nicht geläufig ist.

das andere. Er läßt ihn im Zustand dauernder Lächerlichkeit verharren, er raubt ihm die Katharsis. Denn daß Alceste tatsächlich den *endroit écarté* aufsuchen wird, *où d'être homme d'honneur on ait la liberté*, zum mindesten daß er an dem Orte der Einsamkeit verharren wird, kann man unmöglich glauben, nachdem man sein Wesen durch fünf Akte einheitlich in aller Mannigfaltigkeit kennen gelernt hat. Er ist an Hof und Stadt gebunden, wie Dantes Büßer und Teufel an ihre Höllenkreise. Er ist zu dieser dauernden Strafe verurteilt, weil er gegen die Grundlagen der Gesellschaft und des Staates Ludwigs XIV., nicht etwa weil er gegen Natur und Sittlichkeit schlechthin gesündigt hat. Molières Anteil und Liebe fehlt ihm nirgends, er ist selber ein Stück Molière — wie könnte er sonst so stark und heiß lebendig sein? Aber die Willenskraft und die Richtung auf Ordnung und Staatlichkeit ist bei Molière genau so groß wie bei Corneille, sein Vorbild heißt Philinte und nicht Alceste. Und deshalb muß Alceste büßen. Ich sehe in diesem tiefsten Stück Molières genau so viel Subjektivität als Objektivität, aber ich sehe keinen weichmütigen Lyriker, sondern einen unbeugsamen, grausamen, wohlgemerkt: gegen sich selber unbeugsam harten Mann tätig. Und ich sehe keinen Anbeter der „Natürlichkeit" schlechthin, auch nicht des *bon sens* schlechthin, vielmehr einen leidenschaftlichen Dichter, der sich mit äußerster Selbstbeherrschung aus fast fanatischer Überzeugtheit unter das Joch der für ihn besten aller Welten, der Welt Ludwigs XIV. beugt. Das Mittel, das er zu solcher Beugung gebraucht, ist die Tragikomik, eine Tragikomik härtester und einziger Art: sie stellt den ernsten seines Leidens bewußten Helden ins Lächerliche und mißgönnt ihm die Katharsis.

Was den Fall in der *École des Femmes* und im *George Dandin* nicht ganz so klar hervortreten läßt, ist die soziale Lage der lächerlich Leidenden. Dem Arnolphe und dem George Dandin ist es nicht gegeben, sich so gebildet auszudrücken wie Alceste das tun kann und muß. Dennoch merkt man auch ihnen wieder und wieder an, wie sie leiden und sich der Unwürdigkeit ihres Leidens und ihrer Lage bewußt sind. Arnolphe in der „Frauenschule" möchte auf Possenart seinem gekränkten Herzen durch ein paar Faustschläge Luft machen. „Wenn dir das Freude bereitet, hast du freilich die Macht dazu", sagt seine kindliche Quälerin Agnes. Worauf der Alte — nicht etwa deklamatorisch zu ihr, sondern ausdrücklich *à part*, also im ge-

heimen und wahrhaftigen Ausdruck seiner ohnmächtigen Qual — erklärt:

> Ce mot et ce regard désarme ma colère
> Et produit un retour de tendresse de cœur
> Qui de son action m'efface la noirçeur.
> Chose étrange d'aimer, et que pour ces traîtresses
> Les hommes soient sujets à de telles faiblesses! ... (V, 4)

Dies ist doch zweifellos ein ernsthaftes Ausströmen ernsthaften Leidens. Und ebenso lebt in George Dandin von Anfang an eine bittere, klare und trostlose Selbsterkenntnis seiner unwürdigen Lage. Ein Fehler gegen die „Natur“ liegt nur bei Arnolphe vor, bei George Dandin nicht. Eine Katharsis wird beiden nicht zuteil. Das *s'aller jeter dans l'eau, la tête la première* vermag man dem George Dandin genau so wenig zu glauben, wie dem Alceste eine dauernde freiwillige Verbannung.

Daß ich mit alledem nichts ihm Wesensfremdes in Molière hineindeute, geht aus seinen zwei düstersten Stücken hervor, dem *Tartufe* und dem *Don Juan*. Beidemale treten Bitterkeit und bewußt tragische Absichten so stark und dominierend in den Vordergrund, daß hier das Komische fast nur eine stimmungerhöhende Koordinationsrolle spielt. Mit einer ungeheuren Anspannung seines staatlichen Glaubens setzt Molière den Heuchler im letzten Akte matt. Aber vorher war dieser ungebrochene Mensch durchaus Sieger und weit mehr fürchterlich als komisch. Eigentlich komisch wirkt er nur in dem Augenblick, wo ihn Elmire überlistet und entlarvt. Im selben Moment aber steht auch der Entlarvte um so fürchterlicher da. Orgon will ihn hinausweisen und Tartufe herrscht ihn an:

> C'est à vous d'en sortir, vous qui parlez en maître.
> La maison m'appartient, je le ferai connaître ... (IV, 7).

Und der starrköpfige und enge aber keineswegs unsittliche Hausherr Orgon und seine leidenschaftliche Mutter und sein heißblütiger Sohn sind wehrlos und besiegt — auch sie wieder tragikomisch in lächerlicher Lage ohne Katharsis. Selbst die klare überlegene Elmire, selbst die derbwitzige Dorine sind rettungslos verstrickt, zwischen der Schlechtigkeit des Heuchlers und der gutartigen Torheit der Familie gefangen. Ein noch höheres Maß von Bitterkeit ist in den *Don Juan* gegossen, an dem Molière in seinen bittersten Tagen schrieb. Auch hier die leidende und häufig erbarmungslos lächerlich gemachte

dumme Unschuld. Auch hier das ungebrochene Raubtier. Aber es kommt noch zweierlei hinzu. Einmal: Sganarelle, der überlebende um seinen Lohn geprellte Diener Don Juans, ist um kein Haar besser als sein Herr, nur feiger und verächtlicher; Molière hat in keiner andern Gestalt so großer Menschenverachtung Ausdruck gegeben als in dieser. Und das zweite: ich weiß nicht, ob er es bei der Menschenverachtung gelassen hat. Man achte auf den Jammerruf, mit dem Sganarelle das Stück zum Abschluß bringt: *Ah! mes gages! mes gages! Voilà, par sa mort, un chacun satisfait. Ciel offensé, lois violées, filles séduites, familles déshonorées, parents outragés, femmes mises à mal, maris poussés à bout, tout le monde est content; il n'y a que moi seul de malheureux. Mes gages, mes gages, mes gages!* Molières ganze Religion, wie sie sich in der Gesamtheit seines Werkes offenbart, ist Diesseitsreligion, ist Ordnungsglaube. Der Staat in der Gestalt und durch die Hand des Königs befreit im *Tartufe* die bedrängte Familie, setzt sie wieder in ihre Rechte ein. Hier dagegen muß der Teufel, d. h. muß die himmlische Gerechtigkeit bemüht werden. Und was tut sie? Sie bemächtigt sich des Sünders und wird ihn ja wohl auch bestrafen, obwohl es ihr nicht gelungen ist, ihn zu zerknirschen oder auch nur einzuschüchtern. Aber mit dieser Bestrafung muß nun alle sichtbare Welt zufrieden sein; die Eltern, die Töchter, die Ehemänner, die Gattinnen und schließlich auch Sganarell. Ein anderer Ersatz ist nicht aufzutreiben. In diesem Gedankengang liegt eine zähneknirschende Verzweiflung. Sie war so groß, daß sie die reine künstlerische Ausgestaltung des Stückes hemmte, daß sie offenbar auch den Dichter bald das Interesse daran verlieren ließ: hat er doch um die Freigabe seines *Tartufe* jahrelang gekämpft, dagegen den *Don Juan* rasch achtlos verstauben lassen. Es ist, als habe er sich geschämt, hier einmal ohne Cornelianische Selbstzucht aufgetreten, in maßlose gesellschafts- und staatsfeindliche Bitterkeit verfallen zu sein, und statt den Alceste im eigenen Herzen mit der Narrenpritsche zu schlagen, ihm laute und überlaute Klagen erlaubt zu haben. — —

«Le Médecin malgré lui» soutint le Misanthrope. Der Satz enthält eine tiefere Wahrheit, als Voltaire in ihn gelegt hat. Nicht aus Berufsrücksichten, nicht handwerksmäßig und spielerisch, nicht in voller Absichtlichkeit stellte Molière seine Possen zwischen die ernsten Stücke. Er tauchte in die Farce unter, gab sich ganz an das gallische Lachen hin; verlor sein Ich, war ein

französisches Element, ein Stück Volksseele, weil er nur so die Kraft fand zur Gestaltung seiner ernsten Dramen, die nicht Tragödien sind, sondern härtere Dinge, die härtesten schlechtweg: Tragikomödien. Wem aber diese Zusammenhänge zwischen den Farcen und den ernsten Kunstwerken Molières etwa zu mystisch scheinen, der bedenke, daß dichterisches Schaffen überhaupt etwas Geheimnisvolles ist — sogar im rationalistischen, objektiven und typisierenden Siècle Louis XIV.

Dresden. VIKTOR KLEMPERER.

ENGLISCH ODER FRANZÖSISCH?

Im März-Mai-Heft 1922 (Bd. XXX, Heft 3/4) der N. Spr. S. 163f. findet sich unter obiger Überschrift ein Beschluß der Ortsgruppe Würzburg des bayerischen Neuphilologenverbandes zu der wichtigen Frage, welche Rolle Französisch und Englisch künftig an den Realanstalten zu spielen haben. Unter Nr. 1 der Entschließung wird gesagt, es fehlten zunächst noch die praktischen Erfahrungen für die Forderung, daß Englisch statt Französisch als erste Fremdsprache an den Realanstalten gelehrt werden soll. Solche Versuche sind in Sachsen von der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie bereits 1919 angeregt und seitdem an mehreren neunklassigen Anstalten in Dresden, Leipzig und Chemnitz eingeleitet worden, die neben einem Zug mit Französisch auch einen Zug mit Englisch als Anfangssprache begonnen haben. Was der 18. Neuphilologentag in den Leitsätzen 4 und 5 beschlossen hat, ist also in Sachsen bereits lange vorher verwirklicht worden, und die von der Ortsgruppe Würzburg vermißten Erfahrungen werden augenblicklich in Sachsen gemacht.

Unter Nr. 2 der Entschließung wendet sich die Ortsgruppe Würzburg gegen die Forderung des sächsischen Philologenvereins, daß im Falle einer Gabelung am Realgymnasium das Lateinische unter Verzicht auf eine moderne Fremdsprache beibehalten werden soll. Sie verlangt, daß am bayerischen Realgymnasium Französisch und Englisch durch eine Gabelung nicht geschwächt werden, sondern daß Latein als Pflichtfach wegfällt. Hierzu ist die auch für Bayern wichtige Tatsache nachzutragen, daß der Reichsschulausschuß sich in seinem Leitsatz 3 die Forderung des sächsischen Philologenvereins zu eigen gemacht hat. Die Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie hat in einem Beschluß vom 15. Dezember 1921 diesen Leitsatz 3 unter ausführlicher Begründung bekämpft und verlangt, daß bei der Gabelung am Realgymnasium die drei Fremdsprachen Latein, Französisch und Englisch in gleicher Weise behandelt werden; jeder Schüler, der sich bei der Gabelung für die mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe entscheidet, soll die Möglichkeit haben, zwei beliebige von den drei Fremdsprachen zu wählen und eine auszuscheiden. Diese Forderung geht also nicht ganz soweit wie die der Ortsgruppe Würzburg und läßt dem einzelnen eine größere Freiheit des Entschlusses. Ich habe als Vorsitzender der Dresdner

Gesellschaft für neuere Philologie mit einer Abordnung im sächs. Kultusministerium unsere Forderung persönlich vorgetragen und schriftlich übergeben. Das Kultusministerium erkannte unseren Beschluß als richtig an und trat für ihn im Reichsministerium des Innern und beim Reichsschulausschuß ein, drang aber nicht damit durch.

Auf dem 18. Neuphilologentag in Nürnberg habe ich dann den Leitsatz 3 des Reichsschulausschusses, der auch an der Oberrealschule bei der Gabelung eine neuere Fremdsprache wegfallen lassen will, abermals bekämpft und es erreicht, daß ein Beschluß, der sich zunächst nur mit der Oberrealschule befaßte, auch auf das Realgymnasium ausgedehnt und in folgender Form einstimmig angenommen wurde:

Eine Einschränkung des neusprachlichen Unterrichts an den *Realanstalten* würde er (der 18. Neuphilologentag) als eine Schädigung des allgemeinbildenden Charakters dieser Anstalten betrachten und erhebt dagegen entschiedenen Einspruch.

Die einstimmige Annahme dieses Beschlusses scheint mir darauf hinzudeuten, daß im Reichsschulausschuß ebenso wie im sächs. Philologenverein die Vertreter der neueren Sprachen von denen der anderen Fächer überstimmt worden sein müssen. Doch sind mir auch hervorragende Neuphilologen bekannt, die es nicht für angängig halten, daß auf dem Reifezeugnis eines Realgymnasiums die lateinische Note fehlt; damit werde das Wesen des Realgymnasiums angetastet, der Unterschied gegenüber der Oberrealschule verwischt und die allgemeinwissenschaftliche Bildung herabgedrückt. Mir scheinen diese Einwände nicht stichhaltig. Seit der grundsätzlichen Gleichstellung aller neunklassigen Anstalten brauchen wir nicht mehr ängstlich über ihre gegenseitige Abgrenzung zu wachen. Die Entwicklung schreitet unerbittlich über die alten starren Schranken hinweg, und die Gabelung ist nur ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Es hilft nichts, wenn wir uns dagegen stemmen. Wenn nach Durchführung unseres Beschlusses ein Kaufmann, ein Techniker, ein Bankbeamter das Reifezeugnis der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe eines Realgymnasiums alten Stils ohne lateinische Note vorweist, so wird bald jeder, den es angeht, wissen, daß er 6—7 Jahre gründlich Latein und in den letzten 2—3 Jahren seiner Schulzeit kein Latein, dafür aber um so gründlicher Französisch, Englisch, Mathematik und Naturwissenschaften getrieben und sich damit eine gewisse wissenschaftliche Reife erworben hat. Das Realgymnasium leidet ohnehin an einem Zuviel der Fächer auf Kosten der Gründlichkeit. Weniger wäre mehr. Darum begrüßen wir es, wenn irgendwo die Masse zugunsten der Vertiefung eingeschränkt wird. Wenn aber einmal ein Fach beschnitten werden muß, so kürzen wir lieber 2—3 Jahre von 9 Jahren Latein als von 4—5 Jahren Englisch. Jeder in wissenschaftlichem Geiste erteilte Unterricht bildet, und es wäre vermessen, zu behaupten, daß gerade die zwei Wochenstunden Latein in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe des Realgymnasiums allein den letzten geistigen Schliff geben könnten. Auch fortschrittlich gesinnte Altphilologen erkennen das an, und

darum hat der Dezernent für die sächsischen Gymnasien und Realgymnasien, Ministerialrat Dr. Giesing, ein Altphilologe von Fach, der weit über sein Fach hinausschaut und die Erfordernisse der Zeit versteht, unseren Beschluß im Reichsministerium des Innern und beim Reichsschulausschuß entschieden vertreten.

Dresden-Blasewitz. Wolfgang Martini.

BERNARD SHAWS "BACK TO METHUSELAH"[1]).

Der neueste Shawband enthält eine Vorrede von 82 Seiten und 5 Dramen, die ein Ganzes bilden, daher der Untertitel: 1. *In the Beginning*, 2. *The Gospel of the Brothers Barnabas*, 3. *The Thing Happens*, 4. *Tragedy of an Elderly Gentleman*, 5. *As Far as Thought Can Reach*. Was das Attribut *Metabiological* bedeutet, darüber später. — Eine kühne Utopie, bei deren Lektüre man beinahe mit Burge — Lubin "I'm just going dotty" ausrufen und dem Verfasser recht geben möchte, wenn er von sich behauptet: "My powers are waning" (LXXXVII). Und doch ist dem nicht so. Auch die letzte Shawsche Dichtung ist so originell, so witzig, so polemisch wie die älteste; und wie ich Shaw stets ernst nahm und überzeugt bin, daß er wirklich meint, was er sagt, wenn auch in paradoxer Weise sagt, und wenn sich diese Auffassung mit der Tolstois deckt, der freilich dem Engländer in dessen Grundauffassung der Menschen und Dinge nicht beiplichtet, so dürfen wir auch diesmal nicht mit dem bequemen Worte „geistreicher Spötter" oder gar "blague" über Shaw zur Tagesordnung übergehen, sondern müssen uns bemühen, ihm gerecht zu werden, ihn zu verstehen. Wir werden dann finden, daß dieser große Europäer uns viel zu geben hat, daß er folgerichtig ist und, soweit ich ihn kenne, noch heute die Ansichten verficht, für die er vor etwa zwei Dezennien zu kämpfen angefangen hat. Nun könnte man dieses Beharren auch anders auslegen als Konsequenz; aber wenn Ideen durch die Zeit sich als richtig erwiesen haben, so ist ihr Verkündiger kein eigensinniger Schwätzer, sondern ein erleuchteter Geist. Anders verhält es sich allerdings mit dem Gewande, in das diese Ideen gekleidet sind. Wir müssen bei Shaw zwischen dem Spiele und der Vorrede, besser der Abhandlung, einen dicken Trennungsstrich machen. Gehört das Drama in das Gebiet der Kunst — und das ist unbestritten —, dann werden wir Shaws Stücke, namentlich die vorliegenden, als solche ablehnen: Von einem dramatischen Künstler merken wir wenig in ihnen. Vielleicht ist Shaw ein zu scharfer Denker, um Dichter zu sein. Und dazu kommt noch etwas, das seinen Dramen das rein Künstlerische nimmt: ihr didaktischer Zweck, was vom Tendenzdrama wohl zu unterscheiden ist, auch vom Thesendrama. Hat er sich auch sonst schon mit aller Schärfe gegen den allgemeingültigen Satz gewandt, daß die Poesie keine Moral predigen soll, so tut er es hier besonders eindring-

[1]) *Back to Methuselah*. A Metabiological Pentateuch by *Bernard Shaw*. Constable & Co. Ltd. London 1921. LXXXVII und 267 S. Pr. 10 *ſ*

lich und betont in der Vorrede geradezu, daß dasselbe Thema einmal als Abhandlung, ein anderes Mal als Drama erscheint: "To make the suggestion more entertaining than it would be to most people in the form of a biological treatise, J have written Back to Methuselah as a contribution to the modern Bible. Many people, however, can read treatises and cannot read Bibles. Darwin could not read Shakespear. Some who can read both, like to learn the history of their ideas" (XVIII). Der alte Vorwurf, der ihm gemacht wurde, daß in seinen Dramen zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt werde, wird auch jetzt nicht ausbleiben. Freilich wird er sich auf das berufen, was er in seiner neuen Ausgabe der *Quintessence of Ibsenism* (1913) geäußert hat: "The critics declare that discussions are not dramatic, and that art should not be didactic. They protest in vain. The discussion conquered Europe in Ibsen's Doll's House; and now the serious play-wright recognizes in the discussion not only the main test of his highest powers, but also the real centre of his play's interest" (187f. *The Technical Novelty in Ibsen's Plays*). Ich glaube, es wird ihm nicht viel helfen. Übrigens ist zwischen seinem und dem Ibsenschen Dialog ein gewaltiger Unterschied.

Part I. *In the Beginning:* B. C. 4004 (In the Garden of Eden). Act I. Adam will nicht ewig leben und sich plagen. Die Schlange gibt Eve den Rat, es zu machen wie sie, sich durch Nachkommen zu vermehren: "You imagine what you desire; you will what you imagine; and at last you create what you will" (S. 8). Auf Eve's Bemerkung: "I will go and tell Adam to conceive" lacht die Schlange zynisch und belehrt sie: "Adam cannot conceive. He can imagine: he can will: he can desire: he can gather his life together for a great spring towards creation: he can create all things except one; and that one is his own kind" (S. 9). Adam setzt seine Lebenszeit auf "a thousand sets of the four seasons" fest; auf den Zwischenruf der Schlange: "Years-Years" fährt er fort: "J will live a thousand years; and then I will endure no more: I will die and take my rest. And I will love Eve all that time and no other woman." Eve fällt ein: "And if Adam keeps his vow I will love no other man until he dies." Sie haben so nach Ausspruch der Schlange "invented marriage" und sind, wie beide sich instinktiv ausdrücken, "Husband and wife (Adam), Wife and husband (Eve)". Nun teilt die Schlange Eve das Geheimnis mit, von dem sie früher gesprochen hat. Der Dichter deutet es nur diskret in seiner Wirkung auf das Weib an: "Eve's face lights up with intense interest, which increases until an expression of overwhelming repugnance takes its place. She buries her face in her hands." Act III. "A few centuries later." — Nach der Tötung Abels. Cain tritt auf, er ist "the first murderer, also "a man of spirit", wozu mehr gehöre, als nur "the first man" zu sein, wie sein Vater. Aber eigentlich könne er die hohe Eigenschaft nicht für sich in Anspruch nehmen, sein Bruder Abel sei ein "discoverer" gewesen, "a man of ideas, the discoverer of the blood, the inventor of killing", der habe Blutopfer dargebracht (S. 19). "Why not kill him as he killed the beasts?" Und Cain rühmt sich seines freien, glücklichen Lebens, "chase, killing, fire" sind sein Vergnügen. Er spottet der

Eltern, die sich placken: "I gave up your old silly drudging ways" (S. 20). Die moralischen Einwände Adams und Eves schlägt er in den Wind. Das Recht der Mutter sei wohl "the making of men", er fügt hinzu: "your risk, your agony, your glory, your triumph," aber dadurch werde Adam "a mere convenience", das solle er nicht: "Man shall be the master of woman, not her baby and her drudge," er selbst wolle "a hero, a superman" werden (S. 21 .). Cain, dem Vertreter und Lobsprecher des Krieges, dem Zerstörer: "The Voice tells me that I must offer myself to every man to be killed if he can kill me. Without danger I cannot be great. That is how I pay for Abel's blood. Danger and fear follow my steps everywhere. Without them courage would have no sense. And it is courage, courage, courage, that raises the blood of life to crimson splendor" stellt Eve die reine Menschlichkeit entgegen: 'If you have had the trouble of making Abel, or had had to make another man to replace him when he was gone, you would not have killed him: you would have risked your own life to save his... That is why there is enmity between Woman the creator and Man the destroyer. I know you: I am your mother. You are idle: your are selfish. It is long and hard and painful to create life: it is short and easy to steal the life others have made. When you dug, you made the earth live and bring forth. It was for that that Lilith set you free from the travail of women, not for theft and murder." (S. 25f.) Freilich sagt sie zu Adam, nach dem Weggange des Sohnes, des 'murderer, liar, monster,' der Mensch solle nicht immer von Brot allein leben: "There is something else. We do not yet know what it is; but some day we shall find out; and then we will live on that alone; and there shall be no more digging nor spinning, nor fighting nor killing." Doch die Entwicklung würde eine sehr lange sein, und die Menschen müßten länger leben, um zu verstehen zu leben: "Through him (sc. Cain) and his like, death is gaining on life. Already most of our grandchildren die before they have sense enough to know how to live" (S. 32). Hier wird bereits auf die Zukunft hingedeutet, in der der Mensch durch bloßen Willen sein Leben verlängern kann.

Diesen ersten Teil möchte ich ein Mysterium nennen, ergreifend namentlich in der Gestalt der Mutter Eve.

Part II. *The Gospel of the Brothers Barnabas:* Present Day. Daß zwei der Hauptpersonen, Burge und Lubin, die beiden Staatsmänner Lloyd George und Asquith persiflieren, wie aus gewissen allgemeinen und speziellen, sogar das Familienleben betreffenden Bemerkungen hervorgeht, soll uns nicht beirren. Wir haben jedenfalls noch ein Stück, bei dem man festen Boden unter den Füßen hat und das man einigermaßen verstehen kann, wenn man die These des einen der beiden Brüder, des Dr. Conrad Barnabas (zum Namen vgl. *Apostelgeschichte* IV, 36; *Galater* II, 9, 1. *Corinther* IX, 6), Professor of Biology at Jarrowfields University, als richtig annimmt, daß der Mensch, wenn er *will*, sein Leben auf 300 Jahre ausdehnen kann. Weshalb es gerade 300 Jahre sind, darauf erhalten wir eine sehr vage Antwort: "Because we must fix some figure. Less would not be enough; and more would be more than we dare as yet face"

(S. 85). Aber so lange müsse man leben, um zu Verstand zu kommen. Daß der Krieg und das Parteiwesen in dem Gespräche der Staatsmänner einen breiten Raum einnehmen, ist vorauszusehen. Die zehn Jahre, in denen Lubin das Ruder führte, endeten in 'plague, pestilence and famine; battle, murder, and sudden death' (S. 56), wie Burge sich ausdrückt, während jener ihm 'the Knock-Out Blow' vorwirft. Der Theologe Franklyn Barnabas äußert seine Ansicht: "One of his (sc. Adam's) sons invented meat-eating. The other was horrified at the innovation. With the ferocity which is still characteristic of bulls and other vegetarians, he slew his beefsteak-eating brother, and thus invented murder. That was a very steep step. It was so exciting that all the others began to kill one another for sport, und thus invented war, the steepest step of all" (S. 77). Hier ist der Zusammenhang mit dem ersten Teil. Und bitter, und leider wahr, hält er beiden Männern den jetzigen angeblichen *Friedenszustand* vor: "Confess, both of you! You were only flies on the wheel. The war went England's way; but the peace went its own way, and not England's way nor any of the ways you had so glibly appointed for it. Your peace-treaty was a scrap of paper before the ink dried on it. The statesmen of Europe were incapable of governing Europe. What they needed was a couple of hundred years training and experience: what they had actually had was a few years at the bar or in a counting-house or on the grouse moors and golf courses. And now we are waiting, with monster cannons trained on every city and seaport, and huge aeroplanes ready to spring into the air and drop bombs every one of which will obliterate a whole street, and poison gases that will strike multitudes dead with a breath, until one of you gentlemen rises in his helplessness to tell us, who are as helpless as himself, that we are at war again" (S. 72). Als sie ihn auffordern, sich als Kandidaten fürs Parlament aufstellen zu lassen, man werde sein Programm annehmen, formuliert er dieses in dem Satze: "Our program is only that the term of human life shall be extended to three hundred years", und seine Tochter Savoy fügt hinzu: "Our election cry is *Back to Methuselah!*" (S. 68). Auf Lubins Frage, was dieses Programm mit Politik zu tun habe, erwidert er, daß Lubin und Burge für ihre Aufgabe zu jung gewesen seien, und er könne sie nicht einmal tadeln: "Your task was beyond human capacity. What with our huge armaments, our terrible engines of destruction, our systems of coercion manned by an irresistible police, you were called on to control powers so gigantic that one shudders at the thought of their being entrusted even to an infinitely experienced and benevolent God, much less to mortal men whose whole life does not last a hundred years" (S. 69). Auf Burges Einwand, er habe doch den Krieg gewonnen, antwortet er trocken: "No: the soldiers and sailors won it, and left you to finish it. And you were so utterly incompetent that the multitudes of children slain by hunger in the first years of peace made us all wish we were at war again" (ib.). Der vielgewandte Burge ist schließlich mit dem Programm der Barnabas einverstanden und möchte das Mittel zum langen Leben haben, aber der Biologe sagt zu seinem

größten Erstaunen nur: "My good sir: I have no powder, no bottle, no tabloid. I am not a quack: I am a biologist. This is a thing that's going to happen.' Der Theologe ergänzt dies mit den Worten: "We can put it into men's heads that there is nothing to prevent its happening but their own will to die before their work is done, and their own ignorance of the splendid work there is for them to do". Und widerum Conrad zum verblüfften Burge: "Spread that knowledge and that conviction; and as surely as the sun will rise to-morrow, *the thing will happen*" (S. 84). Diese letzten Worte leiten bereits den dritten Teil ein.

Part III. *The Thing Happens:* A. D. 2170. Wir sehen hier — 'the thing happens' — zwei Zweihundertjährige, den Erzbischof, den jungen Geistlichen Haslam des 2. Teiles, Schwiegersohn des Franklyn Barnabas, und Mrs. Lutestring, Domestic Minister, jenes parlor-maid, das Dr. Barnabas' Buch über Biologie gelesen hat. Sie erkennen und heiraten sich. Ob noch andere dieses mehr als kanonische Alter erreicht haben, weiß man nicht; es ist aber möglich, und so entsteht die Frage, ob es für das Staatswohl überhaupt wünschenswert sei, so alt zu werden. Außerdem füllen breite Erörterungen über englische Politik und britische Tüchtigkeit zwischen Burge-Lubin (nunmehr *eine* Person), dem Chief Secretary, dem Chinesen Confucius und dem Archbishop einen Teil des Stückes. Wenn wir da von dem selbstgefälligen Präsidenten hören: "Is there a jollier place on earth to live in than England out of office hours? And to whom do we owe that? to ourselves, not to the niggers. The nigger and the Chink are all right from Tuesday to Friday; but from Friday to Tuesday they are simply nowhere; and the real life of England is from Friday to Tuesday" (S. 128), so erkennen wir den alten Shaw wieder, der sich über die Sportwut seiner Landsleute lustig macht.

Meinetwegen auch hier noch vermögen wir mit etwas Phantasie dem Fluge des Dichters zu folgen, sauer und fast unmöglich ist es aber in den zwei letzten Abschnitten.

Part IV. Die aus drei Akten bestehende *Tragedy of an Elderly Gentleman* spielt A. D. 3000, Ort: "Burrin pier on the south shore of Galway Bay in Ireland." — Eine Gesellschaft aus Bagdad, der nunmehrigen Hauptstadt des Weltreiches, bestehend aus dem Elderly Gentleman, seinem Schwiegersohne, dem Gesandten, dessen Frau und Tochter, wollen die Urheimat besuchen und zugleich das Orakel befragen. Dieses Orakel ist wie alle anderen ein Humbug. Aber der Gesandte ist mit der Antwort zufrieden, die schon sein politischer Gegner und Vorgänger Sir Fuller Eastwind fünfzehn Jahre früher erhielt: "Go home, poor fool!" und die er mit den Worten umkleidete, welche die Kinder in der Schule auswendig lernen: "When Britain was cradled in the west, the east wind hardened her and made her great. Whilst the east wind prevails Britain shall prosper. The east wind shall wither Britain's enemies in the day of contest. Let the Rotterjacks (die Gegenpartei) look to it" (S. 203). Er werde es wie Eastwind machen und seinen Landsleuten sagen, er habe die gleiche Antwort wie Eastwind vom Orakel erhalten, Frau und Tochter würden es

bezeugen. The Elderly Gentleman kann den Betrug nicht mitmachen und will, lebenssatt, sterben. Das geschieht, indem das Orakel ihn starr anblickt: "He stiffens; a little convulsion shakes him; and he falls dead" (S. 205). — Sinn des Ganzen: Spott über die Politik und die Parlamentswahlen.

Bedeutungsvoll ist der 2. Akt. Im Vorhofe des Tempels erscheint eine Napoleon ähnliche Gestalt, die sich als *the Man of Destiny* vorstellt (vgl. das gleichnamige Stück der *Plays Pleasant*) und vor dem 'veiled woman' bramarbasiert. Aber das Orakel macht mit ihm kurzen Prozeß, es hat für seine Darlegungen keinen Sinn. Er fällt am Denkmal des Sir John Falstaff ohnmächtig hin. Das ist sein Ende. "Great Heavens!" ruft der Elderly Gentleman aus," And at the base of this monstrous poltroon's statue the War God of Turania is now gibbering impotently," und Zoo, die Priesterin, erwidert spöttisch: "Serve him right! War God indeed!" (S. 188). Man merkt, daß der Dichter Napoleon nur einführte, um noch einmal gegen Unvernunft, gegen Krieg zu wettern, die Bankrotterklärung der Wissenschaft zu betonen. Auf die Frage, was das Denkmal darstelle, erhält das junge neugierige Mädchen von Zoo folgenden Bescheid: "All I can tell you about it is that a thousand years ago, when the whole world was given over to you shortlived people, there was a war called the War to End War. In the war which followed it about ten years later, none of the soldiers were killed; but seven of the capital cities of Europe were wiped out of existence. It seems to have been a great joke for the statesmen who thought they had sent ten million common men to their deaths were themselves blown into fragments with their houses and families, while the ten million men lay snugly in the caves they had dug for themselves. Later on even the houses escaped; but their inhabitants were poisoned by gas that spared no living soul. Of course the soldiers starved and ran wild; and that was the end of the pseudo-Christian civilization. The last civilized thing that happened was that the statesmen discovered that cowardice was a great patriotic virtue; and a public monument was erected to its first preacher, an ancient and very fat sage called Sir John Falstaff. Well (pointing), that's Falstaff."

Part V. *As Far As Thought Can Reach:* A. D. 31, 920. Ein idealer Raum; Griechische Szenerie.

Die Menschen, die auftreten, sind nicht wie jetzt erzeugt. Sie entspringen einem Ei und sind sogleich sehr reif, mit vier Jahren bereits alt. Die ganze Genesis bleibt aber unklar. — Zwischen den Künstlern Martellus und Arjillax entsteht ein Streit über die Kunst, in dessen Verlauf der letztere von dem Erzengel Michael (= Michel Angelo) spricht: "He was a mighty sculptor and painter. He found in the centre of the world a temple erected to the goddess of the centre, called Mediterranea. This temple was full of silly pictures of pretty children." Dieser Arjillax ist Vertreter der neuen Kunst. Pygmalion, 'a scientist, a laboratory person', zeigt die von Martellus modellierten zwei Figuren, 'the male figure and the female figure,' die von Martellus für Automaten erklärt werden, während Pygmalion zwischen einem Automaten und 'a living organism'

keinen Unterschied anerkennen will. Dieser Pygmalion salbadert über *Life Force*, Protoplasma, 'synthetic couple,' muß aber einräumen, daß den Menschen Grenzen gesetzt sind: "The best tissues we can manufacture will not take as high potentials as the natural product: that is where Nature beats us." Die zwei Figuren, die vorgeführt werden, geraten in Streit; Pygmalion, der sie trennen will, wird von der weiblichen gebissen und stirbt an der Wunde. 'The two devils', obgleich 'masterpieces of art,' sterben ebenfalls, das Leben ist ihnen eine zu schwere Last, und zwar gleichzeitig, da sie ohne einander nicht leben wollen. — Gegen Ende sehen wir wieder die Personen des ersten Teiles, Adam, Eve, Cain, die Schlange; sie drücken ihre Enttäuschung über die Entwicklung der Welt aus und verschwinden. Lilith macht den Beschluß: "Of Life is there no end; and though of its million starry mansions many are empty and many still unbuilt, and though its vast domain is as yet unbearably desert, my seed shall one day fill it and master its matter to its uttermost confines. And for what may be beyond, the eyesight of Lilith is too short. It is enough that there *is* a beyond."

Ohne die *Vorrede*, der wir uns jetzt zuwenden, sind diese Stücke schwer verständlich, so begreift man das letzte erst, wenn man das Kapitel *The Miracle of condensed Miraculation* (S. XXIV) liest. Wie die Inhaltsangabe schon erkennen läßt, berührt Shaw Dinge, die er bereits in früheren Dramen und Vorreden behandelt hat: 'Superman' und 'Life Force' *(Man and Superman)*, Napoleon *(Man of Destiny)*, Erziehung und Bibel *(Androcles and the Lion* und *Misalliance)*, Vivisektion *(The Doctor's Dilemma)*, Pygmalion (im gleichnamigen Drama), Krieg *(Heartbreak House)*, Engländer *(John Bull's Other Island)*. In der neuesten Vorrede ist nebst alledem auch noch von Shakespeare die Rede, von Ibsen und dem Theater *(Three Plays for Puritans; Plays Pleasant; Plays Unpleasant)*. Shaw hat seine Ansicht nicht geändert (vgl. u. a. *Neuere Sprachen* 22, 433 f. *Englische Studien* 55, 290ff., *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* 30, 3ff.). Wir haben also in diesem Bande ein Fazit der ganzen Shawschen Lebensauffassung[1]). Wir hätten sie nur unvollständig,

[1]) Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, daß der 66jährige Shaw hier in dem Abschnitt: *Defying the Lightning: a Frustrated Experiment* (S. XXXII) die beiden amerikanischen Evangelisten Moody und Sankey, sektiererische Missionsprediger, wieder erwähnt, die ihn 1875 veranlaßten, zum ersten Male in die Öffentlichkeit zu treten, mit einem Briefe an die damals in Dublin erscheinende Wochenschrift *Public Opinion*. Der Shaw-Biograph Julius Bab bedauert (S. 89), daß er dieses erste Dokument des Iren — "This was my first appearance in print," schrieb mir Shaw am 2. Juli 1910 — nicht zu Gesicht bekommen konnte. Es war auch tatsächlich verschollen, und Shaw besann sich nicht mehr darauf. Durch die große Gefälligkeit des Herausgebers der *Public Opinion* in London erhielt ich die Abschrift des "S" unterzeichneten Briefes, datiert vom 3. April 1875, wieder abgedruckt in der Nummer vom 8. November 1907. Man erkennt daraus, daß Shaw schon in seiner Jugend über derartige evangelistische Sitzungen dachte wie heute. Auch der sarkastische Ton findet sich hier bereits.

wenn Shaw uns nicht seine Meinung über den Darvinismus, die Evolutionstheorie, über Biologie gesagt hätte. Mit derselben Gründlichkeit, mit der an religiöse Fragen, an die Bibelkritik gegangen ist, hat er sich in diese schwere Materie vertieft, so daß wir in der neuen Abhandlung, die er *the Infidel Half Century* überschreibt, eine höchst lebendige Anschauung vom Darvinismus und was damit zusammenhängt erhalten. Wenn wir das im Auge behalten, ist uns auch der Gesamttitel des Bandes, *A Metabiological Pentateuch*, klar; in den fünf Dramen soll eine biologische Entwicklung vorgeführt werden. Aber ich muß gestehen, wie immer bei Shaw, befriedigt die Abhandlung mehr als der künstlerische Teil, und ich gehöre zu den "many people who can read treatises, and cannot read Bibles," *Back to Methuselah* soll nämlich nach Shaw 'a contribution to the modern Bible' sein.

Die Vorrede darf darüber nicht hinwegtäuschen, daß Shaw die Evolutionstheorie nur behandelt, um die gegenwärtige Lage der Welt zu beleuchten. *Back to Methuselah* ist ein viel tieferes Buch über den Krieg als *Heartbreak House*. In der sogenannten Friedenszeit konnte man immerhin schon etwas klarer sehen, als da Mord und Brand ungehemmt wüteten. Und Shaw hat die Schreckenszeit fühlend und leidend miterlebt: "I now find myself inspired to make a second legend of Creative Evolution without distractions and embellishments. My sands are running out; the exuberance of 1901 has aged into the garrulity of 1920; and the war has been a stern intimation that the matter is not one to be trifled with. I abandon the legend of Don Juan (cf. *Man and Superman*) with its erotic associations, and go back to the legend of the Garden of Eden (LXXXVII). Wie er den jetzigen Zustand sieht — und jeder Vernünftige sieht ihn so —, geht aus drei Stellen hervor, die vom Frieden und den europäischen Verhältnissen handeln: "The circumstances of this catastrophe, the boyish cinemafed romanticism which made it possible to impose it on the people as a crusade, and especially the ignorance and errors of the victors of Western Europe when its violant phase had passed and the time for reconstruction arrived, confirmed a doubt which had grown steadily in my mind during my forty years' public work as a Socialist: Namely, whether the human animal, as he exists at present, is capable of solving the social problems raised by his own aggregation, or, as he calls it, his civilization (*Political Inadequacy of the Human Animal* S. X). — At the present moment, though the main fighting has ceased through the surrender of Germany on terms which the victors have never dreamt of observing, the extermination by blockade and famine, which was what forced Germany to surrender, still continues, although it is certain that if the vanquished starve the victors will starve too, and Europe will liquidate its affairs by going, not into bankruptcy, but into chaos. Now all this, it will be noticed, was fundamentally nothing but an idiotic attempt on the part of each belligerent stake to secure for itself the advantage of the survival of the fittest through Circumstantial Selection. If the Western Powers had selected their allies in the Lamarckian manner intelligently, purposely, and vitally, ad majorem

Dei gloriam, as what Nietzsche called Good Europeans, there would have been a League of Nations and no war (*The Betrayal of Western Civilization* LXVIII). — We have no principles left, not even commercial ones; for what sane commercialist would decree that France must not pay for her failure to defend her own soil; that Germany must pay for her success in carrying the war into the enemy's country; and that as Germany has not the money to pay, and under our commercial system can make it only by becoming once more a commercial competitor of England and France, which neither of them will allow, she must borrow the money from England, or America, or even from France: an arrangement by which the victorious creditors will pay one another, and wait to get their money back until Germany is either strong enough to refuse to pay or ruined beyond the possitility of paying? Meanwhile Russia reduced to a scrap of fish and a pint of cabbage soup a day, has fallen into the hands of rulers who perceive that Materialist Communism is at all events more effective than Materialist Nihilism, and are attempting to more in an intelligent and ordered manner, practising a very strenuous Intentional Selection of workers as fitter to survive than idlers; whilst the Western Powers are drifting and colliding and running on the rocks, in the hope that if they continue to do their worst they will get Naturally Selected for survival without the trouble of thinking about it (*Circumstantial Selection in Finance* LXIXf.)." — Aus diesen absichtlich etwas längeren Anführungen erkenne man zugleich, wie Shaw die naturwissenschaftliche Theorie sich in politische und ökonomische Praxis umgesetzt denkt. Aber die Welt ist für seine Ideen noch nicht reif, die Erde ist noch kein 'Garden of Eden', kein 'Paradise;' doch wir müssen hoffen und hoffen. Und so schließen wir mit den Worten der dichterischen Gestalt: "For what be beyond, the eyesight of Lilith is too short. It is enough that there is a beyond."

Frankfurt a. M. J. CARO.

H. G. WELLS, THE SALVAGING OF CIVILISATION[1]).

In den letzten Abschnitten seines großen Kriegsbekenntnisses "Mr. Britling Sees It Through"[2]) erhebt Wells immer deutlicher die Frage: Was nun? Seine letzten Romane, "Joan and Peter" und "The Undying Fire", deuten — wieder in der ihm so geläufigen Form langer Diskussionen — auf das hier besprochene Werk ebenso voraus wie seine letzte Sammlung von Kriegsaufsätzen, "In the Fourth Year"[3]). Die Doppelfrage, die aus der Betrachtung des Kriegsergebnisses erwächst: Gibt es eine friedliche Zukunft für die Menschheit, und welcher Weg führt dahin? will die „Rettung der Kultur" beantworten.

Die Gliederung des Buches, dem zum Teil Zeitschriftenaufsätze und Vorträge des Verfassers aus der letzten Zeit zugrunde liegen,

[1]) London, Cassel and Co., 1921. 202 S.

[2]) Vgl. die Besprechung N. Sp. 28, 337ff.

[3]) Ein Auszug daraus erschien als "Anticipations of a World Peace" (1918).

ergibt sich aus dieser Fragestellung. In drei Abschnitten werden zunächst Notwendigkeit, Plan und Möglichkeit einer neuen Weltordnung, im zweiten Teile (IV—VII) die Wege zu einer solchen Neuorganisation erörtert.

Die tiefere Ursache der großen Konflikte unserer Zeit liegt nach Wells in der Unfähigkeit der Menschheit, eine neue Einstellung zu der neuen Welt zu gewinnen, die die wissenschaftliche Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte geschaffen hat. Die Entwicklung des modernen Verkehrswesens namentlich hat die alten Grenzen staatlicher Organisationsfähigkeit — die in Napoleons Tagen nicht größer war als in der Blütezeit des römischen Reichs — gesprengt. Kein Staat — mit Ausnahme des nordamerikanischen Bundes vielleicht — trägt diesem ungeheuren Wandel Rechnung; kein Staat ist heute imstande — auch das britische Reich nicht —, sein Gebiet gegen Kriegsgefahr wirksam zu schützen. Und doch hält jedes Land ängstlich an seinem "Sinn Fein" fest, ohne Rücksicht auf den Stillstand des Kulturfortschritts, ja den deutlichen Rückschritt, der jetzt schon bei Besiegten und Siegern wie Neutralen festzustellen ist; ohne zu erwägen, daß die alten Methoden zu neuen Kriegen führen und daß in einem neuen Kriege Millionen, Streiter und Nichtstreiter, auf beiden Seiten zugrunde gehen und schließlich alle Kulturwerte vernichtet werden müßten[1]). Die Überwindung dieser Gefahr sieht Wells nicht im Völkerbund, dem kein Staat etwas von seinen souveränen Rechten abtreten will (dieser sei nicht „besser als nichts", sondern eher schlechter), sondern in williger Unterordnung unter einen Weltbundesstaat, nach dem Vorbild etwa, das die Beratungen der Nordamerikaner von 1781—88 ergeben haben. Der Hinweis auf die Entwicklung Nordamerikas selbst, aber auch auf die Verbreitung großer religiöser Ideen mit unendlich beschränkteren Mitteln, auf den Widerhall endlich, den Wilsons ursprüngliches Friedensprogramm in der ganzen Welt fand, beweist die Möglichkeit einer solchen Neuordnung der Welt. Diesen Weltstaat aber, dessen konkrete Probleme flüchtig gestreift werden, werden nicht die Politiker von heute schaffen, ihn vorzubereiten ist die große erzieherische Aufgabe der Menschheit.

Es ergibt sich aus dem Gesagten die überragende Rolle, die Wells dem Erziehungsproblem zuschreibt; hinter diesem müssen nach ihm alle politischen, Klassen- und Parteigesichtspunkte zurücktreten. Mit Ausschaltung aller Nebenfragen tritt er in dem Kapitel „Weltbildung" (als Lehrer steht er hier auf dem Boden eigener Erfahrung) an die Hauptforderung heran: dem modernen Menschen eine Geistesbildung zu vermitteln, die den modernen Bedingungen des Gemeinschaftslebens angepaßt ist. Lehrziel, Lehrer und Lehrmittel der neuen Schule müssen dieser Entwicklung entsprechen; mit der immer wiederholten Bedingung, daß ihr als dem Grundpfeiler des Weltstaates reichste Mittel zur Verfügung stehen müßten und könnten.

---

[1]) S. 8, vgl. Wells, "The Outline of History" [2] (1921), S. 1081, als ein Seitenstück aus der Vorkriegszeit vielleicht auch den phantastischen "War in the Air".

Der Lehrplan sollte umfangreiche Sprachstudien von früh an (Wells fordert außer der Muttersprache vier moderne Sprachen), Schulung des Sinns für Form und Größen sowie ausgedehnten biologischen, geographischen und historischen Unterricht, schließlich Handfertigkeiten umfassen. Bezüglich der Lehrer verneint Wells von vornherein die in „pädagogischen Reformschriften immer angenommene Möglichkeit, . . . es gäbe genügend Lehrer von unbegrenzter Energie und Fähigkeit". Da man höchstens „einen wirklich begeisterten und begeisternden Lehrer für je 500 Kinder" finden könnte, fordert er vor allem „Ökonomie der pädagogischen Kraft (teaching power)", Verallgemeinerung der besten Lehrmethoden an Stelle ewiger Wiederholung hilfloser „selbständiger" Versuche: nicht um Originalität und Initiative zu verdrängen, sondern um ihre besten Ergebnisse möglichst zu verbreiten. Den Grundstock der Lehrbehelfe müßten denn auch Stundenskizzen (lesson notes) bilden, die von einer zentralen Organisation der besten Lehrer immer wieder neu geschaffen würden; dazu müßten in jeder Schule Bilder, Wandtafeln und Karten zu Tausenden vorhanden sein. Hier könnte durch gemeinsame Leitung und Massenerzeugung sparsam und einheitlich zugleich vorgegangen werden. Dieselbe vereinheitlichende und ökonomische Rolle würde schließlich der Verwendung von Sprechmaschinen und Kinematographen zukommen, einerseits vor allem beim Sprach-, anderseits namentlich im naturkundlichen Unterricht.

Diese Bildungsgrundsätze werden dann für das „Hochschulalter" weiter entwickelt. Hier, wo das Ziel die Erwerbung einer Weltanschauung ist — neben der Fachausbildung des Einzelnen —, soll das Buch zumeist an Stelle des vortragenden Lehrers treten. Wieder ertönt der Ruf nach „Ökonomie der Lehrkraft". Die wahrhaft großen Lehrer verbreiten ihre Wissenschaft durch ihre Bücher. So wird die höhere Bildung losgelöst von Raum und Zeit, wenn auch Hochschullehrer bescheidenerer Art den Studierenden als Ratgeber überall zur Verfügung stehen. Zuletzt streift Wells die eigentümlichen Probleme des Zeitungs- und Buchwesens und tritt (gegen Rußland) für Preßfreiheit, aber auch für gesetzliche Bestimmungen gegen parteimäßige Ausbeutung und Lügenpropaganda ein.

Im Mittelstück (Kap. IV, V) wird der Plan eines „Buches des notwendigen Wissens" entwickelt, das (gleich Komenskys geplanter Pansophie) der gesamten Menschheit jene gemeinsame Basis wiedergeben soll, die ihr durch Jahrhunderte die Bibel war. Diese „Bibel der Kultur" soll gemeinsam von den führenden Geistern der Welt geschaffen werden und (in vielleicht allzu engem Anschluß an das Vorbild) vier Bücher der Geschichte, des Gesetzes (Gesundheitslehre und Recht), der Dichtung (und ethischen Weisheit) und der „Weissagungen" enthalten. Gerade dieses letzte Buch dürfte — übrigens nach des Verfassers eigener Meinung — den stärksten Widerspruch wecken; wenn er auch die Ausführbarkeit betont, erscheint dieser Teil der neuen Bibel den anderen gegenüber doch nicht als gleichwertig.

Ob freilich diese erste Aufgabe schon durchführbar ist? Die Beispiele, die Wells (S. 107) dafür anführt, daß in gemeinsamer

Gelehrtenarbeit eine objektive Weltgeschichte geschaffen werden könnte, sind meines Erachtens irreführend — handelt es sich doch dort immer um Arbeiten verhältnismäßig kleiner Gruppen gemeinsamen Interesses. In den größten Leistungen der Geschichte gerade hat bisher (bei allem Streben nach Objektivität) das persönliche Moment ausschlaggebende Bedeutung; ja Wells' eigener Versuch einer solchen umfassenden Weltgeschichte[1]) wirkt vielleicht deshalb so stark, weil den Leser nie das Gefühl verläßt, einer Persönlichkeit gegenüberzustehen. Es scheint schwer denkbar, daß sich in der Beurteilung der europäischen Geschichte der letzten Jahrzehnte etwa deutsche und französische Historiker auf einer objektiven Mittellinie treffen; eine verwässerte Darstellung aber, die es allen recht täte, wäre „schlechter als nichts". Und wer ist berufen, die so ungeheuer wichtige, immer noch offene Frage nach den Grenzen privaten Besitzes (im Buch des Rechts) zu lösen; wie soll vorurteilslos das erziehlich Beste aus der Weltliteratur für das B··ch der Bücher ausgewählt werden; wer schließlich schützt hier das Recht der Minderheiten?

Mit Einschränkungen nur wird man auch das neue Bildungsprogramm annehmen können. So sehr eine Vereinheitlichung des Unterrichts erstrebenswert ist, wird doch der Unterricht in vielen Fächern vom Nächstliegenden, vom Heimatlichen ausgehen müssen und erst später mit dem gemeinsamen Strom allgemeiner Erkenntnisse zusammentreffen. Das schließt nicht aus, daß auch die Methode dieses bodenständigen Unterrichts gemeinsam geprüft und das methodisch Beste von allen Lehrern übernommen würde, wie denn eine gewisse Vereinheitlichung der Arbeitsunterrichtsmethoden nicht nur denkbar, sondern auch erstrebenswert erscheint.

Bei der Beurteilung des pädagogischen Zustandes unserer Zeit ist naturgemäß der Blick des Verfassers zunächst auf die Schulverhältnisse des eigenen Landes gerichtet. Auch heute noch ist ja für das englische Schulwesen im Vergleich zum deutschen der Mangel der Einheitlichkeit bezeichnend. Nicht als ob nicht auch wir schmerzlich unsere Bildungslücken empfänden, nicht auch wir das Bedürfnis hätten, die Bildung unserer Jugend den Forderungen der modernen Entwicklung anzupassen. Ebensowenig will ich dem Angriff auf den Unfug der individualistischen Methode entgegentreten — hat doch wohl jeder Lehrer das Gefühl, wir verschwenden kostbare Energie, wenn wir uns Wege bahnen müssen zu Zielen, die Hunderte vor uns erreicht haben, weil wir die alten, erprobten meist nicht finden können. Auch hier findet aber die Forderung nach Einheitlichkeit in der Überzeugung des Lehrers eine Grenze: ein Lehrer, der die besten Dinge, die er sagen mag, nicht selbst glaubt, ist unmöglich. Die Mahnung zur richtigen Sparsamkeit mit Lehrmitteln ist heute besonders wichtig; der Vorsprung, dessen sich die deutsche Industrie hier rühmen kann, müßte auch jetzt schon durch Massenerzeugung und Vereinheitlichung für das ganze Sprachgebiet noch

[1]) H. G. Wells, "The Outline of History". London and New York Macmillan, 1920, 3. Aufl. 1921.

besser ausgeübt werden. Die Verwendbarkeit der Sprechmaschine und des Films im Unterricht endlich dürfte in Deutschland richtiger eingeschätzt werden als im Vaterlande des Verfassers; wenn nur die Mittel vorhanden wären[1])!

Vieles von diesen Plänen bleibt freilich Zukunftsmusik. Es wird Jahrzehnte pädagogischer Arbeit brauchen, ehe die Allgemeinheit einer so starken Belastung, wie sie sein Sprachlehrplan etwa vorsieht, gewachsen sein wird, ehe die Mittel zur Bestreitung dieses Unterrichts vorhanden sein werden. In unserer wirtschaftlichen Not können wir an eine Verdrängung des mündlichen Vortrags durch das Buch nicht denken — kehren wir doch notgedrungen mehr und mehr zur mündlichen Überlieferung zurück[2]).

Gerade solche Erscheinungen rechtfertigen ja die Besorgnis, mit der Wells in die Zukunft blickt. Nicht die Einzelheiten sind von Bedeutung, sondern der eine Gedanke, der sich immer wieder vordrängt: unsere Kultur geht zugrunde, „wir sind auf einem untergehenden Schiff — und nur eines kann uns retten" (S. 73), eine gemeinsame Weltidee. Der unbeirrte Optimismus, der diesen rettenden Weg nicht aus dem Auge verliert, ist vielleicht das stärkste Element der Wirkung, die Persönlichkeit des Verfassers das tragende Moment in der Flut der oft allzu knappen Andeutungen. Es ist nicht ein neuer Wells, der uns hier entgegentritt — die Kontinuität seines Schaffens läßt sich von seinen frühesten Werken bis in dieses letzte verfolgen: der pädagogische Zug seiner großen Romane, die Betonung des Geschlechtsproblems (New Machiavelli, Marriage, Passionate Friends), der Buchpropaganda (Pass. F.!), der Hinweis auf die Vereinigten Staaten kehren hier wieder und vieles andere dazu aus seinen politisch-sozialen Schriften. Worin aber liegt der fühlbare Unterschied gegenüber dem Zukunftsbild der „Neuen Utopia"? Dort scheint trotz des weiteren Kreises der Betrachtung alles mühelos gelöst, die Wirkung viel befriedigender — „so könnte es sein" — obwohl, vielleicht weil die Brücken zur Gegenwart so luftig gebaut sind. Hier ist alles härter, schwerer, herausfordernd und doch unerbittlich — hier ist Wirklichkeit. Nicht mehr bloße Träume von Möglichkeiten, sondern Kampf gegen erschreckende Tatsachen. Durch das Buch klingt der Hilferuf jenes Mr. Britling, der in schlaflosen Nächten an seinem Tisch sitzt, um sich den Alb von der Seele zu schreiben (ich kann mich der Identifizierung des Autors mit seinen Personen so schwer erwehren), ein Hilferuf nicht an die Samurai

[1]) Ich erwähne — gegenüber den wertvollen Ergebnissen der deutschen Schulfilmerzeugung —, daß nach Zeitungsberichten (1920) der Londoner Stadtschulrat die Aufstellung von Schulkinos abgelehnt hat, vor allem wegen der Kosten.

[2]) Die erschreckenden Zustände in Deutschösterreich beleuchtet, vielleicht allzu grell, die Äußerung eines Wiener Hochschullehrers, er halte keine Übungen mehr über Goethes „Faust", da ein großer Teil der Hörer den Text nicht beschaffen könne. Krasser noch fühlen wir den Büchermangel an unseren Mittelschulen.

jener Utopia, sondern an alle Lehrenden der Welt von heute, die Welt zu retten.

So schwer die Wirkung eines Schriftstellers auf seine Leser meßbar ist, die der Wellsschen Bücher scheint in England (und Amerika) nach Urteilen aus Lehrerkreisen von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Immer deutlicher tritt hinter den Politikern von Versailles-Genua, deren stümperhafte Unfähigkeit, die neue Ordnung zu schaffen, Wells brandmarkt — so sehr er sonst der Tagespolitik ausweicht —, der wachsende Wille nach Neugestaltung der Weltverhältnisse hervor, nach einer friedlichen Verständigung, die freilich „zur notwendigen Voraussetzung hat, daß jedes Volk seinen eigenen Besitzstand ganz in Händen hat[1])".

Wien. MAX SCHMID-SCHMIDSFELDEN.

DER KONJUNKTIV NACH AUSDRÜCKEN DER GEMÜTSBEWEGUNG.

Die Erklärung des Konjunktivs nach Ausdrücken der Gemütsbewegung scheint noch immer viel Kopfzerbrechen zu machen. Jedenfalls weichen die Ansichten über diesen strittigen Punkt auch in den neuesten Schulgrammatiken — die besten nicht ausgenommen — sehr stark voneinander ab. Gall-Kämmerer-Stehling (9. Aufl. der Franz. Schulgrammatik von Grund-Neumann, Frankfurt 1921) betrachten den Konjunktiv nach Ausdrücken der Gemütsbewegungen einfach als Konjunktiv des Begehrens, ohne die verschiedenen Gruppen der besagten Ausdrücke auf ihre Eigenart zu prüfen, was teilweise wenigstens Strohmeyer in seiner Franz. Schulgrammatik in feinsinniger Weise tut. Allerdings leidet auch Strohmeyers Darstellung an einer Stelle Schiffbruch; indessen ist es kaum zu glauben, daß seine Auffassung von G. Humpf in einer Besprechung von Strohmeyers Franz. Grammatik rundweg abgelehnt wird (Zeitschrift für frz. u. engl. Unterricht, Bd. 20 S. 206). Humpf sagt: „Mit der Auffassung des Konjunktivs nach den Verben der Gemütsbewegung kann ich mich nicht befreunden. Die Erklärung scheint mir trotz Lerch unbefriedigend; ich weiß allerdings keine zweifelsfreie an die Stelle zu setzen." Das klingt recht entsagungsvoll, und guter Rat ist also teuer. Trotzdem möchte ich behaupten, daß die sich hier ergebenden Schwierigkeiten durchaus nicht unüberwindlich sind. Daß Strohmeyer (§ 151) von der Masse der besagten Ausdrücke die der Furcht loslöst und gesondert behandelt, ist nur zu billigen, weil sie sich von den übrigen durch zwei Umstände unterscheiden: 1. Der Inhalt des Nebensatzes ist unbedingt ungewiß, nicht wirklich, was allein genügt, um den Konjunktiv vollauf zu erklären; 2. eine Wunschvorstellung schwingt so lebhaft mit, daß sie in bestimmten Fällen ja einen sprachlichen Niederschlag bewirkt. «J'appréhendai qu'il *ne* me ressaisît.» Wenn ich das Eintreten eines Geschehens fürchte, wünsche ich, daß es *nicht* geschehen möge. — Gegen Strohmeyers § 151 habe ich nur zweierlei anzumerken: ich behaupte, daß

[1]) Outline of History, S. 1081.

bei „Fürchten mit negativem Sinn“ eine Wunschvorstellung keineswegs ausgeschlossen ist, nur hat sie kein *ne* hervorgerufen, weil sie doch wohl schwächer als bei positivem Fürchten vorschwebt; ferner scheint mir die Behauptung mißglückt: „Die Vorstellung eines Wunsches und damit die Setzung des *ne* gehört mehr der Schriftsprache als der Umgangssprache an.“ Die oben behandelte Vorstellung eines Wunsches ist doch etwas allgemein Menschliches; wo und wieweit sie Setzung eines *ne* verursacht, ist dagegen eine andre Frage. Gegen § 154 muß ich mannigfache Einwendungen machen. Zunächst finde ich, daß die 9 nebeneinander gestellten Beispiele, denen eine gemeinsame Erklärung zuteil wird, so verschiedenartig sind, daß sie eine Sichtung nötig machen. Zwei Fälle dürfen bei den Verben der Willensäußerung besser aufgehoben sein als hier: «1. On trouvait très mal qu'un homme du renom de maître C. s'en allât par les rues comme un vrai bohémien. 2. Que trouvez-vous de mal à ce que je me serve de cet excellent homme . . . ?» Ich erinnere daran, daß «trouver mauvais» immer unter den Verben des Wollens aufgeführt wird. Daß übrigens bei der Abgrenzung der beiden Gruppen (Verben der Gemütsbewegung und des Wollens) Unsicherheiten entstehen, kann nicht wunder nehmen, gehören doch die seelischen Vorgänge, die wir Gefühl, Affekt, Willensvorgang nennen, innigst zusammen. Die charakteristischen Bestandteile des zusammengesetzten seelischen Ablaufes, den man als Affekt bezeichnet, sind Gefühle. Letzterer kann als ein in sich zusammenhängender Gefühlsverlauf definiert werden, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß beim Verlauf des Affektes Vorstellungen keine Rolle spielen. Gefühle sind ja nie allein in der Seele vorhanden, sondern Begleiterscheinungen der einzelnen Sinneseindrücke (Empfindungen), Vorstellungen usw. Eine Zeitlang hat man sogar den Vorstellungsverlauf als das Entscheidende am Affekt betrachtet (Herbart). Wichtig ist jedenfalls — auch für unsre Untersuchung, daß bei den Affekten, die Kant die sthenischen (rüstigen) nennt, eine förmliche Flut sich gegenseitig verdunkelnder Vorstellungen ins Bewußtsein strömt, während sich die asthenischen (schmelzenden) durch eine Ebbe der Vorstellungen kennzeichnen. Auf jeden Fall ist die vom Affekt bewegte Seele aus dem Gleichgewicht gebracht und eines klaren Urteils nicht fähig. Weiterhin besteht nun ein genauer Zusammenhang zwischen Affekt und Willensvorgang, was man zu wenig zu beachten scheint. Der Willensvorgang deckt sich zum größten Teil mit dem Affekt; er unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch die Art wie der Gefühlsverlauf schließlich sich löst (nämlich plötzlich, indem er gewisse Veränderungen herbeiführt, die wir Willenshandlung nennen, während der Affekt allmählich abklingt). Die soeben angedeuteten Grundtatsachen des Seelenlebens sind für die Erklärung des Konjunktivs nach Ausdrücken der Gemütsbewegung von größter Bedeutung, und was bisher mechanisch nebeneinander gesetzt wurde (der Konj. steht 1. nach Verben des Wollens, 2. nach Verben der Gemütsbewegung, was als rätselhaft erscheint), tut sich als innerlichst verbunden dar. Zur Unsicherheit oder gar Ratlosigkeit ist kein Grund mehr vorhanden,

dagegen eine psychologisch vertiefte Erklärung möglich, die sich dazu eignet, den Schüler in sehr wichtige Gebiete der Seelenkunde einzuführen. Nun könnte jemand sagen: wenn Affekt und Willensvorgang in weitgehendem Maße sich decken, so tun Gall-Kämmerer-Stehling vielleicht sehr recht, den Konjunktiv nach Verben des Affektes einfach als Konjunktiv des Begehrens zu erklären. Diese Auslegung trifft allerdings bis zu einem gewissen Grad zu, aber sie ist noch nicht ausreichend; Strohmeyers völlig abweichende Auffassung bietet, obwohl sie falsch begründet ist, auch etwas Richtiges, was weiterhin bewiesen werden soll. Was in Strohmeyers Beispielsätzen «il suffit» unter den Ausdrücken des Affekts zu suchen hat, ist nicht recht erfindlich; es muß unter die Ausdrücke des Wollens verwiesen werden. In der Wendung: «Je vois avec déplaisir (que l'arrivée de ce monsieur mette ici tout le monde en l'air)» wird man neben der Gemütsbewegung auch starke Willensäußerung verspüren, den lebhaften Wunsch, daß die Dinge anders wären. Doch nun zu dem Satz, den Strohmeyer der Ableitung seiner einheitlichen Regel zugrunde legt: «Je me réjouis tant qu'il soit venu!» Strohmeyer erklärt, es müsse im höchsten Grade überraschen, feststehende Tatsachen mit dem Konjunktiv ausgedrückt zu finden. „Ein solcher Konjunktiv findet sich stets nach *Wendungen des Gefühlslebens*. In «Je me réjouis qu'il soit venu» ist sowohl das „Freuen" wie das „Gekommensein" Tatsache."

Faßt jemand die Dinge so an,

„dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band."

Das Satzgefüge ist gesprengt, und es ist äußerlich nebeneinander gestellt, was innerlich abhängig, verbunden ist. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß der *Konjunktiv*, wie sein Name sagt, der *verbindende* Modus ist. Es kommt ja nicht darauf an, wie die Inhalte von Haupt- und Nebensatz an sich, sachlich, beschaffen sind, sondern wie sich das Subjekt des übergeordneten Satzes bzw. der das Satzgefüge Aussprechende, zum Inhalt des untergeordneten Satzes stellt. Man vergleiche folgendes Beispiel: Karl ist faul, ich will es nicht: zwei feststehende Tatsachen; bringe ich sie aber in innerliche Beziehung, ist sofort der Konjunktiv notwendig: «Je ne veux pas que Charles soit paresseux.» Damit ist freilich der Konjunktiv in dem Satze «Je me réjouis . . .» noch nicht erklärt. Soll uns das gelingen, so darf diese Äußerung kein farbloser, nichtssagender Satz für uns bleiben; sie muß mit Leben erfüllt werden, sie muß wirklich affektvoll empfunden sein! Man denke sich: unser bester Freund ist sechs Jahre in sibirischer Gefangenschaft gewesen. Nach endlosem Hoffen und Harren, nach ungezählten Enttäuschungen hören wir, daß er in der Heimat angekommen ist. Welche Freude!! Das „Gekommensein" aber, das an sich, im Lichte des kühlen Verstandes, feststeht, schwankt im Gefühlssturm der Affekte. Mit der Freude wechselt die Furcht, daß es vielleicht doch nicht wahr sein oder daß noch irgend etwas passieren könnte. Wir wissen ja, daß hochgespannte Gefühle sich überschlagen, ins Gegenteil kehren. Der Dichter spricht von der „schwanken Leiter der Gefühle". Die *Freude*

ist zudem kein einzelnes, gleichförmiges Gefühl, sie ist ein *Affekt*; ein solcher aber ist ein zusammenhängender Gefühlsverlauf, der, wie die Psychologie lehrt, „nicht selten *nach einem mehrfachen Auf- und Abwogen der Gefühle*" abklingt. Daß unter solchen Umständen in dem besprochenen Satze der Konjunktiv erscheint, ist nur zu verständlich, und *diesen* Fall mit Strohmeyer den Konjunktiv der zaghaften, vorsichtigen Aussage zu nennen, geht sehr wohl an, nur müssen wir Strohmeyers verfehlte Begründung: „Zweifelhaft — — erscheint dem Sprechenden, ob das ‚Gekommensein' ganz allgemein jedem eine Freude ist" entschieden ablehnen. Man wende diese Erklärung auf den eben geschilderten Fall an, und man wird einsehen, wie völlig gleichgültig es ist, ob *andere* sich über das Gekommensein freuen, und wie der Sprechende daran ganz sicher *nicht* denkt. — Nun kann jemand sagen: im obigen Fall ist angenommen, daß man das Gekommensein nur durch Nachrichten kennt; wie steht es, wenn man es persönlich erlebt hat? — Unsre Erklärung wird nicht hinfällig, denn gefühlsmäßig zweifeln wir oft, auch wenn wir nicht von einem eigentlichen Affekt bewegt sind, an Tatsachen, die wir mit eignen Augen sehen oder eignen Ohren hören. Sagen wir doch bei großem Erstaunen: ich traue meinen Augen nicht, oder: ich denke, ich höre nicht recht. Auch rufen wir wohl aus, wenn wir an ein Ziel gelangt sind: das *hätten* wir geschafft, da *wären* wir ja (Konjunktiv doch wohl deswegen, weil man fürchtet, die Sache könnte schließlich noch schief gehen)!

„Denn auch hier, wie überhaupt,
Kommt es anders, als man glaubt."

Man mißtraut dem Bestand des Erfolges, des Glückes; und des Dichters Warnung: „Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben", findet in jeder Brust einen Widerhall. Selbst aus Kindermund hörte ich neulich: man darf sich nie zu sehr freuen, weil sonst etwas Schlimmes kommt.

Kein Wunder darum, daß nach Ausdrücken der Gemütsbewegung (wenn also die Seele von wechselnden Gefühlen und Vorstellungen *bewegt* und deswegen besonnenen Urteils nicht fähig ist) ein Konjunktiv erscheint, auch wenn man sich über eine selbsterlebte Tatsache äußert[1]). Betrachten wir noch einen Fall zur weiteren Erläuterung unsrer Auffassung! Wenn ich ausrufe: «Quel bonheur que je n'aie pas renversé mon lait!» so ist der Affekt des Schreckes noch nicht abgeklungen, und die Vorstellung des Nichtumgeworfenhabens ist noch nicht zum ruhigen Besitz der Seele geworden; zwar steht das Milchkännchen unversehrt da, im Geiste sieht man aber die verschüttete weiße Flut. Wie leicht hätte es so kommen können! Das was wirklich ist, kreuzt sich mit dem, was möglicherweise sein könnte. Sprachliches Ergebnis (wenigstens für den Franzosen): Konjunktiv! Der Deutsche setzt ihn nicht. Fragt man sich nach

[1]) Man vergleiche hierzu das Englische! Etwa: Is it not strange that I should really be here! Ferner Strohmeyer § 154, Anm. 3: J'aurai une lettre! J'en suis sûre! Il est *certain* qu'une lettre *m'attende* (Harry).

dem Grund für die verschiedene Wahl des Modus, so könnte man sagen, sie ist Temperamentssache; Kinder sind affektvoller als Erwachsene, Frauen affektvoller als Männer, die Franzosen am Ende affektvoller als die Deutschen. Die letzteren äußern sich langsamer, nachdem die im Affekt schwankenden Vorstellungen sich geklärt haben. Der lebhaftere Franzose ist rascher im Ausdruck, das Auf und Ab der Vorstellungen und Gefühle im Affekt tut sich in der konjunktivischen Redeweise kund. Ehe ich meine Betrachtungen schließe, möchte ich mich noch gegen eine Behauptung Strohmeyers in Anm. 2 des § 154 wenden. In «il arrive» soll „meist der Nebensinn des Erstaunlichen" liegen; meines Erachtens hat dieser Ausdruck mit den Verben des Affektes nichts zu tun, er drückt einfach die Möglichkeit aus. — Fassen wir nun das oben Gesagte kurz zusammen. Als allgemeinen Grund für die Verwendung des Konjunktivs nach Ausdrücken der Gemütsbewegung darf man die Tatsache hinstellen, daß die Seele im Affekt von wechselnden Gefühlen und Vorstellungen bewegt und zu sicherem Urteil nicht fähig ist. Es erscheint daher ein Konjunktiv, den man sehr oft als *Konjunktiv der zaghaften Aussage* bezeichnen kann. Andrerseits ist es bei dem engen Zusammenhang zwischen Affekt und Willensvorgang erklärlich, daß aus manchen Äußerungen der Gemütsbewegung so deutlich ein Begehren spricht, daß man von dem eintretenden Konjunktiv als vom *Konjunktiv des Begehrens* reden wird. — Ich hoffe, daß meine Bemerkungen dazu anregen werden, einen toten Punkt der französischen Grammatik (selbstverständlich ist auch das sich ähnlich verhaltende Englisch zu bedenken und im Mittelhochdeutschen acht zu geben), an dem sich mancher manchmal verlegen vorbeidrückte, künftighin recht lebensvoll zu behandeln.

Weimar. Max Lissner.

Über den richtigen Gebrauch von *de*

in Sätzen wie: «*de* la manière dont nous sommes faits, il est certain que notre félicité consiste dans le plaisir» (Prévost, Manon Lescaut).

Im 1. Artikel seiner „Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik", Bd. IV, hat Tobler jenes de so zu erklären versucht, daß es statt à eintrete durch Einfluß „der unmittelbaren Nähe des im Relativsatze stehenden Verbums, welches gar keine andere Verbindung als die durch de mit dem Substantivum zuläßt, das für den Relativsatz das Beziehungswort ist". Weil être fait *d'*une certaine manière die einzig übliche Konstruktion sei, müsse im obigen Beispiele natürlich *dont* nous sommes faits gesagt werden, und dieses dont beeinflusse dann sein Beziehungswort so, daß statt *à* la manière *de* la manière eintrete.

Um es von vornherein kurz zu sagen, glaube ich nicht, daß diese Theorie noch haltbar ist.

Aber auch die bereits von Tobler nicht anerkannte Theorie ist nicht aufrecht zu halten, die Clédat derjenigen Toblers in seiner Revue de philologie française et de littérature, Tome XV, 1901, Seiten 132—136 entgegengestellt hat, wonach er annimmt, daß

das de am Anfange solcher Sätze, wie des obigen aus Manon Lescaut, nicht zu dem Verb des Hauptsatzes (il est certain) gehört, sondern zu dem Verb «qu'on a dans l'esprit et qui est exprimé dans l'incidente», wenn er also das de la manière selbst als einen elliptischen Satz auffaßt und das ganze Gebilde so versteht: étant de la manière dont nous sommes faits, il est certain que . . . da wir von der Art sind, in der wir geschaffen sind, ist es sicher, daß . . . Bei diesem einzelnen Beispiel ließe sich die Erklärung Clédats in der Tat wohl hören, aber wenn er *de* la manière dont les choses s'arrangeaient, je ne doutais point que je n'eusse la liberté de me dérober de la maison (Manon Lescaut) ebenso erklären will als: les choses s'arrangeant de la manière dont elles s'arrangeaient, je ne doutais point . . ., und ein *de* son aage fu granz et forz („für" sein Alter war er groß und stark) als étant de l'âge dont il était, il fut grand et fort, so wird man doch starke Zweifel an der Richtigkeit solcher durch Umschreibung zustande kommenden Erklärungen nicht unterdrücken können, wie man sie für Ausdrücke einer Sprache aus dem Munde oder der Feder der diese Sprache ihre Muttersprache nennenden Grammatiker und Laien so oft anzutreffen pflegt.

Um es abermals kurz zu sagen, scheinen mir die Erklärungsversuche Toblers wie Clédats gleichmäßig daran gescheitert zu sein, daß damals wohl noch nicht *ausreichend* daran gedacht wurde, die Bedeutung der französischen Präposition de in ihrer Entwicklung aus dem lateinischen de genauer zu untersuchen und mit dem de der fraglichen Sätze in Einklang zu bringen. Die folgenden Ausführungen mögen das zeigen.

Zunächst darf Tobler gegenüber betont werden, daß ein *à* la manière dont nous sommes faits, il est certain que notre félicité consiste dans le plaisir kein idiomatisches Französisch wäre, und daß eine solche Ausdrucksweise dadurch nicht besser wird, daß wir Deutschen uns vorhalten, man könnte in unserer Sprache (beispielsweise) sagen: *bei* der Art, wie wir geschaffen sind, ist es sicher. . ., und dem „bei" entspräche ein französisches à. *Hier* würde es jedenfalls *nicht* entsprechen. Ebenso falsch wäre ein à (statt de) in dem zweiten Beispiel Toblers: *à* la manière dont les choses s'arrangeaient, je ne doutais point que je n'eusse la liberté de me désober de la maison; in dem dritten: rien ne pouvait lui être meilleur que l'idée de vous revoir, surtout *à* la manière dont j'ai arrangé les choses; auch in den meisten der folgenden Beispiele wäre es unangebracht, also z. B. in: *à* la façon dont on m'avait parlé de vous, j'étais persuadée que je pouvais vous faire cette proposition (Sévigné); je l'ai assuré que, *au* caractère dont je vous connaissais, je ne doutais point que vous n'y répondissiez honnêtement; *au* naturel tendre et constant dont je suis, j'étais heureux pour toute ma vie, si Manon m'eût été fidèle, während z. B. in diesem letzteren Satze das *du* naturel (des Abbé Prévost) sich auf das einfachste und glücklichste erklärt als „von dem Naturell her", „aus dem Naturell heraus", „auf Grund (oder wegen) des Naturells". Andererseits sind die von Tobler angeführten Sätze, um zu zeigen, daß *à* la manière dont, *à* la façon dont, *au* train dont (die natürlich ebenfalls vorkommen) die zunächst

allein gerechtfertigten Zusammenstellungen sind, so beschaffen, daß *hier* allerdings de nicht (oder mindestens viel weniger) gerechtfertigt sein würde, daß also cette pauvre petite ne *débutera* jamais *du* train dont vous y allez, und *de* la manière dont tu chérissais et dont tu soignais les miens, il était facile de *voir* que tu serais une mère sublime (George Sand) ein unnatürliches Französisch sein würde (vgl. on voit *à* sa manière de parler . . ., on voit *à* sa démarche que . . .). George Sand hätte andrerseits, worauf auch Clédat aufmerksam gemacht hat, sicherlich nicht geschrieben: *à* la manière dont tu soignais les miens, je ne *doutais* pas que tu fusses une mère sublime: in *diesem* Falle ist eben de das Richtigere und Richtige, während in einem anderen Falle ein à richtiger und richtig ist. Daraus kann man schon schließen, daß das dont nicht den Gebrauch von de (statt eines vermeintlich natürlichen à) veranlaßt haben wird.

Es bleibt also nur das de in den fraglichen Verbindungen aus ihm selbst zu erklären und historisch zu begründen.

Noch einmal: Tobler glaubt, daß ein au caractère *que* je lui connais, je ne doute pas qu'elle n'y réponde honnêtement das allein Richtige wäre gegenüber einem du caractère que je lui counais, je ne doute pas . . ., das er für unmöglich hält (S. 2). Es scheint mir aber sicher, daß die erstere Ausdrucksweise (au caractère que . . .) unfranzösisch ist, und daß, wenn man nicht in erster Linie du caractère sagen möchte, ein vu le caractère, oder étant donné le caractère . . . (oder ähnliches) gewählt werden müßte. Dieses vu, en vue de „in Hinsicht auf, betreffs, auf Grund von" ist das, was schon im Lateinischen durch de (auch e, ex) ausgedrückt wurde.

Lateinisches de „von . . her, von . . weg, von . . ab" bezeichnet natürlich zunächst das räumliche (lokale) Ausgehen und Herkommen von . . ., wird dann übertragen auf den Zeitverlauf, ferner auf andere Verhältnisse, in denen ein Ausgehen von etwas denkbar ist, drückt z. B. die veranlassende Ursache oder den Grund aus, von dem etwas „herkommt", dient zur Bezeichnung der Gemäßheit, nach der etwas, wie nach einer Norm, geschieht (nach, zufolge, gemäß, kraft), ferner zur Bezeichnung der Rücksicht oder Hinsicht, nach der etwas geschieht oder gilt, so daß es durch „inbetreff, betreffs, was anbetrifft, in Rücksicht, in Hinsicht, hinsichtlich, in Ansehung, anlangend, was anbelangt, wegen" übersetzt werden kann (z. B. recte non credis *de* numero militum; *de* re publica valde timeo; *de* principatu inter se contendere; *de* aliqua re certare; accusare (damnare) *de* aliqua re und aliqua re (neben dem Genetiv). Das französische de, das auch die Funktionen der lateinischen Präpositionen e, ex, selbst a, ab mit übernommen hat, auch zum Ausdruck der Genetivverhältnisse und des instrumentalen Ablativs dient, ist in seiner Anwendung und Bedeutungsentwicklung unzweifelhaft noch reicher geworden, als das lateinische de schon war. Littré sagt daher mit Recht: «Les sens de la préposition de, comme ceux de la préposition à, sont très nombreux et passent par des nuances que l'on saisit mieux en la considérant dans ses constructions avec les espèces de mots qu'en essayant de les rendre par des périphrases. Wir Deutsche haben uns daran gewöhnt, den Gebrauch des de natürlich zu finden, wenn

wir es übersetzen können etwa mit „von, von . . aus, von . . her, aus, über" (u. a.), und sein Gebrauch erscheint uns verhältnismäßig fremdartig, wenn wir uns zur vollen Wiedergabe des Sinnes der Ausdrücke „in Betreff, betreffs, in Hinsicht, hinsichtlich, in Ansehung", auch „wegen" und ähnlicher bedienen müssen. In dieser Bedeutung ist ja auch de im Neufranzösischen nicht voll lebendig geblieben, da man es mehr und mehr ersetzt hat durch vu, à l'égard de, pour, quant à [quantum ad me (pertinet) = quant à moi, pour moi], à cause de, und andere. Aber das de in dieser Bedeutung ist keineswegs ausgestorben, wie die folgenden (meist Littré entnommenen) Beispiele zeigen mögen.

Mille gens le sont bien, sans vous faire bravade, qui *de* mine, *de* cœur, *de* biens et *de* maison ne feraient avec vous nulle comparaison (Molière). — *De* moi = quant à moi, pour moi, pour ce qui me concerne: *De* moi, plus je suis combattu, plus ma résistance montre sa vertu (Malherbe). *De* moi, je fus touché de tant de valeur. — Différer *d'*avis; changer *d'*opinion, changer *de* linge; redoubler *d'*attention. — Il me faudrait des journées entières pour me bien expliquer à vous *de* tout ce que je sens (Molière). — En vain suis-je séparé du monde *d'*habit, *d'*état, *de* demeure, *de* fonction et *de* conversation, si mon esprit et mon cœur y sont attachés (Bourdaloue). — Il est *de* ceci comme d'une beauté excellente et *d'*une autre qui a des grâces: celle-ci plaît, mais l'autre ravit (La Fontaine). — Qu'est-il *de* lui?[1]) Qu'est-ce *de* ce langage? (hinsichtlich, mit). O Dieu, qu'est-ce que *de* nous (Bossuet, Mort: Was ist's hinsichtlich unser? etwa im Sinne von „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest?). Hélas! si l'on n'aimait pas, que serait ce *de* la vie (Molière)? — *De* ce que je n'en parle pas, cela ne veut pas dire que je n'y songe plus = Quant à ce que je n'en parle pas, . . . — Hier kann man vielleicht die immerhin auffallende Erscheinung anschließen, daß (besonders im 17. Jahrhundert) ein an der Spitze des Satzes stehender Infinitiv als Subjekt von de begleitet ist: wenn man nicht annehmen will, daß dieses de lediglich deshalb eingetreten sei, weil de als (fast unentbehrliches) Infinitivzeichen angesehen oder empfunden wurde, so läßt es sich im Sinne des de = quant à in vielen der hierhergehörigen Beispiele zunächst begründen. *De* les vouloir parcourir toutes, ce serait une matière infinie (Bourdaloue). Car, *de* m'imaginer que vous me méprisiez, j'avoue franchement que je n'ai pas si mauvaise opinion de moi (Balzac). Je sais quel est leur prix; mais *de* les accepter, je ne puis, et voudrais vous pouvoir écouter (La Fontaine). *De* dire si la compagnie prît goût à la plaisanterie, j'en doute (La Font.). Or, *d'*aller lui dire non, sans quelque valable excuse, ce n'est pas comme on en use (La Font.). Je l'ai vu quelque part; *de* savoir où, il est difficile (La Bruyère).

In Beispielen wie mais je hais vos messieurs *de* leurs honteux délais (Molière); j'adore le bon abbé *de* tout ce qu'il me mande là-

[1]) Dieses und die nächstfolgenden drei Beispiele erinnern an das deutsche: „Was ist's mit dem? was kann er meinen? Was ist's mit diesem Kranichzug?"

dessus (Sévigné) kann man sagen, das de mit dem ihm Folgenden gebe den Grund und die veranlassende Ursache an, von der das Gefühl des Hasses, der Verehrung „herkomme", oder, was dasselbe ist, es stehe im Sinne von à cause de, wie auch bei de cela même = à cause de cela même in: Ces tableaux admirables dont parle Pline et qui, selon ce savant connaisseur, n'en étaient que plus admirés, *de* cela même qu'ils étaient demeurés imparfaits (Mairan, Éloges).

Damit ist wohl das nötige Material zur vollen Begründung des de in den von Tobler a. a. O. behandelten Beispielen (*De* la manière dont nous sommes faits, il est certain . . ., usw.) zusammengebracht: „Von der Art her, auf Grund der Art, hinsichtlich, betreffs der Art, was die Art anbetrifft, wie wir geschaffen sind, (so) ist es sicher, daß . . .". Das *de* ist hier genau ebenso berechtigt wie das englische entsprechende *from* in einem ebenso gebauten Satze (il est certain = it is clear), wie er z. B. vorliegt in der Weekly edition des Manchester Guardian vom 18. März 1921, Seite 1, wenn es dort heißt: *From* the first authentic account of the Kronstadt revolt . . . *it is clear* that the reports of its extent . . . have been grossly exaggerated.

Sämtliche anderen Beispiele auf Seite 1 und 2 der Abhandlung Toblers lassen dieselbe einfache Erklärung des rätselhaften de zu.

Hagen. Wilhelm Ricken.

DIE DEUTSCHE VERLAINE-AUSGABE DES INSELVERLAGS.

(2 Bände.)

Mit kaum einem ausländischen Dichter der Neuzeit hat sich die deutsche Übersetzungskunst so lebhaft beschäftigt wie mit Paul Verlaine. Die Gründe hierfür dürfen einmal in dem bedeutsamen lyrischen Aufschwung zur Zeit des Auftretens der französischen Symbolisten gesucht werden, die, wie Stefan George in seinen „Blättern für die Kunst" damals selbst gestand, von unverkennbarem Einfluß auf die Bemühungen deutscher Dichter gewesen sind, der vom Naturalismus unterdrückten Lyrik wieder Empfindungsgehalt, Form und Sprachmelodik zu gewinnen. Ferner enthält gerade Verlaines Poesie alles, was uns Deutschen als Kennzeichen echter Lyrik gilt: ein reiches musikalisches Element[1]), daher Sangbarkeit, Unmittelbarkeit der Empfindung und einen Stimmungsgehalt von ungemein suggestiver Kraft.

Die vorliegende, für die augenblicklichen Verhältnisse äußerst gediegen ausgestattete Ausgabe, besorgt von Stefan Zweig, vereinigt in ihrem ersten Bande das lyrische Schaffen Verlaines in chronologischer Folge und in einer noch nie dagewesenen Vollständigkeit, denn es wurde aus den letzten Sammlungen nur ausgeschaltet, was minderwertige Erzeugnisse „des reimenden Literaten der traurigen Absinthjahre" waren. Das Verzeichnis der Nachdichter nennt die hervorragendsten dichterischen Persönlichkeiten von heute und gestern: R. Dehmel, Wolf Graf Kalkreuth, Herbert Eulenberg, Hans Evers, Stefan Zweig, Richard Schaukal, Cäsar Flaischlen,

[1]) «De la musique avant toute chose!»

Max Brod, Walter Hasenclever, Theodor Däubler, um nur einige ganz bekannte herauszugreifen. Dadurch aber soll keine höhere Bewertung ausgedrückt werden, denn wenn einige der hier erwähnten starken Individualitäten manchem Vers Verlaines ihre Eigenart aufprägten (Däubler z. B.), so haben sich weniger bekannte Nachdichter liebevoll in die Eigenart der fremden Sängers vertieft und aus dieser heraus ein sinngetreues deutsches Versgebilde geschaffen (vgl. Umsicht = Circonspection, von G. von Festenberg). Leider gestattet der Raum kein eingehenderes Vergleichen auch nur der berühmtesten Gedichte Verlaines mit ihren Übertragungen. Die vorliegende Sammlung wird dauernd äußerst wertvolles Material für deutsche Übersetzungskunst bieten.

Mit Absicht wurde, wie der Herausgeber in seinem Nachwort betont „eine Vielzahl von Dichtern zu einem repräsentativem Werke deutscher Nachdichtung versammelt", eben um zu vermeiden, daß eine starke Dichterpersönlichkeit zu viel des Eignen in den fremden Geist legte. Die höchste Absicht der Auswahl aber ist: „die Musik Verlaines zutage treten zu lassen", und hier bot seine immer deutlicher bemerkbare Verwandtschaft mit der deutschen Lyrik Möglichkeiten, die auf sehr feinfühlige Weise ausgenutzt worden sind.

Die unendliche schwierige Aufgabe, der Inbrunst des katholischen Mystikers gerecht zu werden, hat Richard Dehmel mit Glück gelöst. Nur bei innigster Vertrautheit mit dem Original dürfte man bei den herrlichsten Bekenntnissen aus «Sagesse» jenes Etwas vermissen, was sich auch der hingebungsvollsten Übersetzungskunst entzieht. Warum aber fehlen die von warmer Menschlichkeit durchzitterten Gedichte an den Adoptivsohn Lucien Letinois, für die wir gern einige zwar charakteristische, aber seelisch recht bedrückende Erzeugnisse des Dirnen- und Absinthpoeten hingeben würden?

Der zweite Band enthält Verlaines selbst verfaßte Lebensdokumente: „Beichten" und „Meine Gefängnisse", übersetzt von Johannes Schlaf; „Meine Spitäler", übersetzt von H. von Gumppenberg, und ferner allerhand Zeugnisse über die letzte Lebenszeit und das Hinscheiden des Dichters (in gekürzter Form übersetzt von Fr. Maria Zweig). Nach dem Lesen dieser recht flüssig übertragenen Dokumente — Johannes Schlaf fiel dabei durch die „Beichten", die in einem launenhaft impressionistischen Stil hingeworfen wurden, die schwerste Aufgabe zu — versteht man, daß Stefan Zweig in seinem Vorwort vieles früher vom Menschen Verlaine Gesagte revidiert. Er weist darin manches Beschönigende und namentlich die Versuche, den «pauvre Lélian» ins Romantisch-Heroische zu steigern, zurück, um die unselige Haltlosigkeit dieser Künstlernatur als Hauptursache ihrer Tragik zu zeigen. Noch ist die Studie nicht geschrieben worden, die die tieferen Zusammenhänge des Wunderwerkes von Verlaines Poesie mit seiner unglaublich zusammengesetzten, seelisch und künstlerisch feinfühligen und doch unrettbar dem Sumpf verfallenen Natur untersucht. Dazu aber müßten sich Kritiker, Psycholog und Physiolog vereinigen. Die letzten Zeugnisse von Freundeshand sind äußerst milde und beschönigend; durften wohl auch

Freunde, die mit ihm in den Sumpf hinabtauchten, sich richtend über ihn stellen?

Um das Bild des Dichters, das man aus dem ersten Bande gewonnen hat, und das wohl von Sünde und Verfehlung redet, doch noch stärker von Reue, Zerknirschung und innerem Streben, sich wieder aufzurichten, nicht zu trüben, wäre es vielleicht besser, dieser zweite Band existierte nicht. Und doch liegt in ihm so viel erschütternd Allzumenschliches; doch bildet selbst der Sumpf, in den Verlaine allmählich dank der „grünen Hexe" Absinth immer tiefer hinabsank, oft auch den wahren Boden für die wunderbaren Blüten seiner immer lebendigen Sehnsucht, sich noch einmal diesem Untergang zu entwinden, so daß wir ihn nicht missen möchten. Auch was er nebenher, nahezu absichtslos, an Belehrung über den Pariser Symbolistenkreis und über einzelne literarische Persönlichkeiten bietet, ist für uns Deutsche wichtig genug, um manche Seiten als Studienmaterial zu benutzen.

Wird Verlaine durch diese schönen Nachdichtungen seiner Werke einer der Unseren werden, wie es Shakespeare, Dante u. a. Große mehr geworden sind? In verständnisvollen literarischen Kreisen ist er's ja schon und wohl möglich, daß die treffliche Wiedergabe seiner Melodik auch Tonsetzer reizen wird. Ist es aber einmal so weit, dann gehört er uns tiefer an.

Alles in allem bedeutet diese Veröffentlichung des Inselverlags — allen engherzig-patriotischen Einwänden zum Trotz — ein Zeugnis höchster deutscher Geistesart. Ferdinand Avenarius schreibt einmal: „Das sinnlose Ausländern und Hineinessen, was man nicht verdauen kann, wir müssens bekämpfen wie den Teufel. Aber *ein* Volk sollte es doch wohl geben, das von den Feldern der tausend anderen je die beste Erntefrucht sammelte, *auf daß der Menschheit Edelstes nahe beieinander gediehe.*"

Als dieses Volk haben wir uns hier wieder einmal erwiesen.

Dresden. Anna Brunnemann.

EIN NEU ENTDECKTER SOHN DANTE ALIGHIERIS.

Just am Ende des Dante-Jahres tritt ein neues Dokument ans Licht: geeignet, die so hübsch eingerichtete Chronologie des Dichters zu stören. *Fr. P. Luiso* in Lucca, bekannt durch mancherlei Arbeiten aus dem Gebiete des Humanismus, fand im Staatsarchiv zu Lucca in den Protokollen des Notars Rabbito Toringhelli eine Urkunde vom 21. Oktober 1308[1]). Darin verpflichtet sich die Sozietät der Moriconi in Lucca dem Florentiner Bankhause Macci und Bonaccorsi ein Darlehen zurück zu zahlen. Die Zeugen dieses Aktes sind:

---

[1]) *Fr. P. Luiso:* Un documento inedito lucchese che interessa la biografia di Dante. Lucca ed. lucchese 1921 (Per nozze Sardi-Mazzei). Diese Publikation sowie die in den italien. Tagesblättern geführte Diskussion waren mir meist unzugänglich. Ich referiere nach dem Artikel von *Augusto Mancini:* Il nuovo figlio di Dante in Nuova Antologia 1. marzo 1922.

der Luccheser Notar Guido Appicalcani und ein *Johannes filius Dantis Alagherii de Florentia.*

Luiso versucht nun, indem er auf die Verschiedenheit der Namensschreibung: Alegherii und Alagherii hinweist, diesen bisher gänzlich unbekannten Giovanni einem gleichnamigen Florentiner Zeitgenossen des Dichters zuzuschieben, dem dann auch jener Teil der politischen Akten zukäme, die einen Alegherius nennen und die man bisher dem Dichter zuschrieb. Allein der Versuch ist wie von Corrado Ricci so auch von Mancini mit Recht abgewiesen worden: von einem solchen Zeitgenossen wissen wir nichts, und die Schreibung des Namens Alighieri war höchst schwankend wie schon Rajna in seiner großen Arbeit im II. Bd. der Studi danteschi M. Barbis nachwies.

Wir haben es zweifellos mit einem richtigen Sohne Dantes zu tun. — Welches Alter besaß aber dieser Giovanni im Oktober 1308? Nach Luccheser Stadtrecht: „Intelligatur perfecta aetas nostro iure municipali aetas XVIII annorum tam in masculo quam in femmina.“ Somit wäre Giovanni spätestens im Oktober 1290 geboren und unbedingt bei Lebzeiten Beatricens gezeugt worden. War Gemma Donati seine Mntter? Dem stände der Bericht Boccaccios entgegen, der — nachdem er die Vita Nuova freundlich ausgeschrieben und ausgemalt, lang und breit darlegt, wie Dante nach dem Tode Beatrices ganz verwunderlich große Tränenbäche weinte, wie er abmagerte und bärtig wurde, so daß seine parenti beschlossen ihn zu verheiraten, wozu er sich nach langem Widerstande auch entschlossen.

Daraus folgerten *Corrado Ricci* und andere die außereheliche Geburt Giovannis, und die Lucchesen wiesen sogleich auf ihre Gentucca als Mutter hin. — Indessen scheint nach allgemeiner mittelalterlichem Stadtsitte für einen Zeugen nicht die perfecta aetas von 18 Jahren, sondern bloß eine solche des pubes, von 14 nötig gewesen zu sein. Und damit würde die Geburt richtig auf 1294 fallen und die übrigen vier bekannten Kinder des Dichters hätten dann in eiligem Tempo bis 1301 nachzufolgen.

Wäre es an Stelle dieser Ausflüchte nicht einfacher und methodisch richtiger, statt eine Theorie durch Ausnahmefälle und Notröhren retten zu wollen, anzunehmen, daß Dante seine Gemma schon in den 80er Jahren heimführte und neben seiner Gattin nach Minnesangs-Brauch eine idealische Herrin besang? In der Vita Nuova aber schuf er nach allerlei Vorlagen, durch Verschmelzen und Erfinden eigener Erlebnisse ein duftiges, träumerisches Kunstwerk, den tragischen Verlauf einer reinen, erdenfernen Leidenschaft. — Mit Recht macht Mancini darauf aufmerksam, daß nun auch der dritte Apostel, der Dante im Paradiso das Glaubensexamen abnimmt, den Namen eines Sohnes Alighieris führt.

Basel. E. WALSER.

ZUM STUDIUM DES SPANISCHEN[1]).

Mulertt hat den Versuch unternommen, den vielen, die sich heute dem Erlernen und dem Studium des Spanischen zuwenden,

[1]) *W. Mulertt, Anleitung und Hilfsmittel zum Studium des Spanischen.* Halle a. S., M. Niemeyer. 1922. 43 S.

einen Wegweiser an die Hand zu geben und sich bemüht, mit seiner kleinen Schrift eine der vielen Lücken auszufüllen, die den Fortschritt der Hispanologie in Deutschland erschweren. Das Buch will nicht ein vollständiger bibliographischer Wegweiser sein, sondern lediglich dem Anfänger die Arbeitsmittel aufzeigen, mit denen er am raschesten und besten in das Gebiet der Spanienkunde eindringt. So hat denn der Verfasser besonderen Wert darauf gelegt, die praktischen Hilfsmittel mit möglichster Vollständigkeit aufzuführen, sich dagegen im zweiten Teile („Tiefer dringende Studien") darauf beschränkt, einen allgemeinen Überblick zu geben. Die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen besonders in der heutigen Zeit entgegenstellen, hat der Verfasser durch fleißige Auswertung der ihm zugänglichen literarischen und bibliothekarischen Hilfsquellen in Deutschland bestmöglich zu überwinden gesucht. Und es darf ohne weiteres anerkannt werden, daß sein Büchlein den Neulingen in hispanicis von großem Nutzen sein wird. Loben wird man auch, daß gleich in diesem ersten Wegweiser die Hilfsmittel zum Studium der spanischen Kultur sowie zur Geschichte des spanischen Geisteslebens (§§ 3, 5) eingeschlossen sind. Flüchtig wird auch Lateinamerika gestreift; doch hat der Verfasser in dieser Richtung etwas ungleichmäßig gearbeitet. Überhaupt ist diese Unausgeglichenheit ein Zug, der sich wiederholt störend im zweiten, mehr die wissenschaftlichen Hilfsmittel umfassenden Teile der Schrift bemerkbar macht. Hier beobachtet man, daß dem Verfasser bei der Fülle der Gegenstände, die er streift und die er begreiflicherweise nicht alle in gleichem Maße beherrschen kann, vieles und dabei nicht selten das Wichtigste entgeht und auf der andern Seite manches genannt wird, was bei der Einschränkung, der die ganze Zusammenstellung unterlag, kritisch genommen nicht genannt werden durfte. Wozu z. B. S. 20 die „Anthropogeographischen Studien" von *Quelle* nennen und auf der andern Seite die allgemein weit mehr interessierende Gesamtdarstellung der Landes- und Wirtschaftskunde der iberischen Halbinsel von demselben Verfasser (in Andrees Geographie des Welthandels) oder die „Mittelmeerbilder" von Theobald *Fischer*, von wichtigen spanischen Gesamtdarstellungen ganz zu schweigen, weglassen? Wozu S. 23 die populäre und wissenschaftlich bedenkliche «Historia de España» von Salcedo Ruiz erwähnen, dagegen die entschieden nützlichere Sintesis de la historia de España von *Beretta* oder gar die so wertvolle Zusammenstellung «Fuentes de la historia española» von *Sanchez Alonso*, Madrid, 1919 unerwähnt lassen? Wozu ferner A. 2. S. 34 ein paar kleinere Aufsätze von A. L. Mayer über die spanische Malerei (neben seinen größeren Arbeiten) nennen und dabei die besonders zur Einführung geeignete Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal von *Dieulafoy* (1913), die eine wertvolle Bibliographie enthält, übergehen? Wozu S. 41 aus den zahllosen Einzelstudien von Rodrigelz Marin über den Don Quijote eine herausgreifen und u. a. die wichtige Gesamtdarstellung von *Savj Lopez* übergehen? Die Cervantesbibliographie ist überhaupt durchaus unvollkommen: S. 41 werden die bekannten Lope- und Calderonbibliographien genannt, nicht aber die Cervantesbibliographie

von *Rius* und andere; S. 40 die Ausgabe der Werke von *Schevill* und *Bonilla y San Martin*, die bisher nur Comedias y Entremeses, La Galatea, Persiles y Sigismunda enthalten, dagegen keine Ausgabe der Novelas ejemplares; an derselben Stelle wäre die Fortsetzung der Ausgabe der Werke von Lope durch *Cotarelo y Mori*, (nicht Morí, wie S. 27, 41 in anderem Zusammenhang zu lesen steht) zu erwähnen. Und so ließen sich noch eine ganze Reihe von entsprechenden Beobachtungen machen. Ich beschränke mich darauf, das Allerwichtigste von dem hervorzukehren, was in einer Neuauflage des Buches nicht fehlen sollte: S. 14 unter „Lesebüchern" die vorbildliche «Antología de prosistas castellanos» von *Menéndez Pidal*, Madrid, 1917 (vgl. Lbl. S.G.Ph., 1919, 253f.; „Spanien" I, 1919, 306—308). Besser als alle deutschen Chrestomatien sind namentlich in bezug auf die neueste Zeit *C. Nyrop*, «La España moderna. Trozos escogidos de autores castellanos contemporáneos». Copenhague, 1892 und *J. Geers*, «Antología castellana», Wassenaar, 1921. S. 19 die «Viajes por España y Portugal» von *A. Farinelli*, 1921, mit denen die Bibliographie von Foulché-Delbosc überholt ist. S. 20 bez. modernes Spanien den inhaltsreichen Sammelband vom Wirtschaftskongreß zu Barcelona, 1914, den ich „Spanien" II, 106—110 ausführlich gewürdigt habe; ebendort die «Psicología del pueblo español» von *R. Altamira*, ein Buch, das vorzüglich die Probleme der geistigen und kulturellen Entwicklung Spaniens schildert; S. 26 die «Old Spanish Readings» von *Ford* (o. J.); S. 27. das Wörterbuch von Cuervo, den Covarruvias, das Berceowörterbuch von Lanchetas, dgl. das Cervanteswörterbuch von Cejador y Frauca, die doch alle, solange wir das Wörterbuch des Centro de estudios históricos noch nicht haben (worauf S. 26 hinzuweisen wäre), vorzügliche Dienste leisten. Der arabische Einschlag im spanischen Wortschatz bleibt unerwähnt. S. 29. Die ohne Zweifel beste Gramática de la lengua castellana von Andrés *Bello* (20. ed. 1921) und auch *Cuervo*, Apuntaciones críticas sobre el lenguaje bogotano. S. 29. Neben Neophilologus und Modern Philology, die verhältnismäßig wenig spanische Dinge bringen, wäre vor allem Modern Language Notes zu nennen, die vor Erscheinen der Rev. de fil. esp. die beste Bibliographie enthielt. S. 29. Zu Hispania-Paris ist die entschieden wertvollere Hispania-California zu stellen. S. 30. Unter den bibliographischen Hilfsmitteln vermisse ich die «Revista de libros», vor allen Dingen aber die dem Verfasser offenbar nicht bekannte jährliche «Bibliographie hispanique» von der Hispanic Society of America. Der deutsche Studierende könnte auch für die ältere Zeit auf die Bibliographie der Z.R.Ph. hingewiesen werden. — Unter „Sprichwörtern und Volksliedern" S. 33 ist nur Hallers Sammlung erwähnt; es fehlt *Correas*, Vocabulario de refranes; *Rodriguez Marins* Cantos populares hätten wohl Erwähnung verdient. — S. 34 *Schulten*, Hispania in Paulys Realenzyklopädie. — S. 35. A. 1. *Froberger*, M. Menéndez y Pelayo in Hochland, X, 440 bis 55. — S. 37. *Mérimée*, «Précis d'histoire de la littérature espagnole», Paris, Garnier frères. In diesem Zusammenhang hätte auch die «Historia de la lengua y literatura castellana» von *Cejador y Frauca* gewürdigt werden sollen, zumal da sie die einzige Darstellung ist,

die uns bis an die neueste Zeit heranführt (was S. 41 Erwähnung verdient hätte) und als Nachschlagewerk geradezu unentbehrlich ist. — S. 38. Der Abschnitt „Einzeldarstellungen von Perioden und Gattungen" ist so lückenhaft, daß es zu weit führen würde, ihn zu ergänzen. Es wird lediglich das Theater berührt, die Darstellungen der Entwicklung des Romans (Menéndez y Pelayo für die ältere, González Blanco für die neueste Zeit, usw.), der Epik (*Menéndez Pidal*, «L'épopée castillane à travers la littérature espagnole»), der Lyrik (Menéndez Pelayo) werden übergangen. Ebenso ist das Kapitel „Wichtige Einzelausgaben" doch gar zu dürftig (Cid, Cervantes). S. 40. Zu der «Biblioteca de autores españoles» hätte ich unbedingt die «Nueva Biblioteca de autores españoles» und auch die «Colección de escritores castellanos», die doch in Deutschland zugänglich sind, gestellt. S. 43. Wenn schon Übersetzungen aus dem Katalanischen erwähnt werden, so wäre es angezeigt gewesen, nicht nur eine von den zahlreichen Übertragungen *E. Vogels* herauszugreifen. Man wird sich damit abfinden, daß Politik und Wirtschaft in Mulertts Wegweiser nicht berührt werden; unerläßlich aber ist ein Hinweis auf die volkskundliche Forschung. Hier hätte es genügt, die zwei zusammenfassenden Darstellungen von *Aranzadi-Hoyos*, «Etnografía. Sus bases, sus métodos y aplicaciones a España» (vgl. „Spanien" II, 125—128) und *A. Guichot y Sierra*, «Noticia histórica del folklore. Origenes en todos los países hasta 1890, desarrollo en España hasta 1921», Sevilla, 1922 zu nennen.

Wiederum aus nicht hinreichender Beherrschung des Stoffes erklärt es sich, wenn das kritische Urteil des Verfassers nicht immer das Rechte trifft, in Fällen, wo der Verfasser das Buch nicht genauer kannte, wohl auch zu allgemein ausfällt. Dem Urteil über *Múgica*, «Eco de Madrid» (S. 6) kann ich unter keinen Umständen beipflichten; ich halte, wie ich schon „Mitteilungen aus Spanien", 1918, S. 222 sagte, das Büchlein für ganz außerordentlich geeignet, um mit den Formen der spanischen Umgangssprache, deren niemand, selbst der Philologe nicht, entraten kann, vertraut zu werden. Umgekehrt ist das Urteil über andere Werke, z. B. *Llorens*, „Lehrbuch der spanischen Sprache", 1915, so allgemein, daß der Anfänger wenig damit anfangen kann; hier hätte auf die (wohl absichtlich) schwerfällige Manier der Darstellung hingewiesen werden sollen, die einem Nichtphilologen die Lektüre sehr unangenehm machen dürfte. Leider fehlt übrigens unter den Grammatiken die treffliche „Grammatik der spanischen Sprache" (2. Aufl. 1884, Leipzig, Brockhaus) von *J. Wiggers*, die in ihrer gedrängten Übersichtlichkeit und reichem Inhalt, dabei ihrer streng wissenschaftlichen Grundlage von keiner der neueren „Grammatiken" überholt worden ist. S. 14 hätte ich gesagt, daß es keine deutsche Chrestomatie gibt, die geeignet ist, in die moderne spanische Literatur einzuführen und ein Wort der Kritik an der wenig erfreulichen Blütenlese von *Dernehl-Laudan* („Musterstücke der neueren spanischen Literatur", 1921) gefunden. Weshalb unter „Zeitungslektüre" ausgerechnet der Mundo gráfico erwähnt wird, ist nicht einzusehen; der Raum, der in dieser illustrierten Wochenschrift dem Text ge-

geben wird, ist doch außerordentlich gering; näher hätte es gelegen, z. B. auf die glänzend ausgestattete und inhaltlich reiche Esfera oder aber auf Los Lunes des Imparcial hinzuweisen, wo u. a. das zeitgenössische geistige und künstlerische Leben in abwechslungsreicher Weise geschildert wird. S. 22. Unkritisch ist schließlich, was über die „Mundartenkunde“ (S. 28) gesagt wird.

Druckfehler und kleinere Irrtümer: S. 15. J. Alvarez Quintero statt Alvárez; S. 15. der Roman von Pío Baroja heißt La Ciudad de la niebla, nicht en niebla; S. 17. Gaceta de Munich statt Gazeta; S. 30. Butlletí de dialectología catalana, nicht Butletí; S. 36. James Fitzmaurice-Kelly, Littérature espagnole, 2e ed., 1913, nicht 1910; S. 28. Krüger, Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten, 1914, nicht 1913; S. 39. F. Blanco García, La literatura española en il siglo XIX. 1a parte: 3a ed. 1909; 2a parte: 3a ed. 1910; 3a parte: 2a ed. 1912, also nicht 1891—1896; S. 40. Die Cervantesausgabe von Schevill und Bonilla ist noch nicht abgeschlossen; ebendort sind die verschiedenen Cervantesausgaben von Rodríguez Marín zu trennen; S. 27 in der gramática des Cantar de Myo Cid von Menéndez Pidal wird nicht nur Laut- und Formenstand dargestellt; S. 29A. Vom eigentlichen katalan. Sprachatlas ist noch nichts erschienen; was S. 28—29 zur Charakterisierung der spanischen Mundarten gesagt wird, ist z. T. unzutreffend; „der Unterschied der einzelnen spanischen Mundarten voneinander ist nicht gar zu groß“: man höre einen Bauern aus Salamanca, Zamora, León und Oviedo sprechen! Daß das Aragonesische einen Übergang zum katalanischen darstelle, ist nicht richtig.

Hamburg. F. KRÜGER.

Den Ausführungen F. Krügers möchte ich in der Hauptsache durchaus beipflichten. Mulertts „Anleitung“ kommt gewiß einem dringenden Bedürfnis entgegen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß das Bändchen in absehbarer Zeit eine Neuauflage erleben wird. Mit Rücksicht darauf aber ist es eigentlich Pflicht der wenigen deutschen Hispanisten, das ihrige beizusteuern um die „Anleitung“ zu einem in jeder Hinsicht brauchbaren Hilfsmittel für den Anfänger zu machen. Und von diesem Gesichtspunkt aus wollen auch meine Ergänzungen und Berichtigungen verstanden sein.

Was ich bei Mulertt vielfach vermisse, ist die nötige kritische Einstellung gegenüber der von ihm aufgeführten Literatur. Man gewinnt den Eindruck, wie wenn M. nicht immer aus eigener Kenntnis der Dinge schöpfe. Es muß aber doch von einem Wegweiser in ein den meisten so unbekanntes Gebiet verlangt werden, daß er dem Leser genauen Aufschluß gibt über das Wertvolle und über das Minderwertige, und es darf nicht so aussehen, wie wenn der Verfasser nur eine Reklameschrift für Verleger schreibe.

Weiterhin fällt auf, daß man nirgends auf die Namen Salvá, Heredia, Whitney, Barrera stößt, daß der Catalogue de la Bibliothèque de Foulché-Delbosc unerwähnt bleibt, daß vor allem, und das ist sehr betrüblich, die kritischen Übersichten von Baist, Milton A.

Buchanan, A. L. Stiefel und mir in Vollmöllers kritischem Jahresbericht fehlen. Als Auftakt zu den Abschnitten über die spanische Kultur und Literatur hätten doch gerade die bibliographischen Hilfsmittel genannt werden müssen. Auch ist es ungeschickt erst von der spanischen Kultur (§ 3), dann von sprachgeschichtlichen Handbüchern (§ 4) und schließlich (§ 5) von Hilfsmitteln zur Geschichte des spanischen Geisteslebens zu handeln. Es wäre doch zweckmäßiger gewesen, erst die sprachliche Seite zu erledigen und die Kapitel über die spanische Kultur und das spanische Geistesleben nicht auseinanderzureißen.

Im Gegensatz zu Krüger würde ich E. Mérimée, Précis usw. nicht erwähnen (siehe Rev. hisp. XVIII [1908] S. 619—659) und was die 13bändige Literaturgeschichte von Cejador y Frauca betrifft, so ist sie zwar ein bequemes Nachschlagewerk, es müßte aber unbedingt darauf hingewiesen werden, daß das Buch in Spanien großen Staub aufgewirbelt hat, weil es in allzu enger Anlehnung an ältere Kompendien vielfach jedes selbständige Urteil vermissen läßt. Zum mindesten darf keine Angabe Cejadors ohne die entsprechende kritische Nachprüfung übernommen werden (siehe Revista de fil. esp. IV [1917], S. 65—74). Das Buch stiftet sonst mehr Schaden als Nutzen.

Von Fitzmaurice-Kellys bekanntem Werk sind zwei weitere Auflagen erschienen. Madrid 1916 kenne ich nur aus der eingehenden Besprechung in der Rev. hisp. XLI (1917) S. 215—234, und die jüngste von 1921 enthält sowohl im Text wie in der Bibliographie zahlreiche Nachträge und Verbesserungen. Auch die Literaturgeschichte von A. Salcedo war Mulertt nicht zugänglich. Es ist ein auf vier Bände berechnetes Werk, von dessen zweiter Auflage mir die ersten drei Bände bekannt sind (Madrid 1915: La eaad media, 465 S.; Madrid 1916: El siglo de oro, 571 S.; ebenda: El clasicismo, 555 S. Verlag: Casa editorial Calleja). Mit Mulertt bin ich in der Wertschätzung von Hurtado-Palencia einig. Sobald der dritte Band erschienen ist, werde ich mich über das Werk — wie über Salcedo — eingehender äußern.

Am willkürlichsten ist M.s Zusammenstellung von Monographien über Einzelautoren. Dieser ganze Abschnitt wäre vollkommen neu, nach anderen Gesichtspunkten und übersichtlicher anzulegen. Ich verzichte hier auf Ergänzungen.

Zu den einzelnen Kapiteln wäre — ohne Vollständigkeit zu erstreben — folgendes zu sagen: S. 6: Über Múgica, Eco de Madrid, schließe ich mich dem Urteil Krügers an. Es müßte aber dabei erwähnt werden, daß das Büchlein nicht ohne weiteres für den Anfänger in Betracht kommen kann, da es keinerlei grammatische Unterweisung enthält. Nur der wird es mit Nutzen gebrauchen können, der die Grundbegriffe der Grammatik schon beherrscht. — S. 7: Über den unvermeidlichen Gräfenberg ließe sich viel sagen. Ist es tatsächlich ein „sauber gearbeitetes Lehrbuch"? Ich hätte methodisch sehr viel daran auszusetzen. Die Behandlung der sogenannten unregelmäßigen Verba z. B. ist eine direkte Papiervergeudung. Dann die Darbietung des Wortschatzes! Gerade bei

den Ausführungen M.s über die praktischen Grammatiken vermißt man das kritische, erfahrene Urteil schwer. — Das kleine Büchlein von Ramshorn (Kurzgefaßte Grammatik der spanischen Sprache. Berlin-Schöneberg, 1907. 94 S.) war M. nicht zugänglich. Es bietet eine knappe Zusammenfassung der Grammatik, die man für den praktischen Gebrauch wohl empfehlen kann. — S. 14: Lasaldes Anthologie (Desarrollo del idioma cast. desde el siglo XV hasta nuestros dias. Freiburg [1912]. 335 S.) ist M. ebenfalls nicht zur Verfügung gestanden. Sie enthält zwar Texte, die in anderen Werken ähnlichen Charakters selten zu finden sind, berücksichtigt aber in erster Linie die Prosa (222 S.), während der lyrischen und didaktischen Poesie 80, dem Drama gar nur 10 (!) Seiten zugewiesen sind. Auch sonst gibt es, was die Auswahl der Texte anlangt, sehr vieles auszusetzen. Viel eher würden zwei treffliche Lesebücher eine Erwähnung verdienen, die Fitzmaurice-Kelly herausgegeben hat: The Oxford book of Spanish verse (13th—20th century) und die Cambridge Readings of Spanish Literature, Cambridge 1920 (325 S.). — S. 16 Z. 2 steht Landauer statt Lindauer. Die in diesem Münchener Verlage erscheinende „Spanische Bibliothek" soll durch mich fortgesetzt werden. Über die Kommentierung der Dernehlschen Schulausgaben darf man wohl auch anderer Meinung als M. sein. — S. 17: Noch eine weitere Zeitschrift erscheint in Deutschland in spanischer Sprache: El Correo de Alemania (Berlin-Charlottenburg) z. Z. im 9. Jahrgang. — S. 20: Zur Reiseliteratur kommt jetzt noch das hübsche Buch von Otto Maas, Spanien, Eine Studienreise während des Weltkrieges (Münster, 1921. 476 S.). — S. 21: Eine spanische Verfassungsgeschichte, die leider noch ungedruckt ist, schrieb der Würzburger Rechtshistoriker E. Mayer. Die älteren deutschen Werke von F. W. Lembke, H. Schäfer und F. W. Schirrmacher, die Spaniens Geschichte in 7 Bänden bis 1516 fortführen, sind immer noch lesenswert. Auch K. Häblers: Spanien unter den Habsburgern I (Gotha 1907, 432 S.) verdient erwähnt zu werden. — S. 24: Über die südamerikanisehe Volkswirtschaft und ihre Bedeutung für Deutschland orientiert ein kurzer Aufsatz von A. Hämel in Velhagen und Klasings Monatsheften August 1920. Das von M. erwähnte Werk über Argentinien von Schmidt-Grotewold ist nunmehr auch in zweiter Auflage erschienen (Hannover 1919, 510 S.). Sehr wertvoll sind auch die Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts von v. d. Borght, Meißner u. a. — S. 25: Wiggers Grammatik ist hier (wie Krüger übersehen hat) erwähnt. A. Bellos Lehrbuch (neue Aufl. Madr. 1921. 527 S.) darf in einer Neuauflage nicht fehlen. — S. 29: Bei der Frage nach den „Resten der Sprache der ursprünglichen amerikanischen Eingeborenen" hätte doch wohl der verdiente Forscher R. Lenz genannt werden müssen. — Über die in Deutschland so wenig gekannte Hispania-California sowie über die ebenfalls erwähnenswerte Revista crítica hispano-americana (Herausgeber A. Bonilla y San Martín, seit 1915) werde ich demnächst Anzeigen im Literaturblatt bringen. — S. 31: Es ist zu bedauern, daß Mulertt das Manuel de l'hispanisant nicht zur Verfügung stand. Er hätte aber dann doch wenigstens auf Pfandls eingehende Besprechung

(Literaturbl. 1921, Sp. 44—47) hinweisen müssen. Auch andere Bibliographien (außer den erwähnten) gehörten hierher, so die in der Rev. hisp. erschienenen über Góngora (XVIII, 73), Antonio de Guevara (XXXIII, 301), Mateo Aleman (XLII, 481) und die zwar noch sehr unvollständige Bibliographie hispanique extrapéninsulaire von H. Vaganay (XLII, 1). — S. 32—33: Mulertt zeigt ein bemerkenswertes Interesse für die spanische Volksseele und versucht sie namentlich auch nach der religiösen Seite zu verstehen. Er widmet deshalb auch dem Studium des span. Katholizismus eine volle Seite. Ich möchte ihn aber für seine weiteren Studien auf diesem Gebiete darauf hinweisen, daß es zu unterscheiden gilt zwischen dem was allgemein katholisch und dem was spezifisch spanisch katholisch ist. Und dann müßten sich seine Begriffe noch etwas klären. Was stellt er sich denn eigentlich unter einem „Meßbrevier" vor? Es gibt ein Meßbuch (Missale) und ein Brevier (Breviarium), das sind aber zwei ganz verschiedene Dinge. Die Kenntnis des spanischen Katholizismus wird aus diesen Büchern doch nur in nebensächlichen Fragen ergänzt werden können (z. B. Heiligenfeste bestimmter Gegenden). Der ganze Aufbau, auch der wesentliche Inhalt der liturgischen Bücher der katholischen Kirche ist in der ganzen Welt einheitlich, und nur einige wenige Überreste nationaler Riten (wie in Spanien der mozarabische, der heute nur noch in Toledo und ein paarmal im Jahr auch in Salamanca zu sehen ist) deuten auf frühere bodenständige Kultformen. Wo die katholische Kirche die Herrschaft angetreten hat, hat sie uniformiert, wenn nicht politische Erwägungen zu einer Duldung des Überkommenen führten. Der eigentümliche Geist des span. Katholizismus läßt sich aus der zahlreichen mystischen und theologischen Literatur, vor allem aber auch aus den Autos Calderóns erschließen, deren deutsche Übersetzung durch Lorinser in diesem Zusammenhang genannt werden könnte. — S. 35: Huszárs Arbeiten über die Beziehungen der französischen zur spanischen Literatur kann man höchstens als tastende Versuche, nicht aber als grundlegende Arbeiten werten. Viel eher die von Martinenche, der vor kurzem ein neues Werk über die Beziehungen der französischen Romantik zu Spanien herausgegeben hat. — S. 37: Zu den kleineren Darstellungen der span. Literatur kommt jetzt noch: Fitzmaurice-Kelly, Spanish Literature, a Primer. Oxford 1922 (140 S.). — S. 38: Bei Schäffer, Geschichte des spanischen Dramas vermißt man wieder jedes Wort der Kritik; auch Klein hätte neben Schäffer trotz seiner Mängel genannt werden können. — S. 39: Blanco Garcías Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts handelt nicht in allen drei Bänden von Spanien. Der ganze dritte Band ist der katalanischen und latein-amerikanischen Literatur gewidmet. Im Anschluß an die aufgeführten Werke zum Studium der überseeischen span. Literatur dürfen die in Rev. hisp. erschienenen Aufsätze nicht unerwähnt bleiben (XXXI, La lit. peruana; XXXVII u. XL, la lit. dominicana; XL, uruguaya; XLI, boliviana; XLIII, colombiana). — S. 40: Hier müßte auf die paar wissenschaftlich wertvollen Einzelausgaben hingewiesen werden. Auch Menéndez y Pelayos Lope de Vega-Ausgabe bietet noch keinen endgültigen Text;

dabei fehlt die Angabe, daß auch Band 14 u. 15 erschienen sind (Madr. 1913), auf die ich in Z. f. rom. Ph. XL, 633 aufmerksam gemacht habe. Die Einleitungen zur großen Lope de Vega-Ausgabe erscheinen jetzt übrigens auch separat (herausgeg. von A. Bonilla y San Martín; Bd. I, Madr. 1919; II u. III konnte ich noch nicht einsehen). Von der Cervantesausgabe von Bonilla und Schevill ist nunmehr auch der 10., 11. u. 12. Bd. (Madrid 1922) erschienen. Auch auf die Cervantes Biographie von R. Schevill (New York 1919) muß hingewiesen werden, und daß man auch in diesem Zusammenhang einen Hinweis auf Menéndez y Pelayos Antología de poetas líricos castellanos vermißt, ist recht bedauerlich. — S. 47: Sehr dürftig ist auch das Kapitel „Deutsche Übersetzungen aus dem Spanischen" ausgefallen. Den Namen Fastenrath und so und so viele andere sucht man vergebens. Für das 16. und 17. Jahrhundert gibt es auch eine bibliographische Übersicht von Adam Schneider (Straßburg 1898) mit zahlreichen Nachträgen von Farinelli in Z. f. vgl. Lit. N. F. XIII (1899, 413—445). Viel wichtiger als die zahlreichen Einzelveröffentlichungen, über deren Auswahl es immer Meinungsverschiedenheiten geben wird, sind für eine Einführung eben doch die Nachschlagewerke, die unter allen Umständen vollzählig aufgeführt werden müßten. Eine „Anleitung" muß ein Führer sein, der in großen Linien die richtigen Wege weist und vor Abwegen warnt.

Ebenso wie Krüger wollte ich nur eine Auswahl aus der wichtigsten in Betracht kommenden Literatur geben. Außerdem habe ich mich darauf beschränkt nur Bücher zu nennen, die in Deutschland erreichbar sind (ich besitze sie beinahe alle selbst). Aber trotz aller Einwände soll nochmals betont werden, daß Mulertts „Anleitung" für den Anfänger des Wissenswerten genug enthält und ihr daher eine recht baldige zweite verbesserte Auflage zu wünschen ist. Als Abschluß wäre dann auch ein Verzeichnis der genannten Autoren beizufügen.

Würzburg. Adalbert Hämel.

«ESPAÑA».

Von der Wochenschrift «España» liegen uns nunmehr die Hefte des Vierteljahres Mai-Juli vor, die es wohl gestatten, ein früher an dieser Stelle gegebenes Versprechen zu erfüllen und die damals gemachten Mitteilungen zu erweitern und zu ergänzen. Wir haben es hier mit einer politischen Zeitschrift ersten Ranges zu tun, die es unternimmt, die aktuellen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Probleme Spaniens vom Standpunkt einer bestimmten, wenn auch nicht parteipolitisch abgegrenzten Auffassung und im Hinblick auf eine Erneuerung des nationalen Lebens zu betrachten und zu kritisieren. Wenn wir also auch nicht vergessen dürfen, daß das Bild spanischer Zustände, das wir auf diese Weise erhalten, einseitig und, da die «España» zur gegenwärtigen Regierungsform in Opposition steht, vielleicht auch etwas schwarz gefärbt ist, so braucht uns dieser Umstand doch nicht abzuhalten, Leistung und Verdienst der Zeitschrift unbefangen zu würdigen. Dreifach sind die Vorteile,

die uns die Lektüre einer Zeitschrift von der Art und Güte der «España» gewähren kann: wir können als unbeteiligte Beobachter zunächst einen trefflichen Einblick in die Taktik und Technik des politischen Kampfes erhalten. Doch wird in diesem Fall dieser Vorzug zurückstehen hinter denen, daß wir in den regelmäßigen Mitarbeitern eine Anzahl der bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten und aus dem Inhalt ihrer Arbeiten ein gutes Stück Spanien kennen lernen. Da finden wir unter den bekannten Namen gleich den *Miguel de Unamunos*. Was uns auch an seinen politischen Aufsätzen auffällt, ist seine vorwiegend ästhetische Einstellung. Ohne die Aufrichtigkeit und den Ernst seiner Absichten in Zweifel ziehen zu wollen, so hat man doch – am deutlichsten vielleicht in «*La siesta eterna*» oder «*El irrevocable vulgo programático*» — den Eindruck, daß es ihm weniger darauf ankommt, praktische Erkenntnisarbeit zu leisten als vielmehr einen eigenartigen Gedanken, einen geschickt erfundenen neuartigen Ausdruck künstlerisch, gleichsam als Thema mit Variationen, durchzuführen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch eine hochkultivierte, nicht ungekünstelte, durchaus persönliche Sprache, die wie seine ganze geistige Haltung eine Erinnerung etwa an Alfred Kerr wachrufen wird. Jedenfalls können in Ermangelung einer Bekanntschaft mit seinen größeren Werken die kurzen Aufsätze der «España» bereits eine Vorstellung von der Persönlichkeit des ehemaligen Rektors der Universität Salamanca vermitteln. Auf eine weitere charakteristische Gestalt in der heutigen Publizistik Spaniens hinzuweisen können wir uns leicht versagen, nachdem *Luís de Zulueta* im letzten Heft der Neueren Sprachen bereits eine eingehendere Würdigung gefunden hat. Sein anspruchsloser Artikel «*La mitra de Toledo*» ist ein schönes Beispiel für die vornehme Art seiner Kritik, für seine maßvolle, aber darum nicht weniger eindringliche, aus religiösem Empfinden entspringende antiklerikale Polemik. Es ist im übrigen überhaupt bezeichnend und vielleicht durch das Ausgebliebensein einer Reformation erklärlich, daß in Spanien, wie auch die Aufsätze *Jaime Torrubianos* bezeugen, der liberale Kampf gegen die katholische Kirche noch im Namen des Christentums geführt wird. Zu den regelmäßigsten Mitarbeitern der «España» sowie neben Unamuno und Azorín zu den bekanntesten Kritikern und Essayisten gehört *E. Díez-Canedo*, der in der Hauptsache die rein literarische Kritik pflegt. Die Richtung seiner Anschauungen wird durch seine Mitarbeit in der «España» bereits hinreichend gekennzeichnet, sie dürfte im wesentlichen der Einstellung der französischen Clarté-Gruppe entsprechen. Seine Sektion «*La vida literaria*» beschränkt sich nicht auf die bloße Rezension, sie vermittelt uns in «*Poetas modernos*» portugiesische, engliche, italienische Dichter in eigenen Übersetzungen, greift in «*Shakespeare, expurgado*» auf das Gebiet der wissenschaftlichen Bibliographie über oder vertritt in «*Literatura oficial*» nach mexikanischem Vorbild eine erweiterte staatliche Fürsorge für die literarische Bildung des Volkes. Dürfen wir nach diesen anerkannten Namen, um anderer nicht zu gedenken, noch einen der Jüngeren erwähnen, so möchten wir *Ramón Gómez de la Serna* nennen, der während des Krieges zuerst an die Öffentlichkeit getreten ist

und dessen humoristisch-ironische «Caprichos» — die freilich mehr an Peter Scher als an Goya erinnern — ein angenehmes Gegengewicht gegen soviel bittere Kritik bilden. Man widersteht nur schwer der Versuchung, einen der bisweilen grotesken, stets anschaulichen, dabei in ihrer ganzen Art echt spanischen Vergleiche aus «*El Circo*» zu zitieren: «Como el péndulo de un reloj que se para, que se va a parar, queda el trapecio oscilando en la noche como el péndulo del reloj del circo.» Was den Inhalt der meisten Beiträge betrifft, so ist schon gesagt, daß darin zu allen brennenden Tagesfragen Stellung genommen wird, und so lernen wir daraus ein gut Teil der spanischen Gegenwartssorgen kennen, ohne daß wir uns freilich aus ihrer einseitigen Darstellung ein eigenes Urteil bilden dürften. Da ist zuvörderst die ewig offene und schmerzende Wunde des Marokkoproblems, gelegentlich dessen die spanische Regierung ähnliche Vorwürfe zu hören bekommt, wie sie seinerzeit die englische Regierung im Burenkrieg und die deutsche während des südwestafrikanischen Feldzuges vernehmen mußten. (Vgl. «*El cepo de Marruecosy la República del Rif*», *Leopoldo Alas Arguelles:* «*España en Africa y Africa en España*» u. a.) Da ist die anderweitig unbekannte Schwierigkeit der «Juntas militares», der aus altspanischem Parteigeist entspringenden Zusammenschließung der Offiziere zu einer Art gegen das Oberkommando gerichteten „Offiziersrat", in dem der Herausgeber in seinem Aufsatz «*Facciones militares*» bereits ein Anzeichen für den Verfall des gegenwärtigen Régimes zu erblicken glaubt. Da ist das Verkehrsproblem, dessen Hauptschwierigkeit, wenn wir *Jaime Ubieto* («El problema ferroviario») glauben dürfen, darin bestände, daß die privaten Eisenbahnunternehmungen nicht geneigt sind, die zum notwendigen Ausbau des Bahnnetzes erforderlichen Kapitalien ohne Aussicht auf baldigen Gewinn anzulegen. In einem weiteren Artikel «*La unidad en la confianza*» wird dann freilich auch vom Herausgeber die dem fernen, unparteiischen Beobachter vielleicht etwas radikal erscheinende Forderung erhoben, daß im Hinblick auf den angeblich wachsenden portugiesischen Einfluß in der spanischen Literatur das monarchische Spanien den flüchtigen portugiesischen Monarchisten das Asylrecht verweigern solle! Neben diesen Arbeiten, die innerspanische Fragen behandeln, fesseln kaum minder die Beiträge über internationale Themen, und es ist immerhin als ein erfreuliches Ergebnis zu verzeichnen, daß der im Kriege so ausgesprochen «aliadophile» spanische Liberalismus sich jetzt in *J. Sánchez-Rivera* («*El Nacionalismo: he ahí el enemigo*») mit derselben Entschiedenheit gegen die französische Gewaltpolitik wendet. Am liebsten aber werden wir «España» zustimmen, wenn sie es einmal über sich gewinnt, zu loben, so in der ausführlichen Würdigung unseres schmählich gemordeten Rathenau durch *Camilo Barcia* oder in ihrer Ehrung des großen spanischen Mediziners Cajal, der, wie nicht verhehlt wird, zuerst in Deutschland gerechte Anerkennung erfahren hat.

Würzburg. H. PETRICONI.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.
BAND XXX. AUGUST/OKTOBER 1922. HEFT 7/8.

ALBERT WAAG, *Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes.* Ein Blick in das Seelenleben der Wörter. Vierte, vermehrte Auflage. X und 208 S. Druck u. Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr i. B. 1921. Ursprüngl. Preis geh. 33 M., geb. 38 M.

Für die Güte dieses Buches spricht der Umstand, daß es seit dem Jahre 1900 nunmehr in vierter Auflage erscheinen konnte. In engem Anschluß an die von H. Paul aufgestellten Formen und Gruppen des Bedeutungswandels bespricht der Verfasser nacheinander die Vorgänge der Verengung und Erweiterung des Bedeutungsumfangs, der Übertragung, Verschiebung, Übertreibung, Verkleinerung, Verhüllung, des Spottes, die Erscheinung der Aufeinanderfolge verschiedener Arten des Bedeutungswandels, den Bedeutungswandel von Wortgruppen, und schließlich die Bedeutungsentwicklung, die dadurch zustande kommt, daß sich der Bedeutungsinhalt der Wörter der jeweiligen Kulturstufe anpaßt. Der Reiz und der Wert des Buches liegen darin, daß der Verfasser nicht nur aus seiner reichen Sachkenntnis heraus eine Fülle von Beispielen vor dem Leser ausbreitet, sondern daß er ihm auch — durch die Art seiner Darstellung, durch seine Begabung den Wandel der Bedeutungsübergänge fein zu erfassen — zu klarster Anschauung des Lebens, der unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten der Sprache verhilft. Die Lehre vom Bedeutungswandel der Wörter ist bisher noch viel zu wenig für den Sprachunterricht fruchtbar gemacht worden. Je mehr wir uns daran gewöhnen die Sprachlehre als einen Teil der Kulturkunde aufzufassen, um so mehr wird dann wohl auch die Semasiologie den ihr gebührenden Platz in Forschung und Unterricht einnehmen. Wie kaum eine andere Erscheinung der Sprache ist gerade die des Bedeutungswandels geeignet, die Einheit des Lebens der Wörter mit dem Seelenleben der Menschen, die sie sprechen, zu erweisen. Von den Menschen erhalten die Wörter Sinn und Wert. Nicht sie eigentlich haben eine Seele, sondern die seelische Verfassung der Sprechenden spiegelt sich in ihnen wieder. Obwohl Waag vom Seelenleben der Wörter spricht, zeigt doch gerade Sammlung und Erläuterung, die er gibt, daß das an sich seelenlose Wort Seele erst erhält und sein inneres, häufig so vieldeutiges Leben nur lebt durch den Willen, die Erregung, die Laune, die schöpferische Kraft der sprechenden Menschen.

HERMANN ONCKEN, *Die historische Rheinpolitik der Franzosen.* 8⁰. 60 S. Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha 1922. Preis M. 20,—.

Mit Recht wird in neuerer Zeit verlangt, daß der Unterricht in den neueren Sprachen über die rein sprachliche Ausbildung und literarische Einstellung hinaus sich zur Kulturkunde, zum Verständnis der Wesensart der fremden Völker ausgestalte und vertiefe. Nicht nur zugunsten des Wissens von fremder Art, sondern auch um der geistigen Auseinandersetzung willen, für die möglichst weite

Kreise unseres Volkes innerlich gerüstet sein müssen, wenn nicht die Widerstandskraft gegen den von allen Seiten her auf uns lastenden Druck mehr und mehr verloren gehen soll. Und es handelt sich nicht nur um die geistige Auseinandersetzung des einzelnen Menschen der einen Nation mit geistigen Größen der andern, mit Dichtern, Künstlern, Philosophen, sondern um die Auseinandersetzung von Volk zu Volk, um die Erkenntnis der großen, dauernden politischen Triebkräfte, die im weltgeschichtlichen Ringen sich gegeneinander betätigen, um Triebe und Kräfte, die ihren Ursprung vielleicht in tiefsten, elementaren Wesenseigentümlichkeiten der Völker haben und darum für die einen wie die andern schicksalsbestimmend, wenn nicht verhängnisvoll wirken. Die Beschäftigung mit Sprache und Literatur der fremden Völker darf nicht losgelöst sein von der Beschäftigung mit ihrer allgemeinen politischen Geschichte und den Wirkungen, welche die politische Betätigung dieser Völker auf unser eigenes Dasein gehabt haben oder noch haben. Es ist gar keine Frage, daß die geistigen Beziehungen der Völker in ihrem wechselnden Verlaufe bestimmt werden durch das unaufhörliche Spiel der politischen Interessen und Ziele. Man mag diese Abhängigkeit beklagen, aber man darf sich nicht vor den Tatsachen verschließen, wenn man eben mehr sein will als ein genießender Ästhet, wenn man sich in seinem Erkenntnisdrang und in seinem Wahrheitsverlangen, als Forscher und Lehrer, als mitverantwortlicher Führer und Wegweiser eines um sein politisches, wirtschaftliches und geistiges Dasein kämpfenden Volkes fühlt.

Gerade da wir bestrebt sind den neusprachlichen Unterricht in kulturkundlichem Sinne auszubauen, müssen wir uns mit allen Kräften dagegen wehren, daß man — kurzsichtig und voreilig — ihn uns beschneide. Und gerade die Onckensche Schrift ist vortrefflich geeignet darzutun, daß eine Verminderung und Entwertung des französischen Unterrichts nur die Geschäfte Frankreichs besorgen würde. Die politische Auseinandersetzung, sagen wir Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland, ist das Weltproblem des Tages, das Problem, an dessen Lösung alle die mitzuarbeiten berufen sind, welche sich überhaupt um die Wahrung unserer kulturellen Güter kümmern.

In knapper, scharf umrissener Darstellung, mit ruhiger Sachlichkeit und ernstem Nachdruck führt Oncken aus, daß das heutige Verhalten der Franzosen am Rhein nichts anderes ist als das Fortleben von sich gleichbleibenden nationalen Grundkräften, die besonders seit Richelieus und Ludwig des Vierzehnten verschleierter oder aggressiver Macht- und Eroberungspolitik gegen uns gewirkt haben: Frankreichs nie erlahmtes Streben an den Rhein, die Forderung und Begünstigung möglichster Föderalisierung Deutschlands mit dem Ziele der Schwächung oder Zerstörung des deutschen Staates und der Aufrichtung der kontinentalen Hegemonie in Europa. Ein Ziel, das nicht nur königlicher Ehrgeiz und traditioneller Machtkitzel der Kabinette verfolgt haben, sondern dem auch die revolutionäre Demokratie und die ganze Nation verfallen sind, die Nation, die ihre Politik in die Hände jener Staatsmänner und Generäle

legt, welche zäh und unbeirrt an der Verwirklichung der alten Ziele auch in der neuen, veränderten Zeit arbeiten. Ein rein militärisch, politisch gerichtetes Ziel, das, wie es scheint, absichtlich oder verblendet die wirtschaftlichen Notwendigkeiten übersieht oder gering schätzt und im Bann ererbten Machtbegehrens ihr verderbliches Spiel mit der menschlichen Arbeit treibt.

Die aus Essener und Heidelberger Vorträgen des ebenso scharfsinnigen wie besonnenen Historikers hervorgegangene Schrift beleuchtet die Vorgänge der Geschichte wie die Gefahr des Augenblicks und ist geeignet, die Deutschen im Widerstand gegen den harten Druck zu stärken. Sie predigt nicht „Revanche", sondern stellt die Aufgabe ernster und höher vor uns hin: „Die Fahne des Rechts gegen die Gewalt ungebrochen hoch zu halten, einen neuen Staat auf der Selbstbestimmung einer freien Nation aufzubauen, alle inneren Gegensätze hinter eine nationale Solidarität in den Lebensfragen zurückzustellen und die Kräfte der sittlichen Erneuerung zu pflegen, durch die ein Volk auch im Unglück unüberwindlich wird" (S. 60).

Fest wurzelnd im angestammten Volkstum, den Sinn des heranwachsenden Geschlechts auch für die Probleme der übernationalen und internationalen Kulturzusammenhänge wecken und pflegen, wandelnd und führend nicht nur auf den lichten Höhen des Geistes, sondern auch auf den rauhen Pfaden der Wirklichkeit — das ist der Beruf des neusprachlichen Lehrers, für dessen Aufgabe Schriften wie die Onckens über die historische Rheinpolitik der Franzosen eine willkommene, wertvolle Gabe sind.

G. BOURGIN, *Die französische Revolution* (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung, herausgeg. von L. M. Hartmann, 7. Band, 1. Hälfte). Groß in 8⁰. 261 S. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha 1922. Preis M. 80,—.

Der namhafte Pariser Historiker bringt in gedrängter Darstellung — bis zur Einrichtung des Konsulates — die Geschichte jener gewaltigen Bewegung, aus der die Welt des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist, die Welt des zu politischer und gesellschaftlicher Geltung gelangten Bürgertums. Eine überaus reiche Fülle von Tatsachen ist hier von kundiger Hand gemeistert worden, mit dem Erfolge, daß der Leser eine erschöpfende und deutliche Vorstellung gewinnt von den Ursachen, dem Verlauf, den Errungenschaften und Fehlschlägen der Revolution. Der Schwerpunkt der ruhigen und leidenschaftslosen Darstellung liegt durchaus in dem Bemühen, die wirklichen Leistungen der großen Umwälzung, das Wirken der sozialen und politischen Kräfte durch die Kollektivarbeit der führenden Geister aufzuzeigen, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung Frankreichs, die Einrichtungen auf dem Gebiet des Rechts, der Finanzen, der Kultur und des Unterrichts zu schildern. Obwohl nirgends der Versuch der Beschönigung gemacht wird und der Verfasser sich von den Schwärmereien und Phrasen der aufgeregten Redner niemals betören läßt, wird er, gerade wegen seiner nüchtern und kritisch abwägenden Art dem für Europas Entwicklung so bedeutsamen Ereignis vielleicht gerechter als Taine. Er überzeugt

den Leser, daß Großes gewollt war, daß kühne Pläne und entschlossene Gedanken ein neues Reich der Ordnung, des Rechts und der Freiheit gestalten wollten, daß in rücksichtslosen Kämpfen doch eben die Grundlage geschaffen wurde, auf der alles politische und soziale Denken und Wollen der Folgezeit weiterbauen konnte. Ein wertvolles Werk, sympathisch wegen der wissenschaftlichen Sachlichkeit und der von jeder Parteilichkeit freien geistigen Haltung seines Verfassers. Ein in Kürze folgendes Buch über Napoleon soll den Band, der bis jetzt in seiner ersten Hälfte vorliegt, vervollständigen.

Lorenz von Stein, *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage.* In drei Bänden, erster Band: Der Begriff der Gesellschaft und die soziale Geschichte der französischen Revolution bis zum Jahre 1830, mit einem Vorwort herausg. von Dr. G. Salomon. 8⁰. XLIII + 507 S. Drei Masken Verlag, München 1921.

Der berühmte Soziologe und Nationalökonom Lorenz von Stein, der von 1855—1885 an der Wiener Universität wirkte, schrieb und veröffentlichte im Jahre 1850 sein bedeutsames Buch über die Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, weil ihm die gesellschaftliche Entwicklung dieses Landes die Grundform der äußeren Geschichte der Gesellschaft in vorbildlicher Weise darzubieten schien, nämlich die Entwicklung von der rein politischen Revolution (1789—1830) zur Errichtung der sozialen Demokratie, wie er sie 1848, nach Entstehung des Proletariats als selbständigen und geschlossenen Teils der Gesellschaft angebahnt glaubte. Steins wichtige Entdeckung beruht darin, daß er in der gesellschaftlichen Ordnung und Bewegung den Hauptfaktor allen Staatslebens sah. Und zwar erblickte er in dem Gegensatz der Idee der Freiheit und Unfreiheit den wahren Inhalt des Lebens der Gesellschaft; ein Gegensatz, den zu beseitigen er als die soziale Aufgabe Europas erkannte. Frankreich, so schien es ihm, hätte zwar die Lösung dieser Aufgabe begonnen, sei aber bei der gefühlsmäßigen Aufstellung sozialer Theoreme stehen geblieben, und es sei nun die Mission Deutschlands, das große Problem in objektiver, vertiefter Gedankenarbeit zur Wissenschaft der Gesellschaft zu erheben. So ging er mit dem Ernst und Schwung des deutschen philosophischen Idealismus an die Untersuchung und Beurteilung seines Gegenstandes heran und brachte ein Werk zustande, das, mochte es auch nach Wilhelm Roschers Urteil „dem deutschen Publikum größtenteils wie ein Märchen aus weiter Ferne" erscheinen, doch vermöge seines gedanklichen Gehaltes und seiner klaren Darstellungsart so große und nachhaltige Wirkungen ausgeübt hat, daß der nunmehr erfolgte Neudruck ebenso berechtigt wie verdienstlich ist.

Wien. Walther Kuchler.

Heinrich Siemer und Karl Martin, *Die Zukunft der Deutschen im Ausland.* Weltbund-Verlag, Hamburg 25, 1921.

Keine weitschauende politische Broschüre über Entwicklung und Ausdehnung deutscher Weltachtung und Weltgeltung, sondern — wie der Untertitel sagt — ein „Ratgeber für Auswanderungs-

willige aller Berufe, Politiker und Kaufleute". Das Büchlein aber nach den neuesten Feststellungen gearbeitet, — es behandelt nach einer Einleitung über grundsätzliche Auswanderungsfragen die Länder Argentinien, Brasilien, Chile, Paraguay, Venezuela, Peru, Mexiko, Kolumbien, Niederländisch-Indien und summarisch „die übrige Welt"; im Anhang folgen praktische Orientierungsangaben und gute Literaturnachweise über Land und Leute — sollte auch die Gebildeten interessieren, nicht zuletzt die berufenen Bildner der deutschen Jugend. Hier finden Geographen, Historiker und Deutschlehrer ein zuverlässiges Nachschlagebuch über wirtschaftspolitische Lage und Entwicklung, neue Kolonisations- und Siedlungspläne der süd- und mittelamerikanischen Staaten, über die Stellung dieser Länder, Regierung wie Volk, zum bestehenden Deutschtum und zur kommenden deutschen Einwanderung, über gegenwärtige Siedlungs- und Existenzmöglichkeiten der Deutschen in Übersee. Auch der moderne Neuphilologe wird bei der deutschfreundlichen Haltung dieser Länder mit spanischer, portugiesischer und holländischer Landessprache die hohe Bedeutung vielseitiger neusprachlicher Bildung und einer zeitgemäßen erweiterten Auslandskunde für eine ersprießliche Förderung wechselseitiger Beziehungen höher einschätzen lernen, als es bisher geschieht. Auch darum allein kann das Büchlein für Schule und Unterricht willkommen sein, weil unsere jetzigen Lehrbücher gerade auf diesem Gebiete gar sehr der neuzeitlichen Verbesserung und Ergänzung bedürfen.

Dr. P. J. B. Egger, O. S. B., Gymnasialrektor: *Das Weltsprachenproblem.* Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Band XXXX, 11. Heft August 1921. (Breer u. Thiemann, Hamm, Westfalen).

Eine verdienstvolle Abhandlung, die weiteste Kreise der Philologen interessieren dürfte. Der Verfasser unterzieht zunächst die künstlichen Weltsprachen (Volapük und Esperanto) einer ebenso sorgfältigen historischen Betrachtung wie einer gründlichen kritischen Prüfung. Natürlich lehnt er sie als etwas Unorganisches ab. Interessanter der Abschnitt über die natürlichen Weltsprachen. Da wird der gegenwärtige Stand der Frage — „welche Sprache die meisten Aussichten hätte, von den verschiedenen Völkern für den gemeinsamen brieflichen und mündlichen Verkehr neben der Sprache jedes einzelnen Landes angenommen zu werden" — erörtert und Vorteile, Nachteile, Hindernisse einer solchen Weltsprache, neben der französischen und deutschen vor allem der englischen, dargelegt. Leider hat der Verfasser bei gewissenhafter Durchsicht der in Frage kommenden Literatur völlig übersehen, daß die spanische Sprache gegenwärtig eine außerordentliche große praktische Bedeutung einnimmt und sich als Handels- und Verkehrssprache in einigen Jahrzehnten sicher den ersten Platz nach der englischen erobern wird. Natürlich wird man ihm recht geben, wenn er erklärt, daß auch eine lebende Volkssprache niemals eine Weltsprache als ein gemeinsames Verkehrsmittel aller Völker werden kann. Im Gegensatz zur These des Berliner Universitätsprofessors Diels, daß mit der Einheit des Imperiums auch die einheitliche Weltsprache gegeben sei, ist

Egger der Meinung, daß Weltsprachen — wie im Altertum das Babylonische, Griechische und Lateinische — nichts Konstantes seien, sondern mit dem Geschick ihrer Träger, mit dem Werden, Wachsen und Vergehen der Völker untrennbar verbunden seien. Aus der Betrachtung der Menschheitsgeschichte kommt er zu dem Satze: „So wenig die verschiedenen Völker der Erde sich zu einer Einheit zusammenschließen werden, so daß das eine Volk in das andere auf und seine Selbständigkeit preisgibt, ebensowenig werden die ungezählten Sprachen der Welt sich je zu einer Einheit verschmelzen und in eine Einheitssprache aufgehen.“

Heinrich Siemer, *Weltbund der Auslandsdeutschen*. Programm zu einer Weltorganisation aller Reichsdeutschen Auslandsdeutschen und Deutschstämmigen. Weltbund-Verlag, Hamburg 25. 1921.

Die kleine Broschüre (51 S.) ist der Erinnerung an den am 6. und 7. Dezember 1920 in Hamburg abgehaltenen ersten Kongreß der Auslandsdeutschen gewidmet. Sie bringt nach dem Vorworte des Verfassers über die Gründung des Weltbundes eine Rede von Walter Dauch über die „Bedeutung des Auslandsdeutschtums“. Recht beachtenswert ist natürlich das Programm, das Siemer als Vorsitzender der Pressekommission des Bundes der Auslandsdeutschen, Landesverband Nordwestdeutschland, aufgestellt hat. Danach will der Weltbund tatkräftige Arbeit für das Deutschtum leisten auf politischem, wirtschaftspolitischem und kulturpolitischem Gebiete. Auf dem letzteren wollen sie als berufene Mittler tapfere Vorkämpfer deutscher Kultur sein und ihre Mitglieder ständig über deren Fortschritt und Entwicklung auf dem laufenden halten; sie wollen auch mitwirken bei der Gründung deutscher Schulen im Ausland, beim Austausch von Professoren und Studenten und bei den vielen anderen wichtigen kulturellen Aufgaben Deutschlands. — Man freut sich beim Lesen über die Klarheit und Bestimmtheit des Programms, über den starken Ernst der Forderungen und zugleich über die ruhige wohltuende Sachlichkeit des Tons. Dieser kommende Weltbund der 30 bis 40 Millionen wird noch von sich reden machen. Mit seinen Zielen und Wegen sollten sich darum schon jetzt die Historiker, Neuphilologen, Germanisten und Geographen bekannt machen. Will er nicht rückständig genannt werden, kann überhaupt kein Philologe im Unterricht an der Bedeutung des Auslandsdeutschtums mehr vorbeigehen.

Hamburgischer Auslandskalender. Ein Taschenbuch für Auslandsdeutsche 1921/22. Herausgegeben von W. Herkenroth, Beamter beim Senatskommissariat für die Hamburgische Universität. Hamburg 1921. Deutscher Auslandsverlag Walter Bangert. Geb. 13 M.

Das außerordentlich reichhaltige Büchlein (326 S.), das jetzt zum zweiten Male erscheint, bringt in übersichtlicher Anordnung neben vielem Wissenswerten für den Auslandsdeutschen und Auswanderer und einigen Aufsätzen (über Hamburgs Seefahrt, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Auswanderung u. a.) mancherlei wichtige Angaben für den Lehrer der Geschichte, der neueren Sprachen, der

Deutschkunde und der Geographie. Einige kleinere Mängel: Bei der Anführung der Auslandsinstitute vermisse ich Angabe des Jahres der Gründung oder des ersten Erscheinens; ebenso wären nähere Mitteilungen über den jetzigen Stand der Auslandsschulen im allgemeinen und im einzelnen sehr erwünscht. Unter den Zeitschriften sind die Monatshefte des Gustav Adolf-Vereins, „Die evangelische Diaspora, insbesondere des Auslandsdeutschtums" vergessen worden; bei den im Auslande erscheinenden deutschen Zeitschriften fehlen die der Staaten Nordamerikas, Asiens und einiger europäischer Länder. — Im ganzen gewertet, ein recht nützliches vielseitiges Handbuch, zugleich ein zuverlässiger Handweiser für Stand, Forschung und Leben des Auslanddeutschtums. Der Kalender sollte in Zukunft in jeder Handbibliothek des Konferenzzimmers stehen.

Menden i. W. Alfred Günther.

F. Holthausen, *Altsächsisches Elementarbuch*. 2. verbesserte Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1921 (XV u. 260 S.).

Das Erscheinen einer Neuauflage des schon seit fast zehn Jahren vergriffenen geschätzten Lehrbuches (1. Aufl. 1900) wird um so freudiger begrüßt werden, als Verfasser und Verleger sich nicht mit einem anastatischen Neudruck abgefunden haben, wie ihn die Not der Zeit nahelegte, sondern den Arbeits- und Wagemut hatten, eine Neubearbeitung durchzuführen und in Druck zu bringen. Durch Verwertung der seit 1899 erschienenen sprachlichen Literatur ist die neue Auflage besonders in der Laut- und Formenlehre bereichert und auch für Besitzer der 1. Ausgabe unentbehrlich. Da durch das Erscheinen der mittelniederdeutschen Grammatik von Agathe Lasch (1914) dem Germanisten und Anglisten ein Sprachgebiet näher gerückt worden ist, das ihm bisher schwer zugänglich war, steht zu erwarten, daß die Ausbreitung des Interesses am Studium des Niederdeutschen auch dem Altsächsischen neue Lernbeflissene zuführt, denen Holthausens Buch ein willkommener Führer sein wird. Möge sich dies auch darin äußern, daß dem Verfasser vergönnt sei, die nächste Auflage nach ungleich kürzerer Frist bringen zu können.

Würzburg. O. L. Jiriczek.

Emil Doernenburg u. Wilhelm Fehse, *Raabe und Dickens*. Ein Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes. Magdeburg. Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 1921. 68 S.

Es dürfte kaum einen zweiten Romanschriftsteller geben, der wie Dickens eigene und fremde Literaturen so ausgiebig befruchtet hat. In Frankreich (Daudet), in Italien (Salvatore Farina) und ganz besonders in Deutschland hat sein Wirken deutliche Spuren hinterlassen. Ganz abgesehen von Autoren dritten Ranges, die sich wie Stolle offen als seine Nachtreter bekannten („die deutschen Pickwickier") stehen Hackländer und Freytag unter seinem Einfluß. Daß auch Raabe dem großen Briten in gewisser Beziehung nahesteht hat wohl jeder Kenner beider Autoren selbst gefühlt. Dieses Ver-

hältnis gründlich untersucht zu haben, ist das Verdienst vorliegender Schrift, die zunächst die Entlehnungen bucht, die der Deutsche bei dem Engländer gemacht, und dann die Wesensart der beiden Dichter vergleicht. Eine ausdrückliche Erwähnung Dickens' findet sich bei Raabe an einer Stelle in „Deutscher Adel". Raabes Anleihen bei Dickens werden durch des ersteren Mangel an epischer Begabung erklärt. Der lyrisch veranlagte Raabe wird durch Stimmungen zum Dichten getrieben, Dickens, der geborene Epiker, durch die Fülle der Gesichte. Die meisten nachweisbaren Entlehnungen finden sich in Raabes Erstlingswerken; mit wachsender Erstarkung befreit er sich allmählich vom Einflusse des Briten. Sehr aufschlußreich ist das Kapitel, in dem der Humor Raabes der Komik bei Dickens gegenübergestellt wird; bei diesem finden sich höchstens Ansätze zum Humor. In der Charakterisierungskunst zeigt sich der Deutsche überlegen. Bei ihm entwickeln sich die Charaktere, bei dem Engländer sind sie von Anfang an fertig. Das letzte Kapitel „Die geistige Gestalt" sei den Raabefreunden warm empfohlen. Es enthält so ziemlich das Tiefste, was bis jetzt über den Dichter gesagt worden ist. Als Endergebnis wird festgestellt: Das Trennende überwiegt. Alles in allem muß vorliegende Studie als tüchtige Arbeit bezeichnet werden: mit tiefschürfender Gründlichkeit verbindet sie gefällige Darstellung. Hoffen wir, daß die Literarhistoriker die Philologen anregen. Eine eingehende Untersuchung von Raabes Stil müßte auch auf Dickens führen.

Klagenfurt. R. RIEGLER.

KARL HEINEMANN, *Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur*. 2 Bände (IX, 163 und 142 S.). Dieterich, Leipzig 1920.

Zweck und Ziel dieser Arbeit, deren Titel gleich im Vorwort (S. VII) auf die dramatische Literatur der großen westlichen Kulturnationen eingeschränkt wird, läßt sich nach des Verfassers eigenem Geständnis in die Worte: „Der Triumph der Antike" zusammenfassen. In der *Einleitung* verbreitet sich H. eingehend über Senecas Bedeutung als des „ersten Vermittlers zwischen der antiken und modernen Tragödie" (S. 1), für alle Kulturvölker. Eine kleine Ungenauigkeit sei hier gleich festgestellt: wenn H. die Reihe der wirklich aufgeführten Tragödien mit Giraldis (Cinthios ?) „Orbecche" beginnt, so ist dem entgegenzustellen, daß bereits vorher Franz I. Alamannis „Antigone" aufführen ließ.

Im *ersten* Kapitel behandelt H. die Gestalt des *Prometheus*, der von Äschylus als der „um der Menschheit willen leidende Gott" (S. 38) aufgefaßt worden war. In Calderons «Estatua de Prometeo» (1679) findet sich eine der allegorisierenden Tendenz des spanischen religiösen Dramas entsprechende Lösung. Die Zeit des Sturms und Drangs, Goethe eingeschlossen, erwählte sich Prometheus zum Symbol der Dichter und Künstler, die sich gegen Gott auflehnen. Der alternde Goethe freilich schuf in „Pandora" ein Werk voller Resignation. Nennenswerte neuere Bearbeitungen boten nur Carl Spitteler im Sinne der Nietzscheschen Herrenmoral und S. Lipiner

in hyperidealisierender Weise. Aus der englischen Literatur erwähnt H. außer Shelleys «Prometheus Unbound», der in manchen Einzelheiten Goethesche Anklänge aufweist, auch «Manfred», bei dem sich einzelne Züge des Äschyleischen Prometheus finden. Von französischen Bearbeitungen (E. Quinet) blieb unerwähnt Louis Ménards Versübersetzung (1843 unter dem Denknamen L. de Senneville) sowie «Prométhée» von Grandmougin (1878).

Das *zweite* Kapitel befaßt sich mit den *Atriden*, in erster Linie mit *Elektra*. Ausführliche Analysen der griechischen Dramen sorgen für eingehende Charakterisierung der Auffassung desselben Stoffes durch drei so wesensverschiedene Dichter. Bei Erwähnung der neueren Bearbeiter (Voltaire, Crébillon) erregt das über das klassische französische Drama abgegebene Urteil (S. 68) Widerspruch, da dieses Drama nicht am Maßstab der Antike gemessen sein will, sondern Menschen des XVII. Jahrhunderts auf die Bühne brachte, für die das Ideal der «bienséance» keine Äußerlichkeit war. Unrichtig ist ferner die Bemerkung, daß man in den Dramen des XVII. Jahrhunderts jedes politische oder religiöse Thema vermied: man denke doch an «Horace», «Polyeucte», «Tite et Bérénice» oder «Athalie», in denen die Liebe wohl eine Rolle spielt, aber hinter der Darstellung anderer Gefühle zurücktreten muß. — Unter den neueren Bearbeitern verdient Népomucène Lemercier nicht die ablehnende Kritik, die ihm H. zuteil werden läßt; manche seiner Szenen (z. B. V, 9) zeigen sicher eine hohe Vollendung. Die engste Anlehnung an die Antike zeigt Leconte de Lisle in seiner Trilogie «Les Erinnyes» (Musik von Massenet). In Deutschland trug sich Goethe mit dem Plan ein Elektradrama zu schreiben; erst F. Halm verwirklichte des Altmeisters Absicht (1856). Hoch über alle Bearbeitungen der Neuzeit ragt Hofmannsthals «Elektra» (Musik von R. Strauß) empor. Auffassung und Darstellung sind ganz in modernstem Sinn gehalten, der nur wenig Berührung mit dem antiken Stoff aufweist. Ähnliche Motive (Perversität, Haß) zeigt auch Verhaerens „Elektra" (übersetzt von Stefan Zweig). Das Elektradrama von Pérez Galdós ist bei H. nicht erwähnt.

Iphigenie ist ebenfalls in der neueren Literatur vielfach vertreten. Racine, Gluck, Schiller, Platen, sogar Richard Wagner bearbeiteten den Stoff, der sich zuerst bei Euripides findet. Goethes Meisterwerk findet auch bei H. entsprechende Würdigung, wenn auch seine Iphigenie eine „humane" Gestalt und keine Griechin mehr ist. — Jean Moréas hat 1903 ebenfalls den Iphigeniestoff verwertet.

Das *dritte* Kapitel behandelt den *Alkestis*stoff, wobei manche Bearbeitungen (so auch die von Herder und Wieland) eine zu genaue Besprechung finden, die in keinem Verhältnis zu ihrem Werte steht. Ein bedenklicher Irrtum findet sich auf S. 132, wo Herder als Verfasser der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" angeführt ist. Auch hier hat Hofmannsthal den Stoff am besten umgearbeitet, wenn auch die Charaktere gänzlich anders geworden sind. Gute Proben veranschaulichen den Wert der Dichtung, die der Verfasser selbst „als den verheißungsvollen Anfang einer neuen Belebung der Antike" (S. 149) bezeichnet.

An der Spitze des zweiten Bandes steht *Medea*. H. sucht die Euripideische Motivierung des Kindermordes als unerreicht hinzustellen. Grillparzers Trilogie findet natürlich die eingehendste Besprechung; die Charakterdarstellung bei Grillparzer wird von H. (II, 25) als der größte Vorzug erwähnt, der andere Mängel gegenüber dem antiken Modell sicher aufwiegt, so daß daraus kaum eine Überlegenheit der Antike zu konstruieren sein dürfte. — Der *Ödipusstoff*, (5. Kapitel) eng verbunden mit der Sage von *Antigone*, weist die meisten modernen Bearbeitungen auf, die sich durchweg mit der Antike messen können; so vor allem Hasenclevers „Antigone", jene „Priesterin der Menschenliebe, der Menschenrechte und des ewigen Friedens", die trotzdem „über alle Zeit erhaben" ist. Nicht verwiesen ist bei H. auf Schillers Übersetzung der Euripideischen „Phönissen". (Komposition der Chöre durch Mendelssohn.)

Herakles als tragische Gestalt fand bei den Späteren wenig Anklang, wenn auch Frank Wedekind den Stoff aufgriff. — Das 7. Kapitel behandelt *Hippolyt*, der schon bei Euripides durch seine Selbstgerechtigkeit einen Teil der Schuld auf sich geladen hatte. Bei allen Späteren ist Phädra die Hauptperson (infolge Hippolyts passivem Verhalten auch schon bei Euripides). Racines Tragödie ist die bekannteste. Nach H.s Ansicht (II, 74) „setzt Hippolyt als Liebhaber allem die Krone auf": gerade dadurch wird aber die Tragik des Geschickes der Phädra erhöht, die bisher Hippolyt als unempfindlich gegen Liebe betrachtet hatte. Überhaupt ist Racines Phädra eine völlig neue Gestalt: sie wehrt sich mit aller Kraft gegen eine Leidenschaft, die sie, einem christlichen Gedankengang zufolge, für sündhaft hält. Diese aufrichtigen Gewissensqualen fehlen bei der nur an Rache denkenden antiken Phädra völlig. — Trotz der wollüstigen Auffassung des Stoffes bei d'Annunzio übersteigt die Wirkung der Sprachgewalt des Italieners selbst das antike Vorbild.

Ion und Gestalten aus dem trojanischen Kriege (Hekabe, Polyxena, Andromache, Kassandra, Helena usw.) bilden den Beschluß. Racines «Andromaque» steht im Vordergrund des Interesses; Philoktet hat in neuester Zeit in André Gide einen Bearbeiter gefunden; die Gestalt des rasenden Ajax wurde wenig behandelt (Foscolo). Helena im Mittelalter, bei Marlowe, Goethe und Verhaeren beleben die Antike neu.

In tiefgründiger Forschung hat H. den Einfluß all der vielen Sagenstoffe auf die Nachwelt nachgewiesen. Ist es wirklich ein „Triumph der Antike"? Mehr als einmal hat H. selbst zugegeben, daß Form oder Inhalt der neueren Bearbeitungen das antike Original übertreffen oder es ihm zum mindesten gleich tun. Oft auch — und das hat H. nicht zugestanden — ist die moderne Bearbeitung der antiken gleichwertig, wenn man von den wesentlich anders gestalteten Anforderungen ausgeht, die an das moderne Drama gestellt werden: so besonders beim klassischen französischen Drama. Einige andere tragische Gestalten der Griechen hätten ebenfalls Aufnahme finden können: ich denke hier zunächst an Atalanta und Erechtheus (Swinburne) oder an Orpheus (bei Poliziano, 1471, u. Lope de Vega). Große Beliebtheit genoß immer wieder der Ariadnestoff (Th. Corneille,

Quinault), ebenso Nausikaa (Goethe, Schreyer, Ballade von Geibel), Penthesilea (Kleist), Hero und Leander (bei Marlowe, Grillparzer u. a.) sowie Sappho und Merope (nach Euripides „Kresphontes" bei Maffei und Voltaire) hätten wohl eine Erwähnung verdient. Ob eine Bearbeitung des in der Antike sehr beliebten Alkmäonstoffes auch in der Neuzeit vorliegt, entzieht sich meiner Kenntnis. Nicht der letzte Vorteil des H.schen Werkes liegt endlich auch in den guten Inhaltsangaben, die durch geschickt ausgewählte Proben eine passende Ergänzung finden.

Eduard Crasz, *Das Liebesproblem in der Tragödie des französischen Klassizismus.* — Eine literarhistorische Studie. — 141 S. Leipzig (Seemann) 1921.

Diese Arbeit befaßt sich mit der Darlegung des Liebesproblems bei Corneille und Racine und mit der Aufdeckung aller Fäden, die von der Tragödie des XVI. Jahrhunderts zu Corneille und von hier zu dem in der Liebesauffassung so verschiedenen Racine führen. Mit Kant zerlegt der Verfasser im Hinblick auf den zwischen beiden Tragikern bestehenden Gegensatz die Liebe in eine „praktische", aus den Grundsätzen der Vernunft hergeleitete (Corneille!) und in eine „pathologische" oder gefühlsmäßig-leidenschaftliche. Bei den Vorläufern des Klassizismus finden sich beide Auffassungen in annähernd gleichem Maße vertreten, besonders bei Jodelle und Garnier; Hardy betont mehr das sinnliche Moment und weist so auf Quinault hin, während Jean Mairet den Übergang zu Corneille bildet, der im 2. Kapitel eingehende Erörterung findet. Nach seinem eigenen Geständnis im «Discours du poème dramatique» gilt ihm die Liebe *allein* nicht als tragisches Motiv; ohne zu einem bloßen Schmuck herabzusinken, tritt sie in der Tragödie zu anderen höheren Interessen veredelnd hinzu (point d'honneur, Ehrgeiz, Familien- und Vaterlandsliebe). Echte Liebesleidenschaft findet bei ihm kaum jemals Raum; nur seine «Cornélie» ist eine Reaktion gegen seine „übermenschlich-unmenschliche Ethik" (S. 139) und weist schon auf Racine hin. Psychologische Feinheiten (besonders in der Schilderung der Entwicklung der Liebe) fehlen fast gänzlich. Das Hauptproblem der Corneilleschen Dramen ist der Kampf zwischen Liebe und Pflicht oder anderen Leidenschaften. Wenn in Camille («Horace») und in «Don Sanche» diese Auffassung durchbrochen ist (wir finden hier menschlich fühlende Gestalten), so erblickt Craß hierin ein Zugeständnis an den Zeitgeschmack und den Übergang zu dem zeitlich folgenden galanten Liebesdrama (3. Kapitel). Tristan l'Hermite («Marianne») und Rotrou lassen das Liebesmotiv immer mehr in den Vordergrund treten, wobei die psychologische Betrachtung an Tiefe gewinnt. Bei Thomas Corneille und vor allem bei Quinault siegt die Leidenschaft, die keine Grenzen kennt: nur eins trennt ihn von Racine: — und gerade hierin liegt der krasse Unterschied, den vielleicht der Verfasser etwas schärfer hätte hervorheben sollen — die Tragik entspringt bei Quinault nicht aus der Leidenschaft, sondern aus einer Verkettung unglücklicher Umstände. Für Racine ist die Liebe das „Zentralmotiv", wenn sie ihm auch als dem Janse-

nisten sündhaft erscheint. Bei ihm triumphiert die Liebe über alles, was bei Corneille vorherrschend gewesen war. Punkt für Punkt liefert uns Craß an Hand ausführlicher Beispiele den Beweis. Die Gliederung der Liebe in *amour violant* und *amour chevaleresque* bei den Männern entstammt Robert (La poétique de Racine, 1890); bei den Frauengestalten unterscheidet Craß Liebesfanatismus (Hermione, Roxane, Eriphile, Phèdre) und keusche, scheue Liebe (Junie, Aricie, Iphigénie, Monime, Atalide, Bérénice). Daß auch bei Racine die Liebe nicht ausschließlich beherrschendes Motiv ist, hat Craß nicht erwähnt.

Somit wies der Verfasser den Übergang von Jodelle über Hardy zu Corneille und von hier zum galanten Drama bis Racine eingehend nach. Der grundsätzliche Gegensatz zwischen Corneille und Racine wird schon im Drama des XVI. Jahrhunderts aufgefunden, das sich einmal an das moralisierende Senecadrama und dann an das mehr die Leidenschaft hervorhebende euripideische Drama anlehnte: Corneille und Racine bilden somit die Fortsetzung dieser Grundlagen, eine These, die einer eingehenderen Untersuchung wert wäre. Daß die Linie zwischen Corneille und Racine in gerader Richtung verläuft, möchte nach der Lektüre dieser Studie sich dem Leser wohl aufdrängen, obwohl dies nicht gerade immer der Fall ist: man denke nur an den bereits erwähnten fundamentalen Unterschied zwischen Quinault und Racine. Alles in allem bietet das Werk eine willkommene Ergänzung der literarhistorischen Forschung über das klassische französische Drama.

Kulmbach i. B. ERNST WERNER.

DUBISLAV-BOEK-GRUBER-RÖTTGERS, *Schulgrammatik der französischen Sprache*, Ausgabe A, B und C. Für Gymnasien, Realgymnasien, Real- und Oberrealschulen und für Reformschulen. 16., unveränderte Auflage. Berlin, Weidmann 1922. (207 S.)

Die alte Grammatik von Dubislav-Boek ist hier von Otto Riedel (XXVII, 169 f.) und von mir (XXIX, 381) recht ungünstig beurteilt worden. Nun liegt eine Neubearbeitung von den Berliner Schuldirektoren Dr. Hugo Gruber und Professor B. Röttgers vor, die laut Vorwort „nach Möglichkeit die Ergebnisse der geschichtlichen Sprachforschung, wie wir sie besonders Tobler verdanken, berücksichtigt, und keine Gelegenheit versäumt, die Spracherscheinung auch nach ihrer geschichtlichen und psychologischen Entwicklung verstehen zu lassen". Das las ich mit großer Genugtuung und in der freudigen Erwartung, über die neue Ausgabe ein günstigeres Urteil fällen zu können als über die bisherige.

Leider wird diese Hoffnung nur zum Teil erfüllt. Es soll gern anerkannt werden, daß die Verfasser sich die redlichste Mühe gegeben haben, ihr Programm durchzuführen — was sie jedoch daran hindert, ist offenbar die übel angebrachte Sparsamkeit des Verlegers, die sie nötigt, das Buch heute (1922) immer noch mit demselben Wortlaut hinausgehen zu lassen, den sie ihm vor 8 Jahren (1914) gegeben haben. Denn daß dem so ist, wird am Schluß des Vorworts aus-

drücklich betont, und wenn ich schon den Vermerk auf dem alten Dubislav-Boek (1918) „13. unveränderte Ausgabe" mit einem Ausrufungszeichen versehen mußte, so steht auf dem Titelblatt der Neubearbeitung nun gar „16. unveränderte Ausgabe". Daraus ergibt sich aber, daß die Fortschritte der Forschung seit 1914 nicht berücksichtigt sind, noch auch etwaigen Besserungsvorschlägen der Kritik Rechnung getragen worden ist. Diese wenig erfreuliche Tatsache sollte man aber doch nicht gleich auf dem Buchdeckel verraten; was der Verleger für eine *Empfehlung* zu halten scheint, ist doch für den Kundigen nur eine *Warnung!*

Um heute in 16. unveränderter Auflage erscheinen zu können, hätte diese Grammatik 1914 vollkommener sein müssen, als sie es war. Dafür ein paar Stichproben. Zunächst ist es entschieden ein Fortschritt, daß nicht mehr, wie im alten Dubislav (§ 127), von einem „mit der Präposition *en* verbundenen *Gerundiv*" gesprochen wird, sondern von dem „mit der Präposition *en* verbundenen Verbalsubstantiv oder *Gerundium* (§ 144) — aber leider wird dieser Fortschritt dadurch z. T. wieder rückgängig gemacht, daß unmittelbar darauf in Klammern «le gérondif» folgt, ohne irgendwelchen warnenden Vermerk. Was gehen den deutschen Schüler die Irrtümer der französischen Grammatiker an? — Und wenn man in der Anmerkung zur nächsten Seite liest: „Das unveränderliche Partizip des Präsens ist aus dem Gerundium hervorgegangen", so ist das wieder nicht richtig: das Partizip war von vornherein unveränderlich, wenigstens dem Genus nach (*amantem* m. und f. > *aimant* m. und f., vgl. *grandem matrem* > *grand'mère*) — man hat ihm nur, sofern es nicht rein adjektivisch gebraucht wurde, auch noch die Veränderlichkeit im Numerus genommen.

Beim Konjunktiv (§ 135) findet sich sogar eine *Zweiteilung* („Das Vorgestellte ist I. Inhalt der Willenstätigkeit, II. Inhalt der Denktätigkeit"), auf die im Vorwort als auf eine Verbesserung besonders hingewiesen wird. Leider aber ist sie insofern falsch, als der Konj. nach Ausdrücken der Gemütsbewegung zu dem Konj. als „Inhalt der Willenstätigkeit" gerechnet wird und der konzessive Konj. zum „Inhalt der Denktätigkeit." Mit anderen Worten: bezüglich des ersten Punktes wird der alte Irrtum Ulbrichs und Plattners weitergeschleppt, und der andere Fehler ist wohl darauf zurückzuführen, daß Plattner sich über den Konj. nach *quoique* usw. nicht weiter aussprach. — Wen hinsichtlich des Konj. nach Ausdrücken der Affekte meine Ausführungen (hier XXVII 153) nicht überzeugt haben, den müßte m. E. das Argument Strohmeyers (D. Literaturzeitung 1920, Sp. 70) überzeugen: „Hätten wir es in Ausdrücken wie *Je suis fâché qu'il parte* tatsächlich mit einem Wunschkonjunktiv zu tun, so müßte sich nach Analogie der zahllosen und so beliebten Wendungen wie *Je crains qu'il ne vienne* doch wenigstens einmal ein *Je suis fâché qu'il ne parte* (im Sinne von „Ich ärgere mich, daß er fortgeht", nämlich *Qu'il ne parte!* „daß es doch nicht fortginge!" *J'en serais fâché*) nachweisen lassen. So etwas ist aber nirgends belegt." Die neuen Herausgeber aber schreiben unentwegt: „Man kann sie (die Ausdrücke der Gemütsbewegung) zu den Aus-

drücken des *Wollens* rechnen, denn wenn ich mich über etwas freue, so will ich es und umgekehrt." — Und was das zweite betrifft, den konzessiven Konj., so hätten die Verfasser ihre eigenen Beispiele stutzig machen sollen: wenn in *Que les ennemis viennent, nous les recevrons* ein Wunschkonjunktiv vorliegt (so im Vorwort), dann doch auch in *Que les ennemis viennent ou non, nous sommes prêts* (worin sie jedoch [S. 119, Anm. 6 b] den anderen Konj. sehen), und ebenso auch in *Quoi que l'ennemi entreprenne, nous sommes prêts*, und ebenso bei *quoique*, da dieses (wie sie S. 123 oben richtig bemerken) ursprünglich nichts anderes ist als *quoi que*. — Zu diesem konzessiven oder einräumenden Konj. wird S. 122 eine merkwürdige Anmerkung gemacht: „Der Ausdruck „Einräumung" erklärt sich folgendermaßen: Der Sprechende hat von einem anderen einen Gedanken gehört, oder es ist ihm selbst ein solcher gekommen, dem er einen Platz unter den schon vorhandenen Gedanken „einräumen" will . . . ." *Einräumend* ist natürlich nur eine späte Verdeutschung von *konzessiv*, und deshalb ist dieses zu erklären und nicht jenes. — Und warum werden Sätze wie *Périssent les colonies* . . ., *Que Dieu vous bénisse* usw. als „(scheinbare) Hauptsätze, die einen Wunsch ausdrücken" bezeichnet, mit der Anmerkung: „Der Inhalt des eigentlichen Hauptsatzes wird oft durch eine sprechende Geberde ausgedrückt" (S. 114)? — An eine „Ellipse" von *Je veux (que)* glaubt heute niemand mehr; warum also nicht einfach „In Wunschsätzen, die gewöhnlich mit *que* eingeleitet werden"?

Neu sind in dieser Bearbeitung auch die Begründungen — nur sind sie nicht immer stichhaltig. Z. B. zur Wortstellung (§ 81): „Der Nominativ . . . hat seine Stelle *vor* dem Verb; der Akkusativ . . . steht hinter dem Verb, weil dies das einzige Mittel ist, sie voneinander zu unterscheiden." Aber auch im Deutschen ist beim Femininum und beim Neutrum Nominativ = Akkusativ (die Frau, eine Frau, das Kind, ein Kind), ohne daß wir deswegen eine Unterscheidung durch die Stellung vornehmen. Daß die neufranzösische Wortstellung Subjekt-Verbum-Objekt aus dem Schwund des Zweikasussystems nicht erklärt werden könne, hat Vossler schon 1904 gezeigt (Positivismus und Idealismus, S. 17); 1916 hat Haas in seiner „Frz. Syntax" diesen „viel verbreiteten Irrtum" aufs neue bekämpft (S. 476). Wann endlich wird er aus den Schulgrammatiken verschwinden? Die neufranz. Stellung hat sich ja doch erst „reichlich 200 Jahre" nach dem Untergang der Kasus durchgesetzt (Haas). — (Und wenn es unmittelbar vorher heißt: „Die Kasusformen des Lateinischen sind im Neufranz. untergegangen. Die Kasus sind teils durch Präpositionen ersetzt worden, teils durch bestimmte Stellen im Satze kenntlich", so muß der Schüler annehmen, ein Ersatz des Genetivs und Dativs durch *de* und *à* sei dem Altfranz. noch nicht bekannt gewesen.)

Genug. Eine Verbesserung bedeutet diese Neuausgabe gewiß; aber zu 16. unveränderten Auflagen besteht ebenso gewiß kein Anlaß. Irren ist menschlich und verzeihlich; weniger verzeihlich ist das Verharren im Irrtum. Hoffen wir, daß die Verfasser sich eines Besseren besinnen und dem etwaigen Ansinnen des Verlegers, noch

weitere unveränderte Auflagen zu veröffentlichen, ein entschiedenes „Nein“ entgegensetzen. Einstweilen aber kann man, zumal es an Schulgrammatiken, die dem Stande der Wissenschaft besser entsprechen, ja nicht fehlt, die ihrige nicht empfehlen.

München. Eugen Lerch.

Cyprien Francillon, *Französisches Übungsbuch*, Sammlung Göschen, Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. 130 S. Preis M. 6,—.

Ce livre d'exercices français fait suite à trois petits volumes précédemment parus: «Französische Grammatik», «Französisch-deutsches Gesprächsbuch» et «Französisches Lesebuch» du même auteur. Le but poursuivi est d'apprendre aux élèves à parler et à écrire correctement la langue courante. Tous les ouvrages de ce genre poursuivent le même but, mais par la disposition de sa matière, par le choix des mots exclusivement pratiques, par le système adopté pour les exercices, ce livre me semble répondre heureusement au but. Il serait à désirer pourtant que dans la prochaine édition l'auteur tînt peut-être compte des observations suivantes: p. 11 Pourquoi la «*beauté*» est-elle placée parmi les infirmités corporelles? — p. 19 La liste sur la *maison* comporterait le mot «*mansarde*». — p. 20 Le mot *dépense* dans le sens de «Speisekammer» ne s'emploie que dans les monastères ou les internats, on dit «*office*» ou «*garde-manger*». — p. 22 Grammaticalement parlant on dit «Je bois *de* bonne bière», mais pratiquement «*de la* bonne bière». — p. 24 On ne fait pas «*du petit lait avec du lait*», mais le *petit lait* est la partie séreuse qui se sépare du lait quand il se caille. — p. 29 Le *rouge-gorge* qui vit dans nos pays ne devrait-il pas s'ajouter à la liste des oiseaux? p. 39 Deux mots très pratiques ont été omis dans le chapitre sur *l'école: brouillon* et *transparent*. — p. 43 «*Fatigant*», adj. part. s'écrit sans u, d'après l'orthographe latine. — p. 52 La population de la France ne dépasse pas 40 millions; d'après le dernier recensement elle n'arrive pas à 40 millions. — p. 52 La Loire le plus *grand* fleuve de France, mieux: le plus *long*. — p. 53 On dit couramment *6 heures et quart* et non *6 heures et un quart*. — p. 54 La France n'est pas le second mais le troisième producteur du globe pour le blé. Les Etats-Unis et la Russie la précèdent. — p. 61 *Bonjour* s'écrit en un mot. — p. 70 Le fermier *pend-il* généralement les fruits? — p. 73 Le Président de la République ne choisit pas le «*ministre*» mais le *président du ministère*. — p. 82 On ne dit pas *de tout son long* mais *tout de son long*. — p. 90 Dans le chapitre sur le *sport* l'auteur ferait bien d'ajouter les mots si employés: *traîneau, luge, luger, lugeur, ski, skieur*. — p. 96 Ne serait-il pas plus exact de dire: les ressorts ont *pour* but de supprimer les chocs? et les chevaux furent *dételés*? — p. 111 Sous le titre: *la guerre*, ajouter: le *disparu*. — Est-ce bien *pédagogique* et *prudent* de mettre dans la bouche du maître des questions comme celles-ci: Ai-je les dents blanches? Avons-nous les oreilles longues? Ai-je les ongles sales? — Enfin depuis 1910 on ne dit plus «*passé défini, passé indéfini*» mais «*passé simple* et *passé composé*».

Würzburg. J. Vernay.

Fritz Usinger, *Die französischen Bezeichnungen des Modehelden im 18. und 19. Jahrhundert*, 86 S. (Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, herausgegeben von D. Behrens, Heft IV, Gießen, Selbstverlag des Rom. Seminars 1921.)

Eine treffliche, im wahrsten Sinne des Wortes wortgeschichtliche Untersuchung, indem aus kulturhistorischen wie literarischen Werken Bedeutungsschattierung, Stilwertigkeit, Lebensdauer der einzelnen Modewörter für den „Modehelden" ermittelt werden und für das Wort die Entsprechung in der Außenwelt, also hier der jeweilige gesellschaftliche Typus der Gecken, gezeichnet wird. Von literarischer Seite hatte dem Verf. fast nur *G. Köhler*, Der Dandysmus im frz. Roman des XIX. Jhs. (1911) vorgearbeitet, so daß seine Materialsammlung auf eigenem Fleiß beruht. Bei solchen Ausdrücken der gesellschaftlichen Konvention und Mode sind ja die *Texte* von unermeßlichem Wert, und oft gibt es *den* Text, eine bestimmte Textstelle, die man finden muß, um die Etymologie des Wortes zu finden. Wir stehen hier ganz anderen Verhältnissen gegenüber als in der spekulativen und sprachvergleichenden, Vorromanisches ergründenden Etymologie. Die Erforschung neuerer Modeausdrücke kann nur in Milieuforschung bestehen, und es kann hier nur mikroskopisch, mit kleinen und kleinsten Bedeutungsverschiebungen gearbeitet werden. — Bei *faraud* hätte die grundlegende Untersuchung Schuchardts *Zeitschrift* 28, 133 berücksichtigt werden sollen, ebenda 28, 137 Anm., die — mir übrigens nicht wahrscheinliche — Ableitung von *gandin* aus arab. *gandul*, bei engl. *dandy* ist zweifellos die Sippe von frz. *dandiner* (Schuchardt *Zeitschrift* 14, 175ff.) beteiligt; bei *gigolo* hätte die Etymologie (*giguer*, *ginguer* + *rigolo*) erwähnt werden sollen; *gommeux* könnte sich auch mit dtsch. mundartl. *kleber* „schwach" vergleichen (= „unmännlich"), wobei Littré's 1. Erklärung (Suppl.) von der Gartenkunst aus („unfruchtbar") die richtige wäre. — Das *r*-lose Reden der *incroyables* (*incoïables*) hat beim Wiener *Gigerl* seine Entsprechung: *Statt Frau sagt er Fau,* berichtet ein Gedicht bei Schranka *Wiener Dialekt-Lexikon:* das *r* ist von jeher ein der Mode besonders untertaner Laut gewesen. — Zu *juteux* vgl. die Weiterentwicklung zur Bdtg. „adjudant" im Soldatenargot —. Zu *pschutt* vgl. Rez. *Lbl.* 1918, Sp. 382; zu *mirliflore* Rez. *Bibl. arch. rom.* II. 3, 167. — Die Deutung von *roué*, urspr. „mit allen Salben geschmiert" ist sehr überzeugend, nur müßte noch das urspr. Milieu (etwa von Folterqualen gesagt?) in früherer Zeit gesucht werden. — Sainéans gleichzeitig erschienenes mustergiltiges Buch *Le langage parisien au XIXe siècle* (1920) hätte dem Verf. noch einige Wörter geliefert: *fignoleux* (S. 275), *bécane* (S. 450) *rupinskoff* (S. 498), *Panama* (S. 434). Auch das *tschock*, das Verf. unerklärt läßt, wird S. 459 durch synonymes *ah* und *pschutt* als Ruf des Erstaunens klar: damit ist dann auch *chic*, das zwar Sainéan bespricht, aber nicht erklärt, als Ablautvariante von *choc*, *tschock* erklärt (vgl. *tschink* 'chic'), da die Herleitung von dtsch. *schick* nicht ganz überzeugt: *choque* als Onomatopie eines plötzlichen Vorgangs findet sich ja auch im frz. *choquer*, vor allem vgl. lothr. *choque* 'interj., *exprime la surprise* ou la douleur, surtout par

l'effet du feu' (von mir *Rev. d. fil. esp.* 1922 S. 403f. besprochen). Der Übergang einer Interjektion auf das Individuum, das sie bei anderen hervorruft, ist ähnlich wie bei frz. *cocu* „Hahnrei" (urspr. der, bei dem man „Kuckuck!" ruft) oder einen von mir in scherzhafter Rede gehörten Ausdruck wie *eine hm hm* für „eine Kokotte". Psychologisch interessant ist das Auftreten der dtsch. *sch, tsch*-Schreibungen in echt französischen Wörtern: *pschutt, tschock* (auch mit *ck*); es handelt sich wohl hier um journalistische Entstellungen, die angesichts des fremdartigen Charakters der Neubildungen auftauchten, zugleich natürlich um eine Art graphische Analogiebildung (*pschutt* neben *chut* nach Fällen wie *schlasse, cheulasse*, „betrunken" aus dtsch. *schlass* usw.), die dadurch noch begünstigt wurde, daß der Anlaut affektisch verstärkt, also mit einer im Frz. ungewöhnlichen Energie gesprochen wird (daher *pschutt, tschock).* Das *chocnosoff*, das Sainéan neben *rupinskoff* erwähnt, ist wohl auch = *choc* in russischer Verkleidung. — Störende Druckfehler: S. 26 steht déjeuner statt déjeunes, S. 44 Hans Heinz statt Heiß, S. 48 solive statt salive, S. 72 sp. *petitmetre -a* statt *petimetre -a.*

Rodolfo Lenz, *La oración y sus partes* (Publicaciones de la Revista de „Filología española" V), Madrid 1920. 545 S.

Dieses schöne und inhaltsreiche Werk verfolgt einen doppelten Zweck: einen praktisch pädagogischen, der mehr für die südamerikanischen Leser des in Chile seit vielen Jahren lehrenden Verfassers in Betracht kommt[1]), und einen wissenschaftlichen, den die europäischen Leser besonders begrüßen werden. Lenz will vor allem die „allgemeine Grammatik" Wundts spanischen und besonders chilenischen Lesern nahebringen und erwirbt sich damit das Verdienst, Wundts sprachlogische Lehre zum erstenmal im Zusammenhang vor einem spanischen Publikum dargestellt zu haben, anderseits diskutiert er gewissermaßen unterwegs viele Definitionen und Lehrsätze der Grammatiker, die sich mit dem Spanischen speziell beschäftigt haben, vor allem Bellos, Cuervos und Hanssens, und gelangt oft durch Kontrastierung des Spanischen mit zahlreichen indogermanischen Sprachen, ja auch mit den Lenz so besonders vertrauten Einheimischensprachen Amerikas (besonders dem Araukanischen Chiles) zu anderen Ergebnissen. Trotz der ungeheuren Kenntnisse, die Lenz in seinem Buch verwertet hat, schreibt er einen leicht lesbaren Stil. Dem pädagogischen Zweck der Anwendung der allgemeinen Grammatik Wundts auf das Spanische kommt er auch durch Anführung mancher vulgär- oder amerikanisch-spanischen Sprechbesonderheit zu Hilfe und gerade mit dem neuen Tatsachenmaterial, das er vorlegt, muß er dem „hispanisant" besonders willkommen sein. Darlegungen wie die (S. 109) über die Benennung von Geschäften in Chile (*la Nuevo*

[1]) Seine Ansichten über den spanischen Sprachunterricht und die in Chile notwendigen Reformen hat Verf. neuerdings in einem Briefwechsel mit Julio Saavedra Molina „Sobre el estudio de idiomas" (Santiago 1919) niedergelegt.

Angel sc. *tienda*), die Erklärung von sp. *Dios lo sabe todo* S. 155 (nach Fällen wie *el pan . . . lo he comido todo*), die Aufzählung der wahrhaft volkstümlichen Bruchzahlen S. 161, vor allem die meisterhafte Skizzierung der Augmentative und Diminutive im Sp. S. 187 ff. (die sich mehrfach mit meinem Aufsatz 1 in „Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre" berührt), die Bezeichnung von *nosotros* als „Exklusiv" S. 224 (vgl. den von mir „Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil." S. 170 als „Inklusiv" bezeichneten Fall wie *vamos* als Aufforderung an eine 2. Sing.), S. 237 ff. die Übersicht über die Personalpronomina im amerikan. Spanien (vgl. mit brasilianisch *o senhor* für „Sie" das deutsche, als militärisch empfundene *haben der Herr Leutnant . . .*), seine Klassifikation des Reflexivs S. 243, die Erklärung von chilenischen Benennungen des Grundbesitzes nach dem Besitzer S. 302 (*lo Cañas = lo [d]e C.;* vgl. auch in derselben Funktion mallork. *son Vincen = so en V.*), der Nachweis von indikativischem *-ra-* Plusquamperfekt S. 434 im Relativsatz, des Perfekts in futurischem Sinn S. 444 (*me fuí* „ich gehe gleich", vgl. übrigens dtsch. *ich bin schon weg* im Munde eines im Gehen begriffenen, dem man nahegelegt hat, schleunigst das Weite zu suchen), von der Volkstümlichkeit geographischer Richtungsbezeichnungen (Nord, Süd usw.) im chilen. Span. S. 487 und vieles andere mehr sind für jeden Erforscher der spanischen Sprachgeschichte von Wichtigkeit. An folgenden Stellen möchte ich dem Verf. nicht ganz beistimmen: S. 69 in der Definition des Worts spricht er nur von der Möglichkeit der Veränderung der Endung — warum nicht auch des Präfixes? — S. 98 ich glaube nicht daran, daß das *-a* im Span. nur typisch fürs Feminin ist, angesichts des Typus *un poema, un canalla,* den ich *Beitr. z. rom. Wortbildungslehre* ausführlich besprochen habe. — S. 192. Ich glaube doch, daß Adjektive wie *español* Diminutive und Augmentative an sich nehmen können (*la españolísima corrida de toros, un gallegazo*). — S. 196. Die Deutung der *-ch-* Koseformen aus dem Iberischen dünkt mir auch wahrscheinlicher als aus dem Mapuche, vgl. noch ptg. *diache*, mall. *dianxa* als *euphemistische* Formen für „Teufel" und vielleicht wenn nicht ältere Aussprache) amer.-sp *caracho* für *carajo*. — S. 218. Die Behauptung, *sí* könne nicht ein einzelnes Wort modifizieren wie *no*, möchte ich nicht unterschreiben: auf ein *no es oro* könnte sehr gut ein *sí es oro*, „es ist ja Gold" (in mundartliches Deutsch übersetzt) folgen, häufiger *sí que es oro*. — S. 236 als Parallele zu *meine Wenigkeit* sollte span. kat. *un servidor* (vgl. meine *Aufsätze* S. 160) und die calderonischen *mi, tu valor* angeführt werden. — S. 241 die auch von Espinosa unerklärten chilenischen und mexikanischen Formen *los* für *nos* und *losotros* für *nosotros* erklärt Lenz als Eindringen von *l-* der 3. Person (wie *gelo* aus *ǧelo* unter dem Einfluß des Reflexivs), nicht vollständiges Eindringen der 3. Person in die 1., da der Dativ „uns" *los* (nicht *les*) heißt. Aber *selo* aus *gelo* hat *cosecha* aus *cogecha* neben sich und immerhin spielt sich die analogische Beeinflussung innerhalb der 3. Person ab (arag. judsp. *mos* statt *nos* bleibt ebenfalls innerhalb der 1. Person). Ist nicht von Sätzen auszugehen wie *los Españoles somos caballeros* „wir Spanier sind Ritter", wo also das *los = nos* ist, so daß ein *los otros Españoles*

= *nos otros Españoles* wurde? Daß sich kein *las otras* oder *los otras* im Feminum findet, läge an dem geringen Gebrauch von *nosotras*, den Lenz erwähnt. — S. 303 *lo que comamoh, loh vamoh* ‚en cuanto, luego que' ist vielleicht nicht aus *á lo que* zu erklären, sondern mit adverbialem Akkusativ *lo que* „die Zeit über, welche . . ." (vgl. frz. *le temps de manger — et nous nous en allons*) > „nachdem", vgl. zu letzterem den Bedeutungswandel von *en cuanto*. Die Bdtg. „mientras" belegt ja Lenz selbst. — S. 330. Gerade aus der Polysemie der Lauteverbindung *sẽ* im Frz. würde Gilliéron entgegengesetzt zu Lenz eine «détresse sémantique» herauslesen.

DACOROMANIA, *Buletinul „Muzeului Limbei Române", condus de Sextil Pușcariu*, Anul I, 1920—1921 (Cluj, Editura Institului de arte grafice „Ardealul" 1921).

Mit dieser neuen Zeitschrift erhält Rumänien ein wissenschaftlich erstrangiges Organ für sprachwissenschaftliche Studien. Der mir vorliegende erste Band zeigt ein Niveau, das sich getrost mit dem des Archivio glottologico oder der Revista de filologia española vergleichen läßt. Wenngleich das immerhin nicht allzu schlechte Papier und der relativ deutliche Druck den mit rumänischen Verhältnissen weniger vertrauten westlichen Leser nicht sonderlich befriedigen wird, so ist doch der Inhalt des 608 und V Seiten starken Bandes doch auf der Höhe moderner Sprachwissenschaft, wie es nicht anders von dem Herausgeber Sextil Pușcariu, dem Bearbeiter des großen rum. Akademiewörterbuches, zu erwarten war. Die ideen- und gehaltreichsten Artikel stammen auch aus seiner Feder, die Schönheit des Ausdrucks (vgl. den schönen Vergleich der Neologismen mit ankommenden Bahnreisenden auf S. 392) mit Klarheit zu vereinen weiß: vor allem ein grundlegender Artikel über die Onomatopöien des Rumänischen, eine Reihe überzeugender Etymologien, verschiedene Miszellen und die gründliche Besprechung neuerer Veröffentlichungen (Gamillschegs, Jordans, Skoks, des Weigandschen Jahresberichts), die eigentlich Abhandlungen sind (die Besprechung des Jordanschen Buches enthält eine ganze eigene und originelle Theorie der Dipthongierung, die des Jahresberichts Prinzipielles zur Frage der „Balkanwörter" im Rum.), und auch in den Anmerkungen zu den Artikeln seiner Mitarbeiter zeigt sich des Herausgebers Allgegenwart. Pușcariu ist auch im Gegensatz zu einigen seiner rumänischen Kollegen eine objektive Ruhe und Sachlichkeit eigen, die sich nicht zu persönlichen Angriffen und Verunglimpfungen seiner wissenschaftlichen Gegner hinreißen läßt und bei aller Schärfe seiner geistigen Bewaffnung nie unvornehme Kampfesmethoden wählt. Aus der Reihe der sonstigen Arbeiten hebe ich einen sehr gründlichen Artikel Capidans über den Ursprung des Vokativs auf *-le* (der nach dem Verfasser nicht = bulgarisch *-le*, sondern von Namen wie *Radul* auf echt rumän. Weise mit *-e* gebildet ist, ebenso wie *Rădulescu* als Familienname), ein ausführlicher, nicht in allen Teilen überzeugender Artikel Procopovicis über die Fortsetzer von lt. *eccum* im Rum., und eine Menge etymologischer Versuche von Giuglea, Bogrea, Drăganu, ferner einen posthumen

Artikel eines verstorbenen englischen Meyer-Lübke-Schülers Starkey, über *en* 〉 *in* nach Labialen, eine Studie von Vasile Grecu über Cornaros "Erotocrit" in der rumänischen Literatur hervor. Der Reichtum des Bandes ist nicht in einem kurzen Referat zu erschöpfen. Möge das schöne Unternehmen gedeihen und die Schwierigkeiten, die eine Verspätung der Herausgabe des 1. Bandes hervorriefen, sich den nächsten, hoffentlich bald folgenden Bänden nicht entgegentürmen!

Bonn. Leo Spitzer.

Hilfsmittel zum Unterricht in spanischer Handelskorrespondenz.

1. de Arteaga y Pereira, *Spanische Handelskorrespondenz.* Julius Groos, Heidelberg, 1908.
2. Blaschke, Paul, *Übungssätze und Musterbriefe zur Einführung in die Spanische Handelskorrespondenz.* 1887. Seit 1921 im Verlage von Quelle & Meyer.
3. de Castres G. H. F., *Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Handbuch der kaufmännischen Korrespondenz.* 4. Auflage von G. C. Kordgien, Leipzig, Otto Holtze's Nachfolger 1902.
4. Feliu, Carlos, *Spanische Handelskorrespondenz.* Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 1909.
5. Minoprio, Dr. J., *Wie erledigt man seine deutsch-spanische Handelskorrespondenz?* Hugo Steinitz Verlag, Berlin SW. 1905.
6. Nadal de Mariezcurrena, Dr. A., *Deutsch-spanische Handelskorrespondenz.* Jetzt bei Gloeckner, Leipzig. 1905.
7. Nadal de Mariezcurrena, Dr. A., *Spanische Handelskorrespondenz.* Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig. 1915.
8. Ramshorn, M., *Deutsch-spanischer Familien-Briefsteller.* Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg. 1907.
9. Román y Salamero, D. Constantino und Prof. Dr. R. Kron. *Espitolario Español.* 2. Aufl. J. Bielefelds Verl., Freiburg i. B. 1921.
10. Schilling, Prof. J., *Don Basilio*, 7. und 8. Aufl. von H. Ammann, G. A. Gloeckner, Leipzig. 1921.
11. Schubert, Kurt, *Musterbriefe aus der Praxis für die Praxis. Anleitung zur spanischen Handelskorrespondenz.* Gesenius, Halle 1908.
12. Villén de le Boucher, Pilar, *Der spanische Korrespondent.* Ausgabe mit erläuternden Randbemerkungen. Wilh. Violet, Stuttgart o. J.

Der Lehrer des Spanischen wird oft in die Lage kommen, nach beendetem Unterrichtskursus seinen Schülern oder Hörern eine Anleitung in der spanischen Handelskorrespondenz zu geben; denn die meisten der jetzt Lernenden werden sich zunächst darauf beschränken müssen, die deutsch-spanische Korrespondenz in der Heimat zu erledigen. Es wird darum den Neuphilologen vielleicht erwünscht sein zu erfahren, wo sie das geeignete Rüstzeug finden können.

Die aufgeführten Hilfsmittel sind ziemlich ungleich; bei der Wahl des Buches wird der Lehrer jedesmal den Standpunkt der spanischen Kenntnisse seiner Schüler mit berücksichtigen müssen.

1. Neben recht vielen Geschäftsbriefen (Rundschreiben, Angebote, Erkundigungen, Berichte, Preisnotierungen, Aufträge, Beschwerden, Bankgeschäfte, Formulare usw.) bietet Verfasser noch Dokumente, Konsulatsberichte, Abschnitte aus Handels- und Finanzzeitungen. In der *Sección especial* gibt er zugleich praktische Ratschläge und Anweisungen für die Erledigung der kaufmännischen Aufgaben. Ein brauchbares Vokabular zu den spanischen Briefen, ein Verzeichnis von Vornamen, Länder- und Städtenamen, das eigentlich unentbehrlich ist; Abkürzungen mit deutscher Bedeutung. Eine deutsche Übersetzung der Briefe gibt das Buch nicht; es ist nicht leicht, setzt gründliche grammatische Kenntnisse voraus und ist nur fortgeschrittenen Schülern zu empfehlen.

2. Zu allen grammatischen Erscheinungen werden hier spanische und deutsche Übungssätze (wirklichen Geschäftsbriefen entnommen) in reicher Fülle geboten. Auch die Syntax, die in der Geschäftssprache besondere Beachtung verdient, kommt voll zu ihrem Rechte. Am Schluß Muster für Briefanfänge und -schlüsse, ein kleines spanisches und deutsches Wörterverzeichnis. Das Ganze eine ausgezeichnete Vorbereitung für die Erledigung der Korrespondenz, wenn der Lehrer zum Einüben der Grammatik die zahlreichen Beispiele benutzt. Neben dem 2. oder 3. Kursus als Anleitung zur Korrespondenz sehr zu empfehlen. Vollständige Briefe fehlen.

3. Der deutsche Teil ist die sinngemäße Übertragung der reichhaltigen *Correspondencia mercantil.* Berichte und Abschnitte aus Handelszeitschriften, Formulare; zwei recht ausführliche Wörterverzeichnisse für beide Teile des Buches. Kann wegen der erläuternden Fußnoten und der deutschen Übersetzung auch den in der Grammatik sicheren Schülern zum Selbststudium empfohlen werden.

4. Feliu setzt das Wichtigste aus der Formenlehre und Syntax sowie einen ausreichenden Wortschatz für eine erfolgreiche Benutzung seines Buches voraus. Er dient in erster Linie den praktischen Bedürfnissen und behandelt in zahlreichen, recht mannigfachen Briefen die laufende Korrespondenz im Zusammenhang. Kurze Einleitung, Abkürzungen und eine Übersicht über die Münzeinheiten der spanisch sprechenden Länder. Wörterbuch fehlt.

5. Musterbriefe verschiedenen Charakters, Formulare, Telegramme Briefanfänge und -schlüsse, stets von deutscher Übersetzung begleitet. Anleitung fehlt; dem, der es gründlich meint, wird es nur als erste Übersicht genügen können.

6. Der große Nadal (274 S.) ist ein recht brauchbares Handbuch für angehende Korrespondenten. Allgemeine vortreffliche Einleitungen und Erläuterungen zu den einzelnen Geschäftsgattungen (Waren-, Bank-, Kommissions- und Speditionsgeschäfte) sind gründlich und stets zweisprachig gegeben. Briefe und Berichte bringen jedesmal in der anderen Sprache ein entsprechendes Gegenstück. In einem besonderen Teil werden Anleitungen gegeben zum Umwandeln der Brieftexte und zur Erledigung bestimmter kaufmännischer Aufgaben. Am Schluß original-gedruckte Formulare, ein ausführliches Verzeichnis der Abkürzungen, kein Wörterbuch.

Im ganzen ein Lern- und Übungsbuch für gewissenhafte Kaufleute, denen Grammatik und Syntax der Sprache vollkommen geläufig sind.

7. Der kleine Nadal weist eine vorzüglich orientierende Phraseologie spanischer Geschäftsausdrücke auf, bei der die deutsche Parallele gezogen ist. Die Briefe selbst werden nur in spanischer Sprache dargeboten. Nur dem Kenner der spanischen Sprache zu empfehlen.

8. Im zweiten Teil bietet Ramshorn einen recht vielseitigen *Handelsbriefsteller* für alle Gelegenheiten der kaufmännischen Korrespondenz. Auch die Form des Briefes wird ausführlich behandelt. Dem spanischen Text ist stets der deutsche als Übersetzung beigegeben. Vom ersten Teil wird den Kaufmann ohne Zweifel die recht ausführliche Einleitung über den Briefstil sowie die äußere Form bei seiner Abfassung und Versendung interessieren.

9. Eine kleine, aber äußerst praktische Anleitung zum Abfassen spanischer Handelsbriefe. Statt vollständiger Briefe werden hier nur die mannigfaltigen Redewendungen und Ausdrücke gegeben; diese recht zahlreichen Varianten, die nur bei schwierigen Stellen und fremden Wörtern übersetzt sind, geben eine recht nützliche Anweisung für eine wechselvolle Gestaltung des spanischen Ausdrucks. Als Handbüchlein neben größeren Werken (etwa 1 oder 6) recht brauchbar und wertvoll.

10. Im zweiten Teil des beliebten *Don Basilio* bietet Schilling verschiedene Geschäfts- und Bankbriefe, Formulare usw. Der dritte Teil, als Schlüssel zu den Briefen, ist vom Ganzen abgetrennt und zu Rückübersetzungen für den Autodidakten besonders geeignet. Auch die Abkürzungen, Titulaturen und Briefformeln für Anfang und Schluß sind nützliche Beigaben, am Schluß ein kurzes Vokabular zu den Briefen.

11. Eine recht empfehlenswerte Anleitung für das Selbststudium: 41 spanische Briefe mit einzeln aufgeführten Vokabeln, im zweiten Teile die Übersetzung der Briefe. Kurze Bemerkungen über Briefform und Redewendungen. Dazu ein brauchbares deutsch-spanisches und noch ausführlicheres spanisch-deutsches Vokabular. Dem Schüler kann es schon nach der Erlernung des unregelmäßigen Verbums empfohlen werden.

12. Ein recht brauchbares Handbuch für strebsame Autodidakten unter reiferen Schülern. Zu 300 Briefen sind am Rand beachtenswerte Ausdrücke und Schwierigkeiten übersetzt. Die allgemeine Einleitung über die äußere Form des Geschäftsbriefes ist sehr gründlich und zweckmäßig; ebenso nützlich und wertvoll die reichhaltige Zusammenstellung von zahlreichen Redensarten und formelhaften Ausdrücken für die verschiedensten Gelegenheiten im Verlauf der Korrespondenz.

Der *Kursusleiter* wird sich selbstverständlich mit den meisten dieser Lehr- und Handbücher bekannt machen müssen. Seine Auswahl wird durch die verschiedensten Umstände und Gesichtspunkte bedingt sein. Will er daneben — was sehr zu empfehlen ist — eine *laufende Lektüre* nehmen, dann wähle er das *Spanische Lesebuch für höhere Handels- und Realschulen* von Prof. Gräfenberg (Otto Holtze's

Nachfolger, Leipzig 1911); daneben empfehle ich noch die bekannten Wochenschriften: *Heraldo de Hamburgo*, die *Gazeta de Munich* und die zweisprachigen kaufmännischen Zeitschriften: *Deutsche Warte — Atalaya Alemana*, die *Deutsche Zeitung für Spanien — Revista Alemana de España*, den *Mercurio Hispano alemán* und die *Revista de Importación e Exportación.*

Methode AHN, *Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der spanischen Sprache*, bearbeitet von H. W. Mertens, Mittelschullehrer in Köln. 1. Kursus. Verlag der M. Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung, Köln, 1921. (158 S.)

Praktischer und leichter als die anderen Lehrbücher will dies neue Unterrichtswerk auf dem kürzesten Wege den Lernenden in die fremde Sprache einführen. Einen Vorteil hat das Büchlein ohne Zweifel; es bringt eine klare Trennung der Grammatik von den Übungsstücken, erleichtert damit Einübung und Repetition der grammatischen Erscheinungen außerordentlich. Die *Lautlehre* ist kurz dargestellt und wird der Praxis vollauf genügen, wenngleich man hier auch ein systematisches Zusammenfassen unter lautphysiologischen Gesichtspunkten vermißt. Die „*Elemente der Grammatik*" in der Hauptsache auf die Formenlehre beschränkt (die Syntax soll im zweiten Kursus folgen) weist knappe klare Regeln mit einfachen Beispielen auf, hat, wo erforderlich, die syntaktichen Erscheinungen gleich mit aufgeführt. Recht eingehend und klar ist die Darbietung der Pronomina. Sprachgeschichtliche oder sprachpsychologische Begründungen wie sprachvergleichende Parallelen, etwa mit dem lateinischen oder französischen Sprachgebrauch, sucht man vergebens. Der praktische Zweck herrscht vor. Die „*Praktischen Übungen*" (100 kurze Lektionen, denen jedesmal die unbekannten Wörter vorausgeschickt sind) verraten die direkte Methode: Frage und Antwort, spanisch und deutsch, törichte Einzelsätze, inhaltlich dem täglichen Leben, der Umgebungswelt vorwiegend der Schüler entnommen; vorzüglich geeignet für den rechten gründlichen Paukbetrieb, wie er früher im Lateinischen in den Unterklassen üblich war. Erst von Stück 57 an finden sich vereinzelt ganz kurze spanische zusammenhängende Stücke, meist Anekdoten und kleine Geschichten. Am Schluß ein paar kürzere Gedichte, Geschäftsbriefe, einige gebräuchliche kaufmännische Ausdrücke und ein kleines spanisch-deutsches Wörterverzeichnis. Für wahlfreien oder Kursus-Unterricht in Sekunda und Prima ist das Buch kaum zu empfehlen.

D. JUAN ARAGÓ: *Spanische Grammatik zum besonderen Gebrauch in deutschen Schulen Spaniens und Süd-Amerikas sowie in den Handelsschulen Deutschlands.* Herausgegeben vom Deutschen Schulverein Barcelona. 2. Auflage 1921. J. Bielefelds Verlag Freiburg i. Br. (263 S.)

Keine systematische Grammatik, sondern ein Lehrbuch stellt das Werk dar, das aus den Bedürfnissen der deutschen Schulen im Auslande entstanden ist. Während die Lautlehre leider viel zu kurz geraten und unzureichend genannt werden muß, ist die Formen-

lehre des Nomens wie des Verbums sehr breit dargestellt. Die Beispiele sind klar und stets von der deutschen Übersetzung begleitet. Unnötigerweise ist die Konjugation der *er* Stämme von denen auf *ir* getrennt. Die eigentliche Syntax fehlt gänzlich, wenn sich auch hin und wieder syntaktische Bemerkungen bei den grammatischen Abschnitten finden; das dürfte bei einem Lehrbuch einen sehr schweren Mangel darstellen; denn die Lektüre spanischer Schriftsteller, die zusammenhängende Übersetzung ins Spanische und die Korrespondenz verlangen eine hinreichende Kenntnis und Beherrschung der nicht einfachen spanischen Syntax. Mindestens ist eine klare Darstellung der Modi und Tempora unentbehrlich. Die grammatischen Abschnitte sind mit den Übungsstücken recht geschickt verarbeitet worden. Von Anfang an dienen spanische und deutsche zusammenhängende Stücke der Aneignung eines erzählenden und darstellenden Aufsatzstiles. Daneben natürlich auch Einzelbeispiele und -sätze, die in den mannigfaltigsten Übungen verwertet, eine gründliche und sichere Aneignung der Formenlehre und ihrer Regeln und eines ausreichenden Wortschatzes gewährleisten. Stoff und Inhalt der Übungsstücke und -sätze nimmt Aragó aus dem spanischen Leben des Alltags, der Geschichte, Literatur, Erd- und Volkskunde seines Landes, daneben sind noch beachtenswert einige Schülerbriefe, Gespräche, Gedichte, Witze, Anekdoten und Proben einer spanischen Unterrichtsstunde in der Arithmetik, Geometrie und Erdkunde. So dienen alle spanischen Texte der lebendigen, inhaltsvollen Gestaltung des Unterrichts wie der grammatischen Schulung des Lernenden. Den Schluß bilden einige Familien- und Geschäftsbriefe sowie ein Vokabular zu den einzelnen Lektionen. Abgesehen von den erwähnten Mängeln ein brauchbares Elementarbuch für jüngere Schüler.

Menden i. W. Alfred Günther.

Dr. Vladimir Ćorović, *Serbokroatische Grammatik* (Sammlung Göschen Nr. 638), *Serbokroatisches Lesebuch* (Sammlung Göschen Nr. 639).

Wenn man ein Büchlein der Sammlung Göschen in die Hand nimmt, so erwartet man eine zusammenfassende, verläßliche, gedrängte Darstellung des betreffenden Gegenstandes. Die beiden Arbeiten von Ćorović sind in jeder Hinsicht das gerade Gegenteil! Die Tatsache ist um so bedauernswerter, da wir in deutscher Sprache mit Ausnahme der inzwischen erschienenen, leider im Buchhandel fast nicht mehr zu bekommenden Grammatik von M. Rešetar (Elementargrammatik der kroatischen [serbischen] Sprache, Breyer, Zagreb 1916) keine einzige gute Grammatik dieses Sprachgebietes für praktische Zwecke haben. Die beiden Grammatiken von M. Muža (Sammlung Polyglott Bd. 12, 14) sind lückenhaft und methodisch veraltet, ebenso die Arbeiten von Scherzer und Klaić. Die Serbische Konversationsgrammatik von Petrović (Lehrbücher Methode Harpey-Otto-Sauer, Groos, Heidelberg 1913) ist in grammatikalischer Hinsicht ebenfalls lückenhaft, leider einseitig serbisch, enthält aber gutes Lesematerial. Die 2. Auflage (1921) ist in grammatikalischer Hinsicht ein wenig besser, enthält aber eine Unmenge von Akzentfehlern.

In dem Serbokroatischen Gesprächsbuch von Spir. Gopčević (Groos, Heidelberg 1920) ist die Sprachlehre ganz verfehlt, mit vollständig mißlungenen Neuerungen. Wenn man nun die beiden Arbeiten von Ćorović mit anderen Darstellungen slavischer Sprachen in der gleichen Sammlung, z. B. mit Smetánkas vorzüglicher Tschechischer Grammatik und dem Lesebuch (Göschen Nr. 721, 723) oder mit Berneckers Russischer Grammatik und Lesebuch [Nr. 66, 67] vergleicht, so muten sie wie eine Ironie an. Einer der Hauptmängel bei Ćorović ist die fehlende gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Sprachgefühls. Damit fehlt das Gefühl für Wichtiges und Unwichtiges, für wesentliche Verschiedenheiten der beiden Sprachen. Der Hauptvorwurf aber, der gegen Ćorović' Arbeiten erhoben werden muß. ist der einer unverantwortlichen Schlenderhaftigkeit. Eine Menge Unklarheiten, Undeutlichkeiten, manchmal auch ganz falscher Einzelheiten zieht sich durch das ganze Buch. Wichtiges, Typisches wird übergangen, Unwichtiges breit getreten. Von Ćorović, dem Literarhistoriker — seit dem Umsturz Universitätsprofessor in Belgrad — hätte man wenigstens ein besseres Lesebuch erwarten können. Was die einzelnen Lesestücke betrifft, so finden wir zunächst einige ziemlich gut ausgewählte geographische und kulturhistorische, die dem Lernenden in kurzen Umrissen eine Vorstellung von Land und Leuten geben sollen. Diesen Lesestücken schließen sich Proben aus der Volkspoesie und modernen Literatur an. Auf jeden Fall hätte wenigstens ein Lesestück über den Preporod, die national-kulturelle Renaissance in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Platz finden sollen, da diese Bewegung grundlegend für das gesamte moderne nationale, kulturelle und literarische Leben ist. Den Lesestücken aus der schönen Literatur hätte eine kurze Übersicht über die neuere kroat. und serb. Literatur (Strömungen, Hauptvertreter) vorangehen sollen. Man vgl. das vorzügliche Kapitel über die neuere tschechische Literatur in Smetánkas erwähntem Lesebuch. Was die Auswahl der Lesestücke aus der schönen Literatur betrifft, so bevorzugte Ćorović jene ganz modernen Schriftsteller und Dichter, über die er selbst literarhistorische Abhandlungen schrieb, anderseits bringt er in den Lesestücken ausgesprochen sein heimatliches herzegowinisch-südserbisches, also slawisch-türkisch-orientalisches, vielfach schwüles Milieu (vgl. Nuška S. 46, Stara priča S. 55) zur Geltung und erweckt dadurch naturgemäß eine ganz falsche Vorstellung von der neueren skr. Literatur. Nach dem Gesichtspunkte der Auswahl der Lesestücke verdiente das Lesebuch besser den Titel: bosnisch-südserbisches Lesebuch. Als wenn es keine Kulturzentren Zagreb und Belgrad gäbe! Prinzipiell wäre übrigens die Frage aufzuwerfen, ob es nicht besser sei, in derartigen Lesebüchern einige Proben aus den Meistern der neueren Literatur zu geben — hier wäre bei den Serben Lazarević, Matavulj, Zmaj, V. Ilić, bei den Kroaten A' Kovačić, Gjalski, Kranjčević, Nazor u. a. — nicht aber ganz Moderne, deren Bedeutung noch nicht klar ist. — Das zu den Lesestücken gehörende Wörterverzeichnis weist die gleiche Schlenderhaftigkeit und die Mängel auf wie die Grammatik.

Es fehlen Wörter, andere wieder sind unnötigerweise doppelt angegeben, andere wieder sind mit ungenauer oder falscher Wortbedeutung angeführt. Man sieht, wie der Verfasser selbst mit einem Vokabular arbeitet, wobei ihm mancherlei Schnitzer unterlaufen. Die grundlegende Angabe und Unterscheidung perfektiver und imperfektiver Verba ist nur in einzelnen Fällen, aber nicht durchgehends durchgeführt. Es fehlt beim Verbum die Angabe der Präsensform, die vor allem bei jenen Verben unbedingt notwendig ist, deren Präsensstamm vom Infinitivstamm wesentlich verschieden ist. Zum Überflusse ist nicht einmal die Orthographie auf der Höhe der Zeit, vgl. vel, bel. — Für die Anführung der Beweisfälle mangelt leider der Raum. Es würde sich prinzipiell darum handeln, ob das Wörterverzeichnis zu einem derartigen Lesebuch nur eine Art Kommentar sein soll, wobei nur das für das Übersetzen Notwendige angegeben ist und eine ausführliche Kenntnis des grammatikalischen Aufbaues und der Wortbildung usw. vorausgesetzt ist, oder ob dasselbe so sein soll, daß es eine gründliche Durcharbeitung und Aneignung des Lesestoffes ermöglicht. Wenn man sich auf den letzteren Standpunkt stellt, der ja wohl auch durch den erfahrungsgemäßen Gebrauch derartiger Lehr- und Lesebücher bestätigt wird, so muß man unbedingt eine präzise, anschauliche übersichtliche Wortangabe verlangen.

Es wäre wünschenswert, daß wir bald ein gutes praktisches Lehrbuch der skr. Sprache bekommen, um so mehr, als durch die politische Neukonstellation und die Gründung des S. H. S.-Staates die Bedeutung dieser Sprache für Deutsche immer mehr im Zunehmen begriffen ist.

Drei neue Lehrbücher der polnischen Sprache. 1. L. GRZEGORZEWSKI. *Elementarbuch der polnischen Sprache für deutsche Schulen.* Hirt, Breslau 1920.

Dies Elementarbuch ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß man endlich anfängt, auch slawische Sprachen nach modernen Methoden des fremdsprachlichen Unterrichtes zu behandeln und darzustellen. Bisher hatten wir in dieser Richtung nur einige tschechische Lehrbücher (Říha, Hanaček). Einer kurzen Übersicht der Laute der poln. Sprache folgt in 50 Lektionen (S. 6—72) der eigentliche Lehr- und Übungsstoff, der vom gesprochenen Worte ausgehend und den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung tragend systematisch, klar und übersichtlich Anschauungsmaterial bringt, wobei aber trotzdem der Stoff nach grammatischen Gesichtspunkten geordnet auftritt, um — wie der Verfasser sagt — der Spracherlernung eine feste und sichere Grundlage zu geben. Dem Übungsstoff folgt auf wenigen Seiten (S. 75—83) eine nur elementare Grammatikübersicht, ihr wiederum das Wörterverzeichnis zum Übungsstoff, geordnet nach Lektionen (S. 82—100). Den Schluß macht ein kurzes deutsch-polnisches Wörterverzeichnis für Übersetzungsübungen. Der Hauptvorzug des Buches ist seine Klarheit, Übersichtlichkeit, Beschränkung auf das wirklich Elementare. Leider ist der Verfasser in der Methode nicht konsequent, da er in einigen Lektionen die gram-

matischen Regeln vorausschickt und denselben erst Übungsmaterial folgen läßt, wobei sich der Verfasser dann stellenweise haarscharf den berühmten Satzzusammenstellungen der grammatischen Methode nähert. Außerdem wäre in den Lektionen der ersten Hälfte eine größere sachliche Konzentration des Anschauungsmaterials wünschenswert gewesen. Einige Mängel: Im Vokabular wäre die Wortfolge der angegebenen Wörter in den einzelnen Lektionen einheitlich zu gestalten gewesen, entweder alphabetisch oder nach dem Stoff, aber nicht durcheinander. Einzelne Wörter sind nicht angegeben, andere wieder an falscher Stelle, nämlich einige Lektionen später erst in anderem Zusammenhang (z. B. córka, jeszcze, zwykle, dzbanek, krajać, bor, ile, sarna, zaś, rynek, kij, buda usw.). Dativ und Lokativ Sing. sind nicht besonders besprochen, ebenso nicht das Personalpronomen. — Den Vorzügen der Arbeit gegenüber spielen diese Mängel, die in einer neuen Auflage zu tilgen wären, keine große Rolle. Auf jeden Fall bedeutet dies Elementarbuch den bestehenden Lehrbüchern gegenüber einen wirklichen Fortschritt.

2. Jarochowski, *Leitfaden für den Unterricht in der polnischen Sprache.* 3. Auflage. Neu bearbeitet und verbessert von J. Jesionowski. Kern, Breslau 1919.

„Der Leitfaden hat den Zweck, die Erlernung der polnischen Sprache zu ermöglichen und anderseits Fortgeschritteneren auf möglichst einfachem Wege auch ohne Lehrer ein Ratgeber bei der Wahl des richtigen Ausdruckes zu sein“ (Vorwort). Das gesteckte Ziel ist meines Erachtens nicht erreicht. Der Leitfaden zerfällt in 2 Teile. Der erste enthält die Grammatik. Den einzelnen Kapiteln der Grammatik folgen Übungssätze, die zwar in den ersten Abschnitten stellenweise zu einer einheitlichen Gesamtvorstellung (Familie, Wohnung) zusammengezogen sind, später allerdings nach rein grammatischen Gesichtspunkten angeordnet sind. Der zweite Teil, Wörterverzeichnis betitelt, enthält Wortgruppen, nach dem Gesichtspunkte der äußeren, sachlichen Zusammengehörigkeit angeordnet (Mensch, Haus, Kleider, Verwandtschaft, Gesundheit usw.), mit anschließenden mehr oder minder zusammenhängenden Übungsbeispielen aus dem betreffenden Anschauungsgebiet; ferner einige Musterbriefe, einige kurze Prosaerzählungen und Gedichte. Mit Ausnahme der ersten Abschnitte, kommt das Wörterverzeichnis über eine Zusammenstellung und Anhäufung von Wortlisten (vgl. die Abschnitte: die Zeit, Tugend und Laster u. a.) nach dem Muster diverser auf Reklame berechneter Gesprächsführer nicht hinaus. Demjenigen, welcher sich auf den Standpunkt der grammatischen Methode stellt, der ferner seitenlange Reihen Vokabeln der Reihe nach auswendig lernen will, um damit einige Sätze zu übersetzen, ev. sogar aus dem Deutschen ins Polnische (vgl. S. 94, 95, 112), mag das Buch empfohlen werden. Jeder andere wird es aus methodischen Gründen ablehnen. Bemerkungen: Eine eigentliche Lautlehre fehlt. Die grundlegend wichtige Palatalisierung wäre vollständiger und übersichtlicher darzustellen gewesen, denn nur bei einer genauen Klarlegung der Palatalisationserscheinungen ist in der Formen-

lehre eine Klarheit und Übersichtlichkeit zu erreichen. Das Polnische ist eben gerade jene slawische Sprache, in welcher die Konsonantenerweichung und -veränderung durch folgende enge, weiche Vokale, den größten Umfang erreicht und eine Fülle von Nüancierungen sowohl in der Wortbildung als auch in der Formenlehre geschaffen hat. Was noch das Wörterverzeichnis betrifft, so wären an dessen Stelle beschreibende Lesestücke in systematischem Aufbau besser gewesen. Die Vokabelangabe selbst zu den einzelnen Übungsstücken, vor allem zu den pol. Lesestücken und Gedichten (S. 35—52) ist nicht immer vollständig und genau. Einzelne Wörter fehlen (S. 18 zapał, S. 27 drzwi, cień, S. 28 zagiel, piękność, S. 32 tamten, dzisiaj, S. 33 będąc, S. 37 zapłacić u. a. S. 60, 109, 113, 142ff.). Andere sind wiederholt hintereinander angegeben (z. B. S. 18, 26 ciągną, ścieżka u. a.). Wörterverzeichnis und Text stimmen nicht immer überein: S. 33 Text rządza — Wortangabe zarządza, Text rod — Wortangabe rodzina. Druckfehler: S. 59 justro statt jutro, S. 135 ną statt na, S. 137 damiem statt domiem.

3. M. SWITALSKI, *Polnischer Sprachführer*. Kurzer Lehrgang der Umgangs- und Geschäftssprache. Neumann, Leipzig 1920.

Sprachführern steht man meist sehr kritisch gegenüber, da sie fast durchweg auf Reklame berechnet sind. Hier eine wertvolle Ausnahme. Der Sprachführer von Switalski ist eine aus übersichtlicher, beherrschender Kenntnis der Materie und ihrer methodisch-pädagogischen Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen mit Genauigkeit und Klarheit durchgeführte Arbeit. In keinem einzigen poln. Lehrbuche wurden so klar und übersichtlich alle jene Momente hervorgehoben, die für den Lernenden schwierig sind und dem deutschen Sprachgefühl gegenüber Verschiedenheiten aufweisen. Von den drei Teilen enthält der erste die Grammatik, der zweite den Lesestoff (Erzählungen und Beschreibungen, die sich recht interessant und fließend lesen lassen, einige bekannte Gedichte von Mickiewicz und Jaśkowski), der dritte das Wörterverzeichnis. Grammatik und Lektüre stehen — wie der Verfasser in der Einleitung sagt und auch wirklich durchführt — in engster Verbindung miteinander, so daß außer dem notwendigsten Rüstzeug die grammatischen Regeln erst bei der Lektüre gewonnen werden. Dazu verhelfen dem Lernenden die durch die ganzen Lesestücke und durch das Vokabular gehenden Hinweise auf die betreffenden Grammatikregeln, die in der Tat so reichlich sind, daß der Lernende an keiner Stelle hinsichtlich der Ableitung der Formen und der lautlichen Erscheinungen in Verlegenheit kommen kann. Hierin liegt auch einer der Hauptvorzüge des Buches, der allerdings den Gebrauch desselben, wie ja schon der ganze Aufbau, ausgesprochen auf intelligenteres Lernpublikum beschränkt. In der Lautlehre wäre es vielleicht doch vorteilhaft gewesen, auf die grundsätzlich wichtige Bedeutung der engen, weichen Vokale (e, i) und j, ihre verschiedene Aussprache gegenüber dem Deutschen, sowie auf ihre grundsätzliche Wirkung und damit im Zusammenhang auf die Palatalisierung (Hauptregel 6—12) etwas genauer zurückzukommen. Damit be-

käme der Lernende von Haus aus eine anschauliche Vorstellung dieser wichtigen Vorgänge. Außerdem wäre vielleicht die Vokalsteigerung, der Umlaut, die Vokalassimilation etwas genauer zu behandeln gewesen. Dann wären u. a. Erscheinungen wie wesele — wesoła, nieść — niosł, miał — mieliśmy usw. leichter verständlich Man vgl. die diesbezüglichen Abschnitte bei Wicherkiewiecz (Poln. Konversationsgrammatik, 4. Aufl., Groos 1920) oder bei Soerensen (Poln. Grammatik, Leipzig 1900). Im Wörterverzeichnis sind die perf. und impf. (iter.) Formen bei den einzelnen Verben klar neben einander angegeben, was allen bisherigen Lehrbuchvokabularien gegenüber einen gewaltigen Fortschritt und Vorzug bedeutet. Im Wörterverzeichnis fehlen die Wörter: bocian (zu S. 81). bowiem (zu S. 77), duma (zu S. 97), kamelor (zu S. 83), obfit (zu S. 75), słynny (zu S. 76), wprawdzie (ibid.), zesunąć [zsuwać] (zu S. 73). — Druckfehler: S. 12 micszezanin statt mieszczanin, S. 21 wojsko Herr statt „Heer", S. 25 „Alle anderen Hauptwörter" — wohl „alle anderen Eigenschaftswörter"; S. 90 słońe statt słońce, załkala statt zapłakala przepuśeilo statt przepuścilo, S. 97 tymszasem statt tymczasem S. 114 malowidlo Malerin — statt „Malerei".

Graz J. MATL.

KARL H. MEYER, *Slavische und indogermanische Intonation*. Heidelberg 1920, Winters Universitätsbuchhandlung. 53 S.

Verfasser legt zusammenfassend die Frage nach der indogermanischen Intonation offen und macht es wahrscheinlich, daß das Litauische den idg. Akzent in sein gerades Gegenteil verkehrt hat. Die Mehrzahl der Forscher hatte nach der Feststellung, daß der litauische Akzent eine Umkehrung des griechischen ist, der Ansicht gehuldigt, daß er mit dem uridg. Akzent identisch sei. Diese Meinung ist schlecht gestützt, vielmehr haben wir im Griechischen und Slawischen die Fortsetzung des uridg. Standes. So gern man der philologischen Beweisführung des Verfassers folgt, so schwer wird dies, wenn man die phonetische Begründung seiner Theorie ins Auge faßt. § 9 wird die Entwicklung ói > e und oí > i der Wirkung des exspiratorischen Akzents zugeschrieben: dies *kann* für das Slawische der Fall sein, aber auch der Dauer- und der musikalische Akzent vermögen eine solche Entwicklung zu begründen; des Verfassers Ansicht bleibt also Annahme, und die auf ihr aufgebauten Schlüsse haben nur hypothetischen Wert. § 20 wendet sich Verfasser gegen die Scheidung in Sprachen mit vorwiegend exspiratorischem und vorwiegend musikalischem Akzent und schließt daraus, daß im Deutschen der Stärkeakzent konstant, der musikalische wechselnd ist, allgemein, „daß nur die exspiratorische Betonung innerhalb des Wortganzen fest, stetig, konstant ist, daß dagegen die musikalische Betonung veränderlich, schwankend, umlegbar ist" (§ 21). Das geht nicht an. Schon die Tonsprachen, wie das Chinesische und das Siamesische mit ihrer Konstanz der musikalischen Betonung (die natürlich eine ebensolche Entwicklung aufweist wie der Stärkeakzent) sprechen dagegen. Aber auch in dem Idg. näherstehenden Sprachtypen haben wir veränderlichen umleg-

baren Starkton, wie ich das bei experimentellen Aufnahmen des Somali zur Verzweiflung der Fachleute gesehen habe. Zweifellos sind in Sprachen mit starkem dynamischen Akzent die lautlichen Veränderungen bedeutender als in solchen mit schwachem. Aber das bietet keine Handhabe für die weitgehenden Behauptungen des Verfassers. Vom phonetischen Standpunkt aus sind noch manche andere Einwendungen gegen Meyers Ausführungen zu machen, so, wenn an den Stärkeschwankungen, die Atmungsorgane, die Stimmbänder und die Mundöffnung „in ungefähr gleichem Maße" beteiligt sein sollen (§ 24), oder wenn es heißt, daß, „da . . . die Färbung der Vokale vorwiegend (!) in der Mundöffnung gebildet wird, . . . die Vokalqualität erheblich mehr mit der Exspiration als mit der Tonhöhe verknüpft" (ebenda) ist, u. a. m. Trotz dieser Einwendungen ist es an sich schon erfreulich, daß Verfasser eine phonetische Erklärung sprachlicher Erscheinungen versucht hat. Allerdings beweist die vorliegende Untersuchung die Notwendigkeit für den Sprachwissenschaftler, im eigensten Interesse seiner Forschungen, sich mehr und mehr der exakten Erkenntnisse und der objektiven Methoden der experimentellen Phonetik zu bedienen.

Köln a. Rh. Konrad Hentrich.

SPANISCHE SEKTION.

Beim 18. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Nürnberg wurde zur Förderung der spanischen Studien an Schule und Universität eine „Spanische Sektion" gegründet, deren Vorsitz *Prof. Dr. Gustav Haack*, Hamburg übernahm. Gleichzeitig wurde eine *Zentrale für spanische Unterrichtsmittel* eingerichtet und deren Leitung dem Privatdozenten *Dr. Adalbert Hämel* in Würzburg, Weingartenstraße 14, übertragen. Diese Zentrale steht mit Verlegern und Verfassern spanischer Unterrichtswerke in Verbindung und ist somit in der Lage in der Frage geeigneter Lehrbücher, Lektürestoffe u. ä. jede gewünschte Auskunft zu erteilen. (Rückporto beilegen!)

BERICHTIGUNG.

Herr Oberstudiendirektor Dr. Wilmsen in Spandau macht mich darauf aufmerksam, daß die neuerdings viel erörterte Frage, von zwei fremden neueren Sprachen eine nur „rezeptiv" zu betreiben, von ihm schon im 21. Bd. dieser Zeitschr., S. 569, behandelt worden ist, worauf ich gerne hier berichtigend zu meiner Anm. S. 283 dieses Bandes hinweise. T. Z.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

BAND XXX. NOVEMBER-DEZEMBER 1922. HEFT 9/10.

SHAKESPEARES MACBETH IN PRIMA.

Zu Max Walters Abschied von der Musterschule in Frankfurt a. M. In dankbarer treuer Verehrung dargebracht vom Verfasser und den Herausgebern.

Die vorliegende Arbeit bietet keine neue, auf eigenen Forschungen beruhende Macbeth-Erklärung. Sie ist aus dem Schulunterricht hervorgegangen und soll diesem allein dienen. Als vor einigen Jahren das Wissen der Schüler der oberen Klassen seinen tiefsten Stand erreicht zu haben schien, kam ich, angeregt durch Charles und Mary Lamb's Tales from Shakespeare, auf den Gedanken, den Oberprimanern den Macbeth in schlichtem Englisch zu erzählen und das Erzählte nach Schulmeisterart abzufragen und wiederholen zu lassen, um so an dem Inhalt vor allem die Form zu üben. Sehr bald aber wurde, ganz gegen die ursprüngliche Absicht, aus der mehr den Gang der Handlung verfolgenden Erzählung eine dem Gedankengehalt des Kunstwerks nachspürende Auslegung, die sich zum Ziele setzte, fortlaufend Wort- und Sacherklärung zu einem untrennbaren Ganzen zu verweben[1]). Ich legte meinen Ausführungen den in Teubners School Texts erschienenen englischen Macbeth-Kommentar von F. W. Moorman zugrunde und fügte in diesen Rahmen das Bild, das Vischer von Macbeth und Lady Macbeth gemalt hat. Denn in diesem Bilde erkannte ich klar, was mir schemenhaft vor der Seele gestanden hatte. Auch nachdem Schücking mich gelehrt hat, Shakespeares unsterbliche Gestalten so nackt und bloß zu schauen, wie sein Genius sie geboren, mit allen Muttermalen, die zeitlich bedingter Leiblichkeit anhaften, bleiben Macbeth und Lady Macbeth für mich doch problematische Naturen, deren romantischer Ehrgeiz die dem Dichterherzen innewohnende

---

[1]) S. Neuere Sprachen, Bd. XXVIII., H. 1/2, S. 58ff.

Sehnsucht widerspiegelt, die es immer wieder treibt, sich von den drückenden Fesseln irdischer Gebundenheit zu befreien.

Die folgende Macbeth-„Vorlesung für Primaner“ soll zeigen, daß es möglich ist, auch ein Shakespeare-Stück nach der direkten Methode zu behandeln. Wer auf ein Übersetzen in der Klasse verzichtet, weil er meint, daß der Schüler sich die klassische deutsche Shakespeare-Übersetzung zu eigen machen soll, um sich durch sie in den Urtext hineinzulesen, der wird seine Aufgabe darin erblicken, in einfacher, anschaulicher Sprache — lehrend und fragend — das Problem zu entwickeln, dem der Genius des Künstlers in seinem Werke Gestalt verliehen hat. Der Lehrer des Englischen, der so mit sicherer Hand seine Schüler in die Tiefe der Shakespeareschen Kunst hineinführt, wird sie einmal befähigen, sich auch über andere Dinge englisch auszudrücken als die sinnfälligen und einfachen Vorkommnisse des täglichen Lebens, und andrerseits wird auch er im fremdsprachlichen Unterricht sie vorbereiten und stark machen für eigene Seelenkämpfe, die ja gerade besser gebildeten und feiner empfindenden Menschen nicht erspart bleiben.

Ich habe mich auf Bitten des Frankfurter Altmeisters neusprachlicher Reform entschlossen, diese schriftliche Vorbereitung auf meine Shakespeare-Stunden in Prima zu veröffentlichen im Hinblick auf die jungen Amtsgenossen, denen es die gegenwärtige Not des geistigen Arbeiters nicht gestattet, durch längeren oder wiederholten Auslandsaufenthalt und durch regelmäßigen Gedankenaustausch mit gebildeten Ausländern am eignen Orte die notwendige Gewandtheit im Gebrauche der fremden Sprachen zu erwerben und zu bewahren, und die darum geneigt sind, der direkten Methode den Rücken zu kehren.

Act I.

Scene I. Shakespeare takes us to a desert place in the Scotch mountains – wild Grampians — Highlands. Tremendous claps of thunder are heard. Flashes of lightning are seen. The desert place, the thunder and lightning — the scenery and weather — speak of something that is out of the ordinary way — portend: foretell high tragedy, they give the spectator (or reader) a clear idea of the social and moral atmosphere in which the plot is to be evolved. The key-note to the play is thus struck before a word is spoken — the theme: subject-matter is thus laid open to our eyes. Amid the din: noise and the darkness

of the violent thunderstorm, three witches are hovering in, flying through the air. Their familiars — spirits or demons attending and obeying witches — in the likeness of cats and toads are crying after them. The witches want to waylay Macbeth on the heath. After a few moments, they disappear. (Now the scene is read.)

"Fair is foul, and foul is fair". This verse is significant of the nature of the witches. To them virtue and vice, right and wrong, have no meaning. They are beings of a world in which exists no moral sense. They are instruments of darkness, powers of Evil, tempters who, tempting: luring people on by half-truths and fair trifles, betray their victims when they are in need and lead them to destruction. Yet they possess no direct power over the human will. They represent in a visible form the natural instincts of man towards evil. Though they know things to come, it does not lie in their power to bring them on, they are brought on by the sinfulness of a man who cannot resist temptation. Banquo will be seen to resist their temptations, and though Macbeth yields to them, he must not be regarded as fore-doomed to ruin by forces outside of himself, embodied in the persons of the witches. Shakespeare's Witches are not the Fates of the Ancients who, according to Grecian notions, shaped a man's destiny independent of his will. Fate in itself was deemed neither good nor evil, it could only do good or harm to men. The conception of sin was unknown to the ancients, and thus they did not know temptation either. As tempters the Witches are of Christian origin. In Shakespeare's drama the hero is a free agent, i. e. his destiny is shaped by his own will. Macbeth is not what is called a tragedy of Fate, Macbeth is what the Germans call a "Charaktertragödie", in English "Free Will Tragedy".

We may be sure that Shakespeare did not believe in ghosts and witches, though like our great poet Goethe he may have felt inclined to mysticism. But above all he was a dramatic poet, and what he cared for was the dramatic effect of some ghost or witch scenes, and he knew how much these would contribute to the atmosphere of mystery which was associated with the Highland story of Macbeth. Nor is this all. Witchcraft, at the time when Shakespeare wrote his Macbeth, was exercising a peculiar influence on the minds of his contemporaries. King James I. was himself a firm believer in witches, and had written

a Treatise on Demonology (1599) to refute the scepticism of Reginald Scot's Discovery of Witchcraft (1584). The interest of the London play-goer in witch-scenes is also illustrated by Middleton's Witch, a play written about the same time as Shakespeare's tragedy and resembling it somewhat closely in the use which is made of witch-craft and incantations: magic formulas. Shakespeare only utilised the generally accepted beliefs of his day for enhancing: intensifying: strengthening the dramatic effect of the story by representing the evil instincts of man in the visible form of witches, or as the sorceresses of Gothic and popular superstition. He did not think of blending, as Coleridge would have us believe it, these sorceresses of the Middle Ages with the Fates and Furies of the ancients. The witches speak in loosely constructed rhyming verses of four accented syllables, and the rhythm of these verses is for the most part trochaic. The verse with four accents is rarely used by Shakespeare, except when witches or extraordinary beings are introduced as speaking.

Summary. Give — tell me the contents of the first scene. Three witches are seen to appear on the grey lonely heath, and they determine there to waylay Macbeth.

Conversation. What verse is significant of the nature of the witches? What can we infer from this "alliterative formula"? What do the witches look like? They are "women in strange and wild apparel": attire: dress; old, ugly, shocking monsters with wrinkled faces and long beards, lean, withered. What are we to see in the witches? What is embodied in the persons of the witches? Do the witches possess a direct power over the human will? Whom do they differ from in this respect? What must be said of the Fates of the ancients? Does any one know what part the witches play in Schiller's translation of Macbeth? Sch. saw in them counterparts to the Fates; that is why he translated Macbeth. Sch.'s witches are not old hags but goddesses, gigantic and formidable representatives of the ideal evil; they appear in classic lucidity, walking in a stately and imposing manner. Can Macbeth be regarded as fore-doomed to ruin by the witches? What difference is there between the heroes of the Greek drama and those of Shakespeare, with respect to their destinies? Why did Shakespeare introduce the witches into his play of Macbeth? What did Coleridge take the witches for? What metre did Shakespeare use for this witch-scene? What head-

ing can be placed above the first scene? The Dramatic Background.

Scene II. From the desert place we pass to the King's camp near Forres, a town near the Morray Firth, between Fife and Inverness. A bleeding captain — wounded sergeant announces to King Duncan the victory won by Macbeth over the Norwegians. Macbeth, whom the witches are lying in wait for on the heath, is made here the central subject of conversation, and thus all our attention is concentrated on him before he enters. Macbeth, named valour's minion: darling or favourite, has defeated the merciless Macdonwald, the faithless rebel who rose in arms against his liege lord. Macdonwald well deserves the name of rebel, all the vices which are so numerous in man moving towards him like a swarm of insects — besetting him like wasps. The issue of the battle had been doubtful. The two sides are compared to two exhausted: tired swimmers who by clinging to each other make their skill in swimming useless. At last Macbeth faced the slave, and Macdonwald did not take leave of Macbeth, he stood firm, till his opponent ripped him open from the navel to the jaws and then put his head on a pole by the tents. But as storms which cause shipwrecks and thunderstorms often appear in that quarter of the sky where the sun rises, so new troubles often spring from a point where peace seems established. No sooner had the light-armed and heavy-armed warriors of Macdonwald been put to flight — routed, than Sweno, King of Norway, perceiving advantage, began a fresh attack. But the wounded officer is no longer able to report the glorious deeds of Macbeth and Banquo, whom the King of Norway frightened no more than sparrows eagles, or the hare the lion. Like big guns overcharged with twice as much explosive matter, they dealt twice as many blows upon the foe, as if they meant to make another Golgotha: place of skulls, famous battle-field.

The fainting Sergeant's tribute of praise to the victorious general is capped: put a cap upon: outdone by that of Ross, a Scottish thane. He tells his superior that he just came from Fife where the banners taken from the Norwegians are so numerous that they mock at the sky by hiding from it the Scotch troops which are camping under them — where the Norwegian banners seem to play on the sky through flapping about in the air, and cool the Scotch soldiers like as many fans. Ross then

calls Macbeth Bellona's bridegroom. Brave Macbeth has proved himself so valiant that he is made the bridegroom of the goddess of war herself. Clad in impenetrable armour, Bellona's bridegroom had met Sweno in single combat and forced him to match himself against Macbeth, his own spear-point being turned against that of the rebellious Norwegian, and Sweno had found his equal. Sweno begs terms of peace, he is to pay ten thousand dollars at Inchcolm, the small island, so called after Saint Columba, the famous Irish missionary saint, situated in the Firth of Forth, not far from Edinburgh, and which was once used as a burial place for noble warriors. The thane of Cawdor, the disloyal traitor, whom Ross reports to have joined the invaders, is to die presently. The gracious King Duncan despatches Ross to confer his title of thane on Macbeth, whom all hail as the deliverer of his country from the numerous foes at home as well as abroad.

Macbeth, though he himself does not appear in person yet, is vividly placed before our eyes, and our interest in him is thus keenly excited. He appears to us as a sort of national hero, for whom we might well expect a glorious career, were it not for the association of his name with the Witches of Scene I. We are taught to believe in his bravery, and are ready to regard him as a conqueror, praised by all and honoured by his King

Summary. Who can tell in a few words what we learn from the second scene? King Duncan in his camp near Forres is told all about the splendid victory won by Macbeth over his numerous foes at home and from abroad — some traitors at home and the Norwegians, their allies. The King despatches one of his vassals to confer on Macbeth the estate and title of the rebel thane of Cawdor.

Questions. To what place do we pass from the desert place? Where is Forres? On the edge of a great moor. Is Macbeth introduced to us now? Does he appear in person? Don't we hear anything about him? What means does the poet use to concentrate our interest on the hero of the play? Who is made to speak about Macbeth? What does the wounded officer announce to Duncan and *to us?* By whom is the fainting captain surpassed in his praise of Macbeth? What does Ross call the victorious general? As what does Macbeth appear from these reports? What is the King doing to reward him for his bravery? What title may be given to the second scene? The Political Situation of Scotland.

Scene III. We return to the Witches. They are talking about what harm one of them is going to do to a sailor whose wife had not given her any of the chestnuts she was munching: onomatopoetic „schmatzte“, and had called her a pampered old hag liking to feed on the fattest part of the ox: rump, buttocks. To revenge this insult the witch will sail to Aleppo in a sieve and then turn a rat — witches could assume the form of any animal they liked, but the tail was then always missing — and thus as a rat without a tail, she'll do i.e. she'll gnaw through the planks of the ship of the woman's husband, and she'll cause her victim to dwindle: waste and pine away by depriving him of strength and taking sleep from his eyelids for a whole week, she'll make of him a poor wretch living under a curse. When they hear the drums announcing Macbeth, the witches form a circle holding each other by their hands, and dancing around thrice — three and its multiples being the magic numbers of witchcraft — the weird sisters, the sisters of fate or destiny, in whom we are to see the instruments of the powers of evil, prepare the spot by a charm for tempting Macbeth on it.

And then, after we have got an idea of their sinister nature, their power and their malice, their dire influence over mankind, Macbeth appears. He says that he has not seen so foul and fair a day, which words show a certain sympathy of mood betwen himself and the witches. Does he forthwith become their prey? They greet him as thane of Glamis, thane of Cawdor, and King hereafter, and Macbeth listens to them. Banquo's words "Good sir, why do you start; and seem to fear Things that do sound so fair?" and again "My noble partner You greet with present grace . . . That he seems rapt: spell-bound withal" are significant of Macbeth's reception of the prophecy. His sudden start and rapture when the witches utter the word "King" make it clear that the promises which they hold out to him correspond to certain vague inspirations, suggestions, promptings to his own soul. Now the question arises, Was the thought of Duncan's murder vaguely before Macbeth's mind before he met the witches? Macbeth trusts the oracle, the supernatural soliciting, the exciting prophecy of the witches, when two truths are told, as happy prologues to the grand act the subject of which is an imperial one — the getting of the crown, the coronation. He has become thane of Glamis, thane of Cawdor, and he firmly believes that he will

be King hereafter. We remember that he would have liked to learn more of the matter from those imperfect speakers when he hears that Banquo shall beget kings, though he will not be king himself. And further, Macbeth is instantly rapt: carried away by old dreams of things forgotten. The credulous reception of the witches' promises and the absorbing memory of his dreams seem to many to give colour to the idea that Macbeth's heart was already disposed to crime. Moreover, the horrid image, which uplifts his hair and makes his heart throb vehemently in its firm seat, seems to prove that the thought of the kingship not only but also the path to it through murder has lurked, vague and formless, in his ambitious mind.

Macbeth's soliloquy about the horrid image and horrible imaginings gives us a deep insight into his excitable and imaginative nature. A romantic ambition is the dominating power of his imaginative nature. The thought of the King's murder which is as yet only in his fancy disturbs his whole being so much that he can do nothing except think of the future, and the present has become actually unreal to his mind. His power of action is lost in wild conjectures. For him, visible dangers in front of him are less fearful than horrible things merely imagined. A sober outlook upon life is impossible for him, his view of reality is dimmed by the spectres of his imagination. The kingship flits like a Will-o'-the-wisp: ignis fatuus before his eyes. But his ambition, though fantastical, is yet moderated by conscientious scruples. For a moment, he wants to leave everything to chance, hoping that the promise of the kingship will be fulfilled in the same way as those of the thaneship, without any intervention on his part. But then again, his hectic imagination conjures up the radiant: dazzling crown and it pursues the twists and turns of the track which leads to it. He'll let himself drift: be carried passively along the stream of events; what is appointed will fulfil itself at last. From what I have said about Macbeth's excitable nature, we may guess that the ambitious highflyer, seduced by the splendour of a crown, had vaguely thought of murdering Duncan before he met the Witches, and that the temptation administered by the Witches is now working in him and gradually undermining his manhood.

What effect then do the words of the Witches produce upon Banquo? Banquo neither begs their favours nor fears

their hate, and yet he wishes to learn the future from them. But Banquo is an honourable man, plain in his dealings, and upright, he clearly recognises the alliance of the Witches with the powers of evil. He takes them to be bubbles, hallucinations of the minds of persons who have eaten the root of the hemlock which produces insanity. On learning that King Duncan, who does not know which is the more appropriate for him to be struck dumb with wonder at Macbeth's bravery or for the latter to be overwhelmed with praise by his liege-lord, has created Macbeth thane of Cawdor for a pledge of a still greater honour, and that thus the second promise, too, has been fulfilled, Banquo warns his friend against the devil who can speak the truth. If Macbeth fully believed that, Banquo says, it might yet inflame him so much as to aspire to the crown, for very often, to make us do what will turn out to our harm, the instruments of darkness tell us truths, win us with honest trifles, cheer us with specious hopes, hopes which are fair or right on the surface, only to forsake us just when we want their aid to get what is most important for us. The truth contained in these words becomes clearer and clearer, as the plot advances.

Summary. Macbeth and Banquo on their way home to Forres are addressed by the Witches on the heath. They hail Macbeth as thane of Glamis, thane of Cawdor, and King hereafter, and to Banquo they promise a royal succession. After getting the title of thane of Cawdor, Macbeth, absorbed in deep meditation, aspires to the complete fulfilment of the Witches' promise, if necessary through murder.

Questions. What is the central point: pivot on which the whole scene turns? M.s soliloquy. Why is this monologue so important? It gives the first clear indication of Macbeth's nature. What is Macbeth's nature like? What sort of man is he? What is the dominating motive force in his nature? What is his high-flying ambition tempered — checked by? Do you think that the ambitious highflyer has already thought of murdering Duncan? If yes, what reasons can you give for it? His conduct makes it probable, his sudden start, his readiness to believe, the engrossing: absorbing memory of his dreams, the horrible image which troubles him reveal a heart disposed to crime. Remember what I said about the Witches. I said that I cannot see in them forces like the ancient Fates by which Macbeth is fore-doomed to ruin. What does Macbeth's conduct prove with

regard to the witches? They administer temptation, they are M.'s bad instincts. The Witches appear just at the moment when M.'s bad instincts have been given new force — stimulated by his brilliant victory and the new title which has been conferred upon him. What then are the Witches to show? That temptation is working within him. What has Macbeth's ambition been stirred up by? Is Banquo affected in any way by the Witches' appearance? He is deeply moved, but he sees the Witches' prophecies in their true character. Why can Banquo meet the greetings of the Witches by blank scepticism? He is a sober man, a loyal soldier. What does Macbeth wish though Banquo has warned him against the temptation? He wishes Bq. to think upon the interview and then, the intervening time having allowed it to be more exactly considered, talk over matters with him at greater leisure and without reserve. Heading: The First Temptation.

[The first three scenes are concerned with the events of a single day. Then a new day begins and extends over the remaining scenes of the first act].

Scene IV. The poet takes us to the King's palace at Forres. Duncan is represented as a trustful old man. He declares that there is no art to discover in a man's face the disposition of the mind by which it is determined to good or ill. He has ordered the death of the open and thus less dangerous conspirer, and takes to his heart the one who hides his treachery beneath a mask. He gives his victorious generals the most hearty welcome. By speaking of the sin of his ingratitude towards Macbeth, Duncan proves that he places an absolute trust in him. He does not suspect him in any way of hidden treachery, when the vassal, in submission to his liege-lord, assures that with respect to his throne and country the vassals are like children and servants who do their duties with a sure regard for the love and honour which they feel for their fathers and masters. The gracious and generous King is so deeply moved by the faithfulness of his great generals that he cannot help weeping tears of joy. Now he has an opportunity to resign his hard office and appoint his eldest son Malcolm his successor, heir to the crown. But he cannot invest his son with this honour without conferring new titles upon all those who have well deserved. "More is due to you, he says to Macbeth, than more than all can pay." Had the King really meant what

he said, he would not have named as his successor his young son Malcolm. Thus, in Macbeth's opinion, Duncan does not prove the same grateful liege-lord that the vassal has hoped for. And, indeed, Macbeth could have hoped for being named the good old King's successor on the ground that the unsettled state of the country demanded a strong ruler, and Macbeth was the fittest man of royal blood to be King. So far we can understand his ambition. His ambition appears to us quite reasonable. It was an age of violence and treachery with the vassals constantly rising in arms against their superior. Macbeth, after his victory, was the most powerful man in the kingdom and, therefore, believes himself to be best suited for a King. What wonder that he feels disappointed. Though declaring that he'll be glad to bring his wife the good news of his highness coming and that he does not like to repose without being at his King's disposal (Pein mir die Ruh, die Euch nicht dient), Macbeth betrays that he is ambitious of Duncan's crown by saying, "The Prince of Cumberland! that is a step, stumbling-block, on which I must fall down, or else overleap, for in my way it lies". These words prove to me that ambition is the dominating motive-force in Macbeth's imaginative nature. The suggested elevation of Malcolm to the throne serves to harden his devilish plan. Macbeth sees clearly enough now that chance will not crown him, and that the horrid image of murder which has already been allowed to haunt his imagination is the only step to the attainment of his ambition. Already, he sees himself performing the dreadful deed during the night, and thus he asks the stars to hide their fires. The murder is already more than a horrible imagining, it is almost a plan. The vague suggestions are beginning to take shape, they are becoming black and deep desires which light shall not see. His ambition is still tempered by conscientious scruples. Let my eyes not see what my hands shall do, he prays. He would like Duncan to be murdered, so that he might obtain the crown, but shrinks from the deed of murder itself.

Summary. King Duncan in his palace at Forres welcomes his victorious generals. He declares his eldest son heir to the crown. The declaration gives new force to Macbeth's dreams of murder.

Questions. What is the characteristic feature in Macbeth's nature? Can his striving for the crown be regarded as reason-

able? How do you know that it was an age of violence and treachery? What could Macbeth, therefore, have hoped for? What happens? Does Duncan reward Macbeth's merits according to his enthusiastic words of praise? What feeling arises in Macbeth at the young prince's elevation to the throne? What does Macbeth see clearly enough now? What must be said of the King's measure with regard to Macbeth's wild imaginings? Heading: The Settlement of the Crown and its Bearing on Macbeth.

Scene V. The gracious and generous King Duncan and his honourable attendants have shown us "brave Macbeth", "noble Macbeth", "Bellona's bridegroom, valour's minion", the fierce warrior, whom all hail as the deliverer of Scotland from the Norwegian foe and the rebel lords. They have given us, so to speak, the obverse of the coin. Macbeth himself has allowed us to glance at his ambitious mind and his extraordinarily developed imaginitive powers. It is Lady Macbeth who gives us a deeper insight into her husband's complex character. Knowing him as his wife far better than the rest, she shows us the reverse of the coin. She is reading a letter in which her husband tells her all about his interview with the witches, that his dearest partner of greatness may not lose the joy which is due to her — in which she must have a share as his wife — by not knowing the greatness she is promised by beings whom reliable people well acquainted with them report to have more than man's knowledge. In commenting upon the letter, Lady Macbeth declares that she fears her husband's nature which is too full of the milk of human kindness. Does she mean to say that Macbeth is by nature weak or mild and gentle? I can find no trace of the milk of human kindness, „der Milch der frommen Denkart", as Schiller has translated the passage. I believe that human kindness as a synonym for gentleness or weakness would be too grossly untrue of Macbeth, the great warrior and powerful man. The two words can be written in one, like this — humankindness which means the natural feelings of ordinary men. Lady Macbeth knows only too well that there is too much of the ordinary man about her husband, that he is troubled, checked, tormented by the conscientious scruples of the ordinary man who would rather have his desires fulfilled innocently, and not through murder. Lady Macbeth wants to say that Macbeth, though endowed with high-flying ambitions, is restrained from the pursuit of these ambitions by conscientious scruples. His

ambition is without that ill disposition, wickedness, which ought to be its helpmate. Read vv. 21—26. "What thou wouldst .... undone". Freely rendered or paraphrased this passage would read: Thou wouldst, great Glamis, like to have the crown of Scotland which cries out to thee, "If thou wilt have me, thou must do a deed of murder". And if this deed of murder were done by others, thou wouldst not wish it undone; yet art thou afraid to do the deed thyself. Some critics have declared that Lady Macbeth in the character-sketch of her husband which the poet places on her lips shows us the outlines of a coward. They say that there is presented to us the moral cowardice of the man who would rather reap the fruits of crime than commit crime himself. In their opinion, Macbeth is essentially weak-minded. The impression of Macbeth which I gain from his wife's speech is that he is too thoroughly human to work out his ambition unstirred by conscientious scruples and emotions. What is thought to be weakmindedness or moral cowardice by many people, appears to me as conscientious scruples or human emotions. Macbeth needs the presence of some stronger influence to make him face the odds.

This stronger influence is exercised upon him by his wife. Read vv. 26—31. "Hie thee hither" etc. She boldly enters the path to the crown through murder, when this path is pointed out to her. The surprising tidings that the King will come to pay a visit to Macbeth at his castle — that fate and metaphysical: supernatural aid are delivering Duncan into her hands — coincide: agree so much with the plans she has been forming, that they call forth an unguarded expression of her joy. "Thou'rt mad to say it", she exclaims. You would say, 'Mensch, du bist wohl verrückt!' She can hardly believe such a lucky piece of news. But she quickly recovers her self-command by making the unpreparedness of her castle for the reception of a royal guest the cause of her excited outburst. The first impression suggested to us by the soliloquy which follows is that she is a woman of ruthless, pitiless cruelty. But demon-hearted as she may seem in this speech, and though we feel that courage and strength of will are her supreme qualities, she nevertheless shows even here at the outset of the play that she possesses a woman's delicate physique and strong emotions. Let us examine her speech more closely. Read 41—42. This word "unsex me" gives us an insight into her true character. She

wants to be deprived of her true woman's nature, she wants to divest herself of all womanly pity that may interpose as peacemaker between her cruel purpose and the execution of it. By a sheer effort of the will, by the utmost energy, she endeavours to put aside all that is gentle and womanly as stumbling-blocks which will check her course of crime. She turns to the spirits of hell who are inclined to do murder and mischief — in whose power it lies to inflict injury — and asks them to nourish themselves with her milk, which through her being unsexed, has turned to gall. Lady Macbeth, too, is touched with high ambitions, but her ambition is not tempered by conscientious scruples which restrain her from action. Still, she is not a mere Erynis, a Fury, a female monster whose business it is to inflict injury. Murder is not easy for her as it is for Clytemnestra. But she is endowed with an extraordinarily strong will, and it is this energy that seems to enable her to go outside of her womanly nature and pursue the cruel purpose which has been suggested to her by her husband's letter. Is Lady Macbeth a loving housewife? Is she fond of her husband and children? May be. The poet does not tell us. But she is gifted with imaginative power, and so she loves in Macbeth the noble warrior, the hero, the ideal man who, she thinks, is better fitted to be King than old Duncan or his young son. That's why she declares on Macbeth's return that his letter has carried her away beyond their present life of dullness und obscurity, and in her imagination she realises even now their future greatness as King and Queen of Scotland. Most cunningly she informs her husband of her resolute purpose. Their royal guest is never to go hence. And when he frowns at her ominous words which he cannot fail to understand, she asks him to hide his melancholy thoughts, and she wants him to behave as the world behaves in order to deceive the world that willingly suffers itself to be deceived. None but Macbeth could have understood the underlying meaning of the ambiguous words which are significant of her scrupulous wickedness which carefully tries to win Macbeth over: He — mind, she doesn't say Duncan or the King — he that's coming must be provided for, and she entreats him to leave that night's great business to be done by her. Royal dignity and power will be its result. But Macbeth does not share her eagerness. Again, his wife asks him to look merry — to be cheerful and gay —, saying that to change

one's countenance is always a sign of fear. Macbeth cannot make up his mind yet. We will speak further, he says. But nevertheless one feels that the deed of murder is impending.

Summary. After reading and commenting upon a letter from her husband describing his interview with the Witches, Lady Macbeth cruelly determines that Duncan shall die while a guest in her castle. On his arrival, Macbeth is at once informed by her of her dire purpose.

Questions. What means does Shakespeare use to give us a deeper insight into Macbeth's spiritual nature — mentality? What does Lady Macbeth say about her husband's nature? What does "the milk of human kindness" mean? Is Macbeth by nature gentle and mild? What does Lady Macbeth say of her husband's ambition? What impression of Macbeth do many people gain from his wife's speech? What is your impression of Macbeth? Do you think that he would have pursued the way of crime, if his wife had not encouraged him to do so? What impression of Lady Macbeth do we gain from her first soliloquy? What sort of woman does it reveal? Is Lady Macbeth, too, endowed with an extraordinarily developed imaginative power? What is she, too, touched with? In what respect does her ambition differ from that of her husband? What is characteristic of her nature? Can she be called a female monster, another Clytemnestra? Why not? We learn it from her fervent desire to be unsexed. She feels that there is a check: barrier in her woman's nature which she cannot surmount and which is likely to keep her from entering upon or pursuing the path of crime. What does she love in her husband? What does she decide on learning that the King is coming to pay her a visit? Does Macbeth share her eagerness to do the business? Why not? Heading: Macb.'s Interview with the Witches and the King's visit announced to Lady Macbeth.

Scene VI. Duncan, gracious and unsuspecting, enters the death-trap which is set up for him. The good old King and Banquo see a fair omen in the many swallows' nests at the towers and roofs of Macbeth's pleasantly situated castle, for swallows like to place their cherished nests under the eaves of churches and chapels which are holy places. The King is fond of the mild climate. The poet puts it thus "mit lindem Wehn begrüßt die milde Luft die zarten Sinne". We realise the deep irony of this utterance, and the ironical force of the situation

is intensified when we hear the aged King speak of Lady Macbeth as his honoured hostess. Again the gracious man reveals to us his trustfulness in talking of the love of his subjects. These, he says to her, are sometimes put to much trouble and inconveniences by their love for their sovereign who is delighted by it, as a kind reception, a hearty welcome, a splendid entertainment is a proof of love which he receives with the thanks due to love. By saying so much he teaches his honoured hostess to ask God's blessing upon him for giving trouble to her, as the visit to her home is a proof of the love he bears her. And Lady Macbeth answers him, saying that her house will ever remain indebted to his Majesty for the numerous honours and titles which he has conferred upon them, and that they will always remember their indebtedness — what they owe his bounty — in their prayers like those poor beadsmen or almsmen who, being recipients of a benefaction or pension, have to pray for their benefactors. We are, she continues, only stewards, agents, who manage an estate for their landlord and render a true account of their management when their lord requires it. You feel instinctively that all these beautiful words are not sincere. They express treachery and ingratitude. The prevailing thought of this reception scene is the inhuman baseness of the design against the King. The murder which host and hostess are plotting is an act not merely of political treason.

Summary. King Duncan and his attendants arrive at Macbeth's castle and are given an apparently kind welcome by the mistress of the house.

Questions. What thought does the poet bring home to us by this short reception scene? What are we to learn from the King's and Banquo's opening speeches? By whom are the King and his train received at the castle gate? What does her speech reveal to us? Insincerity, she is a fawning person cringing upon her sovereign, a hypocrite whose servile behaviour is contrary to her true feelings and actions. What title would sum up the contents of this scene? Gracious Reception by Lady Macbeth of the King and his Attendants.

Scene VII. At night, Macbeth is entertaining his royal guest. He has prepared a banquet, great festival, feast for him. The banquet is in progress behind the scenes. Torn by conflicting thoughts and feelings, Macbeth was no longer able to

face his guest and king. He has left his guests at the supper table — has quitted the banqueting hall, and has sought a place of solitude, a lobby, where he can weigh — balance these thoughts without interruption. Let us sum up with him the arguments for and against murder. We must state that he shrinks from murder, not from fear of the life to come. If it could come to pass that this blow might put an end to the whole affair just for this present life, he says, then I would do the deed, and take my risk of the life hereafter. For him, earthly life is a narrow strip of shore bordering on the vast ocean of eternity, a shallow ford where people can easily reach the solid footing. And he fears this present life of ours, though he recognises the after-life. Later on he tells us that in slaying Duncan he will give his eternal jewel — his immortal soul, to the common enemy of man, the devil. But his knowledge of Heaven and Hell does not deeply move him. Unlike Hamlet, the dread of something after death which puzzles the will is not sufficient to restrain him from action. He is not filled with terror at the thought of retribution: revenge for the deed of murder in a life to come. Retribution in eternity is for him a less fearful thing than retribution in time, and he tells us himself that it is the dread of material consequences which keeps him from action. If all were over, when the murder is once committed, then it would be well to commit it at once; if the assassination of Duncan could lead to no after-effects, but at its completion could ensure prosperity for the future, let the murder be straightway done. But he knows that murder must needs breed murder. Added to this personal fear of the material consequences of murder there is a new motive hindering crime: a new deterrent from crime brought before Macbeth's mind. He feels the stings of remorse. Macbeth's duty as kinsman, subject and host, pleads loudly for the sparing of the King's life. And then, his sense of Duncan's virtuous character, and of the righteous indignation of the people at his murder, forces itself upon him and is another restraint. His extraordinarily developed imagination is again brought home to us by his poetical words about Duncan's virtues. He uses one striking metaphor after another. The goodness of the King will plead like angels sounding trumpets against the awful sin of his foul murder, and pity riding on the storm like a naked, new-born baby, or the cherubim of heaven riding on the winds,

the invisible horses of the air, will blow the deed in every eye, and tears of compassion are to drown this tempest, violence, cruelty, like the coming of the rain in a thunderstorm which generally means that the fury of the wind is spent. Then, the proposal to commit murder appears under the figure of a horse, which can be spurred onwards only by ambition, but the rider who is too eager to get on the back of his horse falls down on the other side. The underlying meaning of these metaphors is (1) that compassion of others should hinder the wicked man from carrying out his cruel scheme, (2) that Macbeth has no external motive or excuse, such as vices or misrule of the King, to spur his internal motive, which is ambition, and lastly that violent ambition frustrates — defeats its own ends by its violence.

Impelled by motives such as these, Macbeth does not dare to commit the murder, the risk is too great. But he does not speak of his personal fear or conscientious scruples to his wife. To her he points out that he must be thankful to a king who has bestowed new honours upon him, and that a man who is a great deal thought of by all sorts of people must not prove a vile traitor so soon. Lady Macbeth is angry when she hears her husband making such a poor excuse. From this time forth she will consider his love to be as worthless as his hopes which she says were drunk and now look green and pale. Reproaching him with cowardice, she compares him with the poor cat in the adage, that would eat fish and would not wet her feet. By calling him a coward she wants to stir him up, for she knows very well that cowardice is the most contemptuous charge that can be brought against a soldier. But he still withstands her taunting reproach, saying, "I dare do all that may become a man; who dares do more is none". As the English language has no special word for „Mensch", the "none" has very cleverly been translated by kein Mann, kein Mensch. You see, there is still some of the milk of humankindness in his heart, the natural feelings of the ordinary man still predominate. But now Lady Macbeth speaks the terrible words which make her appear a fury, though she is none. She is only superior to her husband in power of will and intellect, and thus she does not swerve from her dire purpose. She devises the awful means for carrying it out. She is going to slay the King while he is asleep. But still she cannot divest herself of sex. In the very midst of her Maenad fury she feels a mother's love in her heart. She,

too, has given suck and knows how sweet it is to love the sucking baby. We may be sure that what she says then is mere talk, but it is a horrible talk which does not fail to win Macbeth over. Overcome by his wife's exaggerated reproaches of cowardice, he falls back upon a weaker plea for inaction, saying, "If we should fail?" This is the turning point in our drama. Still irresolute, Macbeth is driven from the path of righteousness by the influence of his energetic wife who has backed up her taunt with a definite and simple scheme of action which must appeal to the soldier. The act fitly closes with the declaration on Macbeth's part that he is prepared to do the murder and force the circumstances of time and place to suit his purpose.

You remember that Lady Macbeth asks her husband what beast it was that made him announce this enterprise to her. When you dared to do it, she says, then you were a man. But at that time neither place nor occasion agreed with our plans for murder, yet you sought to force them both into agreement. Discussion has arisen as to what was the occasion to which Lady Macbeth refers. Some critics would have us believe that Lady Macbeth is referring simply to her husband's letter. It is clear that what Lady Macbeth reads of the letter in our hearing is not the whole of it, but we are not allowed to suppose that some earlier sentences contained in outline the plan of murder to which Lady Macbeth here refers. If this was the case, Shakespeare would have made her read it to us, as the matter was important. Other critics point to a lost scene. Vischer whom I follow here and elsewhere believes that husband and wife had talked over matters secretly at several times prior to the beginning of the play. In his opinion this passage makes it clear enough that Macbeth suddenly starts on hearing the Witches' prophecy and that their flattering words give shape to the vague plans the ambitious man and his wife have conceived.

Summary. Macbeth, entertaining his guests, leaves the banquet-hall. Wrestling with the great temptation he decides that he will not do the deed. But Lady Macbeth, breaking in upon his meditation removes both his conscientious scruples and his personal fears, so that at last he resolves to slay Duncan that night.

Questions. What does the scene open with? How is the banquet behind the scenes made known to us — indicated? A music (hautboys, oboes: wooden wind instrument, flutes trum-

pets) is heard, servants are seen passing over the stage with the table service viz. plates, cups, etc., and dishes, and big jugs filled with wine. Why does Macbeth leave his guests? What does he sum up in his soliloquy? Is he afraid of the life to come like Hamlet? What motives plead against the murder? What is the final result of his meditation? Does he admit this to his wife? What excuse does he make? What effect has that on his wife? What cunning means does she use to drive him from his purpose? What does she back up her taunt by? Why? She hopes that a definite scheme of action will appeal to the soldier. Has her bragging resoluteness the effect she has hoped for? Heading: The Fatal Decision.

Before taking up the second act I want to pass in review: look over again the first act as a whole. What heading can we place above it? The Temptation of Macbeth. What does the act open with? What is the subject matter of the second scene? As what does Macbeth appear in this conversation? What does the third scene deal with? What effect has the prophecy on Macbeth? Conflict motive: initial incident = Erregendes Moment. Is Banquo moved by the oracle? Yes, but he warns Macbeth not to listen to these dangerous tempters. What are the contents of the fourth scene? It represents the conferment of the crown on Duncan's heir. What is the bearing of this on the argument? What does the fifth scene contain? Two elaborate character sketches of Lord and Lady Macbeth. What impression of husband and wife do we gain from Lady Macbeth's speeches? What is the short sixth scene to bring home to us? The inhuman baseness of the good old King's murder. What is pointed out by the last scene of the act?

Write the contents of the first act. — Those written contents which I have heard are not concise enough. There are too many details – particulars in them, which you might have spared. Only the principal facts were wanted, you were to find out the leading features and combine them. To show you what the summary was to be like I have made it myself. I'll read it to you:

Summary of the first Act. On his way home from the glorious battle won over the numerous foes of the old, gracious king Duncan, Macbeth is met by three witches on the heath. They salute him as thane of Glamis, thane of Cawdor, and King hereafter. To Banquo, the other general, they promise a royal

succession. Whereas the latter does not pay much attention to the flattering prophecies of these tempters, Macbeth is deeply impressed by them, and after the fulfilment of the first and second promises eagerly strives after the fulfilment of the third, if necessary through murder. Meanwhile, Lady Macbeth has learnt all about her husband's exciting experience from a letter. When the King informs her of the visit he is going to pay to his victorious general at his castle, the energetic woman decides that he shall be slain as their guest and accordingly gives her returning husband a hint of what must be done. Macbeth half listens to his wife's intimations as he knows that after the elevation of the King's eldest son to the rank of his successor, chance will not lead to the attainment of the witches' third promise. The unsuspecting King is given a gracions welcome by the fawning hostess. When at the great banquet Macbeth has left the hall to meditate on the impending murder, Lady Macbeth follows him. Knowing that the human kindness of his nature i.e. personal fear of the consequences and conscientious scruples — scruples and emotions of the ordinary man-restrain him from action, she drives him from his melancholy irresoluteness by reproaching him with cowardice and backing up her reproach with a simple scheme of murder which appeals to the warrior.

In addition to this I have put down the contents of the act in our German mother tongue. I have done so in two different ways, (1) by simply following the course of the action, and (2) by attempting to make out the motives by which the action is brought on.

Texts to freely be rendered by the pupils.

(1) Als gefeierter Nationalheld aus siegreicher Schlacht heimkehrend, begegnet Macbeth auf grauer, einsamer Heide drei Hexen. Sie verheißen ihm zwei neue Herzogstitel und die Königswürde. Während Banquo, der andere Heerführer, dem die Unholdinnen gekrönte Nachkommen versprechen, in nüchterner Besonnenheit den aufgeregten Begleiter vor solchem Teufelsspuk warnt, sinnt dieser, da die erste Weissagung bereits erfüllt ist und die zweite sofort in Erfüllung geht, in tiefster Ergriffenheit darüber nach, ob er den goldenen Reifen, der ihm winkt, durch Zufall oder durch eine grausige Tat erlangen soll. Inzwischen hat Lady Macbeth durch einen Brief von dem selt-

samen Erlebnis des Gatten Kunde erhalten. Als der König ihr seinen Besuch meldet, ist es der ehrgeizigen, rücksichtslosen Frau klar, daß er lebend das Schloß nicht verlassen darf. Den zurückkommenden Gatten, der nach der Ernennung des ältesten Königssohnes zum Thronerben und Reichsverweser das verkündete Glück nur noch von einem Verbrechen erwartet, läßt die Lady über ihre Mordgedanken nicht im Zweifel. Den ahnungslosen alten König empfängt sie in gleißnerischer Unterwürfigkeit. Als ihr Gatte von widerstreitenden Gedanken gefoltert, das Festmahl verläßt, folgt sie ihm nach. Da sie weiß, daß seine Menschlichkeit ihm hindernd im Wege steht, bringt sie ihn zum Entschluß, indem sie dem Krieger in gewollter Herzenshärte den Vorwurf der Feigheit macht und vor seinen an Greuel gewohnten Augen den Mord so leicht geschehen läßt, als sei er eine Kleinigkeit.

(2) Ein glänzender Sieg über seines Lehnsherrn mannigfache Feinde hat in Macbeth ein lange schwelendes Verlangen nach dem Glanz der Königskrone zu hell lodernder Glut entfacht. Blutrote Träume, neidisches Begehren, von der ehrgeizigen, willensstarken Eheliebsten in heimlicher Zwiesprache genährt, werden verbrecherisches Vorhaben, als der greise, amtsmüde König statt des kampferprobten, gefürchteten Helden den jungen, unerfahrenen Sohn über die in ständiger Fehde lebenden Barone setzt. Noch zwar wird der Recke an dem grimmen Vorsatz irre in dem Gefühle seiner Menschlichkeit, die Gewissensbisse verspürt und Vergeltung hienieden fürchtet. Doch als das listig kühne Weib mit übertriebener Roheit die kriegerische Leidenschaft in dem feige gescholtenen Manne aufpeitscht, da schwinden allmählich seine Bedenken, und Macbeth ist zu der Mordtat bereit, die die Worte der wild gewordenen Frau als ein grausam verlockendes Kinderspiel erscheinen lassen.

Some short Compositions. Class-work done by the pupils in three quarters of an hour.

1. Macbeth's First Soliloquy (I, 3).

In the first act of Sh.'s "Macbeth" three witches hail M. as thane of Glamis, thane of Cawdor, and as future King of Scotland. In hearing this, M. is struck with astonishment. The great warrior starts. As we see from his first soliloquy, which gives us a deep insight into his character, the witches' prophecies agree *to* his most secret desires. He is wrapt in dreams

and does not pay attention to his attendants. As he has already assumed the title of thane of Glamis, as the King has just conferred upon him the title of thane of Cawdor, he truly believes in the witches' prophecies. He does not listen to Banquo, who tries to show him that those "bubbles of the earth" only want to entice man to do evil. His weak character is attached to such supernatural suggestions. He is eagerly desiring the fulfilment of his wishes, if necessary through murder. And still his body is trembling in thinking of his kind sovereign's murder. Macbeth knows that he will do wrong, but his fierce ambition makes him neglect this. We see from this that *his being King* has been before his mind before he met the witches. They are not furies who shaped his destiny, but they gave his wishes a distinct form.

Nov. 4, 20.

2. Character of Macbeth as seen through his wife's soliloquy and his own in the fifth and seventh scenes of the first act.

By three witches M. was promised to be the future King of Scotland. His fierce ambition aspires to the fulfilment of this prophecy. This high flying ambition is the principal feature of his character. His foremost desire is to be great, is to be the first man of the kingdom. This ambition is the motive force of all his doings. But nevertheless this ambition is tempered by the feelings of the ordinary man. Macbeth knows that chance cannot crown him. So only murder can be the way to the fulfilment of his wishes. But he shrinks from committing a crime, not because he is a coward, but because he is a loyal and honest man. What he wants 'highly', he wants 'holily'. If the murder would be without any consequence, he would not hesitate to do it. He fears the stings of remorse, which would trouble him throughout his life. He does not fear retribution in eternity, but conscientious scruples on earth. The King is his kinsman, he himself his subject, besides this his honour of host does not allow him to slay the kind King, who has conferred nothing but honours upon his foremest warrior. Besides this, Macbeth knows that murder will cause murder. Personal fear and conscientious scruples restrain him from action.

Dec. 2, 1920.

Halle (Saale). EBERHARD MOOSMANN.

ZUR FRANZÖSISCHEN NEGATION.

Der Hausknecht eines Gasthofs würde baß erstaunt sein und es nicht ohne Grund pathologisch deuten, wollte man, statt zu sagen: „Wecken Sie mich morgen früh, wenn es hell wird," den Auftrag sprachlich einkleiden mit Beziehung auf die rosenfingrige Eos oder nach dem Vorbilde von: „Der Morgen kam. Es scheuchten seine Schritte den leisen Schlaf, der mich gelind umfing."

Aber das ist ja nur eine Seite jener komplizierten Lautreaktion für Vorstellungs- und Empfindungsinhalte, die wir Sprache nennen.

Schon für das isolierte Element der Rede, das das Wort ist, stellt Wundt[1]) eine Formel auf, die sich aus dem *graphischen*, dem *Laut-* und dem *Begriffs*bestandteil des Wortes zusammensetzt mit je zwei Untergliedern: dem optischen des Wortzeichens und dem motorischen der zeichnenden Bewegungsempfindung, dem akustischen der Lautvorstellung und dem motorischen der Artikulationsempfindung und endlich der objektiven Vorstellung und dem diese begleitenden Gefühlston, wobei sich noch alle möglichen Kombinationen und Assoziationen ergeben.

Man ist nun von der isolierten Wortvorstellung zu den unveränderlichen, nicht mehr zerlegbaren Sprachatomen vorgerückt, für die man von den römischen Philologen die Bezeichnung „Wurzel" übernommen hat mit den zwei Klassen: Stoff- und Formwurzeln oder nach G. Curtius: prädikative und demonstrative d. h. Nenn- und Deutewurzeln oder nach Wundt (ib. 599): Grundelemente und Beziehungselemente. Sie sind die letzten Schranken unseres Forschungshorizontes, und wer diese zu durchbrechen unternahm, verlor sich ins Romantisch-Mystische.

Was uns aber die ältesten Denkmäler an menschlicher Rede übermitteln, ist immer schon das Endergebnis einer sich in die Urgeschichte verlierenden unkontrollierbaren Entwicklung. Wohl scheidet daraus auf induktivem Wege die wissenschaftliche Analyse jene Grund- und Beziehungselemente aus oder baut sich daraus ein System von mehr oder weniger selbständigen Redeteilen auf, die für sich allein einen mehr oder weniger scharf umrissenen Vorstellungsinhalt haben. Aber das uns materiell, mit mangelhaften und meist vieldeutigen Symbolen

[1]) Völkerpsychologie I² 559.

übermittelte Sprachdenkmal berücksichtigt eine ganze Reihe wesentlicher Merkmale der menschlichen Rede nicht, die mindestens ebenso wichtig sind wie Schrift- oder Lautbild, nämlich vor allem: Tempo, musikalische und rhythmische Gestaltung, Gefühlston. Dazu kommt, daß dem außerhalb der Sprachgemeinschaft Stehenden der konventionelle oder individuelle, der ästhetische, künstlerische, archaische Charakter der Sprache, wie er sich etwa in Wortwahl und Wortstellung äußert, immer nur mangelhaft und man kann sagen nie unmittelbar und spontan zugängig ist. Den Empfindungsgehalt, den uns ein Wort wie *weiland, sintemalen, baß, Gelbveigelein, wundermild* u. ä. weckt, wird nie ein entsprechendes Wort fremder Rede auslösen, und eine deutsche Frau wird nicht wie unter einem Peitschenschlag beim Hören des Lautes *merde* zusammenzucken, weil für die fremde Sprache, selbst beim verstandesmäßigen Erfassen des Begriffs, immer nur der abschwächende und abkühlende Weg über den Kopf gangbar ist.

An den vorstehenden Erwägungen wird nichts geändert durch jene Sprachdenkmäler, die uns nicht zusammenhängende Rede, sondern nur isolierte Bestandteile derselben, wie die Glossare, übermitteln; denn in ihnen werden nur zeitlich begrenzte oder individuell eingeengte Vorstellungsinhalte oder Begriffe der einen Sprache durch ein ebenso unbestimmt umrissenes Lautsymbol einer anderen Sprache ersetzt. Ebensowenig helfen uns, trotz mancher dankenswerten psychologischen Erkenntnis und einigen formalen Aufschlüssen, Aufzeichnungen primitivster Sprachen weiter; denn auch hier handelt es sich, wie bei den Kultursprachen, immer nur um ein zeitliches Endergebnis einer gleichfalls unkontrollierbaren Entwicklung. Auch bei ihnen scheitert oder gelingt das Verständnis in dem Maße, wie wir reflektierend, nach Analogien oder ahnend-schauend von unserem Eigenen hinzutun können. Wohl wird ein Teil der erwähnten Schwierigkeiten im Erfassen fremder Ausdrucksform bei der Übermittlung der lebendigen Rede durch das Ohr behoben, aber die Hauptprobleme, auf die wir hingewiesen haben, bleiben auch dann bestehen.

Daher bewegt sich die Tätigkeit des Sprachforschers zwischen zwei Polen: Er analysiert nach Begriffsgruppen, sammelt, sichtet, systematisiert den gegebenen Sprachstoff und führt ihn auf nähere oder fernere, mittelbare oder unmittelbare Quellen zurück; oder aber er erfaßt die Sprache als eine Äußerungsform

des Lebens und sucht durch sie zur Psyche eines Volkes, zu seiner Kultur vorzudringen, ja den Horizont zu erweitern ins Allgemeinmenschliche, sogar ins Kosmische und Transzendente. Wer sich nach dem einen Pole des Sprachstudiums orientiert, der läuft Gefahr, im Handwerksmäßigen, Stofflichen stecken zu bleiben, wer aber dem anderen Pol zustrebt, der verliert sich leicht ins Nebelhafte und Dämmer, läßt sich zu subjektiver Willkür verleiten und verliert den Boden unter den Füßen. Er legt nicht aus, sondern unter, ähnlich wie Wundt bei Lautbildern wie *bitter* und *süß*, *Schmerz*, *Liebe*, *Zorn*, *Haß* auf die Gefahr einer nachträglichen und umgekehrten Assoziation hinweist, daß also der Begriff dem Wort eine Gefühlsfärbung verliehen habe und diese dann dem Wort als ureigentümlich zugeschrieben wurde[1]).

Den letzten möglichen Schritt macht z. B. Timmermans in seinem Buche «L'argot parisien, étude d'étymologie comparée» (Paris 1892). Ausgehend von der verschwindend kleinen Zahl der onomatopoetischen Lautbildungen — *Wauwau* oder in der japanischen Kindersprache *fu-fu* Feuer (vom Anblasen), das ich einer Liste bei Wundt (l. c. I 299) entnehme — baut er seine Studie auf den wichtigsten Artikulationswerkzeugen Mund, Nase, Kehle, Zunge auf. Nach dem Grundbestandteil jedes Wortes wird es auf einen Naturlaut zurückgeführt. Um zu sehen, in welcher romantischen, phantastischen Weise dies geschieht, nehme man ein beliebiges Beispiel: der Laut *prout* dient grober Abweisung. Dasselbe Geräusch bringen die Eingeweide hervor, die daher *bardouilles* (berdouilles?) heißen! Der Laut habe dann die Onomatopoetika *pard* stinken, *πέρδω* (*prouter*, *puer*) *βρῶμος* Gestank gegeben. Dazu trete *leopardalus* Leopard wegen Gestanks, «*qui sent le prt*». (Obwohl der Zoologe davon nichts vermerkt und schon die alten Ägypter sein Fell als Zeichen der Würde trugen, sich auch das griechische und lateinische Wort im Romanischen als *pard* braun, grau erhalten hat, wovon z. B. span. *pardal* Sperling. Meyer-Lübke [Rom. Etymol. W.] geht hierbei von *pardus* Leopard, Diez von *pallidus* aus.) Endlich soll *chat-pard* auch *chaparder* gegeben haben, weil der Tiername, den Timmermans fälschlich mit Tiger gleichsetzt, das hinterlistige, katzenartige Wesen kennzeichne. (Die ältere Form

[1]) l. c. I 318f. Vgl. auch v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, 2. Aufl., 1901, S. 219.

von *chaparder* scheint aber *chapper* [Villon] zu sein, und das weist wohl auf *capere*. Vgl. Delesalle, Dict. Argot-Français.) Eine gleiche onomatopoetische Bildung wie *prout* sei *merde*, nur daß für *p*, wie oft, sein Zwillingsbruder *m* eingetreten sei. (Wechselt aber nicht auch *p* mit *v*? Dann müßte *verde* in dieselbe Begriffssphäre rücken. Unschwer könnte man auch aus der Erfahrung die beiden Wörter zusammenbringen. Und dann ist der Weg zu *merle* auch nicht weit!) Doch es genügt gegenüber einer solchen philologischen Verirrung darauf hinzuweisen, daß Sainéan, L'argot ancien (S. 43), etwa nur ein halbes Dutzend Onomatopoetika im Argot feststellt. Vgl. auch noch das ganze treffliche Kapitel über „Das lautsymbolische Gefühl" bei v. d. Gabelentz, Das Sprachstudium, l. c. S. 218ff.

Aber doch darf man nicht vergessen, daß jede Art wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit nicht jenes phantasievollen Ahnens und Schauens entbehren kann, und in Diezens Etymologischem Wörterbuch oder in manchem Artikel der Toblerschen „Beiträge" wirkt ein gleiches Künstlertum wie in den sprachhistorischen oder besser sprach-prä- oder trans-historischen Arbeiten der Romantiker, einschließlich noch W. v. Humboldts klassischem Werke: „Von der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihrem Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts."

Es scheint, daß ähnliche politische und soziale Verhältnisse, die zur Welt- und Gegenwartsflucht der Gotik und Romantik geführt haben, heute wieder zu einer immer stärkeren Abkehr von Positivismus und Naturalismus drängen und eine Götterdämmerung von Subjektivismus, Idealismus und Neuromantik aufleuchten lassen.

Zu diesen Betrachtungen werde ich angeregt durch eine Arbeit von Lerch in den N. Spr. Heft 1/2 1921 über „Die halbe Negation". Wie manche Jüngere feierlich die Nachfolge Toblers abgeschworen haben, wandelt auch Lerch die vermeintlich höheren Bahnen seines neuen Meisters Vossler. Er stützt sich bei dieser letzten Studie auf das so anregende, aufschlußreiche Buch, in dem wirklich meisterhafte Kulturbilder entworfen sind: „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung". Nur muß man bei diesem wertvollen Werke einen Vorbehalt machen. Das Tatsachenmaterial entnimmt Vossler anderen, vor allem Meyer-Lübke und Brunot, die Deutungen sind Vosslers Zutaten, und diese ergeben sich nicht unabweisbar aus den Tatsachen selbst. Wir werden darauf noch zurückkommen müssen.

Dem Verhältnis von Vergil und Dante entsprechend empfängt nun Lerch aus den Händen Vosslers in der Negation den Schlüssel, um in die tiefsten Tiefen der französischen Psyche hinabzutauchen. Da erfährt man, daß das Altfranzösische, als eine wesentlich stimmungshafte Zeit, sich noch vielfach mit bloßem *ne* begnüge, weil nach Vossler *ne* „stimmungsmäßige", *ne* mit Füllwort „verstandesmäßige" Verneinung sei. Die Einführung des Füllwortes sei in der Hauptsache dem Mittelfranzösischen zu verdanken, weil „dessen scharfe, bittere, säuerliche, verärgerte, gereizte, autoritative, despotische Wesensart" — diese Charakterisierung stammt von Vossler — zu dieser Verneinungsart stimme.

Wenn sich trotzdem *mie* bereits im Altfranzösischen finde, so werde dieser Widerspruch „durch die Wahl eines so pittoresken Füllwortes wie *mica* immerhin noch etwas gedämpft."

Im Mittelfranzösischen erhalte charakteristischerweise das „farblose, sozusagen rein quantitativ verstärkende *pas* den Vorrang vor dem anschaulichen *mie*".

Dem heiteren, toleranten Charakter der Renaissance, die jeden nach seiner Façon selig werden ließ, entspreche die Unbeliebtheit der apodiktischen Verneinungsweise d. h. *ne* mit Füllwort als autoritative Negation.

Das bei Lafontaine wieder so häufige *ne* sei nicht „Archaismus", sondern entspreche dem beschaulich-friedfertigen Temperament des größten französischen Humanisten.

Und endlich erkläre sich der Mißbrauch mit dem Füllwort in der heutigen Volks- und Umgangssprache aus der Ähnlichkeit des gegenwärtigen Geisteszustandes mit dem mittelfranzösischen. —

Ich muß gestehen, daß mich beim Lesen dieser Offenbarungen ein Gefühl des Kleinmuts und der Beschämung überkam. Sollte denn wirklich unsere ganze bisherige Sprachforschung so banausisch, stumpfsinnig nur im Stofflichen stecken geblieben sein?

Daher empfand ich es als eine Notwendigkeit, die Enthüllungen Lerchs nachzuprüfen und mich zu vergewissern, wo der Spekulant ist und wo die „schöne grüne Weide" in Wirklichkeit liegt.

Soweit uns die vergleichende Sprachforschung zurückzuführen vermag, stoßen wir auf zwei Formen für die Satzverneinung: idg. **mē* und **ne*. Ersteres ist nicht über das Griechische hinausgegangen, letzteres hat sich im lateinischen

nĕ (*nefas*) erhalten. (Vgl. Brugmann-Delbrück, Vergleichende Syntax der idg. Sprachen II 521.)

Was diese Wurzeln ursprünglich waren, wie sie zu ihrer Funktion gekommen sind, darüber schweigt die Wissenschaft.

Abgesehen von der privativen Silbe (*insciens* u. ä.) ist dann im Lateinischen das alte *nē* (z. B. *nē-quidem*) durch *non* ersetzt worden, das jetzt aus *nō-ne* erklärt wird, wo *nō* als Ablautsstufe von *ne* aufgefaßt wird. (Vgl. Brugmann-Delbrück, l. c. 534.)

Das ist im wesentlichen alles, was uns die Wissenschaft über die Quelle der romanischen Satznegation zu sagen hat. Wir haben uns also damit zu bescheiden, daß das Romanische auch in diesem Falle fix und fertig als Entwicklungsprodukt die Sprachtatsache *non* übernimmt mit ihrer nur noch im Unterbewußtsein gefühlten Funktion.

Dürftig ist naturgemäß die Ausbeute, die uns die allerältesten Denkmäler des Französischen, die Eide, Eulalia, die Passion Christi, das Leodegarlied an Negationen liefern. Es tritt uns zunächst *non* entgegen: *si io returnar non l'int pois* (Eide) und bereits ebenso mit dem negativen *nullus* als Verbalverneinung verbunden, wie dies bereits im volkstümlichen und mittelalterlichen Latein üblich war: *in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li io er* (Eide).

In der Eulalia haben wir auch noch *non* im Haupt- und Nebensatz und ebenso mit *nëule* konstruiert: *Nëule cose non la pouret onque pleier, la polle sempre non amast lo Deo menestier.* In der Zusammenziehung mit *ent* und *se* verliert es sein End-*n*: *elle nont eskoltet les mals conselliers; A ço nos voldret concreidre li reis pagiens.* Doch findet sich hier noch ein Beispiel mit klassisch-lateinischer Konstruktion: *Il li enortet dont lei nonque chielt.* Das mag aber zu den übrigen Latinismen des Denkmals gerechnet werden.

Neben *non* tritt uns zum erstenmal die unbetonte Form *ne* im Leodegarliede entgegen: *tos consilier ja non estrai* B.-W. 6, 92; *ne vol reciuure Chielperin,* ib. 6, 57.

Aber einen umfassenderen Aufschluß über den damaligen Sprachstand werden uns die beiden bedeutendsten Denkmäler der altfranzösischen Literatur geben: das *Alexiuslied* und das *Rolandslied.* Sehen wir zu, was sie uns für unsere Frage bieten.

Alexis.

Die Tonform *non* erscheint nur zweimal und zwar in derselben Formel: *vueillent o non* (v. 579 u. 597), die unbetonte

Form *nen* dreimal vor Vokal: *en icest siecle nen at parfite amour* (68). Vgl. 465, 536. Sonst lautet die Negation wie heute *ne* vor Konsonanz, n' vor Vokal. Sie tritt zur Bezeichnung eines negativen Gedankens zum Verbum des Haupt- wie des Nebensatzes. Im letzteren Falle würde man heute nicht mehr sagen: *Qued enfant n'ourent, peiset lour en fortment* 22 oder *Si li deprient que la citet ne fondet* 298 oder *Çost grant merveille que pitiet ne l'en prist* 440. Alle übrigen Beispiele zeigen aber bereits den heutigen Gebrauch: *tanz jorz at que nem vidrent* 211. Nach Ausdruck der Furcht: *molt fortment se redotet De ses parenz, qued il nel reconnoissent* 198f. und zugleich im Konditionalsatze: *S'or ne m'en fui, molt criem que ne t'en perde* 60. Dazu treten nicht weniger als fünf Beispiele, in denen ein negierter konjunktivischer Satz sich an einen verneinten Hauptsatz schließt, was wohl einen Rückschluß auf die Beliebtheit der Wendung zuläßt: *Or ne lairai nem mete en lour baillie* 210; *ne puet muder ne seit aparissant* 275. Vgl. 430, 488f., 556f.

Nicht mehr mit dem heutigen Gebrauche deckt sich die Verneinung des Verbums im Hauptsatze durch *ne*; also: ne s'en corrocet 265. Il ne la lit (sc. la chartre) 374. (Vgl. 68, 69, 115, 117, 120, 121, 165, 187, 210, 211, 245, 287, 305, 322, 360, 430, 465, 495, 555, 590). Hierher gehören die Verben, die wegen ihrer formelhaften Verwenduag den Charakter von Hilfsverben angenommen haben und heute noch in derselben Weise gebraucht werden können, allen voran *savoir*, gleichgültig ob damit die Aussage schließt: *Il s'escondit com li om qui nel set* 321, oder ob darauf noch ein substantivisches, infinitivisches oder Satzobjekt folgt: *Ne sai le lueu* 134; *Ne vos sai dire* 125, 610. *Mais ço ne sai com longes i converset* 84; *quer ne sevent que font* 270. — Ebenso *pouvoir*: *Or sui si graime que ne puis estre plus* 110. (Vgl. 127, 156, 157, 194, 222, 275, 355, 395, 464, 492, 514, 515, 517, 529!) Dabei sei die bereits erstarrte Floskel *ne puet estre* 194, 492, 529 wie heute *cela ne se peut* herausgehoben. Vgl. auch *ne puet altre estre* 156 oder *altre ne puet estre* 580. — Auch *cesser* findet sich: *O qued il seit de deu servir ne cesset* 85. — Wäre *estuet* nicht von *il faut* verdrängt worden — letzteres findet sich nur in der Bedeutung „den Dienst“ oder „sich versagen“: *il nem faldrat* (sc. *Deus*) 495 — so sagte man wohl heute noch wie einst: *Sed il fut graimes ne l'estuet demander* 128. (Vgl. 569, 573, 591.)

Wundern könnte man sich, warum sich diesen Verben nicht auch *vouloir* angeschlossen hat: Ço ne vuelt il que sa medre

le sachet 249; Ne volst li enfes son pedre corrocier 54; N'en vuelt torner 165 usw. (Vgl. 188, 202, 234, 286, 351), und es wäre ein Leichtes, gerade bei diesem Begriffe eine volkspsychologische Schlußfolgerung zu ziehen, wenn man eben den Boden der Tatsachen verlassen wollte. Immerhin finden sich dafür einige moderne Belege. Vgl. Plattner, Ausf. Grm. IV 116.

In diesen Zusammenhang gehört auch die fortlebende Wendung *n'en avoir cure: n'en aveies cure* 408; *De cest aveir certes nos n'avoms cure* 532, während die entsprechende Wendung: n'at soing quel veiet 245; n'avoms soing d'altre mune 534 so nicht mehr gebraucht wird.

Zu dem verneinten Verbum tritt *plus* hinzu, aber im ursprünglichen quantitativen Sinn des Komparativs: N'at plus enfant 43 (er hat kein weiteres Kind, nur das eine). In diesem Sinne wechselt es mit *mais*: *Quant veit li pedre que mais n'avrat enfant* 36. Dieses selbe *ne...mais* diente aber auch wie das heutige *ne...plus*, um die Fortdauer eines Seins oder Geschehens zu verneinen: *n'i ai mais ad ester* 187; *Dessoure terre nel pourent mais tenir* 596, was ja in dem heutigen familiären *je n'en puis mais* noch nachklingt.

Den Übergang der Bedeutung zeigt v. 465, wo die Mutter nach dem Tode des Alexius klagt: *n'ai mais fille ne fil*, wo man schwanken könnte, ob es bedeuten soll: „ich habe keinen Sohn mehr" oder „keinen weiteren Sohn". Ich neige zum letzteren, da *fille* dabei steht, und Alexius ja das einzige Kind war.

Weiter tritt zum verneinten Verbum als Satzadverb *ja*: Ja n'avras mel dont te puisse guarir 153 (vgl. 142, 167, 585), meist in Verbindung mit *mais*, wie es heute allein üblich ist: *Ja mais n'iert tels com fut as anceisours* 5; Ja mais n'ier liede 136. (Vgl. 8, 141, 455, 492, 493.) Freilich wird es hier noch ausschließlich, wie zu erwarten, mit dem Futurum verbunden.

Endlich tritt zum verneinten Verbum in Präsens oder Vergangenheitsform *onc, onques: Onc puis cel di nes contint liedement* 140. Ses enemis nel puet onc enjaner 160. (Vgl. 435, 536, 602.) Neben anderen verneinenden Ausdrücken: *Par nule guise onques ne l'aviserent* 238; *Trestot por lui, onques neient por el* 243.

Von den später herrschenden sogenannten Füllwörtern der Negation *pas, point, mie* weiß unser Text nichts. An ihrer Stelle findet sich *giens*, das wie jene bereits quantitativ und qualitativ verwendet wird: Tot son aveir qu'o sei en at portet, Tot le

depart, que giens ne luin remest 91f. — Ne s'en corrocet giens cil saintismes om 268; und im selben Sinne *neient*: Es war schon angeführt Soventes feiz les veit grant duel mener... Trestot por lui, onques neient por el 248 (vgl. 475), aber seine in sich, durch seinen Ursprung ihm anhaftende, negierende Kraft ist bereits so verdunkelt, daß das Verbum des Satzes doch nie ohne Negation gebraucht wird: Mais çost tels plaiz dont ne volsist neient 49; cil n'en ruevent neient 529. (Vgl. 137, 161, 614.)

Damit sind wir zu dem im Romanischen allgemeingültigen, allerdings bereits im volkstümlichen und mittelalterlichen Latein vorbereiteten Zustand gelangt, daß das Verbum des Satzes die Verneinung fordert, auch wenn diese bereits durch ein anderes Satzglied zum Ausdruck kommt. In unserem Text handelt es sich dabei in erster Linie um *nul*, gleichgültig ob es *vor* oder *nach* dem Verbum steht: *S'i ert eredance, dont or n'i at nul prout* 3; *Por nul aveir ne volst estre encombrez* 95; *Nuls ne s'en vuelt torner* 520. (Vgl. 95, 272, 342, 554.)

Die formelhafte Verwendung bequemer Floskeln, die dann auch ein zähes Leben zu bewahren pflegen, zeigt sich hier z. B. darin, daß allein viermal gleichartige Verse hintereinander auftreten: *Par nule guise ne l'en puet om blasmer* 235; *Par nule guise onques ne l'aviserent* 238; *Par nule guise ne s'en vuelt esloignier* (180 und 260). Vgl. Roland: *Par nule guise ne m'avez desfiét* 2002.

Deutlicher tritt die Verdunkelung des Sinnes von *nul* noch hervor, wenn es im zweiten Glied des Vergleichs nach Komparativ auftritt: *Plus vos amai que nule creature* 483, oder in Verbindung mit *ne . . . ne* (*nec . . . nec*): *Ne muz ned ors ne nul palasinous* 552. Gleich im folgenden Vers wechselt es mit dem ganz kurzlebigen *neuls* (*nec ullus*), bei dem in Anbetracht seines Alters und seiner Bildung die Verdunkelung besonders auffällig ist: *Ensourquetot ne neuls longorous* 553. So auch: *N'i remest palie ne neul ornement* 138. (Vgl. 273.) Auch sonst noch wie *nul* gebraucht: *Icil respondent que neuls d'els nel set* 325. So ist es nicht zu verwundern, daß noch heute eine gleichartige Verwendung von *nul* fortbesteht, z. B. . . . *cette femme lui confisqua sans nul droit une toupie de buis.* A. France, Livre de mon ami 114, und daß das Afrz. *nul* sogar schlechthin im Sinne von *quelqu'un* gebraucht hat. Vgl. Meyer-Lübke, Gr. III 746, oder: *onkes ne cuit que bien amast ki nul amant veut chastiier.* Rom.

d'Enéas (B.-W. 27, 272f.); *Ja mar crendrez nul hume à mun vivant* Rol. 791; *je sui li plus loiauz amis, cui onques fust nus biens pramis*, Chanson de Blondel de Nesle (B.-W. 44, 29f.); *en i a nul des trois, doche fille gentis, par coi vos coers puist estre de joie rasouffis?* Baudouin de Sebourc (B.-W. 105f.).

Zusammenfassend kann man sagen, daß der *Alexius* uns die Geschichte der französischen Negation zu einem Teil bereits in dem abgeschlossenen Zustand vorführt, der heute noch Geltung hat, zum anderen Teil die Richtungslinien der späteren Entwicklung aufweist.

Einen Schritt weiter geht das *Rolandslied*: *nun* findet sich nur als Tonform: *cui qu'en peist u cui nun* 1279. *Mais ço ne set li quels veint ne quels nun* 2567, in der Formel *Voillet u nun* 1419 (vgl. 1626, 2043, 2168, 2220, 3170) und in *se . . . nun: n'i ad eschipre se par lui nun* 1522 (vgl. 3681). Auch hier ist die gewöhnliche Form *ne*, vor Vokal *n'* oder *nen* ausreichend für die Satzverneinung: *N'i ad castel qui devant lui remaigne* 4; *Li reis Marsilies la tient qui Deu nen aimet* 7; *Ne s' poet guarder que mais ne li ataignet* 9.

nient ist nicht nur substantivisch-pronominal wie im Alexius und das heutige *rien* verwendet: *Jo n'en ferai nient* 787; *Jo n'ai nient de mal* 2006 (vgl. 1770); *Fuir s'en voelt mais ne li valt nient* 1660, sondern es spielt schon die Rolle eines die Verneinung verstärkenden Füllworts, was aus folgenden Beispielen hervorgeht: *Il l'aiment tant ne li faldrunt nient* 397 und klarer noch: *Jo ne vos aim nient* 327 oder *Il ne le sevent, ne dient veir nient* 1436. (Vgl. 1415, 1665, 1708, 2069.)

Vereinzelt tritt hier *pas* in diesem Sinne auf: *De l'Algalife ne l'devez pas blasmer* 681. Dieses Beispiel ist besonders deswegen [bedeu]tungsvoll, weil es zeigt, daß zur Zeit der Niederschrift [...] Roland die Bedeutungsentwicklung von *pas* bereits abge[schlos]sen war. Doch sei erwähnt, daß wenn Müller in der 2. Auf[l...] seiner Ausgabe für v. 1485 statt *ki pas ne fut produme* [...] Hofmann nach der Venetianer Hs.: *Ço est Climborins qui p[...] fuit pur hume* das Ursprüngliche getroffen hat, wir damn [...] interessantes Beispiel für den Anfang der Bedeutungsentw[icklun]g des Wortes hätten. Und ebenso dürfte vielleicht noch [...]s *n'irez pas uan de mei si luign* 250 der ursprüngliche Wort[...] gefühlt worden sein. Dann könnte man in *Soleilz n'i luist*, [...]z *n'i poet pas creistre* 980 in *pas* einen Akkusativ des Maß[...]n.

Aber dasjenige Wort, das durchweg statt *pas* oder *point* im Rol. an einer Unzahl von Stellen — ich habe mir 33 notiert! — verwendet wird, ist *mie.* Aus der Fülle gleichartiger Beispiele will ich nur drei herausgreifen: *Carles se dort qu'il ne s'esveillet mie* 736; *Carles se dort, mie ne s'esveillet* 736 und *De sa parole ne fut mie hastifs* 140, weil sich aus ihnen ergibt, daß das Wort schon keineswegs mehr nur an einer durch den Ton ausgezeichneten Stelle gebraucht wird. Und wäre noch das Gefühl für den „pittoresken" Sinn des Wortes vorhanden, so würde man ihm kaum ein zweites „pittoreskes" Füllwort zugesellen: *Trestuz les altres ne pris jo mie un guant* 3189. Entsprechend den erwähnten gleichartigen negativen Ausdrücken wird es auch im Bedingungssatze gebraucht: *Tut seie fel, se jo mie l'otreie* 3897. Zwar schließt sich an *mie* ein partitives *de*: *n'unt mie des destriers* 3886 oder statt dessen *en*, *dunt: la hanste fruisset, mie n'en abatiet* 1317; *Le destre puign ad perdut, n'en ad mie* 2719; *dunt* (sc. *lur deus*) *il mie nen unt* 2637, aber wiederum zeigt sich, mehr noch als in diesen Beispielen, daß von einem Gefühl für den etymologischen Sinn des Wortes keine Rede mehr sein kann, wenn es mit Beziehung auf eine bestimmte Person gebraucht wird: *Ne de Carlun mie vus nen avrez* 1172, *Il nen at mie de Rollant sun nevuld* 3182, *Nus n'avum mie de Jurfaleu le Blunt* 2702.

Von erstarrten Formen wie *nepurquant* abgesehen, mag des Gebrauchs von *ne* in der Wendung *ne mais que* = *excepté* gedacht sein, deren ursprünglicher Sinn klar aus der Stelle 1308 ff. hervorgeht: *Des XII pers li X en sunt ocis, Ne mais que dous n'en i ad remes vifs, Ço est Ch. e li cuens M.* Vgl. 1934. Eine Erweiterung des Sinnes zeigt dann schon: *Tuit sunt ocis cist Franceis chevalier Ne mais seisante que Deus ad espargniez* 1688 f.

Endlich sei noch erwähnt, daß sich gegenüber dem hierher gehörigen Wortbestand der ältesten Denkmäler im *Roland* als Synonym von *nul* vereinzelt *nisun* findet: *Que l'emperere nisun des soenz n'i perdet* 806 (vgl. 1993), und daß ganz in heutiger Weise *guaires* und *mot* sich mit der Negation verbinden: *Li cuens Rollanz ne li est guaires luign* 1897; *E or sai bien n'avuns guaires à vivre* 1923; *Jo oi al corner que guaires ne vivrat* 2108; *n'est guaires granz* 3822. — *N'i ad celui qui mot sunt ne mot tient* 411; *Ne voeill que mot en suns* 1027; *Il n'en set mot* 1173. —

Es erübrigt sich für unseren Zweck, weiter zu verfolgen, wie seit dem 14. und 15. Jahrh. *pas* und *point* zur Ergänzung

der Negation herrschend werden und die anderen entsprechenden Wörtchen zurücktreten. Vgl. Brunot, Hist. de la lg. fr. I 479, obwohl hier mehr Material zusammengetragen ist als eine vertiefte Deutung der Erscheinungen geboten wird. So, wenn Brunot z. B. meint, daß damals die beiden Elemente der Negation entgegen dem nfz. Gebrauch vor dem Verbum und zwar in umgekehrter Folge standen: *Car pas n'ay la pusse en l'oreille* (Ch. d'Orl.), ohne daran zu denken, daß eine solche affektische Stellung auch heute noch möglich ist: *Pas (point) n'est besoin.*

So haben wir an dem ältesten Sprachmaterial feststellen können, daß die Grundlinien für die gesamte spätere Entwicklung festliegen, haben dieselben Kräfte beobachten können, die immer wieder bei allem sprachlichen Gestalten am Werke sind und die einst Gerber in seinem wohlbekannten Buche: „Die Sprache als Kunst" so trefflich geschildert hat: ursprüngliche, dem Bewußtsein des Sprechenden noch gegenwärtige Lautbilder verblassen, verdunkeln sich, werden übertragen und übernehmen Funktionen, die aus ihrer etymologischen Bedeutung nicht zu erschließen sind. Sie gleichen gewissermaßen erloschenen Planeten, die mit geborgtem Lichte leuchten.

So erleben wir ja gelegentlich den Erfolg einer sprachlichen Tagesschöpfung und ihre mehr oder weniger geschmackvolle oder notwendige Fruchtbarkeit. Was hat der heutige *Film* noch mit *pellis* zu tun, und weder der *Filmregisseur* noch die *Filmdiva* noch alle die, die da *filmen*, legen wohl Wert auf diesen Zusammenhang! Ein Kranker kann jetzt von einem Privatdozenten für *Röntgenologie* unter Assistenz einer *Röntgenschwester geröntgt* oder *durchröntgt* werden. Wer denkt bei einem Wort wie *adieu*, *ade* oder gar „*Adjes*, Lowise" noch an den lieben Herrgott! Aber selbst unser „Auf Wiedersehen" hat vielfach schon einen anderen Vorstellungsinhalt bekommen. So war ich geradezu schmerzlich betroffen, als ein Kriegsblinder — auch leider eine solche Tagesschöpfung — von mir mit dem Gruß „Auf Wiedersehen" Abschied nahm. Aus mehrfachen Gründen ist mir das sich vielfach aufdrängende „*Mampediktiner*" ärgerlich.

Nicht anders ist es um das Geschick von *giens*, *nient*, *mie*, *pas*, *point* u. a. bestellt. Ohne den Boden kontrollierbarer Tatsachen zu verlassen, kann niemand sagen, warum *nemo* im Rumänischen und Italienischen zwar erhalten, aber, wie die

übrigen gleichartigen Wörter, ohne Bewußtsein seiner Urbedeutung (*ne-homo*) in gemeinromanischer Art nur mit der Negation beim Verbum gebraucht wird, warum dies gewöhnliche lateinische Wort in andere romanische Sprachen keinen Eingang gefunden hat, warum andererseits eine romanische Jungbildung wie das ital. *nessuno* im Französischen ein so kurzes Leben gefristet hat. Auch in dieser Beziehung, wie bei so vielen anderen sprachlichen Erscheinungen, hat der Philologe nur festzustellen und sich zu bescheiden mit der Tatsache *habent sua fata — verba.*

So entzieht sich unserer Kenntnis, warum gerade *pas* dieser Hans oder Spatz in allen Gassen geworden ist, so daß er nach echter Spatzenart sogar seinen Brotherrn *ne* ganz verdrängt hat, bis nach einigem Schwanken die gebildete Rede wenigstens den ursprünglichen Rechtstiteln wieder Geltung verschafft hat (vgl. Brunot, l. c. II 472). Dabei konnte die glückliche Lautform des Wortes ebenso entscheidend gewirkt haben wie sein Sinn, der sich einer Reihe alltäglichster Verbindungen z. B. den Verben der Bewegung gut einfügte. Sehr bedeutsam ist andererseits, daß Mlle de Gournay in den Text der Essays von Montaigne 1595 an den Stellen *pas* hinzusetzte, wo es in der Ausgabe von 1588 noch fehlte (Brunot, ib.); bedeutsam, weil die hochgebildete und berufene Sachwalterin des geistigen Erbes ihres verehrten Onkels mit dieser stilistischen Besserung sicher keine Sinnesänderung bezweckt hat. Wenn von der Schmach erzählt wird, die dem Alexius von der Dienerschaft seines Vaters angetan wird, und es dann v. 265 heißt: *Ne s'en corrocet* . . ., aber gleich darauf v. 268: *Ne s'en corrocet giens cil saintismes om*, so wird der Verfasser mit dieser verschiedenen Ausdrucksform kaum eine besondere Nüancierung des Sinnes bezweckt haben, und noch viel weniger wird man aus diesen beiden Versen einen verschiedenen Stimmungsgehalt herauslesen wollen.

Und doch ist mit der anderen Form selbstverständlich eine kleine Änderung des Gedankens geschehen. Damit kommen wir zu einem letzten und wichtigsten Punkt in der Entwicklungsgeschichte der französischen Negation.

Dem ganzen musikalischen Aufbau des Französischen entsprechend, der ja auch dem ererbten *non* seinen Ton vor dem Verbum genommen hatte, waren jene ursprünglichen Objekte *mie*, *pas* usw. eine Notwendigkeit überall da, wo die Negation psychologisches Prädikat oder Zielvorstellung war und daher

an die Tonstelle d. h. an das Ende eines Sinnganzen rücken mußte[1]). Dies geht klar schon aus den alten Texten hervor. Im *Rol.* wird ein ödes, düsteres Land geschildert (v. 980f.): *Soleilz n'i luist, ne blez n'i poet pas creistre, Pluie n'i chiet, rusée n'i adeiset, Pierre n'i ad qui tute ne seit neire* d. h. Für die Sonne gilt dort nicht ein Leuchten, für das Korn ist keine Möglichkeit zum Wachsen usw. Zielvorstellung sind die Begriffsverben und das *pas*, gleichgültig wie man es hier deuten will, ändert wegen seiner Stellung daran nichts.

Wenn andererseits z. B. v. 1642 neben vielen gleichartigen so lautet: *Li arcevesques ne l'amerat ja mie*, so soll eben mit dieser Zielvorstellung *mie* die *völlige* Abneigung gegenüber dem Sarazenen zum Ausdruck kommen. Sonst wäre doch hier gewiß „stimmungsmäßige" Verneinung am Platze! Bei aller Abschleifung und Verblassung der Verbindung *ne . . . pas* bleibt doch dieser Grundunterschied erhalten. Wo alte Formeln sich wegen ihrer häufigen Verwendung erhalten haben, wenn man also noch heute sagen kann, wie einst im *Mir. de Theophile* von *Rustebuef: (dame), je n'ose*, so scheidet sich doch bei einer sorgsameren Gestaltung des Gedankens *je ne sais* und *je ne sais pas* in die beiden Aussagen: „Nicht hat ein *Wissen* statt" und „ein Wissen hat *nicht* statt". Vgl. *Qu'est-ce donc que j'ai fait? — Ma foi, je ne sais pas.* Femmes sav. II 7. Diese Deutung wird dadurch bestätigt, daß noch neufranzösische Dichter dem *pas* die Hochtonstelle im Reim geben können, wobei sie keinen Anstand nehmen — so wenig wird der historische Zusammenhang empfunden — es mit dem Substantivum *le pas* zu paaren. Dabei darf man natürlich nicht von der deutschen Wortbetonung ausgehen. Ich erinnere an das Beispiel, von dem ich einmal in anderem Zusammenhange ausgegangen war: *Je vous tue et me tue*, oder: *Ton honneur t'est plus cher que je ne te suis chère*, Cid V; *Ainsi tantôt pour lui je m' expose au trépas, Et tantôt je le perds pour ne me perdre pas* (deutsch: *mich!*) Polyeucte III 5; *Je suis dans la maison comme un harnais de rebut, qu'on ne regarde seulement pas*, Bazin, L'Isolée 249.

Unschwer kann man zahlreiche Beispiele finden, wo auch nach deutscher Betonungsart ein Schwanken über das, was Zielvorstellung ist unmöglich scheint: *Votre visee au moins n'est*

[1]) Im Vortrag über die frz. Wortstellung war auch dieser Punkt behandelt (vgl. Archiv, N. S. 18, 1907, S. 151).

pas mise à Clitandre? — Et par quelle raison n'y serait-elle p a s? Femmes sav. I, 1; *Si les raisons manquaient, je suis sûr qu'en tous cas Les exemples fameux ne me manquaient* p a s, ib. IV, 3; *Sire, délivrez-moi, par un heureux trépas, Des crimes de l'aimer et de ne l'aimer* p a s, Horace V, 3; *Mais, madame, voyez où vous portez son bras, Ensuite d'un combat qui peut-être n'est* p a s, Cid II, 5; *Fût-il la valeur même, et le Dieu des combats, Il verra ce que c'est que de n'obéir* p a s, ib. II, 6; dann . . . *je suis bien aise De n'avoir point parlé, pour ne m'engager* p a s. — *La raison est fort belle, et c'est faire un grand* p a s, Femmes sav. II, 9. Auf Schritt und Tritt sind solche Beispiele zu finden; allein aus den F. sav. habe ich mir noch zwölf gleichartige angemerkt. Aus der Prosa seien noch zwei angeführt, in denen besonders eindrucksvoll das *pas* die Zielvorstellung ist: *Albert de Broglie, tu me fais de la peine de m'écrire si peu que pas*, Doudan, Lettre 9 août 1833 und aus dem Kriegstagebuch eines französischen Leutnants: *C'est mauvais de faire croire aux hommes qu'il y a grand danger, quand danger il n'y a* p a s.

So faßt ja schließlich volkstümlich das *pas* in voller Selbstständigkeit den Inhalt einer Bestätigungsfrage zusammen: *Adieu, chérie, on n'y pense plus, pas?* M. Provins, Dernier secret (Lisez-moi, 10 mai 1912); *On mange ensemble, pas?* Duvernois, Crapotte 22; *Guillotte a trouvé sa petite Guillotine, pas?* ib. 82.

Andererseits seien im Anschluß an das oben über den Roland Gesagte aus nfrz. Zeit einige Beispiele beigebracht, die umgekehrt klar das Begriffsverb als Zielvorstellung zeigen, weswegen denn auch die Füllwörter vor den Infinitiv treten oder bei modalen Hilfsverben nicht gebraucht werden: Rodrigue: *Ton malheureux amant aura bien moins de peine A mourir par ta main qu'à vivre avec ta haine.* — Chimène: *Va, je ne te hais* p o i n t. — Rod.: *Tu le* d o i s. — Chim.: *Je ne* p u i s d. h. es steht nicht in meiner *Macht*. Dagegen sagt G. Paris, Frédéric Diez, Journ. des Déb., 2 mars 1894: *Je ne puis pas dire que j'aie pu beaucoup l'apprécier comme professeur.* Er will auf die Frage antworten: Kann man es sagen oder kann man es *nicht* sagen? Antwort: »Je ne puis *p a s* dire. Oder Maupassant, La Moutarde: *Je leur permettrais parfaitement de mépriser nos usages, nos conventions et nos manières, mais je ne leur permets* p o i n t *de ne les pas connaître* d. h. verachten dürfen sie sie, aber sie sollen sie *kennen*!

Wenn man will, kann man im letzteren Falle das *pas* geradezu als Präfix zu *connaître* betrachten, wie es in der

Fügung *pas mal* ja als Begriffseinheit in den bejahenden Satz eintritt: *Vous n'eûtes pas encore le temps, Françoise, de vous occuper à planter des arbres. Moi qui suis un vieux campagnard, j'en ai planté pas mal dans ma vie*, M. Prévost, Lettres à Fr. 84.

In gleicher Weise bilden Gegensätze: *j'ose* und *je n'ose pas*, während *je n'ose* als Begriffseinheit in Gegensatz zu einem Begriffsverb mit entsprechendem affirmativen Sinn tritt: *Mon esprit en désordre à soi-même s'oppose: Je veux et ne veux pas, je m'emporte et je n'ose*, Cinna I, 2.

Ich glaube, solche Beispiele widerlegen ohne weiteres die Vosslersche Auffassung in „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung", S. 323 f.: Er spricht von *ne* bei *pouvoir, savoir, oser, bouger* und sagt: „Gerade hier läßt sich noch klarer als in den vorhergehenden Fällen die drängende, unbefriedigte, willensmäßige, subjektive Natur des bloßen *ne* erkennen. Man vergleiche: *je ne saurais vous dire, je ne sais ce que vous pensez* mit *il ne sait pas parler; je ne puis* mit *je ne peux pas* ... Die Formen mit halber Negation bedeuten: ich könnte vielleicht, aber ich kann nicht, ich kann doch wohl nicht ... Die voll negierten Formen geben tatsächliche, statische, objektive Verneinung: „Es ist Tatsache, daß ich nicht kann, nicht wage ..."

Man mache die Probe; dann hieße z. B. die obige Stelle aus dem Cid: Rod.: Deinem unseligen Geliebten wäre es viel geringere Qual, von deiner Hand zu sterben als mit deinem Haß zu leben. Chim.: Ach, ich haß dich aber nicht (*va, je ne te hais point*). — Rod.: Es ist deine Pflicht (*tu le dois*). — Chim.: Es steht nicht in meiner Macht (*je ne puis*). Nach Vossler: „Ich könnte vielleicht, aber ich kann nicht, ich kann doch wohl nicht!"

Die Verschweißung gewisser Verben, die den Charakter von Hilfsverben erhalten haben, mit dem Infinitiv eines Begriffsverbs zu einer Sinneinheit hat ja zu der Stellung des unbetonten Pronomens vor der Sinneinheit geführt: *je m'irai pendre*, Colomba 186; *L'oses-tu dire, Zoé? Zoé, le pourrais-tu soutenir?* A. France, Putois 72. Vgl. Tobler, V. B. V 403, wo solche Beispiele auch für präpositionalen Infinitiv angeführt werden: *Je vous viens d'obliger.*

Diese Sinneinheit wird stärker gewahrt, wenn nicht das, selbst abgeblaßte, *pas* hinzutritt: *Le fermier ne la pouvait voir*, Bazin, Le Guide de l'Empereur 304. Um dem Infinitiv die

Tonstelle der Zielvorstellung zu erhalten, hat sich vor ihm *ne... pas* zusammengeschlossen, und endlich ist es die Verbindung logischer wie rhythmischer Gründe gewesen, die in solchen Fällen das unbetonte Pronomen als Objekt des Infinitivs zwischen *ne* und *pas* hat schieben lassen. Vgl. zu dem angeführten Beispiel aus Maupassant *de ne les pas connaître* noch: *J'aurais dû, peut-être, ne les pas recevoir*, Maupassant, L'attente; *Il se contentait de ne les pas craindre*, Volt., Sc. de L. XIV; *par crainte de n'en point trouver*, Maupassant, Notre Cœur 71; oder besonders lehrreich: *il regardait d'un air insouciant ceux qui l'entouraient et semblait ne les pas voir et n'en connaître aucun*, Cinq-Mars 124.

Ich glaube auch, daß die angeführten Gründe entscheidender für eine gleiche Stellung von *rien* gewesen sind als der Umstand, daß es als Objekt seinen in älterer Zeit üblichen Platz bewahrt habe: *Les personnes qui m'ont dit ne se rien rappeler des premières années de leur enfance* ..., A. France, Livre de mon ami 7; *Francine, qui avait un peu oublié le bas-breton, ne peut y rien comprendre*, Balzac, Les Chouans 148. Ich könnte noch weiter meine Beispielsammlung sprechen lassen, will mich aber nur mit einem letzten begnügen: *Plus tard, elle prit peur du diable, mais il était trop tard: il la tenait, elle ne pouvait plus n'y pas croire*, A. France, Livre de mon ami 98. Allein das Fortschwingen der Zielvorstellung *croire* gibt dem sonst so komplizierten Ausdruck die Plastik: sie mußte an ihn glauben.

Dagegen möchte ich noch eines interessanten Einzelfalles gedenken, der sich mühelos dem Gang unserer Betrachtung einfügt. Statt zu sagen *pour qu'il ne nous échappe pas*, wo also Zielvorstellung das *pas* wäre, kann der Sprechende auch zum Ausdruck bringen wollen: „Damit nicht eintrete, daß es uns entwische," und dieser Gedanke führt zur Bildung einer gewissermaßen negativen Konjunktion *pour ne pas que*. So heißt es in den sprachlich sehr interessanten Mémoires du Sergeant Bourgogne, Paris (Hachette) 1910, S. 183: *pour ne pas qu'il nous échappe, nous le tenions de chaque côté de la croupière* (sc. *le cheval*); ebenso: *pour ne pas que nos conducteurs puissent se sauver, nous avions eu la sage précaution de les attacher par le milieu du corps avec une forte corde* ... ib. 33. Dieselbe Konstruktion findet sich bei einem so feinfühligen Dichter wie Rodenbach wieder: *avant de s'acheminer, elle sema, devant, le contenu des corbeilles qu'elle avait vidées dans un tablier pour ne pas que la rue, à*

cette place seule, fût sans corolles sous les pas de la procession, Bruges la M., 246[1]).

Fassen wir den Entwicklungsgang der französischen Negation zusammen:

1. Ererbtes Sprachgut hat sich verdunkelt, erweitert seine Begriffssphäre, wird übertragen, erfährt durch veränderte Satzmelodie lautliche Umgestaltung (*nen, ne, n'* — *nul* etc.).

2. Rhythmische Gründe (Satzakzent) führen zur Anwendung neuer Ausdrucksmittel (*pas* etc.).

3. Diese machen wieder eine Bedeutungsentwicklung durch und erweitern ihren Funktionsbereich (*pas moi*).

4. Nun hat die Sprache sich verschiedene Formen geschaffen, um nach ihrem besonderen musikalischen Aufbau den Gedanken zu differenzieren (*non, ne, ne...pas, pas*).

5. Tradition und Konvention schafften erstarrte Sprachfloskeln oder allgemeingültige syntaktische Fügungen, aber der analysierende Verstand, der nicht nur bei den Gebildeten, Schriftstellern und Dichtern, sondern ebenso bei den Ungebildeten, Naiven, Kindern ist, durchbricht die feinhörig erlauschten oder manchmal willkürlich formulierten Regeln der Grammatik, die oft nur ein ephemeres Dasein fristen.

So wird die Sprache zum Kampfplatz dreier Großmächte. Gegen die konservative Großmacht, das Überkommene, das Gesetz, die Masse, kämpft einen Unabhängigkeitskampf die Logik, der gesunde Menschenverstand, das Individuum, und in dessen Bunde steht eine psychische Großmacht, die Analogie, die oft auch nichts anderes ist als das berühmte Trägheitsgesetz, das Beharrungsvermögen.

Als Beispiel diene die Formel: «je crains qu'il ne vienne», die als einst parataktische Fügung jenseits des Französischen fällt. In sie tritt *pas* nur ein, wenn nicht das Kommen, sondern *pas*, das *Nicht*kommen Zielvorstellung ist: *je crains qu'il ne vienne pas.* Aber auch das *ne* widerstrebt schon der nicht die Bahnen der Konvention wandelnden Logik. Daher sagt der Sergeant

---

[1]) Nachträglich sehe ich, daß Plattner, Ausf. Gram. IV 107 Beispiele von *pour pas que* „aus der Sprache der Kinder und Ungebildeten" gibt. Seiner erstaunlichen Belesenheit und Sammelfreudigkeit ist auch dies Beispiel aus Rodenbach nicht entgangen. Wenn er es aber vom Standpunkt philologischer Moral verurteilt, weil die Zufügung von *ne*, wie er sagt, eine schwere Ungeschicklichkeit des Stils bilde, so vermag ich diesen Standpunkt nicht zu teilen.

Bourgogne, l. c. 197: *notre plus grande crainte était que la nuit nous surprît*; und auch bei M. Donnay, Le Torrent, liest man: *Vouz avez peur que je les vole?* (IV, 4).

Ähnlich verhält es sich mit der Negation nach dem Komparativ. Ebenda (Torrent IV, 5) heißt es: *Ces scènes-là émotionnent les enfants plus qu'il est nécessaire*; oder Béranger, lettre 11 juni 1849 (Klincksieck 59) schreibt: *Il est impossible d'être plus aimable qu'il l'a été.*

In der umgekehrten Richtung, im Sinne der Überlieferung, verfährt das 17. Jahrh. Vgl. Haas, Synt. fr. du XVII[e] sc. S. 271: *J'aimerais mieux dire «il vesquit» que* non pas *«il vescut»* (Vaugelas, Rem. I 196), ein Gebrauch, den Haas auch aus der Volkssprache bei H. Monnier, Sc. pop., belegt.

Vossler nimmt an der oben zitierten Stelle für seine psychologische Deutung auch Bezug auf *je ne saurais vous dire.* Auch in diese Wendung dringt *pas* ein: *Putois! je ne connais que lui, dit le cantonnier en se grattant l'oreille. Mais je ne saurais pas vous dire qui c'est.* A. France, Putois 87.

Man vergleiche endlich in der Frage *que ne* und *pourquoi ne pas.* In den F. sav. III 7,3 heißt es: *Si le choix est si beau, que ne le prenez-vous?* Mit der Erwartung des Nehmens fragt man: «le prenez-vous?» Warum auch nicht? *Que ne le prenez-vous?* Warum nicht nehmen Sie ihn? Also *ne* ist, wie stets, unbetonte Satzverneinung. Dagegen, ausgehend von der Frage: *vous ne le prenez pas?* forscht man nach dem Grunde: *pourquoi?* Also: *pourquoi ne le prenez-vous pas?*, wo *pas* Zielvorstellung ist und daher die Tonstelle bekommen muß. Und nun ganz kurz zurück zu Lerch. Er sagt l. c. 43: „Es ist gewiß kein Zufall, wenn Roland in seinem Gebet an den Herrgott bloßes *ne* gebraucht: *Damnes Deus pere, ne laissier honir France* (v. 2337). Diese stimmungsmäßige Art zu verneinen also ist es, die sich in *je n'ose, je ne sais, il ne cesse, A Dieu ne plaise, Je crains qu'il ne vienne, Il est plus riche qu'il ne semble, je n'ai garde, n'eût été son père* usw. bewahrt hat."

Danach müßte der Rationalist dann *ne ... pas* gebrauchen; also hätte Mérimée schlechtes Französisch geschrieben, wenn er einen Ungläubigen sagen läßt: «Bref, je n'ai pu et je ne puis croire» (Chronique 69). Wenn wir aber an das zurückdenken, was uns unsere Nachprüfung an Tatsachen geliefert hat, wenn wir zum Überfluß noch berücksichtigen, daß wir in jener Rolandstelle die Sinneinheit *laisser honir* haben, dazu den In-

finitiv, der mit *ne* im Afz. den verneinten Imperativ vertrat und der sich so bis ins Nfz. erhalten hat, — vgl. etwa noch Rol. 1173: *Sire cumpainz, ami, ne l'dire ja!* — so wird man mir hoffentlich Recht geben, wenn ich diese „stimmungsmäßige“ philologische Deutekunst ablehne.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

PROFILI DI SCRITTORI ITALIANI CONTEMPORANEI.

2. *Giuseppe Prezzolini.*

Quel movimento letterario-filosofico che culminò, in Italia, fra gli anni 1908—1915 e che ricorda quello del Péguy in Francia coi «Cahiers de la Quinzaine» e quello dello Squire in Inghilterra col «London Mercury» ebbe per suo organo principale una rivista, «La Voce» (Firenze 1908—1915) e come suo condottiero spirituale Giuseppe Prezzolini[1]). Di famiglia senese, nato a Perugia nel 1882, vive oggi a Roma. Non ha fatto studii regolari; non prese la licenza liceale perchè gli pareva troppo difficile, ma studiò per propio conto e con molta serietà. Conosce parecchie lingue moderne il che gli facilita la comprensione di tutti quei problemi che più lo interessano. È uno spirito chiaro, un' intelligenza logica; possiede una volontà ferma e decisa e la caratteristica fondamentale del suo temperamento è un attività continua che non ha per fine sè stessa, ma va oltre. Quello che fa, che pensa, che vive rientra nella sua generale comprensione del mondo.

Egli «milita» per le sue convinzioni.

A 18 anni venne a Firenze e vi conobbe Papini[2]). La comunanza di vita, l'attività in comune, condusse, morto il «Leonardo», (Firenze 1903—1907) a fondare «La Voce». Il Prezzolini ne fu l'anima ed il corpo. Tutti gli aderenti a quel movimento idealistico trovarono in essa il loro portavoce. Ma erano ognuno per sè e soli. Andavano, ognuno per la propria via, dietro sogni diversi Papini, Palazzeschi, Moscardelli, Jahier, Slataper,

---

[1]) Vedi su Giuseppe Prezzolini la bibliografia a pagina 79 del mio libro: *Giovanni Boine e la letteratura italiana contemporanea.* Bonn-Leipzig. 1922.

[2]) Su Giovanni Papini, anche la bibliografia a pagina 365 di Poeti d'oggi. Firenze, Vallecchi. 1920.

Boine egli altri[1]); uomini lontani l'uno dall' altro per temperamento e per la loro visione della vita, erano tenuti insieme, radunati attorno a «La Voce» come attorno ad un faro ed a una bandiera dalla capacità organizzatrice del Prezzolini.

Era un organizzatore di anime, di volontà. Egli diede loro una rivista in cui potevano dire se stessi, una casa editrice in cui le loro opere venivano pubblicate. E «La Voce» e «La Libreria della Voce» furono il campo sperimentale in cui tutto quello che quei giovani pensavano e sentivano in letteratura, in politica, in filosofia, in estetica, in sociologia venne provato, esaminato messo a diretto contatto colla vita e cogli uomini.

Ma l'attività del Prezzolini non si limitò a questo serrare le fila di quei giovani, a dar loro esterna unità e fusione, a farne una scuola, un movimento che tendesse a dare forma concreta ed applicazione ad un programma ideale, non fu tutta in questo sacrificarsi per una causa, nel militare per essa, nel rimanere il vincolo tra gli uomini e quel movimento stesso di cui egli era parte e duce, ma ebbe modo di manifestarsi anche individualmente.

Il Prezzolini scrisse anche dei versi (vedi Jo. Almanacco de «La Voce» 1914), ma l'opera sua è essenzialmente d'indole critica, critica che però non si limita all' esterno; ogni suo libro vive un problema e cerca di chiarirlo e di darlo tale che gli altri possano giovarsene. Quando già il «Leonardo» aveva cessato le sue pubblicazioni e sul terreno da esso preparato era sorta «La Voce», quando un' ondata d'idealismo in filosofia e d'estetismo in critica percorreva le forze sane dell' Italia d'allora, il Prezzolini scrisse il suo volume su *Benedetto Croce* che col Gentile e col Farinelli tanta influenza ha avuto sulle nuove generazioni[2]).

Pochi anni dopo scrive *Studi e capricci sui Mistici tedeschi*[3]) dove all' esame di Meister Eckehart, di Paracelso, Novalis, Giovanni von Hooghens, fa precedere un «Saggio sulla libertà mistica» che è un inno alla vita dello spirito, alla libertà di esso, alla sua capacità creativa inconscia, alla vita spontanea.

Legato d'amicizia al Papini scrisse di lui con chiarezza e

---

[1]) Anche per costoro vedi: Poeti d'oggi. Firenze, Vallecchi. 1920.

[2]) G. Prezzolini. Benedetto Croce. Napoli. 1909. Con biblio grafia, ritratto, autografo.

[3]) G. Prezzolini. Studi e capricci sui Mistici tedeschi. Firenze. 1912.

finezza[1]); conoscitore della Francia quale essa è e volendola appunto mostrare in questa vera luce, senza rettorica e senza vernici, scrisse *La Francia e i Francesi nel secolo XX*[2]).

Amante dei giovani, perchè vede in essi il domani ed ai quali egli si rivolse sempre con quel suo tono di saggezza pratica, non si disinteressò di essi durante la guerra, la loro prova del fuoco per la vita avvenire, ma ne ricercò e fece cercare lettere, appunti che raccolse in un' antologia come un diario spirituale di combattenti[3]).

La produzione del Prezzolini è varia, multiforme, diversa[4]), ma sorretta da un centrale orientamento di fronte alla vita, compiuta con serietà non pesante e pedante, ma intelligente, attiva, aperta, elastica e tale che resterà indissolubilmente legata agli ultimi vent'anni della nostra attività spirituale.

Bonn. GIOVANNI VITTORIO AMORETTI.

[1]) *Giuseppe Prezzolini. Discorso su Giovanni Papini.* Firenze. 1915. Sul Papini scrisse il Prezzolini anche in *Nuova Antologia*. 16 Sett. 1920. pag. 149—157.

Bellissime sono le pagine che il Papini dedicò al Prezzolini in *Un uomo finito*. Firenze. 1920. X. ediz., pagg. 60—68. Lui.

[2]) *Giuseppe Prezzolini. La Francia e i Francesi nel secolo XX osservati da un italiano.* Milano. 1913.

[3]) *Giuseppe Prezzolini. Tutta la guerra* (antologia). Firenze. 1919.

[4]) Vedi a questo riguardo anche: *Giuseppe Prezzolini, Uomini 22, e Città 3.* Firenze. 1920. *Giuseppe Prezzolini, Amici.* Firenze. 1922. *Giuseppe Prezzolini, Il cattolicismo Rosso.* Napoli 1908.

VERMISCHTES.

VULGÄRFRANZÖSISCH[1]).

In der Einleitung wird der Unterschied zwischen *argot*, *langage populaire* und *langage familier* dargelegt, wobei sich eine genaue Abgrenzung als unmöglich erweist. Verfasser hebt ausdrücklich hervor, daß er sein Material nicht aus Schriftstellern geschöpft, sondern der lebendigen Rede des Volkes verdankt *(dans la rue, dans l'armée, dans les ateliers)*. Langsam, aber unaufhaltsam dringt die Sprache des Volkes in die Ausdrucksweise der höheren Schichten ein und wirkt bestimmend auf die künftige Gestaltung der französischen Schriftsprache, daher die Kenntnis des *langage populaire*

[1]) Henri Bauche, *Le langage populaire. Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu'on le parle dans le peuple de Paris avec tous les termes d'argot usuel.* 288 S. Payot et Cie, Paris 1920. Fr. 9.

(Vulgärfranzösisch) auch für die Philologen von Wichtigkeit ist. Als retardierendes Moment macht sich die Literatur geltend. Glücklich geprägt ist der Satz: *L'imprimerie agit comme fixatif.*

In dem Kapitel über die Vokale[1]) seien folgende Erscheinungen hervorgehoben: Neigung des offenen *a*, in *ɛ* überzugehen, namentlich vor *r*, häufigere Elision des ə, Verwechslung von *e* und *ɛ* im Fut. und Cond., was zur Entstehung eines *son intermédiaire* führt, Neigung namentlich des vortonigen *u* sich zu dem ursprünglichen *o* rückzubilden: *jornal* für *journal*, *borgeois* für *bourgeois*[2]), Neigung des *u* zu *s*, Ersatz von *œ̃* durch *ɛ̃* *(lindi* für *lundi)*.

In dem Kapitel über die Konsonanten seien besonders erwähnt der Wandel von intervokalischem l zu n: *caneçon* für *caleçon*, *panetot* für *paletot*, Neigung des intervokalischen und auslautenden *s* tönend zu werden, Schwund des intervokalischen v, Vereinfachung von *ks* zu *s* in der Vorsilbe ex (wie im Span. u. Ital.), Vermeidung von Konsonantenhäufung durch Ausfall des mittleren Konsonanten *(oscur* für *obscur)* wie im Italienischen, Vorschlag eines e bei anlautendem st, also eine Wiederholung der bekannten vulgärlateinischen Erscheinung, auf der *étoile*, *été*, *étang* usw. beruhen, Ausfall des l in den Suffixen *able*, *euble*, *oble* usw. (auch *empoyé* für *employé*), Mouillierung eines inlautenden einfachen *l*, Wandel des *k* zu *t* *(cintième* für *cinquième)*, Schwinden des *r* im Wortauslaut nach Konsonanten *(pauve* für *pauvre*, hingegen nach falscher Analogie *robre* für *robe)*, Lautendwerden des stummen Schluß-*s* *(genss*, *ceuss)*, Vereinfachung des *kt* zu *k* *(intaque* für *intact*, des *st* zu *s* *(indigesse* für *indigeste)*, Umstellung des *ks* in *Félisque* für *Félix*, *risque* für *rixe*. Wichtig ist auch die Erhaltung des ə bei konsonantischem Auslaut des vorhergehenden Wortes: *trente chevaux* = *trɑ̃t* ʃəvo, aber *cent chevaux* = *sɑ̃* ʃvo.

Äußerst interessant ist die S. 55 gegebene Zusammenstellung von volkstümlichen Wortformen, denen die schriftsprachlichen gegenübergestellt sind. Als ältere Formen erweisen sich auf Grund des lateinischen Etymons: *berbis* für *brebis* (lat. *vervex*), *berouette* für *brouette* (lat. *bis* + *rota* + *ĕtta*), *sercher* für *chercher* (lat. *circare*). *Cocodrille* für *crocodile* zeigt dieselbe Umstellung wie italienisch *coccodrillo*. *inducution* für *éducation*, *estant* für *instant*, *estruction* für *instruction* beruhen auf Präfixwechsel.

Das Schwinden der Liaison im Vulgärfranzösischen wird in einem eigenen Kapitel behandelt. Bei *r* und *g* kommt sie überhaupt nicht mehr vor. Ich möchte die Vermutung aussprechen, daß diese Erscheinung auf der durch die fortschreitende Bildung bedingten Zunahme des analytischen Verständnisses der Sprache beruht.

Von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Betonung. Es zeigt sich im Vulgärfranzösischen die Neigung, die vorletzte Silbe zu betonen, außer es geht das Wort auf ein stummes ə aus. Ja sogar

---

[1]) Verf. vermeidet die Lautschrift, da, wie er sagt, sein Buch für weitere Kreise bestimmt ist. Ich bediene mich ihrer, wo es die Deutlichkeit erfordert.

[2]) Demnach wären nach dem Verf. *toutou* „Hund" und *toto* „Laus" dasselbe Wort.

Betonung auf der anlautenden Silbe kommt vor. Z. B. in *ófficier*, *sómmelier*, hingegen tritt die traditionelle Betonung auf der letzten Silbe in Fremdwörtern wie *watér*, *patér* besonders stark hervor.

In dem Kapitel über die Wortbildung ist zu bemerken die Abneigung gegen die negative Vorsilbe *in*. So heißt es im Vulgärfranzösischen für *incommode*, *impoli*, *incroyable*, *malcommode*, *malpoli*, *pas croyable*. Als Suffixe sind beliebt *ard*, *asse*, *ot*; ausschließlich dem Vulgärfranzösischen gehören an die Suffixe *bi (dégueulbi)*, *boche (rigolboche)*, *ingue*, *mar*, *muche*, *oche*, *ouille*. Sie haben fast alle pejorative Bedeutung. Wortbildung durch Zusammensetzung ist wie in der Schriftsprache verhältnismäßig selten. Sehr zahlreich sind die Beispiele für Wortbildung durch Verkürzung des Wortes (um eine oder mehrere Silben). So heißt es im Vulgärfranzösischen *colon* für *colonel*, *perme* für *permission*, *auto* für *automobile*, *photo* für *photographie*. Die Endung o bekommen Abkürzungen wie *apéro* für *apéritif*, *convalo* für *convalescence*, *mécano* für *ouvrier mécanicien* usw. Hat man in diesen Wörtern die letzte Silbe (oder die beiden letzten Silben) weggelassen, so kommt auch — allerdings seltener — der Abfall der anlautenden Silbe vor wie in *Bicot* für *Arbicot (Arabe)* oder *Boche* für *Alboche (Allemand)*. Die ersten zwei Silben fielen weg in *cipal* für *municipal* = *garde* m., *popotame* für *hippopotame*. (Vgl. Ähnliches im Ital.)

Eine andere eigentümliche Erscheinung des Vulgärfranzösischen ist die Verstärkung des Verbalbegriffes durch die Vorsilbe *re*. So sind z. B. *monter* und *entrer* durch *remonter* und *rentrer* ersetzt. Für *rentrer* wird nun seinerseits *retourner*, *revenir* gesagt, ja es kommt sogar ein *rerentrer* vor. Vgl. auch *rajouter*, *raugmenter*, *repasser*, *repayer*, *se revenger*, in denen das Präfix *re* ganz bedeutungslos ist. Beliebt ist im Vulgärfranzösischen die Betonung eines Begriffes durch Zusammenkoppelung zweier Synonyma, z. B. *vilain-laid*, *sale-dégoûtant*, *trempé-mouillé*, *bête et idiot*, *salaud et vache*. Bemerkenswert ist *je viens de de là* für *je viens de là* (vgl. schriftfranz. *dedans* = lat. *de de intus)*.

Wortbildungen der Kindersprache, deren Charakteristikum die Silbenverdoppelung ist, werden im Vulgärfranzösischen häufig zur Erzielung einer komischen Wirkung verwendet, z. B. *les pied-pieds*, *la têtête à la fifille*, *faire son pipi*. Der Kindersprache eigentümlich ist ferner das hiatustilgende *n* bei der Bindung von Adjektiv und Substantiv. So heißt es: *un petit noiseau*, *un petit nange*, *le petit nenfant*. Auch die Terminologie der Liebessprache ist naturgemäß hauptsächlich der Kindersprache entnommen. Auf ein Vergessen der ursprünglichen Bedeutung deuten die weiblichen Formen *choute* und *loute*, die zu *chou* und *loup* gebildet werden.

Eine Eigenheit des Vulgärfranzösischen ist die Verwendung von Substantiven als Adjektiva. So werden z. B. *tourte*, *manche*, *marteau* sämtlich für „*stupide*" gebraucht. Auffallend ist die Bildung von Kurzformen aus Partizipien, z. B. *enfle* für *enflé*, *gonfle* für *gonflé* (vgl. ital. *gonfio* aus *gonfiato*).

Interessant, aber nicht sehr reichhaltig ist das Kapitel über das Schwinden von Wörtern im Vulgärfranzösischen. So wird *parler*

durch *causer* ersetzt außer in den beliebten Ausrufen: *tu parles! vous parlez! Demoiselle, fillette, gamine, dame* sind eingetreten für die durch pejorativen Bedeutungswandel entwerteten Wörter *fille* und *femme*. Für *paroles, discours* heißt es im Vulgärfranzösischen *boniments, bobards*.

Eine besondere Ursache des Schwindens von Wörtern ist der Mangel an lautlicher Fülle (dieselbe Erscheinung läßt sich schon fürs Vulgärlatein feststellen). So müssen einsilbige Wörter mehrsilbigen weichen. *Rire* trat vor *rigoler* zurück, außer in der Redensart *vous me faites rire, lit* wurde durch *pieu, plumard* usw. verdrängt, für *lire* hört man häufig *bouquiner*.

Der Mann aus dem Volke zeigt unter Umständen das Bestreben, sich gewählt auszudrücken (*style populaire noble*). Er gebraucht dann Ausdrücke mit literarischem Beigeschmack, die der Gebildete in der Konversation vermeidet wie *décéder* für *mourir, conséquent* für *important, immeuble* für *maison*. Auffallend ist die geringe Verwendung von *beau*, wofür man lieber *joli, mignon, grandiose* sagt[1]). Dankenswert sind die Bemerkungen über das seit dem Kriege in Schwung gekommene *poilu*, das berüchtigte *boche*, über *bourgeoiserie* für *bourgeoisie* und das abgeschmackte *saoûlographe*.

Die einzelnen Redeteile: Die Zusammenziehung des *à* mit folgendem bestimmten Artikel unterbleibt zuweilen (Rückbildung) z. B.: *Donne-le voir à les types*. Zwischen unbestimmtem Artikel und Substantiv schiebt sich gern ein *de* ein, z. B. *un d' boucher, une d'casserole*. Ferner heißt es stets *des petits enfants* anstatt *de petits enfants, du bon vin* anstatt *de bon vin*, was übrigens auch im Schriftfranzösischen als zulässig gilt. *J'étais seule de femme* möchte ich erklären als eine Verschränkung von *j'étais la seule femme* und *de femmes, il n'y avait que moi*. *La mère à Jules* für *la mère de J.* ist bekannt.

Die Mehrzahlbildung der Substantive zeigt Neigung zur Tilgung der Ausnahmen. Es heißt *les chevals, les animals, les mals*. Bei *œuf* und *bœuf* bleibt das *f* im Plural lautend. Das Geschlecht der Substantiva ist im Vulgärfranzösischen im allgemeinen dasselbe wie im Schriftfranzösischen. Weiblich werden gebraucht die Substantiva, die mit Vokal oder stummem *h* beginnen und auf lautende Konsonanten oder weibliche Endungen ausgehen wie *air, alcool, amour, héritage, usage, ustensile*, usw. usw.

Beim Kapitel der Eigennamen ist der Gebrauch der Vornamen mit dem Artikel zu bemerken: *Le Louis, la Louise*. Die Zusammenstellung der im Vulgärfranzösischen gebräuchlichen Koseformen ist sehr verdienstlich. Das Adjektiv zeigt Neigung zur Unveränderlichkeit, namentlich wenn es auf *e* oder *f* ausgeht: *elle est maladif, une femme maladif; ma veste est sec*. Jüngere Wörter wie *chic* und *bath* bleiben meist auch im Plural unverändert. Dasselbe gilt natürlich auch von den adjektivisch gebrauchten Substantiven *une femme marteau, ils sont marteau*. Vielleicht liegt überhaupt hier der Ausgangspunkt der ganzen Erscheinung. Beim prädikativen Adjektiv tritt

---

[1]) Vgl. im Vulgärlat. den Ersatz von *pulcher* durch *bello*.

diese Tendenz noch stärker hervor, namentlich, wenn ein Adverb vorhergeht: *elle est très franc, elle est trop gros.*

Hingegen sind als weibliche Neubildungen zu Adjektiven zu verzeichnen *bleuse* zu *bleu*, *bizarde* zu *bizarre*. *Tiède* scheint als femininum gefühlt zu werden, es wurde daher dazu ein Maskulinum *tied* gebildet. Die organische Steigerung wird durch die analytische ersetzt: *plus bon* für *meilleur*, *plus mauvais* für *pire*. Nicht selten kommen auch die Kontaminationen *plus meilleur* und *plus pire* vor. Beim comparatif d'égalité setzt das Vulgärfranzösische *comme* für *que: il est aussi grand comme lui.*

Im Kapitel über die Kardinalzahlen interessiert besonders die Bemerkung, daß nach dem Numerale häufig *de* steht: *deux de poulets* = *deux poulets*. Von den Ordinalen ist *second* völlig geschwunden. *Quantième* wird durch *combien* ersetzt, auch findet sich *combientième*, eine Verschränkung von *combien* und *quantième*.

Beim adj. démonstratif macht sich der Deutlichkeitstrieb geltend, wenn zuweilen für *cette maison-ci cette maison-ici* und für *cette maison-là cette maison là-bas* gesagt wird. Beim Adj. possessif ist eine Verstärkung des possessiven Begriffes durch das betonte Personalpronomen üblich: *son livre à lui, leur pays à eux.* Man vergleiche auch vulgärfranzösisch *tu me tires* mes *cheveux* mit schriftsprachlich *tu me tires* les *cheveux*. Von den Adj. indéf. sind *aucun* und *nul* selten (meist ersetzt durch *pas un, une*). Von *tout* ist das fem. wenig gebräuchlich: *tout la semaine*. *Tout le monde* wird sinngemäß als Plural behandelt: *tout le monde s'en vont.*

Das farblos gewordene *beaucoup*, dessen ursprüngliche Bedeutung „schöner Stoß" (z. B. von Heften) nicht mehr gefühlt wird, findet sich hier und da ersetzt durch kräftigere Bilder wie *une chiée de, une tinée de, un tas de, des masses de* usw.

Beim pronom dém. ist zu bemerken die Kurzform *çui* für *celui*. Eigentümlich ist die fakultative Voraussetzung des Artikels: *c'est la celle au père Armand*. Manchmal ersetzt *ça* das neutrale *il*: *ça pleut.*

Das Vulgärfranzösische kennt eigentlich vom Relativpronomen nur zwei Formen: *qui* (1. Fall) und *que*, dessen Kasusfunktion ein zum Verb tretendes Personalpronomen übernimmt. So heißt der Satz *celui à qui j'ai donné mon argent* im Vulgärfranzösischen: *çui que je lui ai donné mon argent*. Das Verb des Relativsatzes stimmt nicht mit dem Beziehungswort, sondern mit dem Subjekt überein. Für *c'est moi qui suis* heißt es im Vulgärfranzösischen *c'est moi qui est*. Die Variationen bei der Verwendung des Relativpronomens sind übrigens so zahlreich, daß sie schwer in Regeln zu bringen sind, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht: Der schriftfranzösische Satz: *c'est eux qui sont les riches* kann im Vulgärfranzösischen heißen: *c'est eux qui est les riches, c'est eux qu'il est les riches, c'est eux que c'est qu'il est, qu'ils sont les riches* usw. *Lequel, laquelle* sind geschwunden. *En* wird häufig antizipierend gebraucht: *j'en ai deux de chapeaux.*

Eine unerhörte Vielgestaltigkeit weist das Fragefürwort auf. Für *qui?* verzeichnet Verfasser zehn Typen, für *que?* elf, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Dieser Formenreichtum, der bei literarischer Fixierung nicht gut möglich wäre, beruht auf einer

Art Zerdehnung der Grundform nach dem Muster des (auch schriftsprachlichen) *qui est-ce qui?* Diese Zerdehnung hat auch statt bei *quel* und *lequel* z. B.: *Quel livre que vous voulez? Lequel que vous voulez?*

Beim pron. possessif ist auffallend das beginnende Schwinden der weiblichen Form. So hört man *la mien, la tien, la sien*. Im übrigen gilt das vom adj. poss. Gesagte auch für das pronom poss.

Beim pronom indéfini ist ein Vorherrschen des *on* gegenüber der Schriftsprache wahrzunehmen. Häufig ist *on* als Stellvertreter der 1. plur.: *on va = nous allons* (vgl. ital. *si va = noi andiamo*). *Chacun, nul, aucun* sind selten. *Personne* nimmt entweder keine oder doppelte Negation zu sich: *personne veut ça* oder *personne ne veut pas ça*. Nach *tous* folgt häufig das Verb im Singular: *tous vient*, auch *tous i(l) vient*.

Beim pronom personnel zeigen die betonten Fürwörter die Neigung, die Bedeutung der unbetonten zu übernehmen. Für schriftfranzösisch *j'aime le vin* heißt es: *moi j'aime le vin*. Zu *nous, vous, eux* tritt häufig *autres* hinzu (vgl. span. *nosotros, vosotros*). Als Verschränkung von *nous aimons pas ça* und *on aime pas ça* ergibt sich *nous on aime pas ça*.

Bei *tu* ist zu bemerken die Elision des *u* vor Vokalen: *t'as* für *tu as*. Bei *il* verstummt das *l* vor Konsonanten, zwischen Vokalen kann es zu *nn* werden: *inn est* für *il est*. Eine eigentümliche Erscheinung ist die Verdoppelung des *l* von *la*, wenn dieses vor Vokalen elidiert wird. So unterscheidet also das Vulgärfranzösische zwischen *je l'ai vu*: ich habe ihn gesehen und *je ll'ai vu(e)*: ich habe sie gesehen.

Sehr gebräuchlich ist die pleonastische Setzung des Personalpronomens nach dem substantivischen Subjekt: *le pavé il est glissant, ma femme elle est venue, les soldats ils sont malheureux*, was ich aus der Frageform erklären möchte: *les soldats sont-ils malheureux!* Als Stellvertreter des Pronomens kann ein indeklinables *il* eintreten: *ma femme il est venu(e), les soldats il est malheureux*. Beim Zusammentreffen zweier Pronomina stimmt die Wortstellung des Vulgärfranzösischen nicht immer zur Schriftsprache. So heißt es z. B. für schriftfr nzösisch *donne-le-moi donne-moi-le*. Nach *lui* setzt das Vulgärfranzösische *y (zi, ziy)* für *le, la, les*. So heißt es für *elle le lui donne*: *elle lui zi donne*. Neben *leur* ist *leur(s) y* oder auch einfache *sy* gebräuchlich.

Häufiger als in der Schriftsprache ist der elliptische redensartliche Gebrauch der Personalpronomina, z. B. *ne pas s'en faire = ne pas se faire de souci, l'avoir (la vérole), l'avoir perdu (son pucelage)*.

Beim Reflexivpronomen ist zu bemerken das Eindringen des Pronomens der 3. Person zunächst in den Plural: *nous s'en allons, vous s'en allez*, dann aber auch vereinzelt in den Singular: *je s'arrête, je s'en fous*.

Als allgemeine Bemerkungen über das Zeitwort sind hervorzuheben das Verwachsen des Subjektpronomens mit dem Verbum und die Neigung der Endung zu schwinden. Bei den Verben, die in der 3. Person Singular auf *oit* ausgehen, unterscheidet das Vulgärfranzösische zwischen Ein- und Mehrzahl durch die Aussprache, indem die 3. Person Singular regelmäßig ausgesprochen wird, in der 3. Person

Plural die alte Aussprache *we* sich erhalten hat, die bei den Verben auf *oyer* konsequent durchgeführt ist. Bei den Verben auf *eter* findet eine Angleichung der stammbetonten an die endungsbetonten Formen statt: *je cachte* für *je cachette.* Prés. *nous croyons* und imp. *nous croyions* werden gerne verwechselt, weswegen man der Deutlichkeit halber im Imp. *on croyait* vorzieht.

Das passé simple ist im Vulgärfranzösischen ebenso wie in der Umgangssprache der gebildeten Nordfranzosen dem passé composé gewichen (ebenso ist im Süddeutschen die Vergangenheit die Zeit der Erzählung). Bei der Bildung der zusammengesetzten Zeiten deckt sich der Gebrauch von *avoir* und *être* nicht immer mit der Schriftsprache. So sagt man im Vulgärfranzösischen häufiger *je suis été* als *j'ai été,* während die intransitiven und reflexiven Verba nicht selten mit *avoir* konjugiert werden: *j'ai venu, j'ai monté, je m'ai fait mal* vgl. span. *he venido, he subido, me he hecho daño*). Regeln aufzustellen hält schwer; es herrscht eine große Unsicherheit im Gebrauch von *avoir* und *être.* Ja die beiden Hilfszeitwörter können sogar innerhalb desselben Tempus wechseln. Während man sagt: *je m'ai fait mal,* lautet die 2. Person Plural besser *vous vous êtes fait mal.* Wenn es heißt: *il est foutu le camp* für *il a foutu le camp,* so hat sich wohl ein *il est parti* kontaminierend eingemischt. Wie das passé simple durch das passé composé ersetzt wurde, so zeigt das imparfait — allerdings erst vereinzelt — die Neigung, sich durch das plus-que-parfait vertreten zu lassen. Das passé antérieur ist dem Vulgärfranzösischen ganz fremd.

Das Futur zeigt geringe Abweichung von der Schriftsprache. Zu bemerken ist als Ausnahme *je trouvérai* für *je trouverai,* die zweite Konjugation zeigt die Neigung, das *r* im Futur zu verdoppeln: *je finirrai.* Die umschriebenen Formen sind im Vulgärfranzösischen häufiger als in der Schriftsprache, wobei auch *vouloir* zur Umschreibung herangezogen wird: *le train va partir* und *le train veut partir* sind gleichwertig. Die 1. Person sing. cond. wird oft mit dem Futur verwechselt: *je voudrais* und *je voudrai* werden nicht streng geschieden, da das Vulgärfranzösische offenes und geschlossenes *e* nicht genau auseinanderhält. Die Volkssprache zeigt überhaupt eine große Unsicherheit im Gebrauch des conditionnel, weswegen sie zu anderen Formen ihre Zuflucht nimmt. So wird der schriftfranzösische Satz: *nous voudrions bien entrer* im Vulgärfranzösischen wiedergegeben durch: *on peut y entrer?* Hingegen tritt das conditionnel manchmal für das imparfait de l'ind. in Bedingungssätzen ein. Statt *si on allait voir ça* heißt es *si qu'on irait voir ça?* — Über den impératif ist nichts Besonderes zu bemerken. Gewisse Formen wie *aie, sache, veuille* sind dem Vulgärfranzösischen unbekannt. — Vom subjonctif kann man ganz allgemein sagen, er sei im Aussterben begriffen. Der subjonctif du présent wird zwar noch gebraucht, doch hört man neben *je veux qu'il vienne* schon *je veux qu'il vient.* Der subj. de l'imparfait, der ja auch in der Umgangssprache der Gebildeten nur selten mehr angewendet wird, ist im Vulgärfranzösischen ganz geschwunden. Infinitivkonstruktionen sind sehr beliebt. Sie unterscheiden sich von denen der Schriftsprache dadurch, daß das Subjekt des ver-

kürzten Satzes nicht ausfällt, sondern in der Gestalt des pronom absolu beim Infinitiv erscheint, wodurch unter Umständen größere Deutlichkeit erzielt wird. Statt *il m'a écrit de venir* heißt es: *il m'a écrit pour moi venir* (Ähnliches im Portug.). Übereinstimmung des part. passé mit dem vorhergehenden Akkusativobjekt (im Schriftfranz. obligatorisch) ist im Vulgärfranzösischen selten: *la lettre que j'ai écrit.* — Die Hilfszeitwörter *être* und *avoir* geben zu einigen Bemerkungen Anlaß. Der Vokal in der 2. und 3. Person Singular von *être (es, est)* wird bald offen, bald geschlossen gesprochen. *Nous sommes* wird meist durch *on est* ersetzt, daneben hat sich die altfranzösische Form *nous sons* erhalten. Bindungen sind selten. Die 2. Person Singular bindet nicht mit *s*, sondern mit *t*. Auch in den ersten zwei Personen Singular des imparfait kommt neben der *z*-Bindung die *t*-Bindung vor. Im passé composé zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß es in der 1. Person Singular *(je suis été)* und 3. Person Plural *(ils sont été)* mit *être* konjugiert wird, während in den übrigen Personen *avoir* (wie im Schriftfranz.) verbleibt. Neben dem part. passé *eu* findet sich die Nebenform *évu*, die häufig mit *vu* von *voir* verwechselt wird.

Von den allgemeinen Bemerkungen über die Konjugation seien folgende hervorgehoben: Die neugebildeten Verba gehören fast alle der ersten Konjugation an. Die Verba der vierten Konjugation verlieren im Infinitiv ihr *r: prende, rompe, torde.* Übertritt aus der vierten in die erste Klasse kommt vor: *romper* für *rompre.* Das häufig gebrauchte Verbum *fiche* geht im Infinitiv und part. passé nach der vierten *(fichu)*, in allen übrigen Formen nach der ersten Klasse *(je fiche, tu fiches).*

Bei den „unregelmäßigen" Verben zeigt sich die Neigung, abweichende Formen durch regelmäßige zu ersetzen. So heißt es im subjonctif *j'alle* für *j'aille, je peuve* für *je puisse, je save* für *je sache, je vale* für *je vaille, je veule* für *je veuille* usw. Auf Analogie beruhen auch *vous faisez* für *faites, vous disez* für *dites.* Das Futur wird meist nicht vom Infinitiv, sondern vom Präsensstamm gebildet, z. B. *je confiserai* für *je confirai, je connaisserai* für *connaîtrai, je cuiserai* für *cuirai, je joignerai* für *joindrai* usw. Das Passiv wird mit *être* gebildet wie in der Schriftsprache; entsprechend der Form *je suis été* heißt es *je suis été aimé* für *j'ai été aimé.* Bei den intransitiven Zeitwörtern verdrängt *avoir* allmählich *être: j'ai sorti, j'ai tombé* gegenüber schriftfranzösisch *je suis sorti, je suis tombé,* dagegen heißt es: *je suis couru.* Manchmal zeigt sich das Vulgärfranzösische dem Schriftfranzösischen überlegen, das nicht imstande ist, die Begriffe „tot sein" und „gestorben sein" zu unterscheiden[1]) (*être mort* für beides). Das Vulgärfranzösische hingegen macht einen Unterschied zwischen *il a mouru*: er ist gestorben (Handlung) und *il est mort:* er ist tot (Zustand).

Eigentümlich sind dem Vulgärfranzösischen Neubildungen aus

---

[1]) Ebensowenig das Italienische: *è morto* (für Handlung und Zustand), während das Spanische unterscheidet: *ha muerto:* er ist gestorben, *está muerto:* er ist tot.

verbalen Zusammensetzungen, die dadurch entstehen, daß gewisse Verba von anderen Verben, dann auch von Substantiven und Adverbien ständig begleitet sind und schließlich mit diesen einen Begriff bilden wie *faire suer, faire chier, fiche-le-camp, s'en fiche.* Als Beispiel diene folgender Satz: *il a été tellement fait-chier par l'adjudant qu'il a déserté.* Auf den Deutlichkeitstrieb ist es zurückzuführen, wenn ein Begriff, der ohnehin im Verbum liegt, noch besonders durch ein hinzutretendes Adverb ausgedrückt wird: *trop exagérer, plus préférer, monter en haut, descendre en bas, sortir dehors* usw. (vgl. ital. *montare su, scendere giù*). Gewisse häufige Verbindungen von Verbum und Personalpronomen werden zu formelhaften Wendungen: *s'il vous plaît* (gesprochen: *siuplε*). So heißt es *prends ça, s'il vous plaît* und nicht *s'il te plaît* (ähnlich: *tiens ça, vous!*).

Stark weicht die Bildung der Frageform von der Schriftsprache ab. Statt der Inversion des Schriftfranzösischen wird die gerade Wortfolge angewendet mit der Fragepartikel *ti*[1]), die bei zusammengesetzten Zeiten zwischen Verb und part. passé tritt: *vous avez ti vu? Iz ont i été là-bas?* Es kann aber auch die Partikel wegbleiben, so daß die Frage nur am Ton kenntlich ist: *vous avez donné le pourboire à la bonne?* wie es auch im Schriftfranzösischen heißen kann. Auch bei den mit einem Fragewort eingeleiteten Satzfragen wird die Inversion vermieden. Häufig tritt zum Fragewort noch ein *que*: *pourquoi tu dis ça?* oder *pourquoi que tu dis ça? comment il est?* oder *comment qu'il est?* Dieselben Regeln finden auf den Ausrufungssatz Anwendung. Der Ausruf *que c'est beau!* (familiär *ce que c'est beau!*) lautet im Vulgärfranzösischen *c'est i beau!*

In dem Kapitel über die Adverbien wird bei *où* bemerkt, daß es fast immer mit *que* oder *est-ce que* verbunden wird. *Où* wird auch geradezu durch *que* ersetzt: *l'endroit que je l'ai rencontré.* Für *ci* tritt die volle Form *ici* ein: *cet homme-ici, cette femme-ici. Ici* und *là* werden weniger streng unterschieden als im Schriftfranzösischen. Häufig erscheinen beide Adverbien zusammengekoppelt: *viens-là-ici!* Das Zeitadverb *quand* ist wie *où* oft von *que* begleitet: *quand que vous partez?* Für *aujourd' hui* heißt es im style populaire noble *au jour d'aujourd'hui,* wo also der Begriff „Tag" dreimal erscheint. *Tantôt* hat die spezielle Bedeutung „heute Nachmittag". — Die Modaladverbien werden wie im Schriftfranzösischen gebildet, noch häufiger als in diesem tritt das Adjektiv für das Adverb ein: *il a fait ça pareil que lui, il fait ça moche (mal). Comment* oft für *comme*: *comment ce qu'il est tourte = comme il est bête! tout* steht nicht selten für *très: il est tout moche = il est très laid. Tellement* ist häufiger als *si,* manchmal kommen beide vereint vor: *c'est si tellement beau! Assez* tritt zuweilen hinter sein Beziehungswort: *tu n'as pas d'argent assez, il n'est pas riche assez* (vgl. ital. *non è ricco abbastanza*). *Beaucoup* tritt ab und zu für *très* ein: *il est beaucoup paresseux* (vgl. ital. *molto,* span. *muy* „viel"). Statt *beaucoup de gens heißt es b. des gens.* Vor *trop* tritt gern ein *de: tu fumes de trop.* Merkwürdig ist bei *doucement*

---

[1]) Aus *est-il* entstanden. Geht das vorhergehende Wort auf *t* aus, heißt es statt *ti i.*

der Bedeutungswandel zu „schlecht“: *elle va bien doucement = elle va très mal.* (*doucement* hier = langsam). — Bei der Verneinung wird das *ne* meist weggelassen: *j'ai pas su, j'ai pas mangé,* was übrigens auch in familiärer Sprache üblich ist. Häufung von Negationen ist nicht selten: *je(n)ai pas rien trouvé, je(ne) connais pas aucun homme. Point* ist dem Vulgärfranzösischen unbekannt. — Bei der Komparativbildung zeigen sich analytische Tendenzen. Anstatt *mieux* heißt es entweder *plus bien* oder kontaminierend *plus mieux. Pis* ist durch *pire* ersetzt, das öfter als Positiv gebraucht wird. Beim Superlativ des Adverbs richtet sich der Artikel im Geschlecht nach dem Subjekt: *C'est elle qui est la mieux habillée,* während es im Schriftfranzösischen nur heißen kann: *le mieux habillée.* — Die Präpositionen geben zu einigen Bemerkungen Anlaß: *A* tritt für *de* ein in Wendungen wie *la fille à Jules, le livre à Paul* (vgl. Vulgärdeutsch: dem P. sein Buch). *Un bijou en or* ist üblicher als ein *bijou d'or.* Die abgeblaßten Präpositionen *dans, sur, sous* werden durch *dedans, dessus (dessur), dessous* ersetzt. — Wie im Englischen und in den skandinavischen Sprachen kann die Präposition von ihrem Beziehungsworte getrennt und ans Satzende gestellt werden, z. B. *le docteur qu'il est question qu'elle se marie avec.* Das Beziehungswort kann fehlen: *il a couché avec.* Eine eigentümliche Rolle spielt *après.* So heißt es: *monter après un mur, demander après qn., chercher après qn., attendre après qn. (qch).*

Die Konjunktionen *quand* und *comme* haben meist *que* nach sich. Für *parce que* tritt zuweilen *à cause que* ein. Zu bemerken ist die Unterdrückung der Konjunktion *que: tu veux je vienne, il a dit i viendrait* (vgl. das Deutsche und Englische). *Afin que* wird häufig ersetzt durch *à seule fin que (de), car* durch *parce que.* Beliebt ist *des fois que* für *si, si par hasard.*

Bezeichnenderweise ist den Flüchen und *mots grossiers* je ein Kapitel gewidmet. Die darin besprochenen Bedeutungsnüancen nachzufühlen wird dem Deutschen nicht leicht fallen. So wird ihm die Bemerkung, die Wörter *con, cul, putain,* die in der Schriftsprache für unflätig gelten, hätten im Vulgärfranzösischen eine andere Bedeutung (welche?), etwas nebelhaft vorkommen.

Der Abschnitt über *la phrase populaire* enthält neben Wiederholungen auch einiges Neue, z. B. die Bemerkung, nach einem Subjekt im Plural stehe das Verb manchmal im Singular, z. B. *j'aime pas les femmes qui boit* (vgl. venez. le donne che bevi). Die Mehrzahl der von der Schriftsprache abweichenden Wendungen erklärt sich aus Kontamination oder Ellipse: *quitter d'un endroit = quitter un e. + sortir d'un e., je me rappelle de lui* ist gebildet nach *je me souviens de lui. Tu as fini du couteau?* = ellipt. aus *tu as fini (de te servir) du couteau? Mets de l'eau chauffer* ist gebildet nach *va chauffer de l'eau.*

Die Abschnitte *locutions diverses* und *locutions éphémères* enthalten, was sehr verdienstlich, viel phraseologisches Material. Da die Wörterbücher im allgemeinen die Volkssprache nicht berücksichtigen, wird man sich freuen, hier Wendungen und Redensarten erklärt zu finden, die man in Paris auf Schritt und Tritt zu hören bekommt (vgl. z. B. S. 162f. die feine Unterscheidung der drei Be-

deutungen von *ya pas d'offense*). — Ein besonderes Kapitel ist den Ausdrücken für Zeitbegriffe (*heure, jour, semaine* usw.) gewidmet. Wesentlich ist die Bemerkung, daß für *matin* und *soir* lieber die Weiterbildungen *matinée* und *soirée* gebraucht werden. Beliebt ist die vieldeutige Wendung *à ct' heure*, die bald *maintenant*, bald *aujourd'hui*, bald wieder auch *à cette époque* ersetzt. Sehr erwünscht ist der Abschnitt über volkstümliche Orthographie, deren Kenntnis eben jetzt durch Veröffentlichung von Kriegsgefangenenbriefen ungemein bereichert wurde. Charakteristisch für die Volkspsyche ist die Bemerkung: *Le peuple, lorsqu'il fait des fautes d'orthographe, pèche plus par complication que par simplification* (S. 176).

Interessant ist das Kapitel über die Höflichkeitsformeln. Ein Beweis für die rein mechanische, vollständig gedankenlose Handhabung der Grußformeln ist der an eine einzelne Person (Mann oder Frau) gerichtete Gruß: *Messieurs-dames*. *Monsieur* ohne folgenden Namen wird unter Gleichgestellten nur affektisch oder ironisch gebraucht (vgl. deutsch „Herr"). Spezifisch volkstümliche Titulierungen sind: *mon commissaire, mon officier, mon président* (wohl nach dem militärischen *mon capitaine*). Die ehemals von seiten Bürgerlicher dem Volke gegenüber beliebten Anreden wie *mon brave, mon ami* werden heute, im Zeitalter der Demokratie, als herabsetzend empfunden. *Mon bon monsieur, ma bonne dame* werden jetzt nur mehr von Bettlern gesagt. Für das soziale Feingefühl des Volkes bezeichnend ist die Beobachtung, daß im Vulgärfranzösischen *dame* neben schriftfranzösisch *dame* auch *femme* vertritt, das in vielen Fällen als Beleidigung empfunden würde. Ähnlich wie *dame* für *femme* wird *demoiselle* für *jeune fille* gesagt. *Une petite jeune fille* und *un petit jeune homme* haben eine von der Schriftsprache einigermaßen abweichende Bedeutung. Mit ersterem wird ein heiratsfähiges Mädchen aus dem Volke bezeichnet, letzteres ist Synonym von *adolescent*. Im Volke machen Mann und Frau einen Unterschied im Gebrauche der Anredeform. Während jener gleich oder niedriger Gestellte — auch wenn er sie nicht kennt — duzt, bedient sich diese im gleichen Falle ausschließlich der Höflichkeitsform.

In dem Kapitel *parenté* ist hervorzuheben die geringe Verwendung von *fille* und *fils* und deren Ersatz durch zahlreiche Umschreibungen. Gegenüber *la femme à Eugène* heißt es *la dame de l'adjudant*, wo der soziale Unterschied nicht nur in der verschiedenen Wiedergabe des Begriffes „Frau", sondern auch in der Wahl der Präposition (*à* gegenüber *de*) zum Ausdruck kommt. — Die volkstümlichen Verwandtschaftsnamen erfahren namentlich durch die Kindersprache eine gewisse Bereicherung. So ist neben *grand' mère mémère* im Gebrauch, neben *oncle* und *tante tonton* und *tantine*. — Das in der Schriftsprache auf verstorbene Angehörige angewandte *feu* wird im Vulgärfranzösischen durch *pauv'* ersetzt: *pauv' papa, pauv' maman*.

Im Schlußkapitel: *La transformation de la langue* werden die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen kurz zusammengefaßt. Während im allgemeinen entsprechend der allen modernen Sprachen innewohnenden analytischen Tendenz von einer Vereinfachung der

Sprachformen gesprochen werden kann, zeigt sich doch im Gegensatz hierzu im Vulgärfranzösischen beim Pronomen und der Bildung der Frageformen eine *complication* gegenüber den einfacheren Verhältnissen der Schriftsprache. Es ist jedoch meiner Meinung nach nicht zu übersehen, daß diese *complications* eine Folge der verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten sind, die miteinander im Kampfe liegen, aus dem schließlich die geeignetste Sprachform als Siegerin hervorgehen muß. Die *complications* führen am Ende doch auch zu einer *simplification*.

Den zweiten Teil des Buches bildet ein Vokabular der Pariser Volkssprache. Diese ungefähr 100 Seiten umfassende Sammlung von Wörtern des Vulgärfranzösischen muß als eines der besten Hilfsmittel für das Studium der französischen Sprache und als notwendige Ergänzung für jedes französische Wörterbuch bezeichnet werden.

Der Verfasser scheint zwar kein zünftiger Philologe zu sein — gelegentliche Verwechslung von „Laut" und „Buchstabe" sowie die merkwürdige Unterscheidung von *grammaire* und *syntaxe* im Titel deuten darauf hin — doch hat er im allgemeinen eine richtige Auffassung vom Wesen sprachlicher Vorgänge. Auf jeden Fall kommt das Buch einem längst gefühlten Bedürfnis entgegen, denn für den Romanisten ist die Kenntnis des Vulgärfranzösischen nicht minder wichtig als die des Vulgärlateins. Da sich jede Sprache — sozial gesprochen — von unten nach oben entwickelt, gibt uns das Buch sichere Fingerzeige, in welcher Richtung sich die künftige Gestaltung des Französischen bewegen wird. Dem Lehrer dieser Sprache aber mag das Buch vielfach Trost gewähren. Er wird nicht mehr so leicht in Entsetzen geraten über gewisse Schülerfehler, wenn er diese Fehler als Eigenheiten volkstümlicher Rede wiederfindet. Hier und dort wird er als Basis derselben sprachlichen Erscheinung den Trieb erkennen, die Sprache auf analogischem Wege zu vereinfachen. Als heilsame Folge dieser Einsicht wird vielleicht seine allzu dogmatische Auffassung vom Wesen der Sprache einer mehr psychologischen Betrachtungsweise den Platz räumen.

Klagenfurt. Richard Riegler.

EMILE VERHAEREN

Es gibt heute eine Ästhetik der Maschine. Die Kunst lebt nicht mehr ausschließlich von der Vergangenheit; sie krankt nicht mehr am Leichengift, das zu unserer Väter Zeiten Dichter und Künstler mit krankhafter Wollust aus den Ruinen entschwundener Zeitalter einsogen. Ihnen war die Stickluft der Gräber in Fleisch und Bein gedrungen: daher das kraftlose Gebaren des damaligen Dichtertums, daher auch die Erhebung der Schwächlichkeit und Bleichwangigkeit zum Kunstideal. Und heute? Ungestüm hämmert der Pulsschlag der modernen Dichtung im machtvollen Rhythmus des stampfenden Kolbens auf die zeitgenössischen Gefühle und Gedankenrichtungen.

Der Weg zum neuen Schönheitsideal geht aus vom Amerikaner Walt Whitman. Ein anderer Rufer zu zeitgemäßer Schönheit war

Maxime du Camp, wie Albert de Berseaucourt uns neulich entdeckte. „Die Wissenschaft schafft Wunderdinge, die Industrie vollendet die Wunder, nur wir bleiben gefühllos und unbeweglich, kratzen die verstimmten Saiten unserer Leier, schließen die Augen, um nichts zu sehen, und verharren dabei, eine Vergangenheit zu betrachten, die wir um nichts wieder heraufzuwünschen brauchen. Man entdeckt den Dampf — wir besingen Venus, die Tochter der salzigen Flut; man entdeckt die Elektrizität — wir besingen Bacchus, den Freund der roten Traube! Wie unsinnig!" (Lit. Echo, 1. März 1917.)

Dieser Ruf weckte zunächst kein Echo. Nur vereinzelt wies die Dichtkunst hin auf die Wunder der Technik. Der zukunftsfrohe Gottfried Keller möchte gern Fährmann sein auf dem Luftschiff, das hoch mit Griechenwein im Morgenrot käm' hergefahren. Sogar der Naturalismus, der doch kraft seines Wesens eine Änderung dichterischer Themen hätte bringen müssen, konnte dies nicht, wo immer er sich den neuen Formen des Lebens zuwandte, griff er fast ausnahmslos da zu, wo es krank, widerlich und häßlich war.

Aus dem herben, wirklichkeitstrunkenen Flandern kam die Erlösung, aus dem Lande der Rubens, van Eyck, de Brackeleer, wo jene Gestaltungskunst zu Hause ist, die zuerst alles sehen will und sich daran freut, dann erst urteilt und forscht. Die große Gegenwart dichterisch zu bewältigen und zugleich mit Prophetenblick die Zukunft zu durchleuchten, gelang dem französisch schreibenden und denkenden Vlamen Emile Verhaeren. Daß er in Saint-Amand an der Schelde geboren wurde, daß er, dem traditionell-religiösen Geiste seiner Familie entsprechend, das Jesuitenkollegium Sainte-Barbe in Gent besuchte, wo mit ihm Rodenbach und nach ihm Maeterlinck und van Lerberghe studierten, daß er ferner in Löwen als Student der Rechte ein Bohêmeleben führte und endlich, zum Ärger seiner Familie, Literat wurde, das sind wohl die wichtigsten Tatsachen seines jungen Lebens.

An der Schwelle seiner Entwicklung steht der Naturalismus Zolas und Camille Lemonniers. Der flandrische Bauer, der verzweifelt die Furchen aufwühlt und die Faust ballt zum Fluche gegen die Stadt, die ihm seine Kinder nimmt; grausam herbe Volksszenen, mit starkem Erdgeruch und derber Gesundheit. stempeln die „Flamandes", sein bedeutendstes Erstlingswerk, zu einem lebensvollen Buch des kräftigsten Naturalismus.

Die nächstfolgenden Werke «Les Soirs, les Débâcles, les Flambeaux noirs» sind Krisenprodukte, maßlos und von niederschmetternder Wucht in Form und Inhalt. Sie entstammen der Zeit seiner Equinoctialstürme, wo Erinnerung und Jugend und Tradition in ihm entwurzelt wurden und ein titanenhaftes Ringen in seinem Geist anhub, bis sieghaft die Frühlingssonne durchdrang. Perverse, selbstquälerische Lust, sein eigener Henker zu sein, wird abgelöst von überlauten Seelenschreien, die ihm die Angst vor der Öde seines Herzens und seines Himmels entlockten. Er rettet sich in die weite moderne Welt zu den neuen Schönheitswerten, die er zum blitzenden, goldschweren Schmuck umformt. Aber seine Entwicklung ist noch nicht vollendet. Anfänglich waren es einzelne

Personen, einzelne Bilder, in die er — längst nicht mehr Naturalist — in symbolischer Weise seine Gefühle hineingießt; hierher gehören die symbolisch-typischen Gestalten des Fährmanns, des Glöckners, des Totengräbers, des Fischers, die sämtlich fiebern in Verhaerens eigener Fieberglut. Bald genügt ihm nicht mehr die Einzeldarstellung, die im Konkret-Sinnlichen stecken bleibt. Hinter der Wirklichkeit sucht er die große Idee, hinter der sittlichen Begrenztheit modernen Geschehens die ewigen Menschheitsgesetze. Und so mündet er in das Meer des sozialen Empfindens und läßt sich auf Morgenrotswellen zu den Gestaden der neuzeitlichen Götter tragen. In «Visages de la vie» und «Forces tumultueuses» steht er in der Mittagssonne seines Schaffens. Aus dem, was die naturalistischen Dichter geschildert hatten, ohne es ästhetisch zu meistern, schuf er eine neue Lyrik; seit Verhaeren spricht man von der Schönheit der Großstadt, der Fabriken, des ewigen Kampfes der Arbeit gegen die Macht des Stoffes.

Die neuzeitliche Stadt! Sie lebt! Drin rast stürmendes, fieberiges Leben. Dampfwolken bilden sich und zergehen über den stöhnenden Fabrikgebäuden und halten die Sonne fern. Aber die tausendfache Helle der Bogenlampen schafft einen neuen Sternenhimmel über den Straßen, wo die Bataillone der Arbeit daherrasen. Da wird die Stadt zum lebendigen Organismus, und tausend Herzen werden ein Herz. (Unanimismus.) Vor der Börse, dem Zentrum der Stadt, stauen sich die Massen, im Tempo des Fortschritts keucht die Stadt; aus ihrem Hirn keimt die Gedankenwelt der Zukunft, springt die Idee einer neuen besseren Welt, die nach heißem Kampf zu erringen ist. Und es rötet sich der Abendhimmel im Scheine der flammenden Straßenrevolte. „Dann stirbt ein alter Traum, ein neuer wird geschmiedet.“ (L'âme de la ville.)

Wie dieser Traum geschmiedet wird, zeigt uns Verhaeren in dem Schmied, einem Selbstbildnis, das an den „Hammermeister“ oder etwa auch an den „Steinmetz“ seines Landsmannes Constantin Meunier erinnert. Wie dieser in der Plastik uns die Arbeit und Industrie ästhetisch und sachlich näher bringt, so Verhaeren in der Dichtkunst. Diesen beiden Belgiern ist es zuzuschreiben, daß heute die Arbeiter unsere technische und soziale Kultur charakterisieren, in dem gleichen Maße, wie die olympischen Sieger die Kultur des alten Griechenlands kennzeichneten. Verhaerens Schmied „bläst mit jahrhundertealter Wut die goldene Glut der Esse an; in die Lohe wirft er Trauer, Gewalt und Zorn, auf daß alles wie Eisen und Blitz so blank geschmiedet werde“. In all diesen Gedichtbänden erleben wir die Geburt einer neuen Schönheit, einer Schönheit der Kraft und der Bewegung im Sinne des Dynamismus, den Henri Guilbeaux und Nicolas Beaudouin verkünden, den in Deutschland Josef Winkler, A. E. Wegner, Georg Heym, René Schickele und andere hochhielten. Unser Schönheitsgefühl mußte anders werden in unserer hastenden Zeit; unsere Herzen schlagen im Gleichklang der Maschinen. «Exalter la vie.» Die Ästhetik der Bewegung feiert ihren Sieg im Sausen der Schwungräder und in den donnernden Sprüngen der Züge über die Eisenbahnbrücken.

In dieser Schnelligkeit sieht Verhaeren „neue Geleise, die zur alten Schönheit führen."

Verhaerens bleibender Wert liegt doch wohl darin, daß er nicht am Konkreten haftet und darin vergeht. Alles moderne Leben nimmt er auf in sein „Ich" und läßt es gemach überfließen in das pantheistische All, wovon er selbst sich nur als einen Teil fühlt. Alles geistige und mechanische Geschehen ist für ihn die Emanation eines einzigen Kraftzentrums, einer großen Weltseele. Die Weltdinge formt er zu Kollektivgruppen zusammen und die Kollektivgruppen zu einer großen Weltseele. Jules Romains mit seiner «Vie unanime» fußt auf Verhaeren.

Es läßt sich nicht ausdenken, wie sich der Rhythmus des modernen Lebens in die starren Metren und Reime der überkommenen Dichtkunst einfügen könnte. Der bewegte Inhalt will bewegliche Formen, solche, die die sausende Gangart des Automobils übernehmen können, oder das klopfende Donnern der Maschine, oder den schweren Schritt drohender Arbeitermassen. Mit der neuen Form, die zweckmäßig der klassischen Ruhe abhold war, verschloß er sich die französische Seele: weniger durch den unbändigen Inhalt als durch die überschwellende Form fühlte sich das klassische Kunstideal der Romanen verletzt. In Verhaerens Versen wird die gewaltsame, düstere Zerrissenheit der Sprache zum Prinzip erhoben. Mit dieser Formlosigkeit, wie ein Klassiker urteilen müßte, erzielt Verhaeren seine besten Wirkungen. Aber dabei bedroht das schwerblütige, titanenhafte Kraftelement des unrastigen Vlamen den leichten Fluß und die schöne Linie der französischen Sprache. Selbst Camille Lemonnier, sein belgischer Freund, sieht in ihm nur „einen Barbaren, der ein wildes Kunstgeschrei ausstößt". Der französischen Akademie, der berufenen Schutzwacht französischer Sprachreinheit, mußte seine zügellose Sprache geradezu ein Greuel sein, sowie eine Gefahr für die herkömmliche Reinheit und Abgeklärtheit der französischen Sprache. Wirklich scheint eine derartige Entwicklung der französischen Sprache nicht zu frommen; ihr eignet restlose Klarheit, vollendete Gradheit, denn sie wurzelt in der Klassizität früherer Zeitalter. Ihre Harmonie und ruhige Linienführung sind die Erzeugnisse einer ununterbrochenen Tradition, mit der sie, vorläufig wenigstens, nicht ungestraft brechen kann. Aus sich heraus scheint die Sprache nach neuen Bahnen keine Triebkraft zu verspüren; denn neue Töne in neuer Form wurden in Frankreich nur von Dichtern fremden Stammes oder solchen von der Peripherie angeschlagen, wenn man etwa von Francis Jammes, Paul Fort und wenigen anderen absieht. Vlämisch-germanischer Herkunft sind Maeterlinck, Mockel, Verhaeren. Madame de Noailles ist Rumänin, Jean Moréas Grieche, Stuart Merril Amerikaner. Zudem hebt Catulle Mendès in seiner Geschichte der französischen Poesie ausdrücklich hervor, daß Verhaeren sich durch deutsche und englische Prosodie verleiten ließ, die französische Dichtkunst in einer Art und Weise zu verändern, die ihrem Charakter durchaus nicht entsprach. Also eine Invasion fremdländischer Einflüsse, kein spontanes Erwachsen aus der Volksseele

heraus. Auch inhaltlich blieb Verhaerens Dichtung den Franzosen fremd. Für das Gigantische, Ungebundene und Unermeßliche seines germanischen Pantheismus fand sich kein Resonanzboden in Frankreich. Fernab von Verhaerens Gewaltsamkeit lag das klassische Ebenmaß eines Corneille. Übrigens hängen die Franzosen zu sehr an der Form, als daß sie des Inhalts wegen, und wäre er auch der französischen Mentalität angepaßt, eine Vergewaltigung der Form über sich ergehen ließen.

Es setzte der Krieg ein. Dieser tötete Verhaeren, tötete zum mindesten seine Seele, die sich ringend gesehnt hatte, „liebend in sich die zerstückelte Masse zu vereinen, zu umfassen". Tot fühlte er sich von der Stunde ab, wo seine „Grundlagen des künftigen Abendlandes" in Rauch und Blut erstickten. Als er aus seinem schaffenden und allumfassenden Weltgefühl herausgerissen wurde, da starb in seiner Brust die Liebe, die doch sein Bestes gewesen war, und es kam in ihm der Haß auf, der ihn glühend umlohte, bis ihn die Räder des Eisenbahnwagens im Bahnhof von Rouen zermalmten, ihn, der doch das Epos der Eisenbahn gesungen hatte. Der Haß kam in ihm auf, oder eigentlich nicht in ihm, der ja nach eigenem Geständnis ein anderer geworden war. Sein letztes Werk von Bedeutung «La Belgique sanglante», das den großen Zug vermissen läßt, widmet er sich selbst, d. h. dem Mann, der er früher war. Aber auch hier wohnt noch die wilde, visionäre Sprachgewalt, die sich „bis zur Fieberhitze an sich selbst entzündet" und blitzartig einschlägt. Diesem Verhaeren, der nicht mehr er selber war, jubelte ganz Frankreich zu, aus Beweggründen, die mehr auf politischem als auf künstlerischem Gebiete zu suchen sind. Mithin bleibt es auch jetzt noch wahr, daß er als Dichter den Germanen näher steht als den Romanen.

Esch-Alzette, Luxemburg. JOSEPH HESS.

BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE.

Der Ankauf ausländischer Bücher ist für die Deutschen und Österreicher so gut wie unmöglich. Der kulturelle Schaden, der aus dieser Unmöglichkeit erwächst, ist ebenso groß für die, welche keine Bücher kaufen können, wie für die, deren Bücher nicht gekauft werden, Geistige Kultur bedeutet Austausch. Jede Abschließung führt auf die Dauer zur Verdorrung. Die eigene Geistigkeit einer Persönlichkeit oder eines Volkes mag noch so reich und tief sein, sie hat keinen Sinn, wenn sie nicht beständig gibt und nimmt, wenn sie sich nicht erprobt in der Berührung mit anderen geistigen Mächten. Völker mögen politisch und militärisch sich bekämpfen, wirtschaftlich und geistig sind sie aufeinander angewiesen. Ob sie wollen oder nicht, mögen sie an Art und Begabung noch so verschieden von einander sein, die auf Europas engem Raum sich zusammendrängenden Nationen zum mindesten bilden doch eine große kulturelle Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die allerdings im Augenblick sehr gelockert erscheint, die allerdings auch wohl mehr und mehr zerfällt: das deutliche Zeichen des kulturellen Zerfalls unseres einst die Welt führenden Erdteils.

Diese kulturelle Zusammengehörigkeit der europäischen Menschen besteht durchaus nicht auf Kosten der nationalen Selbständigkeit der einzelnen Völker. Im Gegenteil, sie ist geradezu bedingt durch das Bestehen möglichst vieler kraftvoller, selbstbewußter, schöpferisch tätiger Nationen nebeneinander, von denen jede in edlem Wetteifer mit den andern bemüht ist die nur ihr eigenen Anlagen zu vollster Wesensentfaltung zu entwickeln. Kulturgemeinschaft bedeutet nicht eintönige Kulturgleichheit — das wäre nur das Zeichen von geistiger Unfruchtbarkeit — sondern Einheit der Gesamtleistung der verschiedenen Völkerindividualitäten, die in gegenseitig befruchtendem Austausch ihrer geistigen Zeugnisse blühen und, jede in ihrer Farbe blühend, einander bereichern.

Die moderne Kultur ist in hohem Grade Bücherkultur. Wenn wir daher keine Bücher mehr kaufen können, wird unsere Kultur leiden. Es sei denn, daß wir im besinnlichen Denken oder im mündlichen Gedankenaustausch einen Ersatz für den Mangel des kulturfördernden Buches finden könnten. Diesen vornehmen Ersatz werden sich vielleicht einige oder manche leisten können. Aber sehr viele werden weiterhin auf das Buch angewiesen bleiben.

Daher ist jedes Unternehmen zu begrüßen, das bemüht ist gute Bücher zu nicht zu hohen Preisen auf den Markt zu bringen. Auch, wenn dieses Unternehmen ausländische Bücher druckt. Wir haben in Deutschland ein so hochentwickeltes Buchgewerbe, wir stellen in erstklassigen Verlagen in immer neuen Auflagen so viele deutsche Bücher her, wir breiten die unerschöpflichen Reichtümer des deutschen geistigen Schaffens — Gott sei Dank — immer noch in so imposanter Fülle vor der Nation aus, daß wir uns den Luxus des Drucks von Büchern ausländischer Autoren sehr wohl leisten können. Wenn es ein Luxus wäre. Aber es ist kein Luxus. Auf diese Weise werden deutsche Hand- und Geistesarbeiter beschäftigt. Und das Geld bleibt im Lande. Unverzeihlicher Luxus ist es, für unnötige Verschwendungsartikel Milliarden ins Ausland zu geben. Aber der Druck guter ausländischer Literatur ist produktive Arbeitsleistung; denn sie schafft notwendiges Arbeitsmaterial im Inland, mit eignen Mitteln.

Wir haben vielleicht eine Überproduktion auf dem Gebiet der Übersetzungen fremder Bücher ins Deutsche. Aber was in Deutschland an fremden Büchern in der Originalsprache gedruckt wird, entspricht höchstens dem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis.

In diesem Sinne darf die Berechtigung und das Verdienst des Verlags der *Internationalen Bibliothek* in Berlin ebenso dankbar anerkannt werden, wie das früher hier angezeigte Unternehmen der fremdsprachlichen Ausgaben des Insel-Verlags. Die unter Leitung von Professor Dr. Max Fuchs stehende *Bibliothèque française* der JB. hat bisher etwa vierzig Bände herausgebracht. Selbstverständlich nur solche Werke, deren Herstellungsrecht frei geworden ist. Wenn ein Plan bei der Auswahl der herausgegebenen Werke gewaltet hat, so ist es sicher der gewesen, möglichst gute Werke darzubieten und zugleich solche, die auch ein größeres Publikum interessieren könnten. Die Spannung, die zwischen diesen beiden Absichten notwendigerweise leicht vorhanden ist, hat der Herausgeber mit Geschmack

und Takt überwunden, so daß er tatsächlich ausnahmslos für Entwicklung und Charakter der französischen Literatur wesentliche und wichtige Schriftsteller und Schöpfungen in seine Bibliothek aufgenommen hat; sind es auch hier und da Autoren und Werke zweiten Ranges, so sind es doch immer solche typisch französischer Art.

Um nur einige Beispiele anzuführen, von Voltaire sind die *Romans et Contes*, von Rousseau *Les Confessions* und *Du Contrat social*, von Prévost, *Histoire de Manon Lescaut*, von Chateaubriand *Atala*, *René* und andere kleinere Erzählungen, von Lamartine *Premières Méditations*, von Vigny, *Servitude et Grandeur militaires* vertreten. Es erscheinen Musset mit Dichtungen und Novellen, Balzac und George Sand mit mehreren Romanen, B. Constant mit seinem Meisterroman, Merimée mit einem Band seiner Meisternovellen, Flaubert mit *Madame Bovary* und *Trois Contes*, Baudelaire mit *Les Fleurs du Mal*. Es fehlt Gobineau nicht mit den zwei Bänden seiner Renaissance-Szenen, und der Maler und Schriftsteller Fromentin nicht mit dem mehr und mehr geschätzten Kunstbuch *Les Maîtres d'autrefois*. Hoffentlich folgt auch sein ausgezeichneter Roman *Dominique* bald nach. Mit Cl. Tillier, Murger, Dumas père, Bern. de St. Pierre, Ed. About, R. Toepffer, O. Feuillet, X. de Maistre und Sainte-Beuve, dessen *Portraits de femmes* vorliegen, sind alle bisher vertretenen Autoren genannt.

Druck und Ausstattung der in Leinen gebundenen Bände der Sammlung ist einwandfrei und sicher viel besser als die Verfassung der in traditioneller Weise in Frankreich hergestellten Ausgaben der gleichen Werke. Der Preis ist dabei viel niedriger als der bei der ungeheuren Markentwertung bei direktem Bezug aus Frankreich zu zahlende. Augenblicklich kostet der Band 440 Mark. Daher wird es sich empfehlen bei Bedarf älterer Werke diese von der *Internationalen Bibliothek* zu beziehen und auf diese Weise Geld zu sparen für den Ankauf solcher neuerer und neuester Werke, die in Deutschland nachzudrucken noch nicht gestattet ist.

Wien. WALTHER KÜCHLER.

EIN NEUES BUCH ÜBER DIE KUNST DES BAROCK[1]).

Der Literarhistoriker, dem es nicht nur darum zu tun ist, in den Werken der Dichtung die menschliche Persönlichkeit des Dichters, seine Gefühlshaltung und seine Gedankenwelt wiederzufinden, sondern der sich besonders auch um die Form kümmert, um das Erfassen des Stils eines Autors, einer Gruppe, einer Zeit, eines Volkes in seiner Dichtung, wird gut tun sich in der kunsthistorischen Forschung umzuschauen und von der dort an Werken und Personen der bildenden Kunst geübten Beobachtung für seine Zwecke zu lernen. Die Kunsthistoriker sind schon länger und grundsätzlicher als die Literarhistoriker gewohnt, ihre Aufmerksamkeit der formalen Seite der Kunstgebilde zuzuwenden und zu untersuchen, wie die verschiedenen

[1]) Werner Weisbach, Der Barock als Kunst der Gegenreformation, Verlag von Paul Cassirer, Berlin 1921, Preis geb. 325 M.

kulturellen Bestrebungen Gestalt gewonnen haben im künstlerischen Werk.

Ein Buch, von dessen Betrachtungsweise der Literarhistoriker, ähnlich wie aus Heinrich Wölfflins etwas älterem Werk „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ sehr viel lernen kann, ist das von Werner Weisbach „Der Barock als Kunst der Gegenreformation“. Weisbach untersucht, wie die Kunst sich zu jener großen Bewegung stellte, in welcher der Katholizismus den durch die protestantische Reformation ihm entrissenen Boden wieder zu gewinnen unternahm. Dieses kirchliche Bestreben war ja von stärkstem Einfluß auf die gesamte Kultur der Zeit. Mit unter dem Druck jener großangelegten, zielbewußten, gewalttätig und geschmeidig durchgeführten Bewegung vollzieht sich in philosophischer, moralischer und literarischer Hinsicht die Entwicklung von der Renaissance zum Klassizismus, und ebenso ist auf dem Gebiet der darstellenden Kunst ihre Wirkung zu verspüren. Der Barock, insofern er religiöse, kirchliche Kunst ist, gewinnt Inhalt und Ausdruck in engstem Anschluß an Forderungen, Bestrebungen und Stimmungen, wie sie die Bewegung der Gegenreformation erhob und erzeugte, und Weisbach hat es sich zur Aufgabe gestellt, zu untersuchen, in welcher Weise die kirchliche Barockkunst sich in die Kulturlage, die seelische Haltung und die geistige Richtung der Gegenreformationsepoche einfügt. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß der Charakter einer Zeit sich im Kunstwerke wie in einem Symbol der Wirklichkeit wieder erkennen läßt, im Kunstwerke, das in seinem Stil der vollendetste, sinnfälligste Ausdruck des Stils einer Zeit ist.

Weisbachs Buch ist in Anlage und Durchführung gedacht als eine Ergänzung zu der bewußt einseitigen formalistischen Untersuchung, die Wölfflin in seinen *Grundbegriffen* gegeben hatte. Gegenüber der Wölfflinschen Betrachtungsweise, die wesentlich der Untersuchung der formalen Möglichkeiten und Eigenschaften der beiden behandelten Stilperioden der Hochrenaissance und des Barock gewidmet ist, geht Weisbach auf das Inhaltliche und Gegenständliche zurück, das zur Darstellung gebracht worden ist. Er untersucht den geistig-seelischen Ausdrucksgehalt in den Werken und wie dieser auf Grund eben der besonderen Kulturlage, bestimmter gedanklicher Bestrebungen und gefühlsmäßiger Stimmungen und Liebhabereien in sie hatte hineinfluten können. Weisbach will natürlich nicht behaupten, daß die Gegenreformation den Barockstil erzeugt habe. Er weist die Auffassung, als ob ein Kausalverhältnis zwischen künstlerischer Formung und einem Ideenkomplex bestehe, der in ihr verbildlicht würde, ab und will nur einen gewissen Parallelismus zwischen der geistigen Bewegung und der gleichzeitigen formalen Entwicklung anerkennen. In dem Sinne etwa, daß sich der in völlig autonomer Sphäre entwickelte Barockstil der Kulturbewegung in besonderem Maße und Umfang angeschmiegt, daß er mit seinen selbständig ausgebildeten Darstellungsmitteln die gegenreformatorischen Ideen in Anschauungsbilder umgesetzt habe.

Wölfflins Betrachtung galt der Darstellungsart als solcher, vornehmlich der Untersuchung der optischen Möglichkeiten, an die der

Künstler in seinem Schaffen gebunden ist. Er zeigte, auf Grund feiner und feinster Beobachtungen, daß die Kunstperioden der Renaissance und des Barock deshalb von einander verschieden seien, weil sie auf anderen optischen Grundlagen ruhten. Er redet nicht von der fortschreitenden Vervollkommung etwa in der Naturnachahmung oder von der fortgeschrittenen Bewältigung des Wirklichen, sondern von der anders gearteten künstlerischen Auffassung als Folge eines anderen optischen Schemas. Art und Stil der Kunstwerke ist ihm begründet in der verschiedenen Auffassung, mit der die Künstler der Wirklichkeit in den verschiedenen Zeitläufen gegenübertreten.

Aus dieser Einstellung heraus, indem er also nur die Art der Auffassung und die daraus sich ergebende Darstellungsart betrachtet, untersucht er das Verhältnis von Renaissance (Klassik) und Barock und sieht er den Unterschied zwischen den beiden Epochen in der Entwicklung vom Linearen zum Malerischen, vom Flächenhaften zum Tiefenhaften, von der geschlossenen zur offenen Form, vom Vielheitlichen zum Einheitlichen und von der absoluten zur relativen Klarheit des Gegenständlichen. Er glaubt nicht, daß die verschiedenen Stilarten als Ausdrücke ebenso vieler verschiedener künstlerischer Temperamente zu fassen seien, sondern daß es sich eben um Begriffe handle, deren Wandlung aus innerer Notwendigkeit zustande käme, daß es sich dabei also um einen rationellen psychologischen Prozeß, um bestimmte Entwicklungen in der psychologischen Natur des Menschen handele, die man in demselben Sinne wie das physiologische Wachstum als gesetzlich bezeichnen müsse. Die Entwicklung wirke also mit einer natürlichen Logik, müsse so und könne nicht anders verlaufen. Mit anderen Worten, Wölfflin beschäftigt sich nicht eigentlich mit der Künstlergeschichte, sondern mit der Naturgeschichte der Kunst.

Vielleicht kann man sagen, daß in der Praxis auch bei ihm, ähnlich wie bei Taine, das abstrahierende Verfahren doch etwas zurücktritt und daß er — stillschweigend oder ausgesprochenermaßen — auch den persönlichen Kräften der künstlerischen Temperamente stilbildende Kraft zuschreibt. Jedenfalls, seiner rein formalistischen, wenn auch in ihrer glänzend durchgeführten und so ertragreichen Einseitigkeit voll berechtigten, naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise stellt Weisbach — ohne übrigens Wölfflins Namen zu nennen — seine kulturgeschichtliche und psychologische mit der gleichen Berechtigung gegenüber, indem er die Kunstwerke nicht als Resultate des optischen Sehens einer Zeit auffaßt, sondern zusieht, wie seelisches Gefühl und innerliche Absicht sich eine charakteristische Formensprache geschaffen haben.

Es wäre müßig, die beiden Betrachtungsweisen gegeneinander abzuwägen; sie sind beide notwendig. Beide Forscher erkären, der eine, indem er mehr systematisiert, abstrahiert und nach immanenten Gesetzen der Entwicklung des künstlerischen Sehens forscht; der andere, indem er die künstlerische Entwicklung und Gestaltung stärker mit der Kultur, mit dem seelischen Habitus der Zeit in Beziehung bringt. Beide erklären die für das allgemeine künstlerische Schaffen gültigen materiellen und technischen, geistigen und psychi-

schen Grundlagen und führen so dicht an die geheimnisvolle Schwelle, hinter der das Schaffen des Genies sich vollzieht. Sie führen bis an jene Stelle, wo die Gelehrsamkeit aufhört und die Intuition beginnt.

Wölfflins Stärke liegt ganz und gar in der Beobachtung des Kunstwerks auf seine stilistischen Merkmale und Eigentümlichkeiten hin, in der Verallgemeinerung der erkannten Einzelzüge zu symptomatischer Bedeutung und in der Ableitung gesetzmäßiger, für die Stilentwicklung maßgebender Vorgänge. Auf Grund welcher Tatsachen, Umstände, Einflüsse der betreffende gesetzmäßige Wandel in der Entwicklung zustande gekommen ist, darüber gibt er keine Auskunft. Er behauptet wohl z. B., daß der große Gegensatz des linearen und malerischen Stils einem grundsätzlich verschiedenen Interesse an der Welt entspräche, aber darüber äußert er sich nicht, wie im allgemeinen Gedanken- und Gefühlsleben, im Bereich etwa der Wissenschaft oder der Dichtung dieses anders geartete Interesse erwachte und sich verbreitete und wirken konnte bis auf das Sehvermögen der Künstler. Er sagt wohl, daß das Auge empfindlich geworden sei für den Reichtum verschiedenartigster Stofflichkeit, aber wie es möglich werden konnte, daß Menschenaugen allmählich anders sahen, welches Verhältnis zwischen äußeren oder inneren seelischen Erfahrungen und der Bereicherung oder Veränderung des Sehvermögens der Augen der Künstler obwaltet, darüber sagt er nichts. Er bleibt eben mit Vorbedacht im rein Technisch-Formalen und begnügt sich damit, in allgemein gehaltenen Wendungen auszusprechen, daß die formale Gestaltung des Kunstwerkes bestimmten Lebensidealen, dem sich wandelnden Verhältnis des Individuums zur Welt entspreche.

Hier setzt nun Weisbach ein, indem er eingehender und systematischer die Eigenart der kirchlichen Barockkunst im Verhältnis zum Gesamtcharakter der Kultur der Gegenreformation und zu einzelnen, für den Geist dieser Epoche bezeichnenden, individuellen Äußerungen untersucht. Er führt aus, wie das gegenreformatorische Papsttum bestrebt war, die Freiheit des Künstlers zu beschneiden und die Kunst, gleich der Literatur, wieder der christlichen Frömmigkeit und Propaganda dienstbar zu machen. Dabei verkennt er nicht, daß die regulierenden Vorschriften, die dann doch nicht eingehalten wurden, weniger wichtig waren als der Vorstellungs- und Phantasiegehalt, den die Reformbewegung aus sich hervortrieb. Und so verbreitet er sich denn ausführlicher über den gewaltigen Einfluß der Tätigkeit des Jesuitenordens, besonders auch über den Einfluß, den des Ignatius von Loyola weitverbreitete „Geistliche Übungen“ dadurch ausübten, daß sie zu stark realistischer Veranschaulichung der heiligen Dinge führten, das Göttliche naturalisierten und materialisierten, Schriftsteller zu bestimmten Theorien und Forderungen veranlaßten und Gefühl und Phantasie von Künstlern wie Bernini, Rubens u. a. mächtig anregten. Beförderte der von Spanien ausgehende Jesuitismus mit seinen in die Welt und das Leben wirkenden, die Gemüter aufrüttelnden Energien den im Barock zum Ausdruck gelangenden Drang nach Gefühlsbetonung und Affektsteigerung, so trägt, wie Weisbach darlegt, die ebenfalls aus Spanien stammende, im Kreise der heiligen Teresa gepflegte Mystik stark zur Vertiefung

und Sensibilisierung der gegenreformatorischen Frömmigkeit bei, indem sie dem gesamten Gefühlsleben der Zeit weichere, melancholische, sentimental-elegische Töne beimischte.

Nachdem er so die wichtigsten religiösen Tendenzen und Stimmungen der Zeit beschrieben hat, untersucht er, wie im künstlerischen Schaffen sich das Bedürfnis geltend machte diese Tendenzen und Stimmungen in Anschauungswerte umzusetzen, wie die Künstler durch Beobachtung oder Selbsterfahrung etwa fähig werden, mystische Zustände im Bilde wiederzugeben, die seelische Extase in den sie begleitenden körperlichen Veränderungen zu malen, wie die kirchliche Barockkunst mehr und mehr dazu neigt, Ausdrucksmotive und Zeichen der sinnlichen Erotik für die Darstellung des Erotischen im mystischen Gefühl anzuwenden, wie der Drang die inneren Seelenvorgänge im Bilde zu veranschaulichen zur künstlerischen Wiedergabe von Gesten und Gebärden, des Mienenspiels und des Ausdrucks der Augen führt, etwa in einer uns süßlich und weich vorkommenden Art bei Perugino und Guido Reni, zu eindrucksvollster Kunst physiognomischer Charakterisierung gesteigert bei dem Spanier Greco. Kurz, er zeigt, wie die darstellende Kunst in Wahl und Behandlung der Motive sich eng an Stimmungen und Neigungen der religiös erregten Menschen anschließt, wie sie das Heroisch-Pompöse und das Erotisch-Sinnlich-Üppige zur Darstellung bringt, wie sie grob materialisiert und doch auch mit Hilfe von Lichtwirkungen z. B. das Materielle zu spiritualisieren versteht, wie sie in Rausch, Glanz und in der Bewegungsfülle wogender Gestalten zu schwelgen weiß, wie sie das Weiche und Schmachtende, den himmelnden Blick und das schwermütige Klagen nicht minder bevorzugt als das Element des Grausamen und Schauerlichen etwa auf den beliebten Martyrienbildern.

In schlichter, doch sehr fesselnder Sprache, deren überzeugende Kraft durch die Beigabe eines reichen, sorgsam ausgewählten Bildmaterials wirksam unterstützt wird, führt Weisbach seine sachlich wie methodisch gleich lehrreiche Untersuchung. Sein Buch, dessen Betrachtungsweise der vorbildlichen Art Wölfflins sicher viel zu verdanken hat, ist fast noch lebendiger und dramatisch bewegter in der immer wiederholten Aufdeckung der Beziehungen der Kunst zu den Wirklichkeiten und Idealen des Lebens, den Strebungen und seelischen Vorgängen der Zeit, wärmer als das in seiner Art schon so zwingende und faszinierende Buch des mehr abstrahierenden, nicht so sehr mit dem wogenden Durcheinander sich abgebenden, als mit den abgeklärten, fertigen Werken zu Begriffen strebenden Meisters.

Wien. WALTHER KÜCHLER.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXX. NOVEMBER/DEZEMBER 1922. HEFT 9/10.

Philipp Aronstein, *Methodik des neusprachlichen Unterrichts*. I. Band: Die Grundlagen. 8°. 110 S. B. G. Teubner, Leipzig 1921.

Es ist ein glücklicher Umstand, daß in der gleichen Zeit, in der man in den bisherigen wie in ganz neuen Schulgattungen die neueren Fremdsprachen an die Wand drücken möchte, so hervorragende Werke erscheinen oder zur Vollendung gelangt sind wie Aronsteins „Methodik des neusprachlichen Unterrichts", Ernst Ottos „Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts", Deutschbeins „System der neuenglischen Syntax". Sie bedeuten Höhepunkte unserer Fachliteratur, Ergebnisse jahrelanger Arbeit, auf die wir nicht nur stolz sein dürfen, sondern die uns auch, wenn wir noch die von mir immer wieder betonte philosophische Vertiefung des neusprachlichen Unterrichts bei der Behandlung der Sprache wie der Auswahl des Lesestoffs hinzuziehen, ein zuverlässiges Rüstzeug in die Hand geben im Kampfe für unsere Sache.

Mit einer seltenen Gründlichkeit und Klarheit erörtert Aronstein in dem vorliegenden Band die Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts. Ein dem Englischen gewidmeter II. Band wird bis zum Erscheinen dieser Besprechung wahrscheinlich bereits vorliegen, ein III. Teil „Französisch" soll in Kürze erfolgen. Indem der Verfasser der Gegenwart dienen will, wendet er den Blick zunächst in die Vergangenheit, dann aber neu aufbauend zugleich in die Zukunft. So gliedert sich der I. Band in einen historisch-kritischen Teil und einen zweiten Abschnitt, in dem die Prinzipien des fremdsprachlichen Unterrichts erörtert werden. Ausgehend von den verschiedenen Ansichten über das Wesen der Sprache, vor allem der historischen, physiologischen und psychologischen Sprachbetrachtung — für die älteren Ansichten sei ergänzend auf M. Hamburger, „Vom Organismus der Sprache" (F. Meiner, Leipzig 1920) verwiesen —, wendet er sich den Zielen des fremdsprachlichen Studiums zu. Beschränkt sich das philologische Sprachstudium gleich dem des Lateinischen und Griechischen auf die poetisch-literarische Sprache, so vermittelt es ein einseitiges, unvollständiges, allzu idealisiertes Bild des fremden Volkstums. Darum muß auch die Sprache der Gegenwart, die Sprache des alltäglichen Lebens Berücksichtigung finden. Eine zweite Zielsetzung erblickt in der Sprache ein Mittel der logisch-formalen Bildung. Doch ist es ein Irrtum zu glauben, dieses Ziel sei aus der deutsch-idealistischen Stimmung des Neuhumanismus erwachsen. Gewiß, unter dem Einfluß des griechisch-lateinischen Unterrichts hat der neusprachliche lange, in Einzelfällen noch bis in die jüngste Zeit gestanden[1]). Nur vergißt A. hier, daß er selbst schon (S. 6) auf die an den Descarteschen Rationalismus anknüpfende Grammaire

[1]) Vgl. A. Streuber, Die griechische und lateinische Sprache und ihr Lehrverfahren im französischen Unterricht des 16.—18. Jahrhundert (*Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* XLVI, 1921, S. 123—168).

générale et raisonnée hingewiesen hat, die bereits 1660 erschien und mehrfach Bearbeitungen und Nachahmungen in Deutschland hervorrief. Kein Zweifel, daß später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch das formale Bildungsideal des Neuhumanismus auf den französisch-englischen Unterricht einwirkte. So erklärt es sich, daß ein so bedeutender Methodiker und Vorläufer der Reform wie De la Veaux, der methodisch scharf scheidet zwischen toten und lebenden Sprachen, sein Werk durch eine räsonnierende Grammatik (1792) erweitert. Ein so wichtiger Methodiker wie dieser De la Veaux, ebenso der von ihm abhängige Gießener Universitäts-Sprachmeister Hezel und andere für die ältere Geschichte der neusprachlichen Methodik wichtige Verfasser werden von A. überhaupt nicht erwähnt. Was er nach dieser Seite aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert an Namen und Zitaten bringt, ist rein zufällig und willkürlich. Das wäre aber auch der einzige gewichtigere Tadel, den man gegen seine Darstellung vorbringen könnte. Glänzend dagegen ist die Art, wie er die methodische Entwicklung im 19. Jahrhundert vor dem Leser aufrollt, die synthetisch konstruktiven und die analytisch-imitativen Methoden sowie die Vermittlung zwischen beiden (Mager, Fölsing), wie er die Reformbewegung skizziert und die bis in die Gegenwart wirkenden Kräfte verfolgt, wenn man auch mit seinen kritischen Folgerungen, z. B. der Ablehnung der direkten Methode, nicht immer einverstanden sein wird. Näher darauf oder auf das dritte Ziel einzugehen, das im Sprachstudium Selbstzweck sieht, verbietet die Rücksicht auf den Raum. Nur das sei noch hervorgehoben, daß A. sich mit Recht gegen eine Gleichsetzung von Sprache und Logik wendet — die Sprache ist nicht logisch und nicht unlogisch, sie ist alogisch —, trotzdem aber im „Studium einer Sprache eine hervorragende und durch nichts zu ersetzende Übung im Denken", gerade aber auch in der Erlernung des Französischen und Englischen „ein den alten Sprachen mindestens ebenbürtiges Mittel geistiger Schulung" erblickt.

Was in dem zweiten, prinzipiellen Teil über die lautliche Form und die Bedeutung des Wortes sowie die Erwerbung des Wortschatzes, überhaupt über die formale Seite wie auch über den Sprachstoff oder Bewußtseinsinhalt des fremdsprachlichen Unterrichts gesagt wird, findet vielfach Ergänzung und Bestätigung durch E. Ottos Ausführungen. Im Anschluß an die beiden folgenden Bände kann darauf näher eingegangen werden.

Kein Neusprachler aber sollte an diesem ganz vorzüglichen Buch vorübergehen. Ich könnte mir keinen besseren Wegweiser durch das Labyrinth methodischer Probleme denken, zumal der Verfasser nicht einfach berichtet, sondern zu allen wichtigen Fragen selbst Stellung nimmt und dadurch auch den Leser zu einer kritischen Auseinandersetzung zwingt.

Im einzelnen wird man oft anderer Meinung sein. Ich halte es z. B. durchaus nicht für wünschenswert, daß „kurze Erzählungen, Fabeln und Anekdoten mit moralischer Tendenz" (S. 98) wieder einen breiteren Raum im Sprachunterricht einnehmen müßten. Wer einmal gesehen hat, was man sich auf diesem Gebiet in den Lehrbüchern des 17.—18. Jahrhunderts geleistet hat, der wird unserer

Jugend eine solche geistige Kost nicht zurückwünschen und deshalb auch der vielfach allzu kindlichen und trocken-nüchternen Lesestoff-Auswahl, wie sie ganz neuerdings z. B. in dem III. Teil des Unterrichtswerkes von Grund-Neumann geboten wird, nicht zustimmen. Jedenfalls ist Aronsteins Buch der bequemste und leichteste Führer für jeden Neusprachler, der sich klar werden will darüber, wie die methodischen Grundlagen seines Unterrichts aus dem psychologischen Charakter der Fremdsprache gerade in ihrem Verhältnis zum lernenden jugendlichen Menschen erwachsen müssen. Aus der Praxis geboren, mit hingebender Liebe zu unserem Fach geschrieben, doch weit entfernt von einseitiger Voreingenommenheit oder unbrauchbarem Überschwang, wird dieses Werk der Sammlung und Besinnung der Fachgenossen, der weiteren fruchtbaren Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts wertvoll werden.

Darmstadt. Albert Streuber.

Elise Richter: *Lautbildungskunde.* Einführung in die Phonetik. Teubners Philologische Studienbücher, Berlin 1922 (108 S. 56 Abbild.).

Diese außerordentlich gediegene, in gedrängten Zügen einen gewaltigen Wissensstoff umfassende Schrift behandelt prinzipiell alle Laute der modernen Kultursprachen, also vornehmlich die Sprachlaute Zentral- und Westeuropas und vernachlässigt nur die slawische Lautgebung[1]); bleibt aber doch dem Germanisten, Romanisten und Anglisten ein gleich dienliches Hilfsmittel, um sich nach dem heutigen Wissensstand in der Phonetik seiner Sprachen zurechtzufinden. Die Anlage des Buches ist in erster Linie der didaktischen Tendenz der gelehrten Verfasserin angepaßt, die mit ganz hervorragendem Geschick den Lernenden in ein schwieriges und gerade dem Philologen nur allzuoft aus dem Wege liegendes Kapitel der Sprachwissenschaft einzuführen versteht. Nach einer kurzgefaßten, von guten Illustrationen unterstützten Darstellung des menschlichen Sprechapparates werden § 23 die von der Verfasserin ausgewählten 110 Laute nach den Buchstaben des Alphabets, mit Indices versehen, aufgezählt. Jeder Laut erhält ein eigenes diakritisches Symbol und wird in den folgenden Paragraphen unter Heranziehung von Zungendiagrammen, Röntgenbildern, Gaumenabdrücken usw. so weit beschrieben, daß ein aufmerksamer Leser den erforderlichen Laut selbst zu bilden im Stande sein muß. Auch der Anfänger wird, wenn er sich die kleine Mühe nicht verdrießen läßt, dieses hundertzehnstellige Alphabet sich einzulernen, derart in die elementare Phonetik gut eingeführt. Ob dieser nun auch im II. Hauptteil des Buches: Die Hervorbringung der Laute, von Anfang an der Verfasserin immer zu folgen im Stande sein wird, weiß ich nun freilich nicht, möchte aber gerade darum um so nachdrücklicher darauf hinweisen, daß die in diesem Abschnitte behandelten, sehr

---

[1]) Weder das tschech. ř noch das poln. ś, ź noch das russ. ч noch das bulgar. ъ sind behandelt, was mitunter auch der Romanist bedauern dürfte.

zutreffenden und geistvoll besprochenen Darlegungen der Verfasserin für ein verständnisvolles Eindringen in phonetische Probleme ungleich wichtiger sind als der erste Teil, in dem so viele Linguisten, die sich für geschulte Phonetiker halten möchten, stecken zu bleiben belieben. Erst wenn der Leser die Lautreihe als „Bewegungsreihe" und ihre Gliederung in Teilbewegungen, welche von uns als „Laute" apperzipiert werden, zurecht gelegt hat, wenn er die von der Verfasserin als „An-" und „Abglitt" so überzeugend geschilderten Übergänge von einem Laut zum andern sich vor Augen zu halten weiß, wenn er sich darüber klar ist, daß der „Laut" im Grunde ebenso eine in erster Linie psychische Erkenntnis wie die Farbe ist, daß er aber als Phonetiker nicht nach Art des Physikers auf die einzelne Farbe allein sein Augenmerk zu richten hat, sondern gewissermaßen farbenreiche Bilder untersucht, in denen bald diese, bald jene Farbennuance eine andere Abtönung annimmt, oft genug beeinflußt von ihren Nachbarfarben (Goetheische Farbenlehre!), erst dann wird der Leser den Absichten der Verfasserin gerecht und ein „Phonetiker" geworden sein. Ich möchte darum gerade den Anfängern dieses Buch lieber empfehlen als eines der üblichen Lehrbücher der Phonetik. Findet er aber beim Studium Schwierigkeiten, so möge er, nachdem er das ganze Büchlein von Anfang bis zu Ende durchstudiert hat, beim letzten Abschnitt beginnend, Kapitel für Kapitel zurückverfolgen, bis er beim Anfang wieder angelangt ist. Die Sternchen im Bücherverzeichnis, welche die Verfasserin als Wegweiser den „leichteren", „schwereren" und „vollständige Fachbildung voraussetzenden" neueren phonetischen Arbeiten voranstellt, enthalten eine m. E. recht subjektive Kritik derselben und wären besser fortgeblieben. So etwas, so gut gemeint es sein mag, läßt sich sachlich und für alle Anfänger entsprechend eben nicht durchführen. Die Illustrationen sind zahlreicher und technisch klarer als jene der älteren Schrift der Verfasserin: Wie wir sprechen (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 354).

Wien. KARL ETTMAYER.

ROB. MERTNER, *Fremde Sprachen durch mechanische Suggestion.* — Lernzwang ausgeschaltet. Grundsätze zeitgemäßer Sprachübertragung. 71. Aufl. Gesellschaft zur Verbreitung zeitgemäßer Sprachmethoden, Kempten i. A., 1921. 46 S. 8°.

Nach der Vorrede ist die 1. Auflage am 10. Nov. 1919 in der Schweiz erschienen, wo die ersten 20 Auflagen so gut wie ausschließlich abgesetzt wurden. Mit der 21. ist der Hauptvertrieb für Deutschland eröffnet worden. Danach ist der Erfolg unerhört, wobei allerdings die Frage nach der Stärke der einzelnen Auflagen offen bleibt. Während für andre „Methoden" zum Selbstunterricht der Name des Verlegers oder einer markanten Einzelperson das Kennzeichen vorstellt: Langenscheidt, Pöhlmann, Schliemann, wird hier das Zeitgemäße betont, und der Verfasser stützt sich u. a. auf Beobachtungen, die er als Auslandsdeutscher in einem französischen Gefangenenlager an anderen Internierten gemacht hat. Erfreulich ist,

daß die eingangs von ihm verzeichnete „Literatur“ beweist, daß ihm Sprachforschung und Psychologie nicht fremd geblieben sind, Ebbinghaus, Erdmann, Forel, B. Hartmann, Picht, Wundt; Felix Franke, Gouin, Melon, Ohlert, Sweet, Viëtor u. a. Das Verzeichnis weist ja große Lücken auf; vielleicht wäre aber Lerch ganz zufrieden, wenn jeder Neusprachler diese Sachen studiert hätte, um sie in seinem Unterricht planmäßig zu verwerten.

Zunächst erklärt M., er lehre ohne Auswendiglernen und ohne Nachschlagen im Wörterbuch; seine Suggestion wirke allmählich: unbewußt und wohltuend. Sprache seien nicht einzelne Wörter ohne Zusammenhang: „Nur im Zusammenhang der Rede hat das Wort Gehalt und Leben.“ „Die Grammatik, diese alte pädagogische Zwingburg, kann wohl theoretisches Wissen über eine Sprachet aber niemals praktische Sprachfertigkeit vermitteln.“ M. bezeichne, sie als „pädagogischen Sprachkleister“. Nachdem M. sich die Kritik die seit gut 40 Jahren von der Reform an der grammatistischen Methode geübt wird, zu eigen gemacht hat, bezeichnet er die für Erwachsene, für Selbstunterricht bestimmten Sprachmethoden als „verkappte Schulmethoden“. Das Verfahren sei anstrengend, langweilig und ermüdend: „Die erzielten Fortschritte stehen in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe und Arbeit.“ „Meine Methode beschreitet neue Wege und will von Auswendiglernen und Studieren grundsätzlich überhaupt nichts wissen.“

Als ersten Stoff benutzte M. solchen, den er unverändert Zeitungen entnimmt. Nach seiner Ansicht ist die Zeitungssprache besonders zeitgemäß, leicht verständlich und ermüdet nicht. Der Inhalt der Zeitungen ist von „unendlicher Mannigfaltigkeit“, und der Zeitgeist kommt nirgends so unverfälscht zum Ausdruck. Die Auswahl, die er trifft, richtet sich „nach ganz bestimmten Grundsätzen“. Zunächst sollen Wörter auftreten, die den unseren lautlich usw. nahe stehen und die „gleichen Begriffe wiedergeben.“ Weiterhin benutzt M. „fesselnde Komödien und Schauspiele“: „Diese enthalten alle Redewendungen, die im täglichen Leben vorkommen.“ Zum Durcharbeiten bietet M. einen „Dechiffrierschlüssel“, der mit Benutzung eines „Zahlensystems, das aber den fremdsprachlichen Text weder entstellt noch das Lesen erschwert, einen „Aussprache-Anzeiger“ und eine „Begriffsvermittlerstelle“ zur Bewältigung des Inhalts bereit stellt. Um über diese Dinge, die für den Wert des Verfahrens sehr wesentlich sind, urteilen zu können, müßte man mindestens für eine Sprache den ausgeführten Lehrgang sehen und nachprüfen können. Ohne dies ist keine Sicherheit zu gewinnen. Wie z. B. findet M. sich damit ab, daß die Wörter der fremden Sprache auch bei gleichem Ursprung, wie bei vielen aus dem Lateinischen oder Griechischen oder Deutschen, doch in der Bedeutung sich kaum je decken? Genügt seine Lautschrift? Sind seine Texte wirklich wertvoll, auch für Erkenntnis der fremden Wesensart? Er will ja in der Hauptsache nur praktische Zwecke erreichen, dazu gehört aber am Ende doch mehr als bloß ein Wortschatz, der ermöglicht, Stoffe zu lesen, wie sie Zeitungen und Lustspiele bringen, oder über solche zu plaudern. Was M. über die Art, wie man sich den Wort-

schatz aneignen soll, sagt, verdient Beachtung. Nun aber, wie verfährt er inbezug auf die Formen? Und so drängen sich noch viele Fragen auf. Immerhin möchte ich Leuten, die ohne Lehrer eine fremde Sprache zu lernen wünschen, empfehlen, sich mit Mertner bekannt zu machen. Was er weiterhin noch sagt, z. B. über „Assoziationskontrolle", „Verwandtschaftsregister", „Wiederholungszähler", „Wiederaufschlageregister", wie er Interesse, Aufmerksamkeit und „Neugierde" zu Helfern zu gewinnen sucht; daß er die Grammatik in der fremden Sprache bringt, das zeigt, daß er nicht ohne ernstes Nachdenken vielerlei Hilfen sucht und wohl auch findet. Er hebt hervor (S. 42—43): „Es ist also das so wichtige Denken in der fremden Sprache von vornherein gewährleistet, da es sofort beginnt und bis zur letzten Druckseite der Methode ohne Störung weitergeht. Vieles Denken in einer fremden Sprache beschleunigt wiederum die Entwicklung des natürlichen Sprachgefühls."

Mühlhofen a. Bodensee. F. Dörr.

Die Briefe Richard Mouckton Milnes', ersten Barons Houghton an Varnhagen von Ense (1844—1854). Mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Walter Fischer, Heidelberg 1922.

Der erste Teil des vorliegenden Buches, die literarhistorische Einleitung enthaltend, war bereits 1918 als Würzburger Habilitationsschrift erschienen. Der Verfasser ergänzt es jetzt durch die Publikation der Briefe, die Lord Houghton zehn Jahre hindurch an Varnhagen gerichtet hat. Den Schluß bilden ausführliche Anmerkungen, die über alle in den Briefen genannte Personen Auskunft geben. Man möchte nur wünschen, über die wiederholt erwähnte Miss Wynn, die die Bekanntschaft zwischen beiden vermittelt hatte, Näheres zu hören. Fischer verweist zwar auf seinen Aufsatz über sie in der Germanisch-romanischen Monatsschrift (Bd. IX), aber diese Zeitschrift ist nicht überall zugänglich.

Lord Houghton ist nach zwei Seiten hin zu betrachten: als Dichter und als Politiker. Als Dichter war er, wie Fischer (S. 8) mit Recht hervorhebt, keineswegs hervorragend. An Geschmack und Feingefühl fehlte es ihm nicht, wohl aber an Tiefe und Leidenschaft. Man merkt es gut, daß ihm in seiner gesicherten Lebensstellung seelische Erschütterungen erspart geblieben sind. Es kam ihm zu statten, daß seine ersten Gedichte zu einer Zeit erschienen, da in der poetischen Literatur Englands eine gewisse Ebbe eingetreten war. Die großen Dichter wie Keats, Byron, Shelley, Coleridge waren dahingeschieden; Wordsworth hatte sein Bestes bereits gegeben, Tennyson war noch nicht durchgedrungen. Da war es nicht zu verwundern, wenn das Publikum sich einem Dichter zuwandte, dessen erste Versuche neue Hoffnungen zu erwecken vermochten. Sehen wir aber von diesen Gedichten ab (Fischer gibt S. 5 ff. einige Proben von ihnen) und wenden wir uns seinen Übersetzungen aus dem Deutschen zu, so wird man nicht leugnen können, daß ihm dabei manches gut gelungen ist. Er war wohl der erste Engländer, der

sich an die spröde und schwer zugängliche Poesie in Goethes west-östlichem Divan wagte, wobei er sich wesentlich an die lehrhaften Teile hielt. Hat der Lord den Gedankeninhalt dieser Verse mit Glück erschöpft, so ist dieses bei den Übertragungen aus Heine weniger der Fall. Es mochte auch besonders schwierig sein, für diese in allen Farben und Stimmungen schillernden Poeme den richtigen Ton zu treffen. Die beiden hatten sich 1840 zu Paris im Salon der George Sand kennen gelernt, und das Interesse, das der Lord dem deutschen Dichter widmete, bekundet sich in einem längeren Aufsatz, der in seine "Monographs personal and social" aufgenommen ist. Gerade dieser Aufsatz enthält einige der besten Übersetzungen („Für die Mouche“: «Enfant perdu»), während die Lazaruslieder nicht ganz auf derselben Höhe stehen. Erwähnenswert ist noch, daß er auch aus Heines Salon Anregung zu einem Gedichtzyklus "The Goddess Venus in the Middle Ages" geschöpft hat, wobei er das Tannhäuserlied in etwas freier und gekürzter Form mitteilt. Im ganzen darf man wohl sagen, daß seine Leistungen über dem Durchschnitt der bis dahin erschienenen Übersetzungen stehen. Es ist unverständlich, wie ihm M. J. Minckwitz mangelhafte Kenntnis des Deutschen vorwerfen kann (Litbl. f. germ. u. rom. Philol. 1919, Sp. 303), wo er doch seit seiner Studentenzeit sich mit unserer Sprache beschäftigt hatte, wie sie ihn überhaupt zu hart beurteilt.

Wie als Dichter, so hat auch als Politiker Lord Houghton keine große Rolle gespielt. Die politischen Dinge sind es aber viel mehr als die literarischen die in dem Briefwechsel mit Varnhagen im Vordergrund stehen. Hatten nicht beide im Grunde ein ganz ähnliches Schicksal gehabt? Varnhagen hatte ziemlich früh seinen Gesandtenposten aufgeben müssen und sich später auf die Schriftstellerei zurückgezogen. Lord Houghton hatte zwar jahrelang im Parlament gesessen, wurde aber nie zu einem höheren Amt berufen, Dafür spielte er indessen gesellschaftlich eine gewisse Rolle; sein Haus stand immer einem großen Kreise gastlich offen. Wir hören, daß von deutschen Schriftstellern Moritz Hartmann, Fanny Lewald und die Gräfin Hahn-Hahn bei ihm eingekehrt sind. Einen interessanten Bericht über solche Zusammenkünfte liefert uns Hawthorne in seinen English Notebooks (II, 107), der dort in einem kleinen Kreise mit Ticknor, Macaulay und den Brownings zusammen war. Daß der Lord daneben sich starke politische Interessen bewahrt hatte, beweisen vor allem seine Aufsätze in der Edinburgh Review, von denen Fischer ausführliche Analysen gibt. In ihnen zeigt er sich durchweg als Freund der Freiheit und des Fortschritts und geißelt die Kurzsichtigkeit seiner Landsleute, die für die Freiheitskämpfe auf dem Kontinent so wenig Sympathie aufbrachten (S. 35, 37). Für das preußische Volk wünschte er eine Entwicklung in demokratischer Richtung und dazu volle religiöse Freiheit, während er die Regententätigkeit Friedrich Wilhelms IV. sehr kritisch betrachtete. Schon damals (1846) sieht er die Revolution mit Notwendigkeit kommen, die er dann später in einer Flugschrift (The Events of 1848) einsichtig besprach. So trat er auch energisch für die Freiheit Italiens ein, lange bevor Gladstone seine bekannte Rede für die Liberalen in

Neapel hielt. Hier hat er mit seinem Urteil einmal daneben gegriffen, aber wenn er in der oben genannten Rezension wegen seiner politischen Anschauungen geringschätzig behandelt wird, so genügt es, dagegen die Worte Varnhagens (S. 53) anzuführen: „Er hat einen weiten Gesichtskreis, doch immer den Standpunkt des Engländers, und man kann freilich nicht verlangen, daß er einen andern habe.“ Es soll ihm auch nicht vergessen werden, daß er im deutsch-französischen Kriege gegen die Waffenausfuhr aus England kräftig protestierte.

Dem Verfasser sind wir für seine gründliche und sorgfältig ausgeführte Arbeit zu Dank verpflichtet. Das Thema ist so erschöpfend behandelt, daß wesentliche Nachträge kaum zu erwarten sind[1]).

Berlin. GEORG HERZFELD.

Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademekum der allgemeinen Sprachwissenschaft, zusammengestellt und eingeleitet von LEO SPITZER. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale) 1922.

Es war ein glücklicher und dankenswerter Gedanke Spitzers, aus der überreichen Fülle der Veröffentlichungen H. Schuchardts solche Teile, in denen mit besonderer Deutlichkeit die grundlegenden Gedanken ausgesprochen sind, von denen das Lebenswerk dieses bedeutenden Sprachforschers getragen ist, auszuwählen und diese Auswahl als Festgabe zum 80. Geburtstage des Meisters (4. Februar 1922) nicht so sehr dem Gelehrten selbst, als seinen Freunden und Schülern, überhaupt allen Beflissenen der Sprachwissenschaft darzubieten. Wer es noch nicht wußte, dem wird aus dieser mit größter Sachkenntnis und Sorgfalt getroffenen Auswahl klar, in wie seltenem Maße — von keinem der älteren und jüngeren romanistischen Sprachforscher übertroffen — Schuchardt es verstanden hat, die Ergebnisse seiner auf liebevollster und mühevollster Beobachtung der vielen und kleinsten Dinge beruhenden Forschungen mit dem Hauche des Gedankens zu beleben. Seine gelehrte Arbeit ist ihm Herzenssache und ein ununterbrochen tätiger Antrieb zu weitausgreifender gedanklicher Erhebung. Er durchstreift die Gebiete der Sprache, wie der Naturforscher die Länder mit dem vorwärtstreibenden Entdeckerdrang, er verzeichnet seine Freude mit Entdeckerfreude und bereichert mit ihnen das Bild der Welt, wie der Naturforscher. Schuchardt ist der Naturforscher unter den Linguisten, unermüdlich in der methodisch immer sicher werdenden Untersuchung der grundsätzlich so zahlreich als möglich beigebrachten Tatsachen, peinlichst kritisch in der Interpretation dieser Tatsachen, in der Abwägung aller Faktoren, die zur Bestimmung ihres Wertes, ihrer Bedeutung für das zu errichtende Gebäude unserer Erkenntnis vom Wesen der Sprache dienen können. Dabei strebt er, einem Gesetz seiner Natur folgend, stets vom einzelnen Fall zum Allgemeinen; wie den Berg-

---

[1]) Das S. 30, Anm. 2 erwähnte Buch „Das enthüllte Preußen“ (1845) hat Johannes Scherr zum Verfasser (Holzmann u. Bohatta, VI, 272).

wanderer treibt es ihn zu weiten Ausblicken. Und was er sich erarbeitet hat, sucht er in wohlüberlegter Form darzustellen. Daher sind seine Arbeiten auch so reich an scharfgeprägten Formulierungen der Probleme, Ergebnisse und Forderungen, daß sie zu einer solchen Auswahl, wie Spitzer sie nun gegeben hat, geradezu herausfordern.

Das mit Unterstützung einer Anzahl schweizerischer Forscher und Lehrer gedruckte Brevier wird durch eine die Bedeutung Schuchardts in schönster Weise würdigende Einleitung des Herausgebers und durch ein Verzeichnis der Druckschriften des Gelehrten eingeleitet und durch ein Sachregister zweckmäßig beschlossen.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Im Inselverlag zu Leipzig 1922.

In erfreulich raschem Gange setzt der Inselverlag die Veröffentlichung der Einzelausgaben von Shakespeares Werken in deutscher Sprache fort. Als neuer Band ist soeben erschienen die von Fritz Jung auf Grund der Übersetzung von A. W. Schlegel besorgte Neubearbeitung von *König Heinrich der Vierte* (1. und 2. Teil). Da die Schlegelsche Übersetzung, nach den schwachen, rationalistisch-trockenen oder schwülstig-bombastischen Übersetzungen seiner Vorgänger, Wieland, Eschenburg, Voß, besonders gut geraten war, so konnte sich der Neubearbeiter mit geringen Änderungen begnügen, die dadurch zustande gekommen sind, daß er infolge der Benutzung der Handschrift Schlegels einige bei der Drucklegung vorgenommene „Schlimmverbesserungen“ ausmerzte, daß er von mehreren schriftlich niedergelegten Fassungen gelegentlich die von Schlegel aufgegebene aus Gründen vorzog, daß er sich stärker als Schlegel bemühte die männlichen Versausgänge beizubehalten und die Zeilenzahl des Originals möglichst zu bewahren. Er übersetzte auch den von Schlegel unterdrückten Epilog. Stichproben ergaben, daß die an Schlegels Text vorgenommen Änderungen wohl berechtigt sind. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wird die anzügliche Bemerkung des Prinzen Heinrich, die Herrn Falstaff so sehr in Erregung versetzt (I_2), erst in der Jungschen Übertragung ganz verständlich. "And is not a buff jerkin a most sweet robe of durance" übersetzte Schlegel mit: „Und ist nicht ein Büffelwams ein recht süßes Stück zum Strapezieren?“; Jung: „Und ist nicht ein Büffelwams eine süße Gefängnistracht?“ Wohl etwas freier übersetzt, aber nur so kommt die für Falstaff so unangenehm klingende Anspielung auf das Gefängnis zum Ausdruck. Die Zeitgenossen wußten, daß Büffelwämse auch von den Gefängnisdienern getragen wurden. So übersetzte Schlegel denn durchaus richtig und zeitgemäß, aber mit Rücksicht auf die späteren, denen das Wortspiel nicht ohne weiteres verständlich sein kann, ist die von Jung gewählte freiere Übertragung auch berechtigt.

ROMAIN ROLLAND, *Clerambault.* Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von STEFAN ZWEIG. Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1922.

Dieses letzte Werk des trotz aller Hemmnisse und Enttäuschungen — wer weiß in welcher Seelenstimmung — für Menschenwürde und

Selbstbesinnung der Völker sich einsetzenden und vielleicht aufreibenden Kämpfers hat wohl bei vielen seiner Anhänger und Freunde eine Enttäuschung hervorgerufen. Man bemängelte die Schwächlichkeit des Helden, der sich — im Grunde rein leidend — mit so elenden Zuständen und Menschen in Frankreich herumschlägt, und fand sich durch die diskussionsmäßige Darstellung weder innerlich stark bewegt noch künstlerisch angeregt. Aber man sollte es doch zu würdigen wissen, daß R. R. es ebensosehr aus sachlichen wie aus künstlerischen Erwägungen verschmäht hat, den ernsten und tiefen Gedankeninhalt, den er in diesem Buche bietet, in eine gefällige romanhafte Form zu kleiden. Er gibt nichts anderes als das Schauspiel eines einsamen Denkers mittlerer Größe, der, in den Fesseln und Schwächen des eigenen Wesens befangen, zur eigenen schwersten Seelenpein gegen die Gedankenlosigkeit, den Unverstand, die Selbstsicherheit der Masse ankämpft, weil er nicht mehr loskommen kann von der Ausübung der Pflicht, die er sich in heiligem Eifer gesetzt hat. Nichts ist in diesem so überaus tapferen und schweren Buche, was die gebotene Kost dem Durchschnittsleser schmackhaft machen könnte. In dieser strengen Enthaltsamkeit unterscheidet es sich ebenso von Wells' *Mr. Brittling sees it through*, wie von dem keckeren, angriffslustigen Roman von Paul Reboux, *Les Drapeaux*.

Clerambault ist kein Roman, sondern die in der eigenen, schmerzlich getroffenen Innerlichkeit erlebte „Geschichte eines freien Gewissens im Kriege". Wenn man das Schwere, Verzweifelte, aus Dumpfheit und Unsicherheit zu Klarheit und märtyrerhafter Überzeugungstreue sich durchringende Persönliche dieses Buches in seiner ganzen ehrlichen Gewissenhaftigkeit begriffen hat, wird man vielleicht über dem Ernst und der Tragik des psychologischen und ethischen Gehalts dieses Buches den Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft gern übersehen. Clerambault will als ein Buch des Bekenntnisses und der beschwörenden Mahnung an die Menschen gewertet sein. Als solches bedeutet es die Krönung des Werkes, das R. Rolland als einer der lautersten Apostel der Humanität im Zeitalter der Bestialität geleistet hat.

Stefan Zweig, der im vergangenen Jahre eine so schöne, warmempfundene Würdigung der Persönlichkeit und des Werkes von R. Rolland gegeben hatte[1]), hat mit bewährter Meisterschaft und Sorgfalt das Original ins Deutsche übersetzt und damit sicher zu der Verbreitung der in diesem Buche niedergelegten Gedanken sein gut Teil beigetragen.

Lope de Vega, Ausgewählte Komödien, übersetzt von WOLFGANG VON WURZBACH, Kunstverlag Anton Scholl u. Co.. Wien.

Wolfgang von Wurzbach, dem wir schon eine treffliche, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgabe von Calderons

---

[1]) „Romain Rolland, der Mann und das Werk", Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1921. Vgl. die anläßlich dieses Buches verfaßte Studie des Rezensenten „Romain Rollands Schicksalsgang" in den Preußischen Jahrbüchern, Oktoberheft 1922.

ausgewählten Werken in 10 Bänden (Leipzig, Hesse und Becker Verlag) verdanken, hat es unternommen, Komödien von Lope de Vega, die bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, in zwangloser Reihenfolge, in deutscher Übersetzung herauszugeben. Bisher sind erschienen Lopes Dramatisierung des Romeo- und Julia-Stoffes *Castelvines und Monteses; Der Richter von Zalamea*, das Vorbild zu Calderons berühmter gewordenem Drama; *Die Jüdin von Toledo*, deren Übersetzung besonders auch im Interesse der Grillparzer-Forschung zu begrüßen ist, und als vierter und bisher letzter Band das historische Drama *Der Herzog von Viseo*, das nach dem Zeugnis Grillparzers ein „namhafter“ Wiener Dichter als das beste der Lopeschen Dramen bezeichnen zu dürfen glaubte. Eine sicher übertriebene Wertschätzung, die denn auch Grillparzer selbst schon nicht gelten lassen wollte. Der letzte, dem Unterzeichneten zur Besprechung vorliegende Band, enthält zunächst eine ausführliche Einleitung, welche den Leser über die dem Drama zu Grunde liegenden Ereignisse, über das Verhältnis des Dichters zu den historischen Begebenheiten und über die Romanze unterrichtet, aus der er wahrscheinlich die Anregung zu seinem Werk gezogen hat. Die dann folgende Übersetzung steht in wohltuendem Gegensatz zu den meist ungelenken Übertragungen älterer spanischer Dichtungen; sie ist nicht nur gewissenhaft und möglichst getreu, sondern auch klar und flüssig abgefaßt, so daß wir es mit einer wirklichen Nachdichtung zu tun haben, wie sie nur einem für die Erkenntnis und Wiedergabe dichterischer Werte begabten Talente gelingen konnte. Hoffentlich macht die Ungunst der Zeit dem Übersetzer und Herausgeber die Fortsetzung seines verdienstvollen Werkes nicht unmöglich.

Meisterwerke der russischen Bühne, ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Arthur Luther. 8° 437 S. Bibliographisches Institut Leipzig 1922. Preis geb. 280 M.

Die ausgezeichneten Aufführungen russischer Dramen, die in den letzten Monaten das *Moskauer Künstlerische Theater* in Wien, Berlin und anderen größeren europäischen Städten bot, haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise der dramatischen Literatur Rußlands sicher in stärkerem Maße zugewendet, und so kommt der vorliegende neue Band von *Meyers Klassiker-Ausgaben*, der fünf der bedeutendsten, für die Entwicklung des russischen Dramas bezeichnendsten Bühnenwerke in guter Übersetzung enthält, gerade in einem günstigen Augenblick. Der Herausgeber bringt nach einer knappen, aber inhaltsreichen Einleitung über die Geschichte des russischen Dramas von den Anfängen des ukrainischen geistlichen Schauspiels im 17. Jahrh. an bis zu dem modernen sozialen Sitten- und Gesellschaftsdrama der Tolstoi, Tschechow, Gorkij und Andrejew hin die folgenden fünf Dramen: A. S Gribojedow, *Verstand schafft Leiden*; A. N. Ostrowskij, *Das Gewitter* und *Schneeflöckchen;* A. F. Pisemskij, *Das bitterre Los* und Anton Tschechow, *Onkel Wanja*, indem er so einen Einblick gewährt auch in die verschiedenen Stoffgebiete des russischen Dramas, nämlich in die vornehme Gesellschaft des ersten

Viertels des 19. Jahrh. in den Kaufmanns- und Bauernstand, in die Kreise der Intelligenz gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts und in die von diesem Reich der Wirklichkeit in das poetische Gebiet des Märchens führende Welt. Hat das russische Drama uns wohl auch nicht so viel zu sagen wie der Roman, der auf das westeuropäische Denken und Fühlen wie auf die Literatur so stark eingewirkt hat, so führt es doch in eigenartig anschaulicher, stimmungsvoller Form nationales Menschenwesen vor, mit dem bekannt zu werden reizvoll und lehrreich zugleich ist. Der vorliegende Band mit seinen an das Original sich möglichst anschmiegenden, z. T. zum erstenmal gebotenen deutschen Übersetzungen ist trefflich geeignet unsere Kenntnis des dramatischen Schaffens Rußlands zu erweitern und zu vertiefen.

Wien. Walther Küchler.

Arturo Farinelli. *Dante in Spagna, Francia, Inghilterra, Germania.* (Dante e Goethe.) Torino 1922. 16. pagg. 506. Fratelli Bocca, editori.

Non era questo, per il Farinelli, un argomento nuovo, anzi egli riproduce in questo volume rifatti e con notevoli aggiunte bibliografiche alcuni degli scritti già pubblicati altrove [1]). Il volume non perde però affatto del suo interesse, anzi noi dobbiamo essere grati al Farinelli che ci ha messo in grado di aver radunata una produzione dispersa in riviste, non sempre accessibili all' estero.

Apre il volume un saggio nuovo: *Riflessi di Dante nei secoli* (pagg. 1—28), conferenza tenuta a Bellinzona il marzo 1921. Dopo avere, con una fine e robusta caratteristica di Dante condensata in poche pagine, (vedi pagg. 7—10), collocato lo spirito del poeta lontano da noi e, sulla sua interezza, irraggiungibile, umanamente grande e, nello stesso tempo, di tale grandezza che opprime quasi, non si lascia compendere, ma dà nuovi elementi di vita e si rifà e si ricrea col rifarsi ed il ricrearsi degli uomini e dello spirito umano, il Farinelli espone le vicende della fama dantesca dal Medio Evo a noi, combattuta, negata, vituperata, a volte, inconsciamente alimentata dai notai che ponevam nei loro protocolli massime dantesche, da mercanti del' 400 che avevano fra registri e prontuari la »Divina

---

[1]) Vedi gli altri suoi scritti sull' argomento: *Appunti su Dante in Ispagna nell' Età Media, nel Giornale Storico della lett. italiana.* 1905. Suppl. N. 8, pagg. 1—105. *Dante e la Francia, Dall' età media al secolo di Voltaire* Milano, Hoepli, 1908. 2 vol. *Voltaire e Dante* in *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* vol. VI. *Dante e Goethe.* Firenge Sansoni 1900. *Michelangelo e Dante* Torino. Bocca 1918. Oltre a ciò le ampie recensioni: quella al saggio di E. Sulger-Gebing, Goethe und Dante nel *Bulletino della Società dantesca italiana.* IV. S. XVI, 1—62; quella ai due volumi di Paget Toynbee, *Dante in English Literature from Chaucer to Carg,* nel Bullettino della società dantesca italiana, XVII, 1—61; quella al volume dell' Oelsner, *The influence of Dante on modern thought,* nel Giornale storico della letteratura italiana XXIX, pagg. 134—145.

Commedia« ed infine celebrata e portata al punto più alto dal romanticismo tedesco che fece di Dante il massimo poeta della poesia moderna, elevato nel nostro Risorgimento a profeta e padre della patria.

Il volume di *B. Sanviusenti*: *I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio nella lett. spagn.* Milano 1904 offrì[1]) al Farinelli occasione di scrivere, nel recensirlo, un saggio suo particolare, ch'egli riporta con ritocchi, aggiunte e correzioni in questo volume col titolo: *Dante in Ispagna nell' Età Media* (pag. 30—195). Ponendo al centro i due cultori di Dante più importanti, il Santillana e Juan de Mena il primo erudito, guerriero e saggio che alternava le pugne per il suo re collo studio e si dilettava di cogliere in Dante le sentenze morali cesellate e chiuse entro i versi del poema, il secondo, più poeta, che accoglie nel proprio spirito più vividi riflessi della creazione dantesca, il Farinelli ci fa assistere come attorno a queste due figure principali si venga affermando, dai primi accenni vaghi al poema, sino alle imitazioni ed alle traduzioni di esso, tutto l'influsso dantesco sulla letteratura spagnuola e catalana dell' eta Media.

Importante per la storia dello spirito del Farinelli è la sua lettera ad un amico di Francia: *Aroposito di Dante in Francia* (pag. 199—229). Il Farinelli dopo un periodo di attività critica rivolta con passione ed amore alla storia della fortuna di questo o di quel poeta ed alla letteratura comparata, preferì accostarsi direttamente al poeta stesso e ricercarne lo spirito, studiarne la vita intima ed il divenire di essa e darcene la caratteristica[2]). Perciò molta della sua attività d'un tempo, gli appare lontana ed oggi impossibile ad essere ripresa dopo il suo nuovo orientamento. Ma l'opera sua anche se d'indole storica non gli permise mai di perdere di vista lo spirito, così anche nei suoi due volumi *Dante in Francia*[3]) più che la pura bibliografia di un movimento letterario il Farinelli ebbe presente sempre l'intento più ampio, più vivo di darci le forme e lo sviluppo intimo di questo movimento stesso, così anche in »*La Vita è un sogno*«[4]) il Farinelli segue lo sviluppo d'un motivo che pare accompagni indissolubilmente l'umanità nel suo cammino. Ma qui, più che in »*Dante in Francia*«, la ricerca storica, la »storia« cede il posto alla critica dello spirito ed il secondo volume contiene una caratteristica di Calderon così ampia che assorbe in sè l'opera intera. »*Dante in Francia*« voleva essere per il Farinelli »una storia novella della letteratura Francese

---

[1]) Già nel Giornale Storico della Lett. ital. Suppl. N 8. 1905.

[2]) Vedi la bibliografia delle opere del Farinelli in: A. Farinelli, *L'opera d'un maestro* — Torino 1920. Anche il Croce si rivolse dopo dodici anni di attività di erudito alla filosofia ed all' estetica. Vedi sul Croce il bel volume di Giuseppe Prezzolini, *Benedetto Croce*, con bibliografia, ritratto e autografo. Napoli 1909.

[3]) Vedi nota N. 1.

[4]) *Arturo Farinelli. La vita è un sogno.* I vol. *Preludii al dramma di Calderon*, II. vol. *concezione della vita e del mondo nel Calderon. Il dramma*, Torino, Bocca 1916.

dell' Età Media al Voltaire, storia ch'egli non scriveva a sè, ma accostandola, di tappa in tappa, di sviluppo in sviluppo, allo spirito di Dante«.

Quindi ebbero torto quei critici che si limitarono a vedere in »Dante in Francia« una ricerca bibliografia, trascurando le caratteristiche che il Farinelli dava di questo e di quell' autore, non sentendo che, sotto l'erudita forma, l'opera aveva il suo centro di vita, la sua organicità e tendeva, nel limite del possibile, all' armonia.

L'amore che due donne, Cristina di Pisan e Margherita di Navarra ebbero per Dante non trovò ampii echi in Francia. Non può essere fatto rimprovero al Farinelli se dalla sua indagine la conoscenza di Dante da parte dei letterati e poeti francesi sino al Voltaire risulta mancante o se, a volte, si giunge, col Voltaire stesso, al biasimo ed alla condanna di Dante. Ciò che avvenne in Francia, avveniva anche in parte, nello stesso periodo in Italia. Il Farinelli non vuole dimostrare che esista nello spirito francese un' incapacità a comprendere Dante, tanto più che col Romanticismo e col Fauriel, l'Ozanam, il Villemain, Sainte-Beuve, il Lamennais la Francia venne a dare tanta collaborazione allo studio dell'opera dantesca. Troppo lontana dal suo spirito è qualsiasi vicinanza cogli zelantissimi doganieri che danno alla creazione dell'artista l'etichetta della nazionalità come ai prodotti dell'industria e vogliono riservare la produzione artistica agli intelletti degli uomini della nazione ov' essa nacque come se la vita dell'individuo fosse costretta ad agitarsi ed a rinserrarsi entro quei geografici confini che opprimono l'umanità[1]). Se si volle pertanto vedere altro scopo nell' opera »*Dante in Francia*« fu errore e questo dice ancora una volta con chiara sincerità il Farinelli.

Al volume del Toynbee su Dante giá aveva il Farinelli dedicata un' ampia recensione che riproduce in questo suo libro ampliata e corretta cosi ch'egli quasi scrive un saggio nuovo (pag. 233—349)[2]).

Il criterio seguito dal Toynbee nella sua opera è quello del più assoluto annientamento dell'autore di-fronte all'argomento trattato. L'antore è assente quasi, è il mezzo per cui i fatti, le date, i titoli si raggruppano senza discussione, senza esame alcuno di essi, egli ha rinunciato allo propria personalità, soffoca in sé l'anima, la caccia a-viva forza dal suo libro. Questi due volumi del Toynbee non sono una storia della fortuna di Dante in Inghilterra cosi come ce l'aveva data il Farinelli per la Francia accentrando la sua esposizione attorno ad un fulcro interiore di vita spirituale, ma sono una nuda bibliografia cosi ricca di cifre, come povera d'idee. Il Farinelli nel recensire il libro mentre da un lato ricorda al Toynbee libri, articoli, notizie, raffronti sfuggitigli, rifà dell'altro come per suo conto lo studio cosi che libro e recensione s'integrano, anzi il primo riceve della seconda quel-

---

[1]) Vedi su questo-argomento la prolusione del Farinelli: »*L'umanità di Herder e il concetto della* »*razza*« *nella vita dello spirito*« tenuta a Torino il 13—12 — 1907 e riprodotta in »*Franche Parole alla mia Nazione*«, Torino, Bocca 1919.

[2]) *Paget Toynbee. Dante in English Literatur from Chaucer to Cary* (e 1380—1844). *With Indrodution, Notes, Bibliographical Notices, chrono-*

l'anima, quella vita interiore, quel fulcro centrale che l'autore di esso volle espressamente evitare.

Chiude il volume un saggio su »*Dante in Germania*« (*Dante e Goethe*) pagg. 353—490[1]). Il Farinelli ci dà qui la storia della fortuna di Dante in Germania nelsecolo di Goethe, storia che per avere al centro un individualità cosi vasta e possente come quella goethiana assume sotto l'appassionata esposizione del nostro critico viva drammaticità.

Diversi e lontani i mondi dei due poeti, non è possibile congiungerli[2]). Mentre Goethe invecchiava e dava l'ultimo tocco al suo Faust, la conoscenza di Dante aveva raggiunnto, dopo la scoperta dei romantici, il suo massimo sviluppo in Germania. Ma Goethe resta fermo a se stesso e della Dirina commedia poco conosce oltre l' Inferno la cui plasticità l'attira più dell' idillica aura del Purgatorio e della mistica fiamna che arde nel Paradiso. Le sorti dell'uomo dantesco si compiono fra la terra ed il cielo dove la purificazione suprema suggella la vita terrena ed inizia quell' eterna, l'uomo goethiano completa la parabola della sua esistenza sulla terra e porta un sè l' al di qua e l'·al di là; per lui il mondo fuori del riconoscibile è chiuso ed inesistente. A Dante sarebbe stato impossibile e parso assurdo l'assorbimento del mondo ultra terreno in quello terreno e lo spostarsi di dio dal cielo lontanissimo al singolo individuo, legge al singolo e secondo le leggi del singolo. Questa modernità è base dello spirito di Goethe. Separati nella concezione del mondo, hanno i due somni poeti punti di contatto nella loro comune capacità di ritrarre netti, chiari, spiccati le cose e glioggetti palpabili, nella loro concretezza, nella loro scultoria forma poetica.

La varia, diversa ricerca che il Farinelli ha compiuto in questo volume ed ha corredato di copiosissime, ricchissime note bibliografiche non è certamente una ricerca esterna, una cronologica esposizione di nomi, di citazioni, di cose, di fatti.

Dal materiale, grave e pesante il critico solleva man mano la fronte. La visione gli si allarga intorno, prende forma concreta e reale. I fantasmi vivono. Come ogni altro libro del Farinelli anche questo è vissuta esperienza e noi vi sentiamo vivo ed operante il tormentato suo spirito di critico e di poeta.

Bonn. GIOVANNI VITTORIO AMORETTI.

---

logical List, and General Index, London 1909, 7 v. La recensione è in: Bollettino della Società Dantesca italiana, N. S vol. XVII, pp. l. e segg.

Al Vossler ed al Toynbee è dedicato questo volume del Farinelli.

[1]) Riporta ampliata e corretta la recensione al volume di *Emil Sulger Gebing*: *Goethe und Dante* . . . . Berlin 1907. Vedi nota iniziale. Vedi anche la conferenza del *Farinelli*: *Dante e Goethe*. Firenze 1900.

[2]) Vedi, oltre ai confronti ricordati dal *Farinelli* specialmente a pag. 353—370, anche *F. Gundolf*, Goethe. Berlin. 1917. pag. 23 e segg.

G. Weigand, *Spanische Grammatik für Lateinschulen, Universitätskurse und zum Selbstunterricht.* Halle, M. Niemeyer, 1922. 8°. XI, 212 S.

Der Zweck der spanischen Grammatik von Weigand wird durch den Titel hinreichend gekennzeichnet. Ihr Studium setzt eine gediegene sprachliche Schulung voraus und dürfte sich in erster Linie für Universitätskurse, in denen ein sachkundiger Lehrer Ergänzungen und nähere Erklärungen bietet, eignen. Darüber, wie weit sie für den Schulunterricht in Betracht kommt, möchte ich nicht urteilen; sie scheint mir aber selbst für weit fortgeschrittene Schüler höherer Lehranstalten zu schwer. Und auch der Autodidakt wird viel Kraft aufbringen müssen, um den Anforderungen, die Weigand an seine Aufnahmefähigkeit stellt, gerecht zu werden. Das Werk, das solide gearbeitet ist und, wie der Verfasser ausdrücklich und mit vollem Recht bemerkt, keine Kompilation aus andern Grammatiken darstellt, vielmehr — das wird der Kritiker gern anerkennen — selbständig aufgebaut ist, setzt sich aus einem sog. praktischen und einem systematischen Teil zusammen. An die Darlegung bzw. Erklärung der einzelnen grammatischen Erscheinungen schließen sich jeweils Übungssätze, später auch zusammenhängende Textproben an. Jene sind bis auf die ersten Schulbeispiele modernen spanischen Autoren entnommen. Den dritten Hauptteil des Buches bildet eine Erzählung von A. de Trueba (ohne Kommentar), den vierten schließlich ein spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterverzeichnis. Die Vorzüge der Grammatik von G. Weigand sehe ich in der erwähnten Auswertung der modernen Autoren und vor allem in der erfreulich umfassenden Berücksichtigung der Syntax. Ihr gegenüber tritt die Formenlehre, wenigstens äußerlich, stark zurück; sie wird in der Tat ein in sprachlichen Dingen geschulter Benutzer rasch durch fleißige Lektüre beherrschen lernen. Kurz und klar werden die Haupterscheinungen der spanischen Grammatik und insbesondere die Eigenheiten der spanischen Syntax vorgetragen. Die zusammenfassende Darstellung der Aktionsarten, die ja so charakteristisch für das Spanische sind, ist in diesem Rahmen besonders erfreulich. Auch die Umgangssprache kommt dann und wann zu ihrem Recht. Zu weit geht allerdings der Verfasser, wenn er § 52 den Ersatz des sonst üblichen Verbum finitum des Hauptsatzes in erzählender Rede durch den Infinitiv, einen gewiß seltenen und von Anfängern nicht nachzuahmenden Fall, zur Sprache bringt; hingegen läßt er den weitaus häufigeren Gebrauch des Infinitivs im Ausruf in diesem Zusammenhang unerwähnt. Ebenso bedürfen eine Reihe syntaktischer Erscheinungen der gewöhnlichen Rede der Erwähnung, die gleich in einem der ersten zusammenhängenden Texte (aus den sytaktisch besonders interessanten, aber für Anfänger doch relativ schwierigen Cuentos populares von A. de Trueba) begegnen, ohne vorher erklärt zu sein: S. 79 «por cierto que tuve un parto atroz», ebendort «pero así y todo me gusta Vd.», wo auf den häufigen Gebrauch des . . *y todo* in verschiedenen Kombinationen und verwandte Erscheinungen hinzuweisen wäre (vgl. Castro und Gili in Rev. de fil. esp. III, 285—289; Rez. in Rev. de fil. esp. VIII,

320—321 und zuletzt Spitzer in Neuph. Mitteilungen 1921) und schließlich der in gewöhnlicher Rede überaus häufige Gebrauch von *si* in Fällen wie «¡Ande V., burlón! Si tendrá V. ciento que le gusten más que yo . . .» (vgl. Rez. in Rev. de fil. esp. VIII, 315). In diesen Zusammenhang wäre das § 161 Abs. 1 Ende erwähnte Beispiel zu stellen «¿Como te acudió ese mal pensamiento? Si no sabré decirle», das W. irrtümlich mit „da ich es ihnen aber nicht sagen kann" übersetzt. Andere Beispiele dieser Art stehen in dem Text S. 84—85. Solche unerklärten Erscheinungen dürften das Studium des Buches besonders erschweren.

Wünschenswert scheint mir § 82 eine nähere Ausführung über die Syntax des Numerus: z.B. den Gebrauch des Plurals bei Mengebezeichnungen wie aguas, nieves, carnes (ein typisches Beispiel folgt gleich darauf im Text S. 90), oder bei casas, palacios, puertas, den Gebrauch des Singulars in Fällen wie hay quien dice, todo el que . . (erwähnt S. 115): «Cuánta palabra de amor, cuánta lágrima, cuánto afán, cuánto suspiro disipados para siempre» (Palacio Valdés, Hermana S. Sulpicio); «¡Ay que bonito! Cuánto torero!» (Benavente); «¡Mucho hereje, mucho, paez que hay por ese mundo!» (Pereda, Tipos y Paisajes), auch «Hombre conozco que se pasa la vida patullando en el charco de la política . .» (Pardo Bazán), entsprechend «Escritor hay, en efecto, que se prepara a su tarea mediante el ejercicio de leerse en alta voz textos de neustros antiguos y clásicos autores» (Unamuno, Ensayos), usw., alle in pluralem Sinn; ebenso scheint mir ein Hinweis auf die Verwendung des Substantivs als Ausdruck der Merkmalsbezeichnung erforderlich, was übrigens schon durch die Erwähnung von más diablo (S. 103, nicht: „ein größerer Teufel" wie W. übersetzt, sondern „teuflischer") sowie die „Umschreibung des Adjektivs" (S. 100) nahegelegt wird; ich weise nur auf einige Fälle hin: edición príncipe, lengua madre, tierra virgen, un amigo modelo, el público no pueblo (Unamuno); «Oh siglo perro y desquiciado, ladrón y materialista, que ves mi afán y no te conmueves ni te abochornas» (Pereda, Tipos y Paisajes) (hier in attributiver Verwendung, wie denn überhaupt der ungemein mannigfaltige Ausdruck der Merkmalsbestimmung eine zusammenfassende Darstellung verdient), dann auch in prädikativer Verwendung, sowohl in Formen der Steigerung (Weigand S. 103) als auch im Vergleich wie überhaupt ganz allgemein prädikativ. Schließlich möchte ich anheimstellen, etwas näher auf die Eigenheit des Spanischen einzugehen, daß (wie z. B. im Englischen) ganze Sätze die Funktion eines nominalen Satzgliedes übernehmen; kurz wird darauf § 154 hingewiesen, wo allerdings verschiedene Erscheinungen vermengt werden. Ich erwähne kurz einige charakteristische Beispiele: «escarnece como la mayor ridiculez el || que una mujer se atreva a emitir opinión sobre un negocio político» (Pardo Bazán), «y el asesino va hoy a || que le pongan la cadena en su patria (Ruben Darío = a la carcel), «el papá se oponía a || que volviese a la barraca» (Blasco Ibañez); «tratando ayer en la mesa de este punto grave, de || si convenía o no escribirle» (Pérez Galdos); «trato de alentar a los jóvenes a || que . . no pierdan el tiempo en || si tal o cual voz es o no genuina» (Unamuno), usw.

Syntaktische Einzelheiten: S. 72, § 68, 3. Die Erklärung, die der Verfasser für das Futurum (wozu dann auch die § 74, 1 erwähnte Verwendung des condicional zu stellen ist) als Ausdruck der Wahrscheinlichkeit gibt, ist nicht zutreffend. Vgl. schon Tobler, V. B. II², 150; Haas, Französische Syntax S. 400—401 bez. des Französischen und Deutschbein, System der neuenglischen Syntax, S. 119 bez. der entsprechenden englischen Erscheinung. — § 70, S. 72 bedarf wohl einer Erweiterung und Vertiefung. Die Verwendung des Imperfektums in Fällen wie «¿ Los quieres ?» (er zögert). «Yo te los daba ahora y tu después me los volvias» wo nach W. das Imperfektum das Futurum, vielleicht besser das Konditional vertritt ist nicht gerade „überraschend". Die Verwendung des Imperfekts für „logisch" zu erwartende andere Zeiten (für das Präsens zum Ausdruck der Höflichkeit, für das Konditional in vollständigen oder unvollständigen hypothetischen Gefügen) ist ja schon alt (vgl. u. a. Weigert, Untersuchungen zur spanischen Syntax. Berlin 1907 S. 35ff.; Spitzer, Z. R. Ph. XXXV, 197ff., Hanssen, Gramática histórica §§ 574, 592) und heute in der Umgangssprache ganz besonders beliebt. Der Ersatz des (literarischen) Konditional durch das Imperfektum ist heute in der Umgangssprache Madrids und der Provinzen außerordentlich häufig. Die Erscheinung bedarf deshalb in den Grammatiken der Erwähnung. Aus den Provinzen Zamora und León nenne ich beispielsweise: «no puede estudiar, es débil, se moría», «aunque me pagaba dos pesetas, no se lo daba», «esto cualquiera lo hacía» (= haría); asturisch «yo de güena (= buena) gana me diba (= iría)»; «¿ y que conseguíamos con todo eso ? (= conseguiríamos)», usw. Und einen entsprechenden Gebrauch finden wir nicht selten bei Pardo Bazán, Benavente, Pio Baroja, den Quinteros usw.: «la hipótesis de la muerte natural no la asustaba; pero la espantaba imaginar solamente que volvía (= volvería) su marido (Pardo Bazán); «lo que podíamos hacer — indicó el cura — es comer aquí» (Pio Baroja); «No creo que en el cielo nadie pueda tener disgustos; no valia la pena de estar en el cielo (Benavente). ¿Qué quieres ? — Yo quería hablá con usté de una cosa» (Quintero; hier Ausdruck der Höflichkeit, fast allgemein gebräuchlich). In diesen Rahmen, der hier nur kurz angedeutet werden sollte, wären die von W. genannten Beispiele zu stellen.

In der Erzählung S. 90—91 sollten *que* in «¡ Que chillo!» „ich schreie" und das *si* in «¡caramba si lo es!» erklärt werden, wie überhaupt eine Beigabe erklärender Noten zu schwierigen Texten (ganz besonders zu der kommentarlos gegebenen Erzählung von A. de Trueba, S. 145—177) vielen Lesern die Arbeit erleichtern dürfte.

§ 87, S. 91. Es heißt el vino de Italia ebenso wie la situación de Italia (nicht . . de la Italia), aber la situación de la Italia septentrional.

§ 127, S. 111. el mismo criado auch: selbst der Diener.

§ 121, S. 110. Zu «Yo me las arreglaré después» können noch Beispiele gestellt werden wie salir von la suya, allí fué ella, usw.

§ 132, S. 117 sollte auf die sparsame Anwendung der Adverbien der Art und Weise nach dem Typus adj. + — mente und auf die

sich heute stark bemerkbar machende Tendenz, das Verb auf andere Art zu qualifizieren (Präp. + Subst. usw.) aufmerksam gemacht werden.

§ 135. Zur attributiven Verwendung von *así* (un hombre así) vgl. el entonces rey, la casi totalidad de las delegaciones, una pensión bien, usw.

§ 44. Lástima que traiga V. una vida tan peligrosa. (Potentialis)?

§ 115. S. 108 setze cada tres días statt cada tercer día.

§ 139, S. 121. Eran aquellos ojos profundos, con mucha niña (mit viel Pupille!).

§ 148, S. 126. Für „zeitlich" para la tarde fehlt ein Beispiel: para la tarde esperamos la venida de . . ., rein zeitlich ist por la tarde.

Nicht den gleichen Beifall wie den Hauptteilen der Grammatik kann ich der Einleitung zollen. Insbesondere weist das Kapitel über die Aussprache einige Bemerkungen auf, die Widerspruch herausfordern. Es ist nicht angezeigt, dem Ausländer zu raten an Stelle des spanischen palatalen Laterals in *hallar*, *llave* usw. einfach den homorganen Reibelaut zu sprechen (S. 3); ebenso scheint es mir etwas gewagt, den doch so einfach aussprechbaren interdentalen stimmlosen Reibelaut (hacer, cera) einfach durch s zu ersetzen, um so mehr als der Deutsche damit die Anwendung eines Lautes nur noch vermehren würde, den er richtig spanisch wiederzugeben ohnedies Schwierigkeiten hat. Auf andere Irrtümer gehe ich nicht ein, da sie der Verfasser an der Hand der deutschen Bearbeitung des Handbuchs der spanischen Aussprache von T. Navarro Tomás (Leipzig, Teubner, 1923) in einer Neuauflage seines Buches selbst berichtigen kann.

Bemerkungen zu dem Abriß der historischen Laut- und Formenlehre (S. 9—22): § 1 die Herleitung *hecho* < factu ist nicht gelungen (vgl. meine *Wsp. Mdten.*, § 313). — Man kann nicht eigentlich von einer Übertragung des ó der 3. sg. des Perf. der I. Konj. auf die entsprechende Form der übrigen Konjugationen sprechen; höchstens hat eine Angleichung bzw. des Druckakzents stattgefunden. — Die § 3 II gegebene Erklärung für das Ausbleiben der Diphtongierung in Fällen wie soberbia ist nicht richtig. materia wird über madeira zu madera — § 17. Warum trägt *hoz* ein Fragezeichen? Das Wort gehört auch gar nicht unter die Beispiele f vor *ue*. — § 18. Ochsenpaar nicht yunto, sondern yunta. — § 24 nicht genista, sondern genesta > *hiniesta*. — § 26, 27 vgl. zu § 1.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine große Anzahl von Druckfehlern störend wirken und z. T. bei Anfängern Unheil anrichten werden. U. a. müßten die Akzente, z. B. in der Endung -ón, bei Gleitwörtern usw. durchgeführt werden. Ich notiere nur einige wenige: S. 37 comprenderá, nicht comprendrá, ebendort escribe, nicht scribe; S. 41, 45. seguidillas, nicht seguidillos; S. 45. plazca statt plazea; S. 53. ningun statt nungun; S. 57. Déjele, déjale (und so oft); me hice, statt mi hize; S. 64, § 58 sois statt seis, 5. pl. von soy; S. 86 las Cortes „das Parlament" statt las cortes; S. 91 la Suiza statt la Suiza; el vino de Italia statt el vino d'Italia; veinticinco statt veinte cinco; S. 94. tu eres loco statt

tu es loco; S. 99 alemán, catalán, sajón; S. 106 veintiuna pesetas statt veinte y uno pesetas; S. 107. página statt pagina; capítulo statt capitolo; lección statt leccion; de Mayo statt dc Maio; febrero statt fevrero; S. 123 algunos días statt algunas días; S. 124. los fresnos statt los fresnes; en contra suya statt in contra suya; S. 125 amor a la patria statt al patria; S. 126 „zeitlich": para la tarde; nicht por la tarde?

LEIFFHOLDT, F., *Praktischer Lehrgang der spanischen Sprache.* Zur Einführung in die Handelskorrespondenz. Für Handelsschulen und zum Selbstunterricht. 2. Aufl. Leipzig, Aug. Neumanns Verlag (Fr. Lucas), 1922. X, 230 S.

Die Aufgabe, in das Handelsspanische einzuführen, löst der Verfasser in recht geschickter Weise. In den 230 Seiten des Büchleins steckt ein reiches Übungsmaterial. Die Haupterscheinungen der spanischen Grammatik werden systematisch kapitelweise behandelt; dazu sind jeweils Textproben (Handelsbriefe, Geschäftsanzeigen, Einzelsätze) gestellt. So ergibt sich ein guter Ausgleich zwischen grammatischer Schulung und Vervollkommnung in der Handelsterminologie. Man vermißt in dem Buche Aufsätze wirtschaftlichen Inhalts. Der phonetische Teil ist, wie gewöhnlich in solchen Büchern, unzulänglich. Sätze wie: ¿cúya es esa casa? (S. 28) sollten nicht gelehrt werden; ebensowenig soy llamado „ich werde gerufen"; hier sollte gleich das gewöhnliche me llaman oder ähnlich gesetzt werden. S. 36 steht Imperativ temed, temid; seit wann temid? S. 39 Imperativ habe! habed! sollte gar nicht erwähnt werden; das Gewöhnliche ist doch; ten!; tened!, jene Formen führen nur irre. S. 52 he visto todo ist nicht spanisch; setze lo he visto todo. Ebendort Druckfehler: lies toda la noche, S. 28 l. Z. viento. Die eine oder andere „Regel" wünscht der Philologe anders gefaßt. Alles in allem aber ein nützliches Buch, das seinen Zweck voll erfüllen wird.

Hamburg. F. KRÜGER.

ARTHUR SCHURIG, *Francisco Pizarro, der Eroberer von Perú.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Carl Reißner, Dresden 1922.

Der Umstand, daß Deutschland sich gegenwärtig in seinem Außenhandel wesentlich auf Spanien und mehr noch auf das spanische Amerika beschränkt sieht, hat wenigstens ein Gutes mit sich gebracht: daß man sich jenen Ländern endlich auch innerlich zu nähern sucht. Es ist, wie gesagt, nicht zu früh. Solange der Europäer bei Namen und Ereignissen, die das Herz jedes Südamerikaners höher schlagen lassen, stumm und teilnahmslos bleibt, kann der Einheimische in ihm auch nur den Ausbeuter erblicken, der er bisher in den meisten Fällen gewesen ist — was dieFremden in jene unglücklichen Länder geführt hat, ist heute wie zu Pizarros Tagen das Gold, und der gesittete commis voyageur der rechte Nachkomme jener rauhbeinigen Abenteurer. Und doch hätte man drüben zum mindesten wertvolle Anregungen auch für das eigene Geistesleben finden können: Arthur

Schurig darf in der Vorrede zu seinem Buch über Pizarro darauf hinweisen, daß seine Darstellung der „Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez" nicht weniger als drei Dichtungen gezeitigt hat: Gerhart Hauptmanns „Weißen Heiland", Eduard Stuckens „Weiße Götter" und Klabunds „Montezuma".

Wenn jenes frühere Gegenstück die Vorzüge des vorliegenden Werkes teilt, so wird man seinen Eindruck auf empfängliche Leser leicht begreifen. Der Verfasser ist wirklich bei der Sache. Überall sucht er aus den alten Quellen eine lebendige Vorstellung zu gewinnen und seinen Lesern mitzuteilen, und zahlreiche Zwischenbemerkungen bezeugen seine innere Anteilnahme. Von seinem ersten geschichtlichen Auftreten als Teilnehmer an der Expedition Hojedas bis zu seinem gewaltsamen Ende und noch darüber hinaus dürfen wir das Wirken seines Helden verfolgen, wir begleiten ihn auf den fruchtlosen beiden ersten Fahrten nach dem fabelhaften Goldlande und werden Zeugen seines heroischen Entschlusses, gegen den Befehl des Statthalters mit den Dreizehn auf jener weltabgelegenen Insel zurückzubleiben, um so das Geschick zu zwingen. Wir empfinden mit dem Verfasser, daß es nur der unbeugsame Wille des einen Mannes war, der endlich das ungeheure Reich zertrümmerte, desselben Mannes, der dann auf jenen Trümmern noch selbst ein neues Reich aus unserem Geist aufzurichten unternahm. Daß sich das Buch wie ein Roman liest, ist fast selbstverständlich und nicht nur das Verdienst des Verfassers, sie ist mehr als ein Roman, es ist ein Heldenlied, dem wie Ercillas „Araucana" die hohe Form des Epos wohl anstehen würde. Wenn sich also am Ende ein Bedauern regt, so ist es das, daß der Verfasser nicht noch mehr von seinem Gegenstand zu singen und zu sagen weiß, ein Bedenken, das sich nicht sowohl gegen ihn und sein Werk richtet, denn als Hinweis darauf gelten möchte, daß es auf diesem Felde noch viel zu holen und nachzuholen gibt. Wie Schurig im Titel angibt, hat er „nach den alten (im Vorwort näher aufgeführten) Quellen" erzählt, und dazu muß grundsätzlich bemerkt werden, daß zwar eine unveränderte Wiedergabe der alten Berichte stets ihren Reiz und Wert behalten wird, daß es aber zum mindesten bedenklich erscheint, bei einer Verarbeitung verschiedener Quellen, die eben bereits eine Kritik in sich schließt, die Ergebnisse der neueren Forschung ganz außer acht zu lassen. Es muß befremden, wenn ein Autor von Fragen, über die viel und vielleicht zu viel Tinte geflossen ist, nun gar keine Notiz nimmt, wenn z. B. gleich auf den ersten Seiten behauptet wird, Pizarro habe weder lesen noch schreiben können, ja, „es werde berichtet", er habe an Stelle der Unterschrift zeitlebens nur einen „selbstbewußten Schnörkel" unter die diversen Dokumente gesetzt. Das eine heißt zuviel und das andere zu wenig gesagt. Pizarro konnte lesen, was, an sich wahrscheinlich, durch die Zeugnisse seiner ersten Sekretäre Pedro Sanchez und Francisco de Jerez bestätigt wird, und was die angeblich fraglichen Schnörkel angeht, so sind sowohl in Sevilla wie in Lima genügend Dokumente vorhanden, auf denen man besagte Schnörkel (es sind jeweils zwei) betrachten kann, zwischen die der Schreiber dann ein „Franx.[o] Piçarro" oder seltener „El marqués" gesetzt hat. Schwerer als ein

solcher an sich vielleicht belangloser Irrtum muß etwa die Angabe wiegen, Atahualpa sei von drei Richtern einstimmig zum Tode verurteilt worden, während unter allen Eroberern nur elf gegen das Urteil protestiert hätten. Diese Elf gehörten in Wirklichkeit schon zum Richterkollegium, das nicht aus drei sondern aus 24 Personen bestand, so daß man den Inka also mit einer Mehrheit von nur einer Stimme verurteilt hat, und wenn dieser Umstand auch das ganze Verfahren juristisch noch weniger haltbar macht, so läßt es doch andererseits das Gerechtigkeitsgefühl der Konquistadoren immerhin in etwas besserem Lichte erscheinen. Diese beliebig herausgegriffenen Beispiele sollen, wie angedeutet, das verdienstvolle Werk nicht im Einzelnen kritisieren, sondern nur unsere Erwägungen im Hinblick auf künftige Arbeiten geleiten, und so möchten wir uns im gleichen grundsätzlichen Sinne dagegen verwahren, daß Schurig u. a. die weltgeschichtlichen Worte Pizarros auf der Hahneninsel einigermaßen frei übersetzt, so frei jedenfalls, daß ihr Sinn wenn auch nur um eine Nuance entstellt wird — Worte, die Unamuno in seinem geistvollen Werk „En torno al casticismo" gleichzeitig als besonders bezeichnend für den spanischen Geist anführt. Es dürfte sich, um von vornherein Ungenauigkeiten und Mißverständnisse zu vermeiden, vielleicht überhaupt empfehlen, ein derartiges Werk vor der Veröffentlichung von einem des Spanischen durchaus Kundigen durchsehen zu lassen und auch für die indianischen Worte und Namen gelegentlich noch ein Wörterbuch (etwa das Middendorffsche) zu Rate zu ziehen. Wir wollen nur der Kuriosität halber erwähnen, daß beispielsweise Kuzko (ketschua etwa Choszcho) nicht „die heilige Stadt", sondern „Nabel" heißt (sc. der Welt), also dasselbe, was auch das griechische Delphi bedeuten soll. Man mag schließlich auch bedauern, daß von den beiden beigefügten Bildnissen höchstwahrscheinlich keines den wirklichen Pizarro wiedergibt, denn als das einzige Porträt muß doch wohl das in der Nationalbibliothek zu Lima befindliche gelten, das zwar auch erst 30 Jahre nach seinem Tode aber von einem Zeitgenossen des Eroberers gemalt wurde und zu einer Zeit, da noch genügend Leute am Leben waren, die den Künstler hätten berichtigen können; das Bild, das denn auch von dem konventionellen Konquistadorentypus erheblich abweicht, ist eben das, dem auch Prescott in seinem bekannten Werk den Vorzug gibt. Wenn wir indessen am Ende noch eine Bitte an den Verfasser persönlich richten dürfen, so kann es nur die sein, daß er uns nach den Erzählungen von Cortez und Pizarro noch eine Monographie des dritten großen spanischen Amerikaners bescheren möge, eine Geschichte des Befreiers Bolivar, des größten Zeitgenossen, den der große Napoleon gehabt hat.

Würzburg. H. PETRICONI.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Band XXX Januar-Februar 1922 Heft 1/2

Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1922

Die Neueren Sprachen erscheinen in 5 Doppelheften in einem Gesamtumfange von etwa 33 Druckbogen zum Preise von M. 60,— für den Band. Preis für Mitarbeiter M. 45,—. Die früheren Jahrgänge kosten, soweit diese noch erhältlich sind, M. 40,—.

Diese Preise gelten nur für das Inland, Deutsch-Österreich, Finnland, Polen, südslaw. Staaten, Tschecho-Slowakei, Bulgarien, Rumänien, Türkei, Rußland und Ungarn. **Nach dem übrigen Ausland** erfolgt Lieferung nur in Auslandswährung, und zwar beträgt der Bezugspreis nach Belgien und Luxemburg 30 Fr., Dänemark 12 Kr., England und Kolonien 12 sh., Frankreich 30 Fr., Griechenland 48 Drachmen, Holland 7 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 8 Yen, Norwegen 15 Kr., Schweden 10 Kr., Schweiz 12,50 Fr., Spanien 14 Pesos, Nordamerika und Mexiko 3 Doll., Südamerika nach jeweiliger Festsetzung.

Neben der Zeitschrift sind von jetzt an auch *„Beihefte"* geplant. Diese in Buchform abgeschlossenen größeren Arbeiten werden allen Abonnenten der Neueren Sprachen zu einem um 20% ermäßigten Preise geliefert. Als 1. Beiheft soll erscheinen: „Sprachwissenschaft und Zeitgeist" von Privatdozent Dr. Schürr in Freiburg.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Würzburg, Schellingstraße 13, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein. Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger direkt an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Würzburg, Schellingstr. 13, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite.

ANZEIGER.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.



Band XXX November-Dezember 1922 Heft 9/10

Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1922

Die Neueren Sprachen **erscheinen von 1923 an voraussichtlich in 4 Vierteljahrsheften. Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung. Die früheren Jahrgänge werden, soweit diese noch erhältlich sind, von Fall zu Fall berechnet.**

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Wien XIII, Lainzerstraße 49, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein. Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

***Bücher* aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Wien XIII, Lainzerstraße 49, senden.**

Inhalt.

Neueste Urteile über Prof. E. Hausknechts Lehrbücher
The English Student und The English Scholar.

Die guten Unterrichtserfolge, welche mit den beiden Lehrbüchern bei der vom Verfasser angedeuteten Lehrmethode erzielt werden, beruhen vor allem auf der mit seltener Umsicht und bewundernswertem Geschick ausgebauten *engsten* Beziehung zwischen dem gebotenen Sprachstoff, seiner grammatischen Ausbeute und der mündlichen und schriftlichen Verarbeitung des Stoffes durch mannigfache Übungen in der Sprache und durch die später einsetzenden Übersetzungsübungen. Wenn hierdurch schon ein sicheres Ergebnis der Lehrarbeit gewährleistet ist, so wird der Erfolg doch noch wesentlich gesteigert durch das *lebhafte Interesse*, welches die Schüler dem zu Herzen gehenden Inhalte des dem englischen Schulleben entnommenen Sprachstoffes, sowie der sich daran anschließenden *Compositions* entgegenbringen. Ich habe während meiner langen Lehrtätigkeit oft nach dem *English Student* den Anfangsunterricht in der Untersekunda unserer Reformabteilung erteilt und dabei immer wieder das Vergnügen gehabt festzustellen, dass auch die sprödesten und weniger begabten Schüler die gestellten Aufgaben (darunter wörtliches Auswendiglernen der *Dialogues* zum Anschreiben an die Wandtafel) gerne, gewissenhaft und erfolgreich leisten. Alle beteiligen sich bald lebhaft an der englischen Unterhaltung; einzelne erzählen sogar aus sich selbst heraus bei Gelegenheit etwas in englischer Sprache von ihren häuslichen Erlebnissen z. B. vom Onkel, der aus Amerika zu Besuch gekommen ist. Es entwickelt sich immer rasch eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft für das Englische, und in den Zeugnissen der Untersekunda ist eine negative Note im Englischen eine Seltenheit. Der Unterricht in den Sekunden nach dem vortrefflichen *English Student*, der Schülern und Lehrern eines der liebsten Lehrbücher ist, und seine Verwendung in den Primen als Grundlage für Wiederholungen haben unsere Zöglinge stets zu einem verhältnismäßig günstigen Ergebnis der Reifeprüfung geführt. Die gleichen Erfahrungen werden mit dem *English Student* in unserer Realabteilung bezw. in der Abschlußprüfung gemacht.

Oktober 1922. *Dr. Philipp Roßmann*, Oberstudienrat
am Reform-Realgymnasium mit Realschule zu Wiesbaden

Den *English Student* halte ich wegen seiner innigen Vertrautheit mit der englischen Sprache und der angelsächsischen Kultur, wegen seiner großzügigen, pädagogisch meisterhaften Anlage, wegen seines höchst anregenden und vielseitigen Materials für *das lebendigste, beste englische Lehrbuch*. Ich habe mit meinen Schülern seit mehreren Jahren mit grosser, beiderseitiger Lust nach diesem vorzüglichen Buche gearbeitet.

Nürnberg (städt. Handelsschule), 7. IX. 22. *Dr. Raab.*

Wenn ein sprachliches Lehrbuch seinen Zweck für die Schule wirklich erfüllen will, so muß der Schüler gern aus ihm lernen und der Lehrer gern nach ihm unterrichten. Diesen Doppelzweck erfüllt Hausknechts englisches Lehrbuch in vollem Masse. Der Jungen Augen leuchten auf, wenn ein neuer Dialog begonnen wird. Erfährt er dann doch wieder etwas, was seinem Ideenkreis entspricht, was ihn darum reizt, es ganz zu erfassen. Und so erweitert er seine englischen Kenntnisse bei freudiger Arbeit. Die an die Dialoge sich anschließenden Übungen, die durch Zusammenfassung, Wiederholung, Selbsterarbeiten das idiomatische Englisch des Lesestoffes zum festen Eigentum des Schülers werden lassen, entsprechen allen neuzeitlichen Forderungen der Spracherlernung. Durch die Mannigfaltigkeit des Einübungsstoffes wird dem Lehrer viel Zeit und Mühe erspart. Seine Bewegungsfreiheit wird bei der Reichhaltigkeit der dargebotenen Möglichkeiten, Wortschatz und grammat. Erscheinungen dem Schüler einzuprägen, in keiner Weise eingeengt. Die den neuen Ausgaben hinzugefügten Übungsstücke zu den Grammar Lessons der Sketches werden auch den Wünschen der Lehrer gerecht, die zum Zwecke einer aktiven Verwertung von Grammatik und Wortschatz, die Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische nicht missen wollen. Vielseitig ist das Buch und doch so praktisch einheitlich in seinem ganzen Aufbau.

Naumburg a. d. S., 27. VIII. 22 *Prof. Dr. A. Burckhardt*,
Studienrat a. d. Staatl. Bildungsanstalt.



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.




Stanford University Libraries
3 6105 014 094 689

